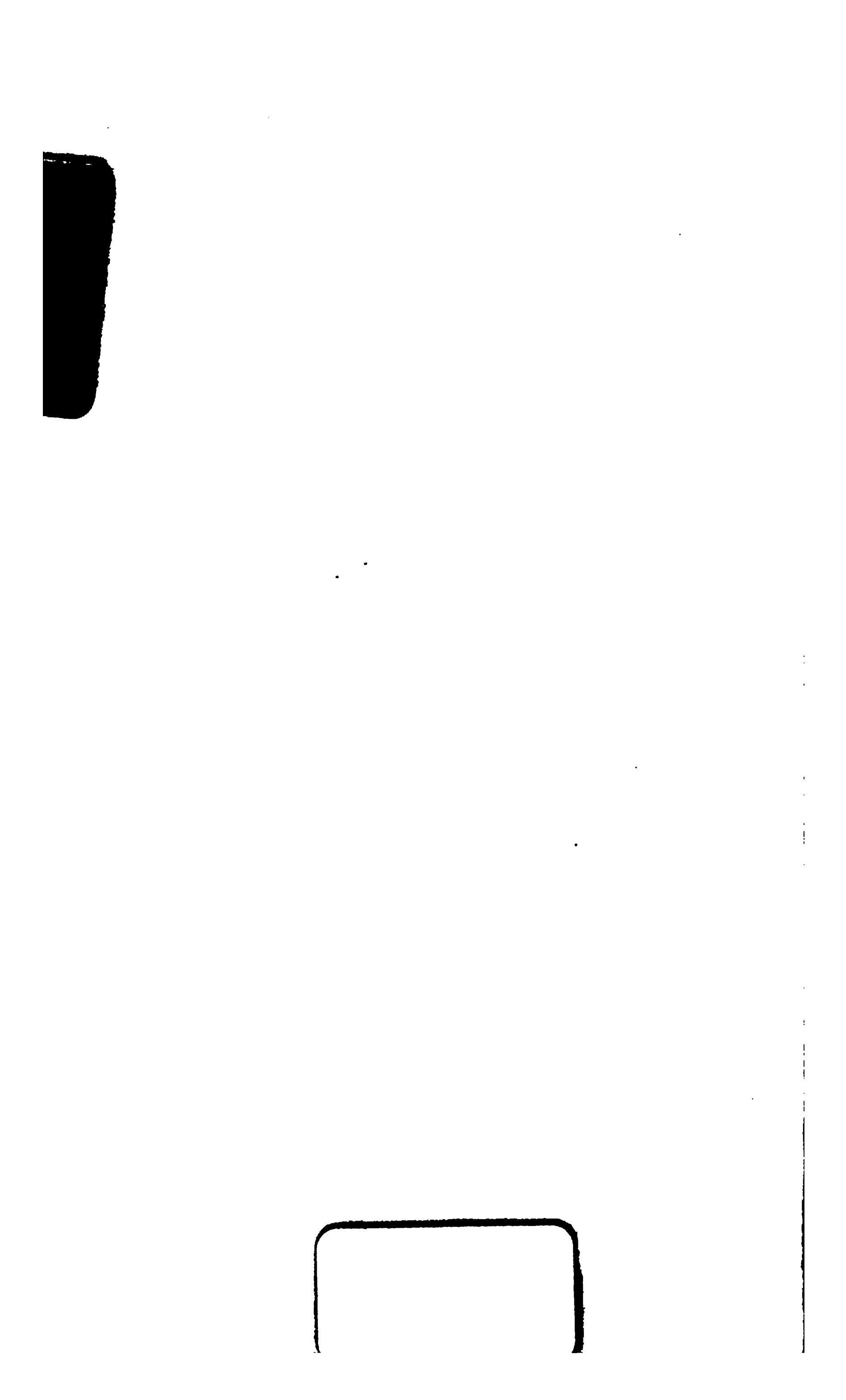




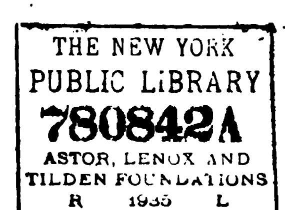
Jahrbücher der Literatur.

Hundert ein und zwanzigster Band.

1848.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.



Inhalt des hundert ein und zwanzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXXI.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1848.

Art. 1. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Vier Theile. Berlin. Verlag von Veit und Comp. 1847.

Wollte man bei den Briefwechseln unserer großen Schriftsteller, die einander in neuerer Zeit in rascher Folge in dem Interesse des Lesepublikums ablösen, nur auf die Form solcher Veröffentlichungen sehen, so müßte man sie für den allerschlechtesten Lesestoff erklären. Es kann kaum etwas Dissoluteres und deßhalb Zerstreuenderes, von ernster Festhaltung eines bestimmten Gedankenganges mehr Entwöhnendes geben, als dieses Vorüberschweben von allerlei Reflexionen über allerlei Dinge und Personen — und uns in der Anschauung der Zustände und Lebenssphären bedeutender Menschen zu wiegen, taugt für uns andere, die wir dieß nicht sind, auch nicht zum besten. Nichts destoweniger besitzen wir in diesen Sammlungen eine Bildungsquelle, wie sie keiner früheren Zeit zu Gebote gestanden hat, und deren Einfluß der Geschichtschreiber späterer Jahrhunderte hoffentlich anzumerken Gelegenheit finden wird. Ich rede hier nicht von den objectiven Vortheilen, die sie gewähren, indem sie nicht nur eine so sehr ins Einzelne gehende Begründung gewisser Begebenheiten gestatten, eine so gründliche Einsicht in die Entstehung bedeutender Geisteswerke eröffnen, wie sie sonst kaum irgendwo dargeboten wird, sondern auch für psychologische Beobachtung den reichsten und ächtesten Stoff liefern — denn diese Vortheile gewähren andere Veröffentlichungen bloß vielleicht nicht in so hohem Grade. Was jenen Briefwechseln eigenthümlich bleibt, ist der Einfluß, den sie auf die sittliche Ausbildung des Subjects gewinnen müssen. Reifseyn ist Alles, sagt König Lear. Wir sind Alle berufen, Männer zu werden und Männer zu seyn, und das Leben sorgt schon dafür, daß es uns nicht erlassen wird, dieser Forderung am Ende wohl oder übel Genüge zu leisten; aber wir sind in unserer Männlichkeit meistens traurige Naturalisten, denn wir müssen sie gemeiniglich jeder für seinen eigenen Bedarf ganz neu erfinden. Wie wenigen war es vergönnt, einem wahrhaft durchgebildeten Individuum so nahe zu stehen, daß sie sein inneres Leben beobachten, und sich an ihm gleichsam das Schema freier wahrer Männlichkeit, oder wie sich's Mann wird, abnehmen konnten. Daher denn der Eigensinn statt der Festigkeit, die Schwäche statt der Milde, und ähnliche Schwachheiten — wir sind eben geworden, wozu

uns die besondern Umstände unseres Lebensganges und unsere innere Anlage machen konnten, aber der Grund-Aperçu einer totalen Durchbildung ist uns nicht aufgegangen. Und dieses ist es gerade, was uns bei diesen Briefwechseln fast mit Nothwendigkeit aufgehen muß. Es ist kein geringer Vorzug unserer Nation, daß unsere großen Schriftsteller gute, ja edle Menschen gewesen sind. Dazu kommt, daß sie sich von einem in solchem Grade vielleicht niemals vorgekommenen, gewiß aber niemals aufgedeckten Streben nach totaler Durchbildung beseelt zeigen. Auf diese Weise haben sie ihrer persönlichen Erscheinung einen gewissen reinen Styl aufgeprägt, zufolge dessen sie für uns ganz unmerklich zwar nicht zu abstracten Idealen, aber wohl zu lebendigen Vorbildern werden, in welche wir uns je mehr wir sie erkennen, um so mehr hineinzuleben wünschen, um dann wo möglich in ihrer Weise fortzuleben. Das Hineinleben erleichtern die Briefwechsel über Alles — wie sollte nun das Fortleben sich nicht auch finden?

Das vorliegende Buch ist dasjenige nicht, welches im geringsten Grade zu solchen Betrachtungen anzuregen geeignet wäre.

Körner's Verhältniß zu Schiller ist ein ganz analoges. Was beide Freunde den großen Männern, denen sie zur Seite standen, waren, drückt der alte Witz des Sokrates von der Mathesis, die er geübt habe, aus. In beiden Fällen sehen wir ganz unproductive Menschen, bei welchen die verständige Reflexion auf das entschiedenste das Ruder führt, die dann mit einer gewissen Witterungsgabe ausgestattet sind, sich mit seltener Selbstentäußerung in ein productives Genie einleben, demselben über sich weissagen, und es durch rücksichtslosen Freimuth und die scharfe Zucht der Kritik zu dem heranbilden, was es zu werden bestimmt ist, uneigennützig und gern zufrieden, von ihm gänzlich in den Schatten gestellt zu werden, so wie ein Vater, der den Namen verdient, keinen wärmeren Wunsch hegt, als daß sein Sohn eben das werde, was ihm zu werden versagt war. Und die großen Männer sind groß genug, über solche Bevormundung so wenig erzürnt zu seyn, daß sie mit denen, welche sie ausüben, vielmehr die engste Freundschaft unterhalten, denn hatten sie auch zuerst in stürmischem Jugendübermuth eine unbedingte Positivität zur Schau getragen, so ahnten sie doch von vorn herein, daß „sich erst in der Beschränkung der Meister zeige, und nur das Gesetz uns Freiheit geben könne;" sie nahmen also gern die dargebotene Hand an, welche sie früher zu demjenigen zu leiten versprach, für dessen Erreichbarkeit durch sie selbst allein ihnen allerdings das Bewußtseyn von der Nothwendigkeit desselben hätte Bürge seyn können.

Die Lebensgeschichte Goethe's und Schiller's kann uns lehren, daß diese Einwirkung der Freunde sowohl auf ästhetischem

als auf sittlichem Gebiete Statt fand. Bei Goethe kommt das letztere nur in einem gewissen allgemeineren Sinne in Betracht, aber bei Schiller ist die Sache handgreiflich genug. Es ist nachgerade kein Geheimniß mehr, und Gustav Schwab, der in seinem Leben Schiller's im Grunde doch nur dem Cultus des Genius mit einem besondern Falle entgegentreten will, und dessen Buch daher auf den Grundgedanken zurückgeführt werden muß, so ein Mann sei doch im Grunde nur wie unser einer, versäumt nicht, es mit einigen frommen Seufzern recht bemerklich zu machen, daß es Schiller'n nicht erspart worden ist, eine einigermaßen wüste Periode zu durchleben, wie sie bei denen, welche in klösterlichem Zwange erzogen sind, gar leicht eintritt. Dieß mochte, als er mit Körner in Bekanntschaft trat, bereits überwunden seyn — obgleich die „theatralische Wirthschaft und Liebschaft," welche er bei Gelegenheit des Wilhelm Meisters nur allzugenau zu kennen gesteht, nicht lange vorher anzusetzen seyn wird — aber jedenfalls hat die Aufnahme in einen geordneten, wohlhabenden und edlen Familienkreis, wie es der Körner'sche war, auf den im eigentlichen Sinne des Wortes heimatlosen und zwischen dem Officier und Literaten in der Mitte stehenden jungen Mann einen sehr wesentlichen Einfluß ausüben müssen. Von der stillen Macht, die Schiller hier also anerkennen gelernt hätte, ist dann späterhin Körner in seinen Briefen der Vertreter. Beide Männer theilen einander ihre persönlichen Angelegenheiten mit und suchen gelegentlich Rath bei einander; aber auf lange Zeit hin übt Körner durch leise Winke — z. B. da Schiller sich ohne Neigung um jeden Preis verheiraten will, oder bei seinem Verhältnisse zu Dalberg — eine gewisse Superiorität aus. Ja es fehlt sogar an einem vorübergehenden Mißverständniß nicht, das gerade an dem Puncte, bei welchem der Mann jede fremde Einmischung am entschiedensten zurückweisen muß, eintritt: da Schiller wirklich heiratet, ist Körner nicht ganz mit der Wahl einverstanden und freut sich nur, weil Schiller sich freue — worauf von Schiller's Seite eine sehr entschiedene Einwendung folgt. Doch stellt sich das Verhältniß wieder her; da Schiller den Jahrgehalt von dem Herzog von Augustenburg bekommen, will der bedrängte Mann auf einmal für 80 Louisd'or Wagen und Pferde anschaffen. „Gewiß würde der Besitz von Wagen und Pferden deiner Gesundheit sehr zuträglich seyn," schreibt Körner — und der Kauf unterbleibt.

Wenn die Natur der Sache und ein gewisses Schicklichkeitsgefühl uns veranlassen muß, uns in diesem Puncte auf Hindeutungen zu beschränken, so fordert dagegen Körner's ästhetische Einwirkung auf Schiller zu einigen näher eingehenden Bemerkungen auf.

Körner's Beruf zur Kritik ist ein ausgezeichneter, wie man sich denn auch erinnern wird, ihn in dieser Beziehung in dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel von den beiden Dichtern fast wie den Dritten im Bunde behandelt gesehen zu haben. Die Bemerkungen, welche er z. B. über Schiller's Geschichte der Niederlande und seine historischen Arbeiten überhaupt gleichzeitig mit ihrer Entstehung macht, sind um so überraschender, je mehr sie freilich heutiges Tages Gemeingut sind. Das Verdienst, das Schiller sich damit erwerben könne, sagt er, sei das höhere Verdienst nicht, dessen er fähig sei. Der Gesichtspunct, aus dem er arbeiten wolle, sei seiner werth, und es hätte bei mehrerer Muße auf diesem Wege ein historisches Kunstwerk entstehen können, aber er sei nicht immer festgehalten. Schiller habe sich bei der Ausführung bisweilen mehr für einzelne Charaktere und Situationen, als für das Ganze begeistert. Er sei überhaupt ermüdet, er habe dem Stoffe nur die beste Form gegeben, die eben jetzt möglich war. Außerdem dringt Körner sowohl in den prosaischen als poetischen Arbeiten Schiller's besonders auf Einfachheit des Styls, wie sie denn schon in Dresden — am Don Carlos vermuthlich — Wortfeile mit einander getrieben. Wenn Schiller sich in der Zeit, welche man als seine zweite Periode zu bezeichnen pflegt, von der Dunkelheit und Anarchie der Ideen losringt, von der er selbst vortrefflich sagt, sie möge durch eine Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Ueberstürzung der Gedanken erzeugt werden, so hatten hieran neben der Abkühlung des Blutes bei fortschreitendem Alter Körner's Erinnerungen den meisten Einfluß. Körner tadelt z. B. die Einleitung zu der niederländischen Rebellion als zu bilderreich — es werde durch einen solchen Styl die Aufmerksamkeit auf Nebenideen abgezogen, ein zu blendendes Colorit in den einzelnen Theilen schade der Haltung des Gemäldes; je mehr man den Schriftsteller selbst über seinem Werke vergesse, desto vollkommener sei dieses. Dieß wird weiterhin noch in einer Kritik der „Künstler“ weiter ausgeführt, welche zusammen mit den Mittheilungen, die Schiller über die allmälige Entstehung dieses Gedichtes macht, zu den lesenswerthesten Partien gehören. Die Bemerkungen über den Styl der Einleitung zur niederländischen Rebellion nimmt Schiller mit den goldenen Worten entgegen: „Laß mir nur Zeit, und es wird werden. Wenn ich meinen Stoff mehr in der Gewalt, meine Ideen überhaupt einen weiteren Kreis haben, so werde ich auch der Einkleidung und dem Stoffe weniger nachfragen. Simplicität ist das Resultat der Reife, und ich fühle, daß ich ihr schon sehr viel näher gerückt bin, als in vorigen Jahren.“

Aber was Körner's Bedeutung als Kritiker begründet, ist nicht sowohl der Scharfblick im Einzelnen, als der Standpunct, welchen er überhaupt einnimmt, und welcher ihm in der frühern Periode von Schiller's Thätigkeit, als dieser und Goethe noch nicht ihre Ansichten ausgetauscht hatten, ganz eigenthümlich gewesen seyn dürfte. Es erhellt aus dem Angeführten, daß die beschränkende, regelnde, schulende Einwirkung bei ihm Schiller'n gegenüber vorwiegt. Hier ist es nun merkwürdig, daß Körner vollkommen fern davon ist, Schiller'n irgend eine Schule von außen aufdringen zu wollen. Dieß äußert sich besonders in einem Briefe über Wieland. Schiller's Anhänglichkeit an diesen erregt in ihm Besorgnisse. Alles, sagt er, komme darauf an, ob Wieland nicht etwa nur ein geschickter Künstler, ein ausgebildeter Mensch sei. „Wäre er nur dieß, so könnte es leicht kommen, daß Du ihm das, was er an Geschmack, Belesenheit, Kunstfertigkeit in einigen Gattungen, kurz an Kultur als Mensch und Künstler vor Dir voraus hat, zu hoch anrechnetest; daß es ihm gelänge, Dich zu sich herabzuziehen, da er sich zu Dir nicht aufschwingen könnte; daß er Dich endlich dahin brächte, Dich unter das Joch einer ängstlichen, auf Convention gegründeten Kritik zu beugen und „„Deinen schönsten Sünden zu fluchen."" Ja er ist sogar in diesem Sinne nicht ganz damit einverstanden, daß Schiller sich durch Uebersetzen aus dem Euripides zu bilden sucht, er ist den Alten nicht durchaus geneigt, er findet sie bisweilen frostig und leer — was der Ursprung von Schiller's Ansicht seyn dürfte, daß das Naive (Antike) leicht in's Platte übergehe, wie denn Körner Spuren davon selbst bei Goethe finden will — er hat den Begriff einer Classicität erfaßt, welche von Griechheit ganz unabhängig sei, wenn sie auch der Sache nach mit ihr zusammenfallen möge, und rein aus vollendeter innerer lebendiger Ausbildung hervorgehe. Und so erklärt er denn auch ausdrücklich, die wahre Kritik müsse den Schriftsteller und sein Werk lediglich an sich selber messen, und habe nur zu untersuchen, ob das letztere nicht etwa hinter seiner eigenen Intention zurückgeblieben sei, ob es nicht etwa habe höher gesteigert oder tiefer concipirt werden können. Deßhalb verweis't ihn auch Schiller vorzugsweise auf das Fach der Kritik. Selten, nur selten, sagt er, trifft es sich, daß in einem Kopfe kritische Strenge und eine gewisse kühne Toleranz, Achtung und Billigkeit gegen das Genie u. s. w. sich beisammen finden, und das findet sich bei Dir. Er schlägt ihm daher vor, etwa im deutschen Merkur wichtige Producte aus mehreren Fächern der Literatur in angenehmer Einkleidung kritisch durchzugehen, wie z. B. Lessing in den Literaturbriefen gethan.

In naher Verbindung mit der Kritik steht die Theorie der Kunst, und mit dieser wieder, wenn sie tiefer aufgefaßt wird, die Speculation, und dieß fand für Schiller um so mehr Statt, da seine theoretischen Bestrebungen, wie bekannt, im Grunde alle auf das praktische Ziel, für sich selber einen Standpunct zu gewinnen, gerichtet gewesen sind. Auch auf diesem Gebiete nimmt Körner jene oben im Allgemeinen bezeichnete Stellung ein, — was Jedermann um so mehr im Voraus erwarten wird, da sich hier das ästhetische und sittliche Interesse vereinigt.

Die problematischeste Production und daher auch wohl die unpopulärste, welche wir in Schiller's gesammelten Werken finden, dürfte der philosophische Briefwechsel zwischen Julius und Raphael seyn. Er ist offenbar nur ein Fragment, denn er ergibt kein Resultat, aber er scheint auch auf keines hinzuweisen — man weiß nicht, was man aus der Schrift machen soll. Das vorliegende Buch gibt über sie Aufschluß, und läßt sie in dem Lichte eines merkwürdigen Denkmals der Freundschaft erscheinen. Es ist nämlich keine bloße Fiction, wenn in der Vorerinnerung gesagt wird, sie rühre von Mehreren her — dieser Briefwechsel ist, wenn auch auf Verabredung und für den Druck, wirklich zwischen Schiller und Körner geführt worden, von dem letzten Briefe wenigstens läßt es sich beweisen, daß er von dem letztern herrührt (I. 275), und von einer ferneren Erwiderung, welche Schiller beabsichtigte, ist mehrfältig die Rede, und nun wird man auch über die Bedeutung des Ganzen sogleich im Klaren seyn. Es ist eben nur der Sturm und Drang in Schiller, welcher sich in der Theosophie des Julius Bahn bricht, eben so wie die Genieperiode auch sonst auf den Spinoza zurückführte, mit dessen Erneuung in dem Herder'schen „Gott" Schiller ganz zufrieden ist; er schreibt bei dieser Gelegenheit, er würde aus der Idee Gott die ganze Philosophie ableiten. — Die ersten Briefe Schiller's an Körner, wie sie die vorliegende Sammlung aufbewahrt, gleichen den Julius-schen auf ein Haar — aus diesen tritt in den mentorartigen Expectorationen des Raphael Körner's von vorn herein verständigerer, hellerer und gereifterer Sinn gegenüber.

Die Stellung eines Mentors oder wenigstens eines überlegenen Freundes behauptet Körner auch noch ferner eine Weile, wenn von philosophischen Dingen die Rede ist. So befragt Schiller ihn um sein Urtheil über das philosophische Gespräch im Geisterseher mit dem Zusatze, es werde ihm der Inhalt desselben vielleicht weniger bedeutend erscheinen, weil er in der philosophischen Literatur bewandert sei, während er, Schiller, nichts der Art lese oder gelesen habe.

Nichts desto weniger ist gerade dieses die Stelle, an der

Schiller endlich den ältern Freund entschieden überflügelt, ja wo dieser zuletzt aus dem Lehrer der Schüler wird.

Schon lange hatte Körner sich mit der Kantischen Kritik der reinen Vernunft beschäftigt, und es muß zwischen ihm und Schiller bisweilen von dem Buche die Rede gewesen seyn, wie denn auch Schiller vermuthet, im weitern Verlaufe der Briefe des Raphael werde Körner ihm wohl mit Kant zusetzen. Aber die Bekehrung Schiller's zur Kantischen Philosophie ist kein Werk Körner's gewesen. Wie dieselbe heranzunahen scheint, schreibt Körner, es könne ihn bald verdrießen, da er ihm immer vergebens von Kant vorgepredigt habe. Aber es wäre auch ein Wunder gewesen, wenn Körner in diesem Sinne Proselyten gemacht hätte, denn er war selber nicht gläubig. Der geistreiche Mann hatte in der Kritik der reinen Vernunft eine epochemachende Erscheinung erkannt, aber ernstlich angeeignet hatte er sich die kräftige Speise nicht. Wir sehen ihn die ganze Zeit an den genannten Werken, und wie die Kritik der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft erschienen, auch an diesen nur herumkosten; — er trägt sich mit allerlei Ausstellungen und Einwendungen, welche die Sache nicht treffen, und die, wenn sie auch mit Schiller's Bemerkungen bisweilen zusammenstimmen, schon dadurch auf einer niederen Stufe stehen, daß sie sich ganz unproductiv erweisen. Besonders ist dieß der Fall in Bezug auf die Kritik der Urtheilskraft. Hier ist Körner nichts weniger als ein Kantianer vor Kant, wie jener Heydenreich in Leipzig, welcher vor dem Erscheinen der Kritik der Urtheilskraft aus der Kritik der praktischen Vernunft in seiner Aesthetik die Kantische Lehre vom Erhabenen ableitete. Kant hatte die Möglichkeit eines objectiven Begriffs der Schönheit, eines objectiven Princips für den Geschmack geläugnet, und dieß ist der Lebenspunct seiner Ansicht, auf den man zunächst eingehen muß, wenn man sie im Ernste für eine bedeutende Erscheinung hält; Körner aber läßt nicht ab, gerade jenes Objective zu fordern; er will es in einer gewissen Lebenskraft finden, die über das Maß des Nothwendigen sich in den Dingen kund gebe; bis denn Schiller ihm endlich einmal so scharfsinnig wie treffend erwidert, mit dieser Lebenskraft überschreite er den Standpunct der Baumgarten'schen Vollkommenheitslehre im Grunde nicht, weil jedes objective Princip auf demselben stehen bleibe.

Schiller'n trat die Kantische Philosophie zuerst im Herbste 1787 näher, als er Reinhold, Wieland's Schwiegersohn, kennen lernte. „Daß ich Kant noch lesen und studiren werde," schreibt er jetzt, „scheint mir ziemlich ausgemacht." Er setzt die Notiz hinzu, in Kurzem werde Kant auch eine Kritik der praktischen Vernunft und dann eine des Geschmacks herausgeben, worauf

sich Körner freuen möge. Die erste Spur eines Einflusses von Seiten Kant's zeigt sich dann gelegentlich in einer Aeußerung Schiller's, er könne nur das für recht halten, was allgemeine Maxime werden könnte. Wie er später nach Jena übersiedelte, kommt in der ersten Vorlesung auch das teleologische Princip zum Vorschein, worauf er auch Körner selbst aufmerksam machte; auch in den Abhandlungen über das Vergnügen an tragischen Gegenständen und über das Tragische bekennt er zu kantisiren. Aber das ist Alles nur erst beiläufig und vorläufig, und mehr der Atmosphäre, in welcher er lebte, als einer wahren Aneignung der Sache zuzuschreiben, und der ahnungsvolle Freund hat ganz Recht, ihm zu schreiben: „Mein Ideal von Philosophie und von Dir ist größer, als was Du noch jetzt geleistet hast."

Die Bekehrung Schiller's wird nur erst bewirkt durch die Bekanntschaft mit der Kritik der Urtheilskraft, über welche er schon vorher an Körner geschrieben hatte, er höre sie in Jena zum Sattwerden preisen; ein leider verloren gegangener Brief hatte dem Freunde die plötzliche Umwandlung angezeigt. Schiller's Umgangskreis besteht von jetzt an aus Reinhold, Erhard, Herbert — man kennt die beiden letztern aus Baggesen's Briefwechsel — und selbst seine Tischgesellschaft besteht aus einigen Kantischen Magistern. Daß aber diese Bekehrung so folgenreich und fruchtbar geworden, verdanken wir Schiller's in diesem Jahre beginnender Kränklichkeit, die ihn für jetzt von der eigenen Production abhielt, welche bis dahin alle seine Kräfte in Anspruch genommen hatte, und dem Jahrgehalte des Herzogs von Augustenburg, welches ihn der Nothwendigkeit derselben enthob. Allein was aus dieser fundamentalen Anregung, durch welche allerdings Schiller sowohl in theoretischer Beziehung, als auch in Betracht seiner Kunstausübung erst völlig das geworden, was er zu werden bestimmt war, hervorgegangen ist, hat bis jetzt in zweifacher Beziehung eine irrige Auffassung erfahren.

Zuerst und vor Allem hat man gänzlich fehlgegriffen, wenn man in Schiller's ästhetischen Abhandlungen, wie sie zuerst in der Thalia und in den Horen erschienen sind, den vollständigen Ausdruck seiner philosophischen Denkweise zu finden, und mittels ihrer seinem Verhältnisse zu Kant auf den Grund sehen zu können geglaubt hat. Es wird gerade diejenige unter diesen Schriften, welche den principiellsten Charakter trägt, und allgemein und mit Recht für die tiefste angesehen wird, wenigstens was die Aesthetik anbetrifft, von Schiller selbst als eine mehr exoterische bezeichnet. Er sagt 12. Sept. 1794 von der Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg: „Sie wird unter dem Titel: Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, ein Ganzes ausmachen, und also

von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig seyn, obgleich sie sehr gut dazu vorbereiten kann» — und als er am 5. Februar desselben Jahres Körner'n einen Entwurf dieser Briefe mittheilte, hatte er schon hinzugesetzt: es habe hier freilich der Begriff der Schönheit, wenn er auf dem von ihm befolgten Wege entwickelt werde, nur empirische Gültigkeit. Was in letzter Instanz hinter der Schiller'schen Lehre vom Schönen steckt, die philosophische Ableitung und der philosophische Ort des in jenen Schriften vorgetragenen, erfährt man erst aus diesem Briefwechsel — obgleich sich allerdings, wenn wir es aus dieser Quelle entwickeln werden, ergeben wird, daß die Weiterführung und Vollendung nach einer gewissen Seite hin freilich nur aus den Briefen über die ästhetische Erziehung zu schöpfen ist.

Zweitens hat man angenommen, oder scheint wenigstens geneigt gewesen zu seyn anzunehmen, daß Schiller's eigenthümliche ästhetische Lehren erst aus dem Studium der Kantischen Kritik der Urtheilskraft entstanden, und lediglich als eine Umbildung der in dieser vorgetragenen zu betrachten seien, so daß er eben schlechthin einen Fortschritt über ihn mache und ein höheres Glied in einer geradlinigen historischen Entwickelung bilde. Aber nachdem die vorliegende Geschichtsquelle eröffnet ist, stellt sich das Verhältniß ganz anders dar. Allerdings widerlegt Schiller die Kantische Philosophie nach einer gewissen Seite hin aus ihr selbst, mittels einer nicht zu umgehenden, aber sie umstürzenden Anwendung eines ihrer Prinzipien, und steht in sofern nicht neben ihr, sondern auf ihren Schultern. Aber die Lehren, welche er hierauf stützt, waren von ihm ihren Grundzügen nach schon viel früher ausgesprochen; er hat sie, die zum Theil einer ganz andern Quelle entstammen, gewissermaßen in der Kantischen Philosophie nur unterzubringen gewußt, freilich nicht, ohne daß ihm erst dadurch das rechte Licht über ihre Bedeutung aufgegangen, und die wahrhaft wissenschaftliche Fassung derselben gelungen wäre. Wenigstens in den ersten zehn Bogen seiner ästhetischen Briefe, das schreibt er wiederholt, ist der Stoff aus seinen „Künstlern" (gedichtet 1789) philosophisch ausgeführt, und zu der Zeit, da er das Gedicht verfertigt, spricht er selbst den Inhalt einer Strophe mit folgenden Worten aus: „daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache, und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten contraponderire; daß sie die Sinnenwelt durch geistige Täuschung veredle, und den Geist rückwärts zu der Sinnenwelt einlade" u. dgl.; ja wir finden, daß einer der Hauptgedanken Schiller'n von einem Manne an die Hand gegeben war, von dem man es wohl nicht erwartet hätte. Wieland, sagt er, sei unzufrieden gewesen,

daß die Kunst nach der Darstellung in den „Künstlern," wie sie damals vorlagen, nur die Dienerin einer höhern Kultur sei; von dieser Demuth sei er sehr weit entfernt. Alles, was wissenschaftliche Kultur in sich bezeichnet, stellt er tief unter die Kunst, und behaupte vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganzes über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist, setzt Schiller hinzu, sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen, und nur der Heraushebung zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen" u. s. w. Wer die ästhetischen Briefe kennt, wird in diesen Stellen ihren Inhalt, in der ersten sogar ihren Ton wieder erkennen. Ohne Zweifel war in dem Augenblick, als in Schiller die Anschauung, daß diese Gedanken sich aus der Kantischen Philosophie würden ableiten lassen, aufblitzte, seine Bekehrung geschehen.

Schiller hielt im Winter 1792 Vorlesungen über Aesthetik. So wie aus den früher gehaltenen Vorträgen über die Tragödie die Abhandlungen über tragische Kunst und über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen hervorgegangen waren, so ist jenes Colleg die Veranlassung zur Ausbildung seiner allgemeinen ästhetischen Lehren gewesen, und hat ihm dazu gedient, den Stoff für die späteren ästhetischen Abhandlungen zusammen zu tragen — eine Bedeutung der akademischen Thätigkeit in Schiller's geistigem Lebensgange, die man bis jetzt nicht erkannt hat. — Jene Lehren selbst beabsichtigte er in einem philosophischen Gespräche darzustellen, das mit einer noch etwas altmodisch klingenden Anspielung auf den Inhalt Kallias betitelt werden sollte. Schon früher hatte er mit Körner eine eigentliche ästhetische Correspondenz verabredet, bei der ihm die Briefe des Julius an Raphael vorgeschwebt haben mögen; dem um diese Zeit fallenden Theile der Correspondenz, in welcher freilich Schiller eine ganz andere Rolle spielt als in jenem philosophischen Romane, verdanken wir die Kunde von jener wissenschaftlichen Aesthetik.

Schiller kündigt das Eigenthümliche, was er in dieser zu leisten glaubte, mit einer Anknüpfung an jene oben erwähnten ungehörigen Einwendungen Körner's gegen Kant mit den Worten an: er glaube den objectiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmacks qualificire, und an welchem Kant verzweifle, gefunden zu haben. Auch weiterhin übt die von Körner immer wiederholte Forderung von etwas Objectivem auf Schiller's Lehre den sichtbarsten Einfluß aus, aber nur in sofern, als er die Aufgabe desto entschiedener in einem höheren Sinne faßt, und Körner's Gesichtspunct als einen veralteten erkennt.

Schiller's Lehre ist, abgesehen davon, daß sie, wenigstens nach meiner Ansicht, nur um wenige Schritte vom Wahren entfernt bleibt, schon dadurch äußerst merkwürdig, daß sie eine im Sinne jener Zeit ganz unglaubliche Paradoxie enthält. Einerseits nämlich schreibt er, die Schönheit müsse, da sie doch von Begriffen unabhängig sei, und gleichwohl dem Bereiche der Vernunft angehören müsse, in's Gebiet der praktischen Vernunft fallen — und andererseits charakterisirt er seine Ansicht vom Schönen, wo er sie als die vierte mögliche Form, das Schöne zu erklären, hinstellt, als die sinnlich objective. Wie kann dieß zusammen bestehen, und was wird man sich namentlich bei dem letzten Terminus zu denken haben?

Indem wir dieß erklären, geben wir zugleich die Stelle an, an welcher Schiller's Theorie sich in das Ganze der Kantischen Lehre einzuordnen meinte.

Schiller hatte, wie erwähnt, das teleologische Princip bereits anerkannt, und sein Hauptinteresse war das Schöne. Nun gerieth er an die Kantische Kritik der Urtheilskraft. Hier fand er die Zweckmäßigkeit der Natur darauf zurückgeführt, daß wir derselben theoretische Vernunft, Gedanken leihen. Daneben wurde das ästhetische Gebiet behandelt, von welchem ein Theil, das Erhabene, auf die praktische Vernunft zurückgeführt wurde, was Schiller'n so sehr gefiel, daß er sich in diesem Puncte am allernächsten an Kant angeschlossen hat. Was lag nun näher, ja, was schien consequenter und mehr im Geiste des Kantischen Systems zu seyn, als daß die Parallele durchgeführt und das ästhetische Gebiet darauf zurückgeführt würde, daß wir in ihm der Natur auch Vernunft leihen, und zwar praktische, oder Freiheit?

Die praktische Vernunft, sagt Schiller, kann eben so wie die theoretische ihre Form sowohl auf das, was durch sie selbst ist (freie Handlungen), als auf das, was nicht durch sie ist (Naturwirkungen) anwenden ..... Eine Willenshandlung kann der Freiheit nicht bloß analog, sie muß — oder soll wenigstens — wirklich frei seyn. Hingegen kann eine mechanische Wirkung (jede Wirkung durch's Naturgesetz) nie als wirklich frei, sondern nur der Freiheit analog beurtheilt werden.... Ist der Gegenstand, auf den die praktische Vernunft ihre Form anwendet, nicht durch einen Willen, nicht durch praktische Vernunft da, so macht sie es eben so mit ihm, wie die theoretische es mit Anschauungen machte, die Vernunftähnlichkeit (Zweckmäßigkeit) zeigten. Sie leiht dem Gegenstande, regulativ, und nicht, wie bei der moralischen Beurtheilung, constitutiv, ein Vermögen, sich selbst zu bestimmen, einen Willen, und betrachtet ihn alsdann unter der

Form dieses seines Willens (ja nicht ihres Willens, denn sonst würde das Urtheil ein moralisches werden). Sie sagt nämlich von ihm nur, ob er das, was er ist, durch seinen reinen Willen, d. h. durch seine sich selbst bestimmende Kraft ist; denn ein reiner Wille und Form der praktischen Vernunft ist eins....

Diese Grundgedanken treten am schärfsten hervor, wo Schiller eine kritische Anwendung von ihnen macht, um die moralische Zweckmäßigkeit des Kunstwerks abzuweisen. Dadurch, sagt er, erleide die Form des Objects, weil die praktische Vernunft, als solche, hier auftrete, wahre Heteronomie, während doch die Schönheit in der Autonomie derselben bestehe; das Schöne wird zwar jederzeit auf die praktische Vernunft bezogen, weil Freiheit kein Begriff der theoretischen seyn kann — aber bloß der Form, nicht der Materie nach.

Diesen Erörterungen tritt Körner mit der schon oben erwähnten Einwendung entgegen, dieses Princip der Schönheit sei bloß subjectiv; es beruhe auf der Autonomie, welche zu der gegebenen Erscheinung hinzugedacht werde. Nun frage es sich aber, ob es nicht möglich sei, in den Objecten die Bedingungen zu erkennen, auf welchen dieses Hinzudenken der Autonomie beruht.

Schiller glaubte diesen Einwurf nicht besser widerlegen zu können, als indem er in der Darlegung seiner Theorie fortfährt, und zwar zunächst als das Gebiet der Schönheit die reine Erscheinung bezeichnet.

Allerdings kann kein wirkliches Ding frei seyn, keines erscheint durch sich selbst bestimmt, sobald man über dasselbe nachdenkt; jedes ist durch ein anderes und um des anderen willen da. Aber das wird alles anders, wenn man die theoretische Untersuchung wegläßt, und die Objecte bloß nimmt, wie sie erscheinen; denn dabei fallen jene Begriffe und Zwecke weg, welche ihrer Natur nach nie erscheinen können. Das Ding, welches wirklich und im strengsten Sinne bloß erscheint, bei dem also für uns kein äußerer Bestimmungsgrund vorhanden ist, wird sich von selbst als durch sich selbst bestimmt darstellen, und es ist also, damit etwas für sich schön sei, nichts anders erforderlich, als daß es nicht auf einen Grund außer sich hinweis't — und schön heißt also, was keine Erklärung fordert, oder was sich ohne Begriff erklärt, denn einen solchen müssen wir nothwendig der Autonomie leihen *).

*) Ohne mich hier auf eine Kritik der Schiller'schen Lehre einlassen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, auf Einen Punct hinzudeuten.

Man wird sich der Stelle in Goethe's und Schiller's Briefwechsel erinnern, wo davon die Rede ist, daß diese Männer sich plötzlich in Einem Puncte gefunden, zu dem sie auf ganz verschiedenen Wegen gelangt seien. Auch in dem vorliegenden Buche (III. S. 191) wird dieß erwähnt. Dieser Eine Punct dürfte nichts anders, als der Begriff der reinen Erscheinung seyn. Wenigstens beruht hierauf, und auf nichts anderem, das Princip von Goethe's Naturforschung, die, mit Abweisung des reflectirenden Denkens, die Form rein aus sich selbst — die Schädelknochen durch Zurückführung auf Wirbel u. dgl. — zu erklären sucht, und wie im Grunde erst Goethe die Poesie von der moralischen Zweckmäßigkeit befreit, ist bekannt. Diese Ansicht über den Einheitspunct in der Anschauungsweise beider Männer wird auch durch die Nachricht bestätigt, welche Schiller in dem Briefe an Körner der Meldung von ihrer Annäherung hinzufügt. Seit dieser Zeit, sagt er, haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlte jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen... Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit, daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet.» Auch ist's bei dieser Annahme erklärlich, wie beide bei solcher Uebereinstimmung doch jeder seinen eigenen Standpunct bewahren und gänzlich sie selbst bleiben konnten. Sie betrachteten die Erscheinung im Schönen als frei, und also urtheilten sie nicht nur über die Kunstproducte als solche in gleichem Sinne, indem sie nämlich von ihnen forderten, daß sie

---

Es ist hier völlig vergessen, zu zeigen, wie wir doch dazu kommen, die reine Erscheinung als etwas für sich Bestehendes zu erfassen. Denn daß wir sie in der Form von dem Denken trennen können und trennen müssen, erklärt doch nicht, wie sie in einem besondern Falle in unserm Bewußtseyn für sich aufzutreten vermöge, da sie doch bei der gemeinen und natürlichen Anschauung der Dinge immer mit dem Denken verwebt ist. Auch wo Schiller seine bisherigen Erörterungen (S 43) in die Worte zusammenfaßt: »Es gibt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobei von allem übrigen abstrahirt und nur darauf gesehen wird, ob sie frei, d. h. durch sich selbst bestimmt erscheinen. Diese Vorstellungsart ist nothwendig, denn sie fließt aus dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachläßlich fordert,« — wird dieß ohne Weiteres vorausgesetzt. Die Antwort ist freilich leicht zu geben, und mit dieser Ergänzung dürfte die Schiller'sche Lehre einer der Grundpfeiler der wahren Kunstphilosophie werden können — aber daß Schiller sie nicht fand, hat allerdings seinen Grund in einem der charakteristischen Merkmale der Kantischen Philosophie.

wirklich eine Erscheinung wären, sondern ihre theoretischen Ansichten in besonderen Dingen konnten auch übereinstimmen, weil sie sich rein aus diesem Begriffe ergeben — nichts desto weniger aber blieb der eine Naturalist und der andere Kantianer — denn Goethe hält die Erscheinung für wirklich frei — wie er ihr denn ja in der Idee der Metamorphose ein eigenes Leben und eine eigene Geschichte zuschreibt — Schiller läßt dieß aber nur für das gemeine Bewußtseyn gelten, das freilich nicht inne wird, daß die Freiheit nur eine geliehene ist, und sich als dieß — mit Modificationen, welche sich weiterhin ergeben werden, und aus denen ein neuer Uebereinstimmungspunct mit Goethe hervorgeht, der vielleicht bei der ersten Annäherung auch schon in Betracht gekommen ist, — beständig im Sinne.

Nachdem Schiller in einem späteren Briefe die bisherigen Erörterungen kurz zusammengefaßt, erklärt er, daß von da an sein Geschäft sei, zu beweisen, daß die Eigenschaft der Dinge, welche man Schönheit nenne, mit jener Freiheit der Erscheinung wirklich eins und dasselbe sei, wobei sich ihm zwei Aufgaben ergäben, erstlich darzuthun, daß dasjenige Objective an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt würden, frei zu erscheinen, gerade auch dasjenige sei, welches ihnen, wenn es da sei, Schönheit verleihe, und wenn es fehle, diese vernichte — und zweitens zu beweisen, daß Freiheit in der Erscheinung gerade die Wirkung auf das Gesichtsvermögen nothwendig hervorbringe, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden.

Die Lösung der ersten Aufgabe gestaltet sich zu einer anderen Behandlung der Frage nach der Beschaffenheit der Objecte, welche uns veranlaßte, die Idee der Freiheit aus uns hervorzubringen und auf dieselben zu beziehen. Und zwar wird dieß hier in Bezug auf die einzelnen Objecte untersucht. Oder wenn oben gezeigt war, daß die reine Erscheinung, sobald sie nur vorhanden sei, als frei gesetzt werden müsse; so wird hier gefragt, wie denn die Anschauung des einzelnen Dinges beschaffen seyn müsse, um als reine Erscheinung die Vorstellung der Freiheit hervorzurufen.

Die Antwort auf diese Frage ist folgende.

Als ein bloßes nicht von außen Bestimmtes vermöchte es dieß nicht, denn da ist es eine bloße Negation, und es wäre kein Grund, sie als Bestimmendes der innern Freiheit zu supponiren; es wird also erforderlich seyn, daß es an sich selbst auf ein Bestimmendes hinweise, also den Verstand in's Spiel setze. Nun kann dieses Bestimmende nichts Aeußeres seyn — weder eine andere Erscheinung, noch ein Anderes als die Erscheinung, oder ein

Begriff, sonst hätten wir gar keine reine Erscheinung mehr — es wird also das Geforderte nur in dem Falle möglich seyn, daß das Object eine solche Form besitzt und zeigt, die eine Regel zuläßt, — denn der Verstand kann sein Geschäft nur nach Regeln verwalten — aber der Verstand nur auf eine Regel überhaupt — unbestimmt welche — leitet, weil eine bestimmte und als solche mit dem Gedanken erfaßte Regel schon eine Heteronomie der Erscheinung involvirte, wie denn das streng Regelmäßige, d. h. durch die Regel bestimmte, unschön ist.

Oder mit Einem Worte, schön wird seyn, d. h. zu dem transscendentalen Acte des Leihens der Freiheit wird auffordern, was, der Erscheinung angehörig, seine Regel rein in sich selber trägt; die Schönheit beruht auf einer Regel, die von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben ist — und es ist also dem Schönen, nach Kantischem Sprachgebrauch, nicht bloße Autonomie, sondern Heautonomie zuzuschreiben.

Es ist nicht schwer, zu erkennen, wie Schiller sich hier zur Erklärung der Schönheit auf die Kantische Bestimmung der Zweckmäßigkeit ohne Zweck lehnt, und dieselbe nach seinem Bedürfniß umformt. Aber wenn Körner deßhalb in einem Antwortschreiben an Schiller meint, mit dem Schönen laufe es dabei nur auf den Organismus hinaus, denn was seine Regel in sich selber trage, sei im Grunde doch dasselbe, was seinen Zweck in sich trage; so irrt er und läßt den Hauptgesichtspunct aus den Augen, auf den es bei der ganzen Schiller'schen Lehre ankommt. Die immanente Regel des Schönen kann nach dieser höchstens als ein Analogon des immanenten Fondes organischer Wesen betrachtet werden. Denn der Zweck liegt hinter der Erscheinung und bestimmt das Ding nach seinen vielen Bezügen; das von innen Bestimmende aber, von welchem hier die Rede ist, soll nicht nur dem einzelnen Erscheinenden im Gegensatz zu einem andern, sondern auch der Erscheinung als solcher im Gegensatz zu dem Nichterscheinenden, d. h. nach Kant von uns hinzugedachten, allein eigenthümlich seyn, weßhalb Schiller es sehr schicklich als Regel bezeichnet, denn die Regel einer Kunst ist ein Verhältniß der sinnlichen Elemente derselben, und daher selbst etwas der Erscheinung angehöriges.

Man wird nicht umhin können, diese Erörterungen, selbst wenn man sie in höherem Grade für bloß historisch wichtig, und von der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpuncte widerlegt oder überflüssig gemacht ansieht, als Ref. dieß zu thun bekennen muß, ungemein geistreich und scharfsinnig zu finden, und Schiller'n von jetzt an eine größere Bedeutung in der Geschichte der

Philosophie und namentlich eine tiefere Kenntniß der Kantischen Philosophie und eine lebendigere Betheiligung bei ihrer Fortbildung beizulegen, als dieses bis jetzt, da die Philosophen seine gedruckten ästhetischen Versuche nicht mit Unrecht als zweideutige Mitteldinge zwischen Wissenschaft und Rhetorik betrachteten, geschehen ist. Allein in der weiteren Behandlung dieser ersten von den beiden Aufgaben, in welche Schiller sich die Forderung der Nachweisung des a priori abgeleiteten in dem, was wir schön nennen, zerlegt hatte, begegnet uns eine Unbestimmtheit, die wir nicht anders denn als eine Schwäche der Theorie werden bezeichnen können. Durch Körner verleitet, hält Schiller eine, wie es scheint, genügende Bestimmung nicht mit voller Entschiedenheit fest.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß Körner beständig und vor Allem auf einen objectiven Grund der Schönheit dringt. Wenn nun Schiller diesen in den Briefstellen, mit denen wir es zuletzt zu thun hatten, zu bestimmen sucht, so kann es nicht fehlen, daß er auch auf eine Bestimmung des Verhältnisses, welches zwischen jener objectiven Eigenschaft der Dinge und dem subjectiven Leihen der Freiheit anzunehmen sei, eingeht. In der That bringt er darüber auch gar gute Dinge vor. So heißt es z. B. (S. 58): „Freilich wird der Begriff der Freiheit selbst, oder das Positive, von der Vernunft erst in das Object hineingelegt, indem sie dasselbe unter der Form des Willens betrachtet; aber das Negative dieses Begriffs gibt die Vernunft dem Objecte nicht, sondern sie findet es in ihm schon vor;" und demgemäß heißt es (S. 48): „Freiheit in der Erscheinung ist zwar der Grund der Schönheit, aber dieselbe ist die nothwendige Bedingung unserer Vorstellung von der Freiheit." Und mit dieser Bestimmung der Bedingung scheint alles in Ordnung gebracht zu seyn, — „denn es ist ja doch (S. 58) immer die Vernunft nöthig, um von dieser objectiven Eigenschaft der Dinge gerade einen solchen Gebrauch zu machen, wie bei dem Schönen der Fall ist." Nichts desto weniger bezeichnet Schiller an andern Stellen jene objective Eigenschaft als den Grund des Leihens der Freiheit; er sagt von ihr (S. 45), daß seine Vorstellung uns schlechterdings nöthigt, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf das Object zu beziehen — was er freilich nicht umgehen kann, da er die Kantische Bestimmung anerkannt, nach welcher unser Urtheil vom Schönen Nothwendigkeit enthält, und Jedermanns Beistimmung fordert.

Und doch hat sich bei Schiller vielleicht auch hier nur eine tiefere Einsicht in dem Widerspruche angekündigt. Körner ist mit dem allen, was wir hier reproducirt haben, immer noch nicht

zufrieden, und forderte nicht nur ein positives Merkmal der Schönheit — was ganz dasselbe vom empirischen Standpuncte, oder dem Standpuncte des gemeinen Bewußtseyns aus aufgefaßt ist, was von dem transscendentalen Standpuncte die objective Eigenschaft der Dinge heißt, welche die Vernunft veranlaßte, ihnen Freiheit zu leihen — und Schiller erklärte wirklich später (5. Mai 1793), er habe jetzt ein bejahendes objectives Merkmal der Freiheit in der Erscheinung gefunden — zu welchem εὕρηκα ihm denn Körner aufrichtig Glück wünschte. Nun wird zwar in diesem Puncte der Vorhang nirgend gelüftet, doch wird sich vielleicht im Folgenden noch eine Vermuthung darüber aufstellen lassen, bei welcher zugleich jenes Schwanken zwischen Grund und Bedingung eine Rechtfertigung finden würde.

So viel in Bezug auf die erste jener Aufgaben.

Was nun die zweite anbelangt, welche sich auf den Nachweis bezieht, daß die Wirkung des Schönen auf das Gesichtsvermögen in der That gerade diejenige sei, welche die Freiheit in der Erscheinung hervorrufen müsse, so wird diese in dem Körner'schen Briefwechsel und dem Entwurf der Aesthetik, welchen dieser enthält, gar nicht behandelt — sondern es bezeichnet gerade dieses die Stelle, welche die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen in Schiller's Wirksamkeit einnehmen. Diese Briefe betrachten das Schöne ausschließlich in seiner subjectiven Beziehung. Schiller selbst sagt III. 155 wenigstens von den ersten zehn Bogen, daß er in ihnen das Schöne und den Geschmack bloß in seinem Einflusse auf den Menschen und die Gesellschaft betrachte, und daß diese subjective Rücksicht bei dem Ganzen obwaltet, erhellt schon aus dem Titel — ästhetische Erziehung des Menschen — es ist nur die ästhetische Stimmung, die in ihnen betrachtet und untersucht wird.

In dem Briefe, wo Schiller die Auseinandersetzung seiner Theorie beginnt, schreibt er an Körner, er habe einen doppelten Weg vor sich, ihn in dieselbe einzuführen, einen sehr unterhaltenden und leichten, durch die Erfahrung, und einen sehr onerösen, durch Vernunftschlüsse. Natürlich zieht er Körner'n gegenüber den letztern vor. Aber von seinen Briefen an den Prinzen, welche, wenn auch nicht in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, wirklich geschrieben worden sind, wie aus der Notiz erhellt, daß sie in dem Palais desselben in Kopenhagen verbrannt seien, sagt er selbst, es werde ihm hier eine freiere und unterhaltende Behandlung gleichsam zur Pflicht, und er könne sich hier aus seiner Unkunde im Dogmatisiren noch ein Verdienst

machen, weil solche Briefe an einen solchen Mann es nicht wohl erlauben würden. In der That bleiben denn auch die Briefe durchaus auf empirischem Standpuncte stehen; von der Körner'n gegenüber entwickelten Theorie ist in ihnen keine Spur bemerkbar. Schiller hätte von denselben sagen können, was er über das Gedicht — das Reich der Schatten, später die Ideale genannt — schreibt, er könne nicht Körner's Meinung seyn, daß sein System über das Schöne der nothwendige Schlüssel dazu sei, es harmonire natürlicher Weise ganz damit, aber im übrigen ruhe es auf den currenten Begriffen. In der That haben auch viele Tausende die Schrift gelesen und die wesentliche Wirkung von ihr erfahren, die von Kantischer Philosophie nie etwas gehört haben, wie denn auch nicht bloß Goethe, der wohl auch etwas streng Philosophisches aufzunehmen gewußt hätte, sondern auch Meier für sie begeistert war. Es kam Schiller'n bei ihr nicht sowohl darauf an, eine theoretische Einsicht über das Schöne auch nur nach der Einen Seite hin zu überliefern — es wäre immer etwas ungeschickt herausgekommen, wenn er ein Interesse für eine solche bei dem vornehmen Gönner ohne Weiters hätte voraussetzen wollen — sondern in das Verständniß desselben, wie es uns nun einmal vorliegt, einzuführen, die wahrhaft ästhetische Stimmung, indem er sie beschrieb, hervorzurufen, oder, wo sie schon vorhanden seyn mochte, durch ein Bewußtseyn über sie zu befestigen; also mit Einem Worte, nicht bloß von der ästhetischen Erziehung zu reden, sondern sie thatsächlich zu bewirken. Daher auch der rhetorische Schwung in der Sprache, von welchem die streng wissenschaftlichen Erörterungen in den Briefen an Körner ganz frei sind.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß deßhalb die Briefe über die ästhetische Erziehung, so wie die späteren ästhetischen Abhandlungen, welche ganz auf demselben Standpuncte stehen, — denn wem fällt es z. B. ein, daß beim Naiven die Freiheit in demselben dem Objecte nur wie ausgeliehen seyn sollte? — nicht bloß populäre Schriften, nicht eine zuerst dem vielleicht nicht kantisch durchgebildeten Prinzen, dann dem illiteraten Publikum, weil sie nun einmal des Zutritts in's innere Heiligthum nicht werth seien, in stolzer Kantischer Selbstgenügsamkeit von oben herab zugeworfene leichte Speise seien. Vielmehr fühlte sich Schiller zu einer solchen Behandlungsweise gerade dieser Seite der Sache nicht nur durch sein System selbst berechtigt und gewissermaßen genöthigt, sondern es sind auch ihm selbst erst auf diesem Wege gewisse Gesichtspuncte aufgegangen, gewisse Auflösungen früherer Probleme klar geworden, die, wenn sie sich nicht auf das Schöne ausschließlich beziehen, eben deßhalb

um so gewisser eben so nur hier anzutreffen sind, wie die Grundlagen seiner ästhetischen Theorie sich hier nicht finden.

Gleich an der Briefstelle, wo Schiller Körner'n jene zweite subjective Aufgabe namhaft macht, setzt er hinzu: „Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen seyn, dieses Letzte — die Identität des Gefühls, welches die Freiheit in der Erscheinung hervorrufen muß, mit dem Gefühle bei der Vorstellung des Schönen — a priori zu beweisen, da nur Erfahrung lehren kann, ob wir bei einer Vorstellung etwas fühlen sollen, und was wir dabei fühlen sollen. Denn freilich läßt sich weder aus dem Begriffe der Freiheit, noch aus dem der Erscheinung ein solches Gefühl analytisch herausziehen, und eine Synthesis a priori ist es eben so wenig; man ist also hierin durchaus auf empirische Beweise eingeschränkt — und was nur immer durch diese geleistet werden kann, hoffe ich zu leisten: nämlich durch Induction und auf psychologischem Wege zu erweisen, daß aus dem zusammengesetzten Begriffe der Freiheit und der Erscheinung der mit der Vernunft harmonirenden Sinnlichkeit ein Gefühl der Lust fließen müsse, welches dem Wohlgefallen gleich ist, das die Vorstellung der Schönheit zu begleiten pflegt." Das wäre denn also in den Briefen an den Herzog von Augustenburg geschehen. Auch ist es an sich klar, daß bei der Erörterung des Gefühls, von welchem die Thatsache des Schönen in uns begleitet wird, ein Einmengen des transcendentalen Standpuncts der Betrachtung, der freilich dem Ganzen zu Grunde liegen muß, eher störend seyn würde; denn das Gefühl gehört ganz dem natürlichen Menschen, dem Menschen der Erscheinung an, und wird von den Dingen, wie wir sie uns eben als natürliche Menschen im gemeinen Bewußtseyn vorstellen, hervorgerufen.

Es wäre jetzt nur noch übrig, daß Rec. die neuen Gesichtspuncte, welche Schiller dem Eingehen auf die Betrachtung des Schönen von der subjectiven Seite her verdankte, charakterisirte. Dieß scheint hier überflüssig zu seyn, in sofern für diese Zwecke das vorliegende Buch die Quelle nicht sei — auch sind ja diese Gesichtspuncte allgemein bekannt, und wenn man aufrichtig seyn will, die Quellen aller modernen Aesthetik. Indessen bedarf es vielleicht einer Orientirung darüber, wie sie mit dem oben Erörterten zusammenhängen, und da sich vielleicht nur hieraus ihr eigentlich philosophischer Ort und ihre streng philosophische Bedeutung ergibt, so werden sie in diesem Zusammenhange nicht ganz übergangen werden können.

Der Grundgedanke der ästhetischen Briefe ist bekanntlich, daß wir, indem wir uns zur Schönheit erziehen, zugleich zur Sittlichkeit erzogen werden, oder in dem wahren Genuß jener,

diese für einen Augenblick anticipiren, und zwar in sofern, als wir uns beim Schönen zugleich frei und bestimmt fühlen, oder Natur und Freiheit vermittelt sehen, sich solcher Vermittlung aber durchgängig bewußt zu seyn und in ihrem Sinne zu handeln, also Natur und Freiheit vermittelt zu haben die sittliche Aufgabe des Menschen ist, mit deren Lösung er eine höhere Freiheit erlangt haben würde.

Wie nun jene Stimmung der Thatsache der Schönheit, wie Schiller sie im Körner'schen Briefwechsel auffaßt, entspreche, ist leicht zu zeigen. Wenn nämlich dieser die Elemente der Erscheinung und der Freiheit enthält, so wird man sich von der ersteren, da sie doch immer von außen kommt, wesentlich bestimmt fühlen müssen: das Element der Freiheit aber muß auch ein Gefühl von Freiheit herbeiführen, selbst wenn ich nicht weiß, daß ich sie nur in das Object verlege — denn einerseits ist das Object selbst damit als frei gesetzt, und die Anschauung von etwas Freiem muß mich frei stimmen; alsdann aber muß ich mich, wenn in dem Objecte etwas liegt, was aus meiner praktischen Vernunft herstammt, jedenfalls, auch wenn ich das nicht weiß, doch in sofern frei fühlen, als ich in diesem Puncte wenigstens nicht von außen bestimmt bin. Aber auch die Beziehung des Schönen auf das Sittliche ist nur durch strenges Zurückgehen auf die philosophischen Grundlagen der Schiller'schen Aesthetik zu erkennen.

Man betrachtet Schiller als denjenigen, welcher den Kantischen Dualismus von Natur und Sittlichkeit überwunden habe. Dieß hat er auch wirklich gethan; bekanntlich verspottet er denselben heftig in den Xenien:

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und da wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Antwort:
Da ist kein and'rer Rath, du mußt suchen sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun was die Pflicht dir gebeut.

oder mit Einem Worte, er sucht die Aufgabe nicht in der Unterdrückung, sondern in der Veredlung der Sinnlichkeit. Aber man faßt diese Aufhebung des Dualismus, weil man von der speculativen Philosophie ausgeht, welche die Freiheit und Nothwendigkeit in Einem als vorhanden betrachten lehrt, gemeiniglich unrichtig auf, und Ref. selbst hat dieß in einer Abhandlung in der Fichte'schen Zeitschrift für Philosophie, die überhaupt seit der Veröffentlichung des Körner'schen Briefwechsels als gänzlich antiquirt zu betrachten ist, gethan. Man meint nämlich, er löse jenen Zwiespalt theoretisch auf, oder betrachte jene Vereinigung, wie die Neuern, als vorhanden. Aber wenn er sich etwa in der »ästhetischen Erziehung« einmal so ausdrücken sollte, so würde

er dieß selbst nur im Sinne des empirischen Standpuncts, den er hier einnimmt, gethan haben wollen. Schiller ist in diesem Puncte weit mehr Kantianer als man glaubt — jene Vereinigung ist bei ihm nichts als eine Forderung, ein Imperativ, etwas, das wir aus praktischen Rücksichten als realisirbar betrachten müssen.

Das Schöne, würde man nach der bisherigen Auffassung sagen müssen, ist nach Schiller's Ansicht wirklich in dem intellectuellen Substrat unseres Ich, in welchem sowohl Sinnlichkeit als Sittlichkeit wurzeln, und wenn wir uns im Zustande der freien sittlichen Handlung befinden, schauen wir dieses an mittels derjenigen Anschauung, welche Schelling später die intellectuelle genannt hat, wie denn auch Schiller mit Schelling und Hegel später philosophischen Verkehr gepflogen hat. Wie aber drückt Schiller selbst sich aus? Er sagt (III. S. 210): „Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnlich vernünftige Natur."

Der luftige Bau, welcher das Schöne und Gute bei Schiller verbindet, und den er sein System nennt — er spricht häufig von seinem Systeme, das er in seinen ästhetischen Briefen darlege, wo man sich denn freilich zu hüten hat, nicht an seine ästhetische Theorie zu denken, stellt sich also so dar:

Die Vereinigung des Sinnlichen und der Freiheit im Schönen, welche aber nicht wirklich Statt findet, sondern nur supponirt wird, gibt mir die Anschauung der Vereinigung der gleichen Elemente in mir, welche aber nicht ist, sondern nur seyn soll.

Man wird gestehen müssen, daß dieß ganz in Kantischem Styl bauen heißt.

Es ist nicht zu verkennen, daß auf die Ausbildung von Schiller's höherer Ansicht von unserer sittlichen Aufgabe Körner's Mahnungen nicht ohne Einfluß gewesen sind. Wie Körner sehr damit zufrieden ist, daß Schiller in den „Künstlern" die Kunst höher stellt als die Wahrheit, so will er auch, daß sie ein Höheres sei, als die Sittlichkeit im Kantischen Sinne — er will ein gemeinsames Princip der Kunst aus dieser Sittlichkeit, indem er sagt: Das Princip, aus dem Schiller Schönheit als Freiheit in der Erscheinung erkläre, sei nur das nächste Princip der Sittlichkeit, und er wünsche noch ein entfernteres und höheres; er klagt auch viel über die Unfruchtbarkeit des Kantischen Princips der Sittlichkeit. Allein philosophisch ermöglicht wurde die Erfüllung einer solchen Forderung lediglich durch Schiller's ästhetische Theorie.

Nämlich durch den Begriff der naiven Erscheinung, wie er oben erörtert ist, und durch die Versuche, einen objectiven Grund der Schönheit zu finden. Hierbei legte Schiller dem Elemente der Sinnlichkeit und Unmittelbarkeit eine eigene Natur bei, deren Aufhebung von der praktischen Vernunft in ihrem eigenen Interesse nicht gestattet werden dürfe, weil sie damit eine Heteronomie herbeiführen würde. Oder Schiller hat hier den, für die Kantische Periode Epoche machenden Gedanken — das Sinnliche ist einmal, also muß es doch wohl auch bestimmt seyn, das zu seyn, was es ist. Und dieß ist nun freilich in Bezug auf das Schöne ziemlich harmlos, denn diese negative Freiheit der Natur dient ja doch nur dazu, die Freiheit der Vernunft hineinlegen zu können. Nun aber denke man sich dieß auf den Menschen als sittliches Subject übertragen. Kant hatte nur dem Sittengesetz Freiheit zuerkannt — und diese wird nicht nur mit Unterdrückung des Sinnlichen geltend gemacht, sondern besteht wohl gar bloß in dieser Unterdrückung. Jetzt aber hat das Sinnliche auch auf einmal ein Recht bekommen zu seyn, und das zu seyn, was es ist. Blieb da etwas anderes übrig, als die sittliche Aufgabe, wenn überhaupt eine solche Statt finden, wenn der Mensch nicht zu unheilbarer Zweiheit verdammt seyn sollte, nunmehr dahin zu bestimmen, daß sie darin bestehe, beide Elemente geltend zu machen, oder eines mit dem andern zu durchdringen, als worin die wahre Freiheit, die Freiheit nicht der Bekämpfung eines Gegensatzes, sondern der Gegensatzlosigkeit, besteht? Wobei sich Schiller um die Frage, wie dieß möglich sei, gar nicht zu kümmern brauchte, wie er denn selbst im neunzehnten ästhetischen Briefe sagt: die Möglichkeit der Dinge erklären zu können, dafür gebe sich der Transscendentalphilosoph gar nicht aus, sondern er begnüge sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen werde.

Uebrigens ist unzweifelhaft jene Freiheit, mit welcher wir bei der ästhetischen Anschauung nach Schiller's Lehre über allen Elementen unsers innern Lebens stehen, das Spiel, zu welchem sie uns dienen — auf die Einführung des Begriffes Spiel in dem Briefe über die ästhetische Erziehung dürfte eine Abhandlung des aus den Fichte'schen Händeln bekannten Weißhuhn, „über die höhere Bedeutung des Spiels" (d. h. Kartenspiels), den Schiller um diese Zeit in den Horen aufnahm, einen Einfluß ausgeübt haben — die Herrschaft, die wir demzufolge über dieselben ausüben, zusammen mit der Totalität, auf die es hierbei abgesehen ist, und die sich darin äußert, der fernere Anknüpfungspunct zwischen Schiller und Goethe gewesen, auf den ich oben hingewiesen habe; wie sollte Goethe nicht hierin das Schema seines

Verfahrens, was ihn quälte und mit sich in Zwiespalt brachte, aus sich herauszusetzen, und sich dadurch zu gesunder Ganzheit wieder herzustellen, erblickt haben? Ferner dürfte jenes von Schiller nachträglich gefundene objective Merkmal des Schönen in eben dieser Totalität bestehen — nämlich darin, daß sich in menschlicher oder menschenähnlicher Weise eine Einheit von Freiheit und Sinnlichkeit in dem Schönen darstelle — wie Schiller sagt, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur der bange Qual, auf der Stirn des hohen Uraniden leuchtet ihr vereinter Strahl — wonach denn freilich nur der Mensch oder die Darstellung des Menschen vollkommen schön wäre — aber eine solche Ansicht ist in neuern Zeiten gerade heraus oder versteckt allzuoft geltend gemacht worden, als daß wir nicht annehmen sollten, sie hätte sich im Anfange der ästhetischen Dinge auch wohl Schiller'n zu empfehlen gewußt. Und endlich läßt auch der Widerspruch von Grund und Bedingung von der Anschauung der ästhetischen Erziehung aus allenfalls eine Auflösung zu. Man kann nämlich sagen, sind jene beiden Triebe — man erinnert sich dieser Redeweise aus der Schrift selbst — der Formtrieb oder der Freiheit- und der Stofftrieb oder die Sinnlichkeit, beide gleich ursprünglich in unserm Ich begründet, so wird weder der eine noch der andere bloß Bedingung, oder bloß Grund eines gemeinschaftlichen Productes seyn, sondern jeder sowohl das eine als das andere, oder das Product wird nur daraus entstehen, daß sie sich gegenseitig sollicitiren. Und so könnte man vielleicht sogar den Kreis der ganzen Theorie damit schließen, daß man jene, wie oben angemerkt, unerklärt gebliebene Isolirung der reinen Erscheinung, welcher allein die praktische Vernunft ihre Freiheit leihen kann, darauf zurückführte, sie müsse angenommen werden, eben weil nur so die ästhetische Stimmung möglich werde, in welcher sich die Totalität auf einen Augenblick verwirkliche, und die uns das wahre sittliche Ideal vor Augen stelle. Welche Hypothesen jedoch der Leser von den documentirten Schiller'schen Lehren gesondert zu halten wissen wird.

Hinter dem Aufschwunge von Schiller's Geist, der sich in diesen letzteren kund gibt, bleibt nun, wie gesagt, Körner auf eine sehr bemerkbare und fast beleidigende Weise zurück. Auf die Briefe, in welchen der Freund ihm seine Entdeckungen darstellte, geht er wenig ein; seine Antworten bestehen meistens darin, daß er ihm auf seine Weise etwas vorphilosophirt, wobei er aber über seine „Lebenskraft" nicht viel hinauskommt. Ja er findet sogar erst in dem zweiten Theile der Abhandlung vom Erhabenen die alte Kraft wieder! — Er sagt geradezu, er müsse Schiller'n eben sowohl als Kanten aus Principien läugnen, und

verlangt, nachdem ihm alles oben Dargestellte vorliegt, doch noch ein neues Princip, ohne doch die mindeste Productivität in Erledigung desselben zu zeigen. Auch verfehlte diese Unempfänglichkeit nicht, auf einige Zeit das gute Vernehmen zwischen beiden Männern zu stören. Während Schiller's Reise nach Schwaben sind seine Briefe, wie er selbst später gesteht, nicht bloß wegen der größeren Entfernung seltener, und obgleich sich dieß wieder ausgleicht und Schiller in den Mittheilungen über sein Philosophem wieder beginnt, merkt man es ihm doch an, daß die einstimmige Behandlung der höchsten Probleme, in der ihm Goethe entgegenkommt, gewissermaßen eine leergewordene Stelle bei ihm ausfüllt. Doch schließt sich Körner zuletzt noch seiner Lehre an, indem er einen besondern Punct in einem ihr verwandten Sinne behandelt. Schiller hatte schon im Anfange seiner Mittheilungen über seine Kunstlehre erklärt, die Anwendung auf die Musik überlasse er dem Freunde, und da sendet denn auch wirklich Körner, nach langem Zögern, wie es in seiner Weise liegt, für die Horen eine Abhandlung über Charakterdarstellung in der Musik ein, von der er meint, daß er sich in ihr Schiller'n doch wenigstens näher anschließe, als es irgend ein anderer gegenwärtig thun dürfte. Er sagt in diesem Aufsatze — man findet ihn in dem fünften Stücke der Horen 1795 —: Um aus dem Reiche der beschränkten Wirklichkeit in das Reich des Ideals einzugehen, bedürfe es der Freiheit. Diese sei die Seele des Kunstwerkes; indem der Dichter den Glauben an die Freiheit voraussetze, verbreite sich selbstständige Lebenskraft über die Bestandtheile seines Werkes, und an die Stelle eines Puppenspieles, das von einer unbekannten Macht durch unsichtbare Fäden bewegt werde, treten handelnde Personen. Aber Freiheit, Persönlichkeit, Zustand und Leben als Gegenstand der Kunst betrachtet, seien keine metaphysischen Begriffe, sondern Merkmale, die durch den innern Sinn in uns wahrgenommen und auf andere Wesen übertragen werden. Hiezu isolire besonders der bildende Künstler die Gestalt, indem er sie von der Bewegung frei mache. Es frage sich nun, ob nicht auch Bewegung ohne Gestalt zur Darstellung zureichend sei, so wie es Gestalt ohne Bewegung sei. Dieß wird bejaht, und die Musik als diejenige Kunst bezeichnet, in welcher dieß der Fall sei — bildeten doch die Figuren der Musik selbst eine Art Gestalt, wenn auch nicht im Raume, doch in der Zeit, und das Beharrliche, dessen auf solche Weise die Musik fähig ist, indem sie an einer gewissen Art von Fortschreitung u. dgl. festhält, mache sie fähig, nicht bloß das Pathos, sondern auch das Ethos, den Charakter, auszudrücken, welchem wir dann, wenn er auf diese Weise umschrieben ist, Freiheit beilegen. — Man sieht, daß hier die Lebens-

kraft aufgegeben und das Element von Freiheit, das in ihr liegt, als von uns supponirt, anerkannt wird; doch macht sich eine bedenkliche Neigung geltend, auf eine Hineinlegung der sittlichen Freiheit als solcher in die Erscheinung zu verfallen, denn es heißt, durch Darstellung eines Charakters werde die Freiheit des Menschen, welche das einzige Unendliche an ihm sei, versinnlicht — was den Begriff eines Charakters im ästhetischen Sinne, das ἦθος, gar nicht trifft, sondern nur eine Beschreibung des vorzugsweise so genannten Charakters, des festen Charakters, der Charakterstärke ist: „der Verschwender" oder „der Geizige" ist nichts weniger als „ein Charakter" in dem letztern Sinne, aber allerdings ein ἦθος, ein Typus, eine Maske.

Erst nachdem Schiller ganz zur Production zurückgekehrt ist, wird Körner's Stellung bei dem brieflichen Verkehr mit ihm wieder eine selbstständigere, denn nun fällt ihm auf's Neue die Rolle des Kritikers zu. Zwar ist jetzt auch in dieser Beziehung Schiller der Ueberlegene, doch sind die Verhandlungen zwischen ihnen über einzelne Puncte immer wichtig; auch finden sich hier Besprechungen Goethe'scher Werke und Aeußerungen Schiller's über Goethe, welche aller Aufmerksamkeit werth sind. Die gut geschriebene Vorrede des vierten Bandes — welche auch über die Grundsätze in Betreff der Weglassung gewisser Personalnachrichten eben so verständige wie genaue Rechenschaft ablegt, behauptet nicht zu viel, wenn sie sagt, daß dieser Briefwechsel neuen und anregenden Aufschluß über so viele dunkle Gebiete der deutschen Geisteswelt gebe, daß es der verschiedensten Organe bedürfen werde, um seinen Goldgehalt auszubeuten, und ihn für Geschichte und Philosophie, für Literatur, Poesie und Theater nutzbar zu machen.

Leipzig. W. Danzel.

Art. II. Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus österreichischen Originalquellen. Herausgegeben von F. Heller, Obristlieutenant im k. k. österr. Generalquartiermeisterstabe ꝛc. Erster Band. Jahr 1694—1702. Wien. Carl Gerold. 1848. 527 S. gr. 8.

Von allen Männern, deren Namen auf den Blättern der österreichischen Geschichte ruhmvoll verzeichnet stehen, hat wohl, einige Glieder des Kaiserhauses allein ausgenommen, keiner so mächtig eingewirkt auf die Geschicke der dem Scepter des Hauses Habsburg unterworfenen Länder, als Prinz Eugen von Savoyen. Es ist aber auch über keinen von Oesterreichs großen Staatsmännern und Feldherren so viel geschrieben worden als über ihn, den wir,

wenn er gleich italienischem Fürstenblute entstammte, in Frankreich geboren und am Hofe Ludwigs XIV. erzogen worden ist, wohl mit Recht zu den Unserigen zählen dürfen, da ihn die Macht der Verhältnisse nicht minder als sein eigener Wille, seine treue Anhänglichkeit an das Herrscherhaus wie die ruhmvolle Führung der kaiserlichen Heere und die weise Vertretung der Interessen seiner Monarchen in dem Rathe der Fürsten so fest als irgend einen im Lande selbst Geborenen an Oesterreich ketten.

Es darf wohl als Regel gelten, daß über hervorragende Männer, während sie noch am Leben sind, selten richtige Urtheile gefällt werden. Nach ihrem Tode, wo die Leidenschaftlichkeit mehr und mehr verstummt, wo ihre Verdienste und Fehler mit ruhigem Gemüthe beurtheilt werden, wo die früher in ihren Schreibepulten, in den Kabineten der Fürsten oder in den Archiven aufbewahrten schriftlichen Denkmale ihrer Handlungen, durch fleißige Forschung zu Tage gefördert, ans Licht treten, ist es auch leichter, ein getreues Bild ihrer ausgezeichneten Persönlichkeit darzustellen. Was hingegen die Geschichtschreibung über den Prinzen Eugen betrifft, so hat das gerade Gegentheil von dem oben Gesagten stattgefunden.

Die ältesten Werke über ihn sind vielleicht einseitig, jedenfalls aber der Wahrheit getreuer als die neueren, die entweder ganz verfälscht sind, oder in welche sich doch eine Masse des Unrichtigen eingeschlichen hat. Das im Jahre 1722 erschiene Buch „des grossen Feldherrns Eugenii Heldenthaten" ist, die übertriebenen, im Style der damaligen Zeit liegenden Lobhudeleien abgerechnet, nebst Dumont's „Histoire militaire du Prince Eugène" das Brauchbarste, was über den Prinzen erschienen ist. Doch werden in diesen beiden Werken fast ausschließlich seine Feldzüge, seine Kriegsthaten besprochen, seiner nicht minder wichtigen Wirksamkeit als Präsident des Hofkriegsrathes, als vorzüglichster Rathgeber dreier Kaiser wird kaum erwähnt. Das zwei Jahre nach des Prinzen Tode zu Nürnberg erschienene Buch „Eugenius nummis illustratus" reiht sich in Schreibart und Auffassungsweise dem Erstgenannten an. Mit weit größerer Vorsicht ist Mauvillon's Werk „Histoire du Prince François Eugène de Savoye, Amsterdam 1750," zu gebrauchen. Die um jene Zeit und später herausgegebenen, denselben Gegenstand behandelnden Schriften dürfen, da sie nur Auszüge aus den angeführten Werken sind, hier keiner Erwähnung werth gehalten werden.

Im Anfange unseres Jahrhunderts schrieb der Feldmarschall Fürst de Ligne sein „Vie du Prince Eugène, écrite par lui-même." Ob der geistreiche Verfasser mit der auf dem Titel und in der Vorrede ausgesprochenen Behauptung, diese Schrift rühre ursprüng-

sich von Eugen selbst her, und er habe ihr nur die gegenwärtige Form gegeben, beim Publikum Glauben gefunden hat, ja ob es dem Feldmarschall überhaupt darum zu thun war, seine Leser davon zu überzeugen, steht dahin. Gewiß ist, daß jetzt Niemand, der die Geschichte Oesterreichs kennt, an der Unechtheit dieser Broschüre zweifelt, die nicht nur von historischen Irrthümern, sondern auch von Aeußerungen wimmelt, welche der edlen, einfachen Gesinnungsart Eugens, seiner anspruchslosen Ausdrucksweise ganz fremd sind. Nicht minder gewiß ist es aber auch, daß sich noch in französischen Geschichtswerken der neuesten Zeit ganze Stellen daraus mit dem festen Glauben an deren Authentizität angeführt finden.

Mit ungleich größerer Kenntniß des Gegenstandes als das oben genannte Buch ist die von J. v. Sartori herausgegebene „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen" abgefaßt. Doch ist über die Unechtheit aller, oder doch der meisten der darin enthaltenen Briefe wohl kein Zweifel mehr. Eine nur einigermaßen aufmerksame Vergleichung derselben mit des Prinzen zahlreicher Originalcorrespondenz liefert einen genügenden Beweis dieser Behauptung. Zu bedauern ist, daß Oberstlieutenant von Kausler bei Verfassung des Werkes „das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen," diese Sartorischen Briefe für authentisch haltend, sie nicht nur theilweise seinem Buche einverleibt, sondern gewissermaßen sein ganzes Raisonnement darauf baut. Hätte Hr. v. Kausler vor Herausgabe seines Werkes den reichen handschriftlichen Schatz eingesehen, der über des Prinzen Feldzüge im kaiserlichen Kriegsarchive niedergelegt ist, er würde gewiß Anstand genommen haben, ohne dessen Benützung eine Schrift über den großen Feldherrn in Druck erscheinen zu lassen.

Die Verfassung einer erschöpfenden, die staatsmännische nicht minder als die kriegerische Wirksamkeit Eugens in sich begreifenden, auf die vorhandenen schriftlichen Denkmale seiner Thätigkeit gegründeten Darstellung seines Lebens, wie eine solche über dessen großen Zeitgenossen Marlborough von dem berühmten Erzdechant von Wilts, William Coxe, geschrieben worden ist, wird zwar vielleicht lange ein Gegenstand frommer Wünsche bleiben, bei der erfreulichen Thätigkeit aber, die auf dem Felde vaterländischer Geschichtsforschung sich zu regen beginnt, gewiß noch realisirt werden. Die Sammlung authentischer Materialien hiezu muß natürlich einer solchen Schöpfung vorausgehen. Regierungsrath J. Chmel hat auch hier mit rühmlichem Beispiele den Anfang gemacht, und bereits in den Jahrgängen 1831, 1832 und 1833 des von Ridler herausgegebenen österreichischen Archivs sechs und

vierzig größtentheils eigenhändige Briefe veröffentlicht, welche Prinz Eugen in den Jahren 1701, 1702 und 1708 an einen der ausgezeichnetsten seiner Waffenbrüder, den damaligen kaiserlichen Feldzeugmeister Grafen Guido Starhemberg gerichtet hat, und die gegenwärtig in dem Starhembergischen Archive zu Riedeck aufbewahrt werden.

In der österr. militärischen Zeitschrift sind hie und da Schreiben Eugens an verschiedene Personen abgedruckt. Eine weit umfassendere Arbeit aber auf diesem Felde, deren große Verdienstlichkeit nach dem Vorhergehenden von selbst erhellt, ist die vorliegende Sammlung der „militärischen Correspondenz" des Prinzen, herausgegeben von dem Oberstlieutenant F. Heller, der sich schon durch eine Reihe gehaltvoller, in der vorgenannten Zeitschrift erschienener Abhandlungen über die meisten Feldzüge des spanischen Successionskrieges und durch andere Aufsätze militärhistorischen Inhaltes ein bleibendes Verdienst um die österreichische Kriegsgeschichte erworben hat.

Eugen Franz, Prinz von Savoyen, verließ, wie bekannt, im Februar 1683 den Hof von Versailles, an welchem sein Vater, der Graf von Soissons, gelebt, mit dem Entschlusse, in die Kriegsdienste des Kaisers zu treten, da der König von Frankreich ihm eine Stelle in seinem Heere verweigert hatte. Von Leopold I. zuvorkommend aufgenommen und zum Obristlieutenant in der Reiterei ernannt, wohnte Eugen nebst seinem älteren Bruder Ludwig Julius dem der Belagerung Wiens vorhergehenden Cavalleriegefechte bei Petronell bei, wo ein Theil des von dem Herzoge Karl von Lothringen geführten kaiserlichen Heeres von einem überlegenen Haufen leichter türkischer Reiter angegriffen ward und Eugens Bruder, im dichtesten Handgemenge kämpfend, eine schwere Verletzung erhielt, an deren Folgen er wenige Tage darauf zu Wien starb. Als die Residenzstadt von Kara Mustafa's zahllosen Scharen umschlossen wurde, befand sich Eugen nicht in derselben, sondern fortwährend bei dem Heere des Herzogs von Lothringen, mit welchem er auch zu Wiens Rettung herbeizog, und in der unter des edlen Polenkönigs Johann Sobieski Führung gelieferten Entsatzschlacht sich auszeichnete. Mit dem siegreichen Heere ging Eugen nach Ungarn und war dabei, als der Herzog von Lothringen am 9. October bei Parkany die zwei Tage früher den Polen angehängte Schlappe blutig rächte. Zum Lohne für seine bei mehreren Gelegenheiten bewiesene Tapferkeit wurde der zwanzigjährige Prinz vom Kaiser zum Obersten und Inhaber des erledigten Dragoner-Regiments Kuefstein ernannt.

Die folgenden fünf Feldzüge hindurch stritt Eugen, eine militärische Rangstufe nach der andern ersteigend, mit dem kaiser-

lichen Heere in Ungarn gegen die Türken, und trug durch Unerschrockenheit und Umsicht das Seinige zur Erkämpfung der schönen Siege von Waitzen, Gran und Mohacz, zum Falle der starken Festungen Neuhäusel, Ofen und Belgrad bei.

Als die Uebergriffe Ludwigs XIV. und seine unberufene Einmischung in die Angelegenheiten des deutschen Reiches das Fortbestehen des Nymweger Friedens unmöglich machten, als die Feindseligkeiten zwischen Frankreich einer- und den Gliedern des Augsburgerbundes andererseits ausgebrochen waren, wurde Eugen nach Turin gesendet, um den Verbündeten die Beihülfe des hochstrebenden Herzogs Victor Amadeus von Savoyen zu erwirken, ein Auftrag, dessen große Schwierigkeiten sein vollständiges Gelingen in noch glänzenderem Lichte erscheinen ließen. Eugen erhielt den Befehl über die siebentausend Mann kaiserlichen Truppen, welche nebst spanischen, englischen und deutschen Hülfsvölkern dem Herzoge zuzogen, um seine Heeresmacht in den Stand zu setzen, den Angriffen Frankreichs Widerstand zu leisten. Der Prinz eilte seinen Truppen voraus zum Herzoge, und dieser schlug, gegen Eugens Rath, noch bevor die kaiserlichen Regimenter angelangt waren, am 18. August 1690 gegen den erfahrenen Catinat die unglückliche Schlacht bei Staffarda.

Mit einer größeren Standhaftigkeit als man ihm zugetraut hätte, widerstand Victor Amadeus den lockenden Anerbietungen des Königs von Frankreich, der ihn auf seine Seite zu ziehen versuchte. Als aber im Laufe der folgenden Feldzüge der größte Theil Savoyens vom Feinde besetzt wurde, als die blutige Schlacht bei Marsaglia verloren ging, begann der Herzog den wiederholten Vorschlägen Ludwigs XIV. ein geneigteres Ohr zu leihen.

Wir sind nun bei dem Zeitpunkte angekommen, von welchem die in dem vorliegenden Werke enthaltenen schriftlichen Mittheilungen des Prinzen Eugen beginnen. Es ist zu bedauern, daß nicht schon über die vorhergegangene, eben flüchtig skizzirte Wirksamkeit Eugens, besonders aber über seine Verhandlungen mit dem Herzoge Victor Amadeus Dokumente von der Hand des Prinzen vorgefunden worden sind. Das Jahr 1694 verging ohne große Ereignisse. Der Herzog von Savoyen machte insgeheim alle Anstrengungen der Verbündeten, um die Feindseligkeiten gegen das französische Heer mit Kraft zu erneuern, zu nichte, und erlangte dadurch eine schonende Behandlung des vom Feinde bereits besetzten Theiles seiner Länder. Das erste der vom Oberstlieutenant Heller in die Sammlung der Korrespondenz Eugens aufgenommenen Schreiben ist ein Bericht des Feldmarschalls Grafen Palffy an den Kaiser, dessen Mittheilung der Herausgeber zum Verständ-

niß des Ganzen für nöthig erachtet hat, und welches das einzige nicht von Eugen herrührende der mitgetheilten Aktenstücke ist.

Der Feldmarschall erstattet dem Kaiser die Anzeige, daß in dem Kriegsrathe der Verbündeten die Blokade von Casale beschlossen worden ist, ein Unternehmen, zu welchem der Herzog von Savoyen, „der sich sowohl zum Dienste des Kaisers als zum „allgemeinen Besten mit so rühmlich als fortwährender Standhaftigkeit unveränderlich bezeiget," seine eifrige Mitwirkung zugesagt hat. Die in diesem Berichte enthaltenen warmen Lobsprüche, welche Graf Palffy dem Feldmarschalllieutenant Gschwind von Peckstein ertheilt, der „nicht allein seinem, diesen Winter „über in dem Montferrat obgehabten Commando mit sehr beson„derer Geschicklichkeit, treufleißigster Emsigkeit und nebst Haltung „exakter Kriegsdisziplin sehr rühmlich vorgestanden, sondern für „nun auch in Erwägung seiner fürtrefflichen Kriegserfahrenheit „und solch gedachten Conduite zu Dirigirung der Blokade vor „Anderen zum taug- und dienlichsten angesehen worden," sind um so erwähnenswerther, als dieser General schon als Oberstlieutenant während der Vertheidigung Wiens durch zweckmäßige Leitung des Geschützwesens große Dienste geleistet und durch seine bei so vielen Gelegenheiten bewiesene Geschicklichkeit und Umsicht sich des Kaisers volle Gnade erworben hatte. Letztere büßte er aber durch seine neun Jahre später vor und während des Einfalles des Kurfürsten von Baiern in Tirol als Militärkommandant dieser Provinz an den Tag gelegte Unentschlossenheit, ja den Verdacht der Verrätherei mit Recht hervorrufende Saumseligkeit wieder ein.

Die in dem obigen Schreiben ausgesprochene Ansicht der im Kriegsrathe versammelten Generale, daß die förmliche Belagerung von Casale nicht wohl thunlich, dagegen aber eine enge Blokade dieser Festung vorzunehmen sei, bestätigt Eugen in zwei an den Kaiser und einem an den Präsidenten des Hofkriegsrathes Grafen Ernst Rüdiger Starhemberg gerichteten Schreiben. Da jedoch der kaiserliche Hof dem Prinzen einen energischen Vorgang gegen Casale dringend ans Herz legte, befahl dieser dem Feldmarschalllieutenant Gschwind, dessen „unausgesetzter Eifer, unermüdeter „Fleiß und Emsigkeit" auch an Eugen wiederholt einen warmen Lobredner findet, das nahe bei Casale liegende Schloß San Giorgio wegzunehmen, um nach dessen Eroberung die Stadt selbst besser einschließen zu können. Gschwind verrichtete diesen Auftrag zu größter Befriedigung des Prinzen, indem er nur mit einem Verluste von zwei bis drei Mann die aus sechzig bis siebzig Soldaten bestehende Besatzung des Schlosses zur Uebergabe nöthigte.

Rein militärische Details, welche größtentheils die Stellung,

Einquartierung und Proviantirung der Truppen, die Verhandlungen mit dem Großherzoge von Toskana und der Republik Genua wegen genauer Bezahlung der vertragsmäßig bedungenen Subsidien, die Empfehlung des Obersten Grafen von Leiningen, welcher von Eugen gegen die in Wien wider ihn erhobene Beschuldigung, „heimlicher Weise gegen des Kaisers Befehle machi„nirt zu haben," kräftig vertheidigt wird, zur Stelle eines Generalfeldwachtmeisters der Cavallerie, füllen die nächsten Berichte, welche übrigens in Bezug auf politische Verhältnisse keine neuen Aufschlüsse enthalten. Leider begegnen wir auch hier den nur zu deutlichen Spuren der unter den Generalen der Verbündeten und ihrer Truppen herrschenden Uneinigkeit. Feldmarschallieutenant Gschwind beklagte sich über die Saumseligkeit der bei Casale's Blokade verwendeten spanischen Regimenter, und Victor Amadeus ließ ein Edikt veröffentlichen, wodurch allen Offizieren und Soldaten der verbündeten Armee bei strenger Strafe geboten ward, Tabak, Branntwein und dergleichen Gegenstände nur bei den von ihm hiezu aufgestellten Unternehmern zu kaufen; eine Verordnung, durch welche der Preis dieser Waaren sehr in die Höhe getrieben, die Unzufriedenheit der Truppen gesteigert wurde und Eugen sich genöthigt sah, hierüber an den Grafen Starhemberg zu berichten und sich dessen dießfällige Weisungen zu erbitten.

Den Tod des Feldmarschalls Grafen Palffy, der nach kurzer Krankheit zu Mailand starb, sehr bedauernd, betraut Eugen den tapferen Prinzen von Commercy mit der dem Feldmarschall anvertraut gewesenen Sendung nach Mantua und bittet um schleunige Rückkehr des Feldmarschallieutenants Grafen Bussy-Rabutin, den er an den kaiserlichen Hof geschickt, um dort mündlich die bei den Truppen in Italien herrschende Noth vorzustellen.

Dieß ist in wenig Worten der Hauptinhalt der dreizehn im vorliegenden Werke enthaltenen Berichte aus dem J. 1694. Noch sparsamer sind die Mittheilungen aus dem folgenden Jahre, von welchem nur sieben, sämmtlich an den Präsidenten Grafen Starhemberg gerichtete Schreiben vorgefunden wurden.

Die Eroberung von Casale, welches der Marquis von Crenan, derselbe, der sieben Jahre später bei Eugens Ueberfalle auf Cremona die Todeswunde erhielt, gegen die Bedingung freien Abzuges der Besatzung und der Demolition der Festungswerke den Verbündeten übergab, dem Präsidenten anzeigend, bittet Eugen, dessen Zerwürfnisse mit Victor Amadeus immer höher zu steigen scheinen, um die Erlaubniß, „sobald die Campagne ver„laufen und die Truppen die Quartiere bezogen haben werden, „sich nach Wien verfügen zu können, und sodann dieses gefähr„lichen Commando entledigt zu seyn." Aus dem Verpflegswesen

entstehende Differenzen, endlich aber ein zwischen dem kaiserlichen Feldzeugmeister Marchese Parella und dem Feldmarschallieutenant Gschwind mit solcher Heftigkeit ausgebrochener Streit, daß der Letztere sich durch Ersteren zum Zweikampfe gezwungen sah, trugen noch dazu bei, Eugens Unzufriedenheit mit seiner Stellung zu vermehren.

Trotz seines Wunsches, dieses Commando's überhoben zu sein, finden wir den Prinzen, der den Winter in Wien zugebracht hatte, im nächsten Feldzuge wieder auf dem Kriegsschauplatze in Italien. Am 1. Juni 1696 trifft Eugen in Turin ein und erstattet sechs Tage später einen Bericht an den Kaiser, in welchem er ein um so größeres Erstaunen über die zerstreute Stellung des Heeres der Verbündeten und über die bisherige Unthätigkeit des Herzogs von Savoyen ausspricht, als eine Bombardirung von Turin durch die Franzosen wahrscheinlich beabsichtigt wird. Zur Schilderung des unbefriedigenden Zustandes der kaiserlichen Truppen übergehend, wiederholt er seine dringende Bitte um Uebersendung einer Geldsumme, um wenigstens die unausweichlichsten Bedürfnisse der Soldaten befriedigen zu können, da nun „schier Alles gänzlich desperat" und „dermalen die letzte Extremität ist."

Trotzdem hoffte Eugen, „daß man unsererseits allhier noch eine gute Campagne vollbringen" und nicht nur die Absichten des Feindes vereiteln, sondern auch seinem Heere manchen Schaden zufügen könne, wenn nur die Verbündeten unter sich die so nöthige Einigkeit erhalten würden. Der Marquis von St. Thomas, des Herzogs von Savoyen vertrauter Minister, hatte aber schon zum zweiten Male Briefe vom Marschall Catinat erhalten, die einen Separatfrieden Frankreichs mit Victor Amadeus bezweckten. Obgleich der Herzog diese Schreiben dem Prinzen Eugen, dem Marquis von Leganez und Lord Galway, den Befehlshabern der kaiserlichen, spanischen und englischen Truppen, mittheilte und sich dadurch den Schein von Aufrichtigkeit so wie von Anhänglichkeit an die Verbündeten geben wollte, sah man doch, daß er im voraus entschlossen war, sich von diesen zu trennen, wenn nur die von Frankreich gemachten Vorschläge ihm gehörige Vortheile brächten. Trotz eines vom Könige Wilhelm III. von England eingetroffenen, hier mitgetheilten Schreibens, in welchem dieser ausgiebige Hülfe zusagt und den Herzog durch die schmeichelhaftesten Lobpreisungen, die er seiner bisher bewiesenen Standhaftigkeit zollt, an die Allianz zu fesseln sucht, ließ Victor Amadeus, wie Eugen schon in seinem dritten Berichte an den Kaiser schreibt, dem Marquis Leganez sagen, daß Frankreichs Propositionen „so avantagieux für ihn wären, daß er nicht anders könnte, als solche anzunehmen," daß also die Truppen der Verbündeten

sein Land unverzüglich zu verlassen hätten. Nur schwer hielt es, den Herzog davon zu überzeugen, daß er von diesem Vorgange die alliirten Monarchen zu benachrichtigen habe, und daß die Befehlshaber ihrer Truppen über den verlangten Abzug aus Piemont nicht eher einen Entschluß fassen könnten, als bis ihnen die hierauf bezüglichen Weisungen ihrer Regierungen zugekommen wären. Da jedoch Eugen dem Herzoge nicht traute und es für möglich hielt, daß er seine Truppen mit denen Frankreichs vereinige und seine bisherigen Verbündeten feindlich behandle, zog er, um sich den Rücken zu decken, das unter seinem Befehle stehende Armeecorps gegen das mailändische Gebiet zurück.

Eugens hier mitgetheilte Berichte enthalten nun viele interessante Aufschlüsse über die fruchtlosen Bemühungen des Prinzen und des Marquis Leganez, den Herzog von Savoyen bei der Allianz festzuhalten, über die Sorge Eugens um die Sicherstellung der ihm anvertrauten Truppen und über die Berathungen der Generale, wie auch ohne Beihülfe des Herzogs die Feindseligkeiten gegen Frankreich in Italien fortgesetzt werden könnten. Sie lassen Eugens Eifer für die Sache des Kaisers in glänzendem Lichte erscheinen und gewähren manchen schätzbaren Beitrag zur Characteristik des doppelzüngigen Herzogs Victor Amadeus. Dieser hatte sich Frankreich gänzlich in die Arme geworfen. Das Versprechen der Auszahlung von vier Millionen Franken und der Vermählung seiner Tochter mit Ludwigs Enkel, dem Herzoge von Bourgogne, waren der Preis seines Ueberganges. Die Sendung des Grafen von Mannsfeld nach Turin hatte nichts mehr an den Entschlüssen des Herzogs von Savoyen zu ändern vermocht. Voll Hohn fragte er den kaiserlichen Abgesandten, ob ihm wohl die Alliirten so viel Vortheile bei Schließung des allgemeinen Friedens würden geboten haben?

Waren die Verbündeten über des Herzogs Abfall erzürnt, so erregte diese Treulosigkeit wahren Ingrimm in der Brust Eugens und des edlen Prinzen von Commercy, des tapferen Lothringers, der nach seines Oheims Beispiele dem Dienste des Hauses Habsburg seinen Heldenarm gewidmet hatte. Die jugendlichen Fürsten vermochten es nicht, ihren Unmuth im Innern zu verschließen. Eugen richtete ein vorwurfsvolles Schreiben an Victor Amadeus, Prinz Commercy aber ging so weit, ihn zum Zweikampfe herauszufordern, und nur mit Mühe gelang es den Ministern des Herzogs, das Duell zu hintertreiben. Victor Amadeus ging zum französischen Heere, und wurde zu dessen Oberfeldherrn ernannt. Dieß ist der Hergang des in der Geschichte gewiß seltenen Ereignisses, daß eine und dieselbe Person binnen wenig Wochen bei zwei sich feindlich gegenüberstehenden Heeren den Oberbefehl geführt.

Als Victor Amadeus sich anschickte, den Marschall Catinat bei der Belagerung von Valenza zu unterstützen, gab Eugen seinen Offizieren den Befehl, die piemontesischen Truppen gleich den französischen als Feinde zu behandeln. Noch während dieses Unternehmens wurde aber der alle Feindseligkeiten unterbrechende Neutralitätsvertrag abgeschlossen, kraft dessen die kaiserlichen gleich den französischen Truppen Italien noch vor Einbruch des Winters zu verlassen hatten. Voll Schmerz darüber, daß all die stolzen Siegeshoffnungen, mit denen er nach Italien gegangen, in so trauriger Weise vereitelt worden waren, führte Eugen seine Truppen nach den kaiserlichen Erbstaaten zurück, und eilte nach Wien, um mündlichen Bericht über die Lage der Dinge in Italien zu erstatten.

Der Prinz fand den Wiener Hof in großer Unruhe über die in den verflossenen Jahren stattgefundenen Kriegsereignisse in Ungarn. Das Glück, das seit dem Entsatze der Kaiserstadt, so lange der Herzog Karl von Lothringen, der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und Prinz Ludwig von Baden die kaiserlichen Truppen geführt, ihren Fahnen getreu geblieben, war nunmehr von denselben gewichen. Dieß hatte sich besonders während der beiden letzten Feldzüge gezeigt, die unter dem Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen stattgefunden, und der Kaiser hatte in den Türkenkämpfen nicht nur viele brave Soldaten, sondern auch zwei seiner besten Generale, die Feldmarschälle Graf Friedrich Veterani, der bei Lugos gefallen, und den Grafen von Heitersheim, Donat Heißler, der in der Schlacht an der Bega den Heldentod gestorben war, verloren. Ihre Stelle würdig zu besetzen und dem Kurfürsten von Sachsen, welcher, da man seine Hülfsvölker nicht entbehren zu können glaubte, auch in dem bevorstehenden Feldzuge wieder an die Spitze des in Ungarn kämpfenden kaiserlichen Heeres gestellt werden sollte, einen General an die Seite zu geben, der des Kurfürsten Mangel an Feldherrntalent auszugleichen, und denselben zu Befolgung vernünftigerer Rathschläge zu bringen vermöchte, war eine schwierige Aufgabe. Denn die Meinungen des Feldmarschalls Grafen Caprara, der in den vergangenen Feldzügen dem Kurfürsten an die Seite gesetzt war, wurden von ihm eher verlacht und verspottet, als befolgt, und der bereits in hohen Jahren stehende Feldmarschall hatte nicht mehr die Kraft gehabt, sich das seiner Stellung gebührende Ansehen beim Heere und im Kriegsrathe zu verschaffen. Jüngeren und kräftigeren Schultern diese Bürde anzuvertrauen, war auf des Hofkriegsrathspräsidenten Rüdiger Starhemberg dringendes Einrathen vom Kaiser beschlossen worden. Schon im vergangenen Jahre hatte man den Grafen Rabutin, denselben der während der Belagerung

Wiens die allzeit getreue Neustadt gegen die Angriffe der Türken so wacker gehalten, an Veterani's Stelle mit dem Oberbefehl in Siebenbürgen betraut. Prinz Commercy wurde bestimmt, statt des Feldmarschalls Heißler, der Türkengeißel, wie man diesen tapferen Reitergeneral damals nannte, beim Hauptheere zu dienen, und Eugen von Savoyen erhielt das dornenreiche Amt eines Rathgebers des weiserem Rathe so schwer zugänglichen Kurfürsten. — Dieser war mit der getroffenen Wahl nicht zufrieden und hätte lieber den Feldmarschall Grafen Styrum an seiner Seite gehabt, an dem er einen nachgiebigeren Gefährten zu finden hoffte. Dem widersetzte sich jedoch Graf Rüdiger Starhemberg mittelst energischer Vorstellungen beim Kaiser. Wahrscheinlich hätte der Kurfürst seinen Unmuth über die gegen seinen Willen geschehene Ernennung des Unterbefehlshabers nicht unterdrücken können und es wären daraus Reibungen entsprungen, welche nur einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Kriegsführung geübt haben würden. Ein plötzlich eingetretenes Ereigniß aber veränderte die Lage der Dinge gänzlich. Friedrich August wurde zum Könige von Polen gewählt und eilte nach Krakau, um sich in Besitz des neu erworbenen Thrones zu setzen. Prinz Eugen erhielt den Oberbefehl, unter ihm dienten der Feldmarschall Prinz Commercy, die Feldzeugmeister Graf Sigbert Heister und Graf Guido Starhemberg, der General der Cavallerie Graf Rabutin, ein seltener Verein ausgezeichneter Kriegsmänner. Von einem tapferen Heere unter solchen Führern durfte man das Beste hoffen.

Die uns in der vorliegenden Sammlung gebotenen Schreiben von 1697 sind zahlreicher als die aus den vorigen Jahren. Außer einigen minder bedeutenden Briefen an den Ban von Kroatien, Grafen Adam Batthyány, und den Feldmarschalllieutenant Grafen Franz Karl von Auersperg, welche mit der Belagerung von Bihacz beauftragt waren, und einem Schreiben an den sächsischen Oberstkriegskommissär Baron Carlowitz, finden wir einen noch auf die Ereignisse des vergangenen Jahres bezüglichen Bericht Eugens an den Kaiser, endlich ein weitläufig ausgearbeitetes Gutachten über die im künftigen Feldzuge vorzunehmenden Operationen. Außer Eugen hatten noch der Generallieutenant Markgraf Ludwig von Baden, die Feldmarschälle Graf Caprara, Fürst Salm, die Grafen Mannsfeld, Taaffe und Styrum, endlich der Prinz Commercy, die Feldzeugmeister Grafen Sigbert Heister und Guido Starhemberg, Marchese Obizzi und Baron Huyn, dann Fürst Montecuccoli den Befehl erhalten, über denselben Gegenstand ihre Meinung schriftlich abzugeben. Die Meisten hielten die Belagerung von Belgrad für das wünschenswertheste Unternehmen, zu dessen Gelingen aber ein frühzeitiges Aufbrechen aus

den Winterquartieren, die Versammlung der ganzen Armee bis spätestens Anfangs Mai zu Peterwardein, um dem Feinde wenigstens um sechs Wochen zuvorzukommen, vollständige Ausrüstung und Bezahlung der Truppen, Herbeischaffung aller Kriegs- und Belagerungsbedürfnisse unerläßliche Bedingung sei. An der Verarmung des Staatsschatzes und der hieraus hervorgehenden Langsamkeit in Herbeischaffung aller zum Kriege nöthigen Erfordernisse scheiterte die Realisirung dieses Planes. Anfangs Mai, wo die Armee schon hätte im Felde sein sollen, waren sämmtliche Generale noch in Wien und erklärten in einer am dritten dieses Monats gehaltenen Conferenz: daß es zu einer Unternehmung auf Belgrad bereits zu spät, daß bei der schlechten Ausrüstung des Heeres eine solche auch gegen Temeswar unthunlich sei, und nichts übrig bleibe als bei Semlin eine feste Stellung zu nehmen und abzuwarten, was der Feind unternehmen werde.

Erst im Juli waren die Vorbereitungen zum Feldzuge so weit gediehen, daß sich Eugen zu dem einstweilen durch Guido Starhemberg bei Esseck versammelten Heere begeben konnte. Von dort aus erstattete er nun eine Reihe gehaltvoller, besonders in kriegsgeschichtlicher Hinsicht interessanter, sämmtlich in dem vorliegenden Werke wiedergegebener Berichte über die Bewegungen des türkischen Heeres und die von Eugen gemachten Anstrengungen, um sowohl des Feindes Angriffe auf Peterwardein zu vereiteln, als dessen Vordringen nach Oberungarn und Siebenbürgen zu verhindern. Eine genauere Besprechung derselben würde hier zu weit führen. Wir müssen uns begnügen, auf das Buch selbst zu verweisen, und die Aufmerksamkeit des Lesers vorzüglich auf die aus dem Feldlager zwischen Zenta und Klein-Kanischa am 15. September an den Kaiser gerichtete, die Ereignisse der am 11. desselben Monats gelieferten Schlacht ausführlich besprechende Relation zu lenken, die übrigens bereits in älteren Werken, namentlich in „des großen Feldherrns Eugenii Heldenthaten" ohne wesentliche Veränderungen abgedruckt ist.

Von dem Streifzuge, welchen Eugen nach dem Siege bei Zenta in Begleitung der Prinzen Commercy und Vaudemont und der Grafen Guido Starhemberg und Gronsfeld, mit viertausend Mann seiner bestberittenen Reiter und zweitausend fünfhundert auserlesenen Fußgängern, sammt zwölf Geschützen mit Bedienung und Bespannung und allen Mineurs, die sich beim Heere vorfanden, nach Bosnien unternahm und auf dem er bis nach Bosna-Serai vordrang, ist in dem vorliegenden Buche eben so wenig als von des Grafen Rabutin Einfalle in die türkischen Nachbarprovinzen eine Mittheilung vorhanden.

Die von so vielen Schriftstellern nacherzählte Fabel, dem

Prinzen Eugen sei nach seiner Rückkunft zu Wien auf Befehl des Kaisers durch den Kapitän der Trabanten-Leibgarde, Grafen Schlick, der Degen abgefordert und der Sieger von Zenta eines durch Lieferung jener Schlacht angeblich begangenen Subordinationsfehlers wegen in Arrest gehalten worden, ist schon in einem von dem verstorbenen Oberstlieutenant Schels geschriebenen, in der militärischen Zeitschrift enthaltenen Aufsatze unwidersprechlich als böswillige Erdichtung dargestellt worden. Einen neuen Beweis hiefür liefern die von Oberstlieutenant Heller mitgetheilten Auszüge aus dem Protokolle der nach dem Einlangen der Siegesnachricht am 23. September zu Kaiser-Ebersdorf abgehaltenen Conferenz, welcher außer dem Monarchen die Fürsten Dietrichstein und Salm, die Grafen Rüdiger Starhemberg, Caprara, Kinsky, Oettingen, Waldstein, Breuner und Bucelini, endlich der Hofkriegsrath von Wöber als Protokollsführer beiwohnten. Ausdrücklich wird in demselben des Prinzen Benehmen sehr gerühmt, und nicht nur der Marsch vor der Schlacht, sondern auch die schnelle Benützung der einem Angriffe so günstigen Umstände mit großem Lobe erwähnt. Kein Wort der Mißbilligung wurde laut. Uebrigens sind uns die bei jeder Gelegenheit vom Kaiser gegen Eugen dieses Sieges wegen ausgesprochene Dankbarkeit nicht minder als die von Rüdiger Starhemberg, dem Hofkriegsrathspräsidenten, den Verdiensten und Talenten des Prinzen stets laut gezollte Anerkennung eben so sichere Bürgen einer würdigen Behandlung des jugendlichen Siegers, als die noch erhaltenen, für eine solche unwiderlegbar sprechenden schriftlichen Dokumente.

Gegen Eugens Rath, der sich unverhohlen dahin aussprach, wer einen guten Frieden haben wolle, müsse zum Kriege gerüstet sein, vernachläßigte der kaiserliche Hof, dessen Aufmerksamkeit durch die Angelegenheiten der spanischen Erbfolge immer mehr in Anspruch genommen wurde, die Vorbereitungen zu dem künftigen Feldzuge gegen die Türken, und Eugen sah sich nicht nur außer Stande, seinen Lieblingswunsch, die Wiedereroberung von Belgrad, in Ausführung zu bringen, sondern er war zu schwach, um gegen die Feinde, die ein zahlreiches Heer unter dem Großwesir, Hussein Köprili, ins Feld gestellt hatten, etwas zu unternehmen. Beide Mächte waren mehr mit Friedensgedanken, als mit kriegerischen Absichten beschäftigt. Denselben Geist athmet auch das einzige aus diesem Jahre mitgetheilte Aktenstück, dem ein Gutachten Eugens über die den Friedensverhandlungen zum Grunde liegenden Vorschläge beigeschlossen ist.

Die Pforte hatte, wie bekannt, die Vermittlung Englands und Hollands angenommen, das Städtchen Carlowitz wurde zum Congreßort bestimmt, und dort der Friedenstraktat am 26. Jän-

ner 1699 von den Botschaftern des Kaisers, der Pforte, Venedigs, Polens und der beiden vermittelnden Mächte unterzeichnet. So endete dieser Krieg, welcher sechzehn Feldzüge hindurch den Osten Europa's erschüttert hatte, und im tiefen Frieden feierte die Welt den Anbruch des neuen Jahrhunderts. Aber schon zeigte sich im Westen das Ungewitter, welches die Ruhe furchtbar zu unterbrechen, und einen neuen noch blutigeren, noch hartnäckigeren Kampf als den eben verstummten hervorzurufen drohte.

Der letzte Habsburger auf spanischem Throne, Karl II., nahte seinem Ende, und noch bei seinen Lebzeiten wurde von den Repräsentanten der verschiedenen, auf die reiche Erbschaft hoffenden Mächte ein nicht minder erbitterter Streit mit Wort und Feder um dieselbe geführt, als später durch deren Feldherren mit dem Schwerte. Die jüngere Linie des Hauses Habsburg unterlag in diesem Kampfe troß dem, daß das unwiderlegliche Recht für dieselbe sprach. König Karl II. setzte in seinem Testamente Ludwigs XIV. Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, zum Erben ein. Kaiser Leopold beschloß die Rechte seines Hauses mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, und Eugen erhielt Befehl, ein Heer nach Italien zu führen und dort die Feindseligkeiten gegen Frankreich zu eröffnen.

Um Trient und Roveredo sammelte Guido Starhemberg die kaiserlichen Truppen, bei welchen Eugen am 20. Mai 1701 eintraf. Die von Catinat beim Einflusse der Etsch nach Italien angelegten und stark besetzten Verschanzungen umgehend, führte der Prinz seine Soldaten über steiles Gebirge auf das Gebiet von Vicenza, wußte durch geschickte Bewegungen den französischen Marschall zur Theilung seiner Macht zu verleiten und schlug am 9. Juli ein feindliches Armeecorps bei Carpi auf's Haupt. Noch glücklicher als gegen den erfahrenen Catinat war Eugen gegen dessen Nachfolger im Oberbefehle, den bei Ludwig XIV. in hoher Gunst stehenden, aber seinem Vorgänger an kriegerischen Fähigkeiten weit nachstehenden Marschall Villeroy, welcher am 1. September die Stellung des kaiserlichen Heeres bei Chiari angriff, sich aber bald mit sehr bedeutendem Verluste zum Rückzuge gezwungen sah.

Erst mit dem 19. August beginnen Eugens Berichte über die Kriegsereignisse an den Kaiser, welche bloß bis zur Relation über das Treffen von Chiari ohne merkliche Lücken fortlaufen. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Mittheilungen größtentheils nur militärische Details besprechen, die für den eigentlich historischen Standpunkt von geringerem Interesse sind. Zwei Schreiben an den Kardinal Astalli, päpstlichen Legaten in Ferrara, und an Alessandro Molino, den venetianischen Provedi-

tore in Brescia, zeigen die wenig günstigen Gesinnungen, mit welchen der Vatikan sowohl als die Republik des heiligen Markus die Anwesenheit der kaiserlichen Truppen in Italien betrachteten, und wie Beide, da sie es im offenen Felde nicht wagten, wenigstens durch möglichste Entziehung der Lebensmittel ihren Wunsch an den Tag legten, dem Heere Eugens Abbruch zu thun. Besonders bemerkenswerth ist das unter Nr. 68 mitgetheilte Schreiben Eugens an den Kaiser vom 4. September, in welchem derselbe den Hergang des Treffens bei Chiari ausführlich erzählt, und sich verpflichtet findet, allen im Kampfe gewesenen „Offiziers und Ge„meinen, wie auch der Generalität, welche aller Orthen mit uner„müdetem Eifer und vorsichtiger Prudenz beigewohnt hat, das „billige Lob und Glorie ihrer insgesammt und eines Jeden insbe„sonders bezeigten Valors und Standhaftigkeit mit aller unter„thänigster Distinction" zu rühmen. Einige Briefe Eugens an den Generalfeldwachtmeister Marquis Vaubonne, der sich durch muthige Führung von Streifparteien auszeichnete und dem Feinde manch empfindlichen Schaden zufügte, schließen die Mittheilungen vom Jahre 1701.

Das folgende ist das siebente und letzte Jahr, von welchem in der vorliegenden Sammlung Schreiben Eugens enthalten sind. Die Correspondenz ist aber nun so ausgedehnt geworden, oder es haben sich um so viel mehr Concepte erhalten, daß, während der Herausgeber uns in den vorhergehenden sechs Jahren zusammengenommen 72 Schreiben auf 214 Druckseiten bietet, der Abschnitt des Jahres 1702 allein 115 Schreiben auf 313 Seiten in sich begreift. Eugen, von dem wir nach Rüdiger Starhembergs Tode keine Berichte mehr an den Präsidenten des Hofkriegsrathes vorfinden, welche Stelle nunmehr der Graf von Mannsfeld, Fürst zu Fondi, bekleidete, begnügte sich nicht länger, seine Relationen an den Kaiser selbst einzusenden, sondern suchte den darin enthaltenen Vorstellungen durch Briefe an einflußreiche Personen, unter welchen der Hofkammerrath von Palm und der Hofkriegsrath Karl Locher von Lindenheim in erster Reihe stehen, größeren Nachdruck zu verleihen. Ja sogar an Pater Bischoff, den Beichtvater des römischen Königs, den Mann des Friedens, wandte sich Eugen, der Alles in Bewegung setzte, um eine kräftigere Betreibung der Kriegsmaßregeln zu erzielen.

Welchen Erfolg diese Vorstellungen hatten, an wem die Schuld lag, daß der Kaiser, während er mit dem Monarchen, der damals über die zahlreichste und am besten ausgerüstete Heeresmacht gebot, Kriege führte, doch nicht die unumgänglich nöthige Sorgfalt für die Bedürfnisse seiner Truppen entwickelte, wird dem aufmerksamen Leser der vorliegenden Briefe kein Geheimniß bleiben.

Die Einräumung der wichtigen Festung Brescello durch den Herzog von Modena war eine günstige Vorbedeutung für das Glück der kaiserlichen Waffen im bevorstehenden Feldzuge. So wie Rinaldo von Este offen auf die Seite des Kaisers trat, zeigte der Prinz Farnese, Herzog von Parma, der Anfangs unter dem Deckmantel der Neutralität seine den Franzosen günstige Gesinnung zu verbergen gesucht hatte, nun seine Vorliebe für diese immer mehr, und Eugens Berichte bringen manche interessante Notiz zur Würdigung der damaligen Verhältnisse des Hauses Farnese zum Wiener Hofe. Des Herzogs Abneigung gegen denselben wurde durch die theilweise Besetzung seines Gebietes durch den kais. General der Cavallerie, Prinzen Karl Thomas Vaudemont, noch gesteigert. Dieser Prinz, gleich dem edlen Commercy dem erlauchten Hause Lothringen entsprossen, war dem Wunsche seines Vaters folgend, dem Dienste des Kaisers treu geblieben, obgleich jener, der spanische Gouverneur von Mailand, es für seine Pflicht gehalten hatte, dem Testamente des verstorbenen Königs Karl II. zu gehorsamen und die ihm anvertraute Provinz dem Herzoge Philipp von Anjou zu überantworten, der ihn in seinem wichtigen Amte bestätigte. Der Fürst von Vaudemont befehligte ein französisches Armeecorps, und so stand der Vater dem in Feindeslager befindlichen Sohne mit den Waffen in der Hand gegenüber. Dieß hinderte jedoch nicht, daß so wie Ludwig XIV. dem Fürsten Vaudemont volles Vertrauen schenkte, gleiche Gesinnung auch dem Prinzen Karl Thomas vom kaiserlichen Hofe erhalten wurde.

Das Schreiben an den Botschafter des Kaisers zu Rom, Grafen Lamberg, zeigt, wie eifrig der Papst fortfuhr, dem Heere Eugens den Bezug der erforderlichen Lebensmittel zu erschweren, und in Bezug auf dasselbe ein Ausfuhrverbot für Getreide erließ, während doch die Franzosen sich in Sinigaglia ungehindert verproviantirten. So wie das Verhältniß des Kaisers zum Papste, so wird auch das zu den übrigen Staaten Italiens häufig berührt. Ueberhaupt wird die Correspondenz des Prinzen immer reichhaltiger und es werden so viel militärische und politische Gegenstände besprochen, daß deren Namhaftmachung den dem Berichterstatter gegönnten Raum übersteigen würde und ihm nichts erübrigt, als auf das Buch selbst zu verweisen und hier nur das Nennenswertheste hervorzuheben.

Mit grellen Farben schildert der Prinz die aus Mangel an Geld, an Lebensmitteln, an Kleidung bei dem kaiserlichen Heere eingerissene Noth. „Die Soldaten,“ sagt er, „leben miserabel, „und haben an manchen Orten nicht einen Strohhalm, worauf „sie sich legen könnten, mithin müssen diese armen Leute wie das

„Vieh auf der bloßen Erde herumfahren, wodurch die Montur „gänzlich abgerissen wird, und consequenter der Soldat, da er „nach ausgestandenem Feldzug billig eine Ruhe und nur gar zu „wohl verdiente Ergötzlichkeit haben sollte, jetzt doppelt mehr „Fatiguen als in der Campagne ausstehen muß. Ein noch größe„res und erbarmungswürdigeres Elend aber ist, daß im Land al„les aufgezehrt, und durch das anhaltende Wetter die Straßen „so impracticabel sind, daß auch das Wenige, so etwa noch dort „und da vorhanden, nicht zugeführt werden kann, also daß der „Soldat neben oberzählten Fatiguen auch oftmals nur mit Was„ser und Brot sich contentieren, und zuweilen gar dieses Letztere „wegen den impracticablen Straßen auf etliche Tage entbehren „müsse." — Trotz dieser mißlichen Umstände, trotz der aus den angeführten Ursachen unter den kaiserlichen Soldaten, hauptsächlich aber unter den dänischen Truppen eingerissenen Desertion bereitete Eugen ein Unternehmen vor, durch welches er dem Feinde einen Hauptschlag zu versetzen dachte. Dieß war der seither so berühmt gewordene Ueberfall auf Cremona.

In den Berichten an den Kaiser vom 3. und 4. Februar erzählt Eugen in ausführlicher Weise, daß der Prinz von Commercy schon seit drei Monaten Verbindungen in Cremona, und zwar mit einem „sicheren Commissario und einem Propsten," der Erstere hieß Coderasa, der Letztere aber Antonio Cosoli und war Pfarrer zu Sta. Maria la Nova, angeknüpft hatte. Sie gaben dem Prinzen Kenntniß von einem alten, unbeachteten Wasserkanal, der die Mauern der Festung durchschneide. Durch diesen sandte Eugen, wie bekannt, Soldaten in die Stadt, die ihm ein Thor öffneten, durch welches er mit seinen Truppen, vom Prinzen Commercy und dem Feldzeugmeister Guido Starhemberg begleitet, in die Stadt drang. Der feindliche Oberfeldherr Marschall Villeroy, der Marechal de Camp Montgon wurden nebst vielen anderen Offizieren gefangen, der Generallieutenant Marquis de Crenan ward zum Tode verwundet. An der Verspätung des Prinzen Vaudemont, der sich mit seinen Soldaten über die Pobrücke hätte nach der Stadt verfügen sollen, und an der tapferen Vertheidigung des dem Flusse zugewendeten Thores durch die Irländer nicht minder als an dem energischen Widerstande der Feinde überhaupt scheiterte die Wegnahme Cremona's, und Eugen sah sich, nachdem der Kampf in den Straßen der Stadt vom frühesten Morgen bis zum Abende gewährt hatte, gezwungen, dieselbe wieder zu verlassen. In bester Ordnung wurde der Rückzug angetreten und Guido Starhemberg, der die Nachhut führte, schlug mit Löwenmuth alle Angriffe der verfolgenden Feinde ab.

Die Verwirrung, welche dieser Ueberfall beim Feinde her-

vorbrachte, und die dadurch verursachte Räumung mehrerer nicht unwichtiger Posten war allerdings kein unbedeutender Gewinn, die Gefangennehmung des Marschalls Villeroy aber stellt sich als kein solcher heraus, denn der Oberbefehl über das feindliche Heer wurde unverzüglich dem Herzoge von Vendome anvertraut, einem Manne, der seinem Vorgänger in jeder kriegerischen Eigenschaft weit überlegen war, dem gegenüber also Eugen ein viel schwereres Spiel hatte als gegen den eitlen, prahlerischen Villeroy.

Der Herausgeber hat hier ein am 19. Februar von dem Prinzen Eugen an den mit Villeroy's Escortirung nach Innsbruck beauftragten Hauptmann Baron Heindl gerichtetes Schreiben, dessen Concept sich im kaiserlichen Kriegsarchive befindet, entweder übersehen oder es zur Mittheilung zu unbedeutend gehalten. Da wir letztere Meinung nicht ganz theilen, erlauben wir uns dasselbe wenigstens im Auszuge anzuführen. „Daß wiederholter Duc de „Villeroy den Degen traget, hat es kein und um so weniger Be„denken, als dieser seine Parola auf ein neues von sich gegeben, „wie ihm dann auch bei dieser Beschaffenheit das Ausfahren ge„stattet werden kann. Bei der erinnerten Logirung in eines Prä„laten haus (dem Stamser Hof) hat es sein Bewenden. Haupt„sächlich ist zu observiren, daß alle verdächtige Correspondenz ab„geschnitten werde, sonderlich da Bayern ganz nahe an der Hand „ist." — Endlich wurde im Vertrauen auf das gegebene Ehrenwort sogar die Wache weggenommen. Da man aber doch Spuren einer Correspondenz mit Baiern zu entdecken oder eine solche wenigstens fürchten zu sollen glaubte, wurde Villeroy nach Gratz gebracht.

Am 18. September schrieb der Präsident des Hofkriegsrathes, Graf Mannsfeld, dem Marschall, daß ihm der Kaiser „der Größe „seines Herzens folgend, volle und unbeschränkte Freiheit schenke." Jede Zahlung eines Lösegeldes wurde abgelehnt und sogar gestattet, daß Villeroy eine von ihm zu bestimmende Zahl gefangener französischer Offiziere, gleichfalls ohne Entrichtung irgend eines Betrages, mit sich nehmen dürfe. Der Rittmeister Baron Zierotin war beauftragt, den Marschall nach Italien zu geleiten. — Von Mailand aus richtete dieser am 29. October folgendes, im Kriegsarchive aufbewahrtes Schreiben an Eugen: Monsieur. Il est bien juste en partant de Milan que je Vous remercie encore de toutes les honnestetéz que j'ay receues de Vous pendant ma prison, je Vous supplie de compter que le souvenir m'en sera toujours vif. L'on ne peut rien adjouster aux soins et aux peines que s'est donné le Baron de Scherotin pendant tout le cours de nostre long voyage; si j'osois, Monsieur, je Vous supplierois de luy accorder Vostre protection, dont il est assurément fort digne, et de me croire

pour toute ma vie etc. Auch übermachte Villeroy dem Prinzen seiner Auslösung halber einen Wechselbrief, Eugen aber, der wußte, daß ihn der Kaiser ohne Lösegeld freigegeben, sandte ihm die Geldanweisung wieder zurück. — Wir glaubten dieß hier anführen und dadurch den bisher fast allgemeinen Irrthum berichtigen zu sollen, der Kaiser habe dem Prinzen Eugen des Marschalls Lösegeld geschenkt und dasselbe sei von ihm aus eigenem Antriebe zurückgewiesen worden.

Ludwig XIV., um sich von Leopold I. nicht an Großmuth übertroffen zu sehen, ertheilte dem auf der Rückreise von Portugal durch französische Schiffe gefangen genommenen kaiserlichen Botschafter Grafen Waldstein die Freiheit, ohne ein Lösegeld in Anspruch zu nehmen.

Vorschläge zur weiteren Verleihung des Dragoner-Regiments Graf Dietrichstein, dessen Inhaber, bei Cremona schwer verwundet, zehn Tage darauf starb, Berichte über den Verlauf der schon vor einiger Zeit begonnenen Blokade von Mantua, Aeußerungen über die Absicht des Kaisers, ein Armeecorps von ungefähr 10000 Mann unter den Befehlen des Prinzen von Commercy nach Neapel zur Besitznahme dieses Königreiches abzusenden, in welchem sich eine starke Partei zu Gunsten Oesterreichs erklärt hatte, Vorschläge zur Errichtung eines irländischen Bataillons, endlich Aufzählung der Verstärkungen, welche die Feinde fortwährend erhielten, und Darstellung des eigenen Nothstandes füllen Eugens nächste Relationen.

Da aber die dringenden Bitten um Geldhülfe, welche Eugen an den Kaiser richtete, ohne Erfolg, meistens sogar ohne Beantwortung blieben und der Prinz vermuthete, es würden vielleicht seine Schreiben dem Monarchen gar nicht vorgelegt, so schlug er einen anderen Weg ein, um seinen gerechten Beschwerden Abhülfe zu verschaffen. Er wandte sich, wie schon gesagt, schriftlich an den Beichtvater des Königs Joseph, den Pater Bischoff, den er zwar nicht persönlich kannte, der ihm aber als ein wohldenkender Mann geschildert worden war, und beauftragte den nach Wien gesendeten Artillerie-Obersten Conte Berzetti, dem vielvermögenden Priester den traurigen Zustand des Heeres zu schildern. In derselben Absicht hatte Eugen eine geheime Correspondenz mit dem Hofkammerrathe von Palm und dem Hofkriegsrathe von Locher begonnen, um durch diese beiden Männer bei der Finanzstelle sowohl als der obersten Militärbehörde die Sendung der erforderlichen Hülfe an Geld, Truppen und Kriegsbedürfnissen zu betreiben. Eugen erklärte, es sei ihm unmöglich „mit einer Armee, welche Sommer und Winter Campagne gemacht, großes Elend und Strapatzen ausgestanden, keine Ruhe „noch Quartier genossen, sondern abgemattet, übel bezahlt, darum

„malcontent, weiters auch nicht recrutirt, viel weniger augmentirt worden ist, der immerfort neu andringenden französischen „Macht zu resistiren, welche bis nun nicht nur einen Sukkurs „von einigen tausend Mann, sondern eine völlige dritte Armee „hereingeschickt hat.“

Der Brief Eugens vom 11. April an den Grafen Goeß, des Kaisers Gesandten in Haag, ist wegen der darin enthaltenen Aeußerungen über den Tod des Königs Wilhelm III. von England interessant, der „ein großes Haupt von hohem Verstand und ein „tapferer General“ genannt wird, „welcher zudem das Ansehen „und den Modum gehabt hat, die ihrer Natur nach variablen „englischen und holländischen Nationen in guter Harmonie zu „erhalten.“ So sehr die Verbündeten über König Wilhelms Tod betroffen waren, so sehr „glorirten“ die Franzosen darüber, und machten noch größere Anstrengung, um den entmuthigenden Eindruck, welchen dieses Ereigniß auf die Alliirten machte, zu benützen. Eugens Berichte erzählen fortwährend von neuen, bei dem feindlichen Heere eingetroffenen Verstärkungen, wodurch das Uebergewicht der französischen Kriegsmacht und deren Mißverhältniß zu des Prinzen Streitkräften noch vergrößert wurde. Die Noth war so hoch gestiegen, daß Eugen sich, obwohl er noch keine Antwort von Pater Bischoff erhalten, neuerdings wiederholt an denselben wandte, und um sein Vorwort beim Kaiser für die Mangel leidenden Truppen bat. In demselben Sinne schrieb er dringend an Palm und Locher, doch noch immer wurde seinen Beschwerden keine Abhülfe. Bei diesen Verhältnissen war des Prinzen Feldherrntalent nicht länger im Stande, dem vielfach überlegenen Feinde die Spitze zu bieten. Vendome ging über den Oglio. Eugen zog sich vor ihm in den zwischen dem Po und Mincio gelegenen, Seraglio genannten Landstrich zurück. Caneto und Castiglione fielen nach tapferer Gegenwehr und der französische Feldherr zwang den Prinzen Commercy die Blokade Mantua's am linken Ufer des Mincio aufzuheben, ein Ereigniß, das von der Besatzung dieser Festung mit Freudensalven gefeiert wurde. Der auf Eugens Befehl durch den Generaladjutanten Marchese Davia gemachte Versuch, den Herzog von Vendome in seinem unweit des Lago di Mantova gelegenen Hauptquartiere aufzuheben, mißlang durch einen unglücklichen Zufall. Eugen ließ alle dabei verwendeten Offiziere und Soldaten in Arrest setzen und die Sache strenge untersuchen, um, wie er an den Kaiser schreibt, „ein Exempel zu statuiren.“ Vendome rächte sich für diesen Entführungsversuch durch ein heftiges Bombardement der kaiserlichen Quartiere.

Während Eugen alles Mögliche that, um den Feind von wichtigeren Unternehmungen abzuhalten, während er durch den

nach Wien entsendeten Feldmarschallieutenant Grafen Johann Palffy dem Kaiser und dem Grafen Mannsfeld die dringendsten Vorstellungen machen ließ, erhielten die Kriegsoperationen Vendome's durch die Ankunft des jungen Königs Philipp einen kräftigen Impuls. Die Franzosen überfielen am 26. Juli bei Sta. Vittoria die drei Regimenter kaiserlicher Reiterei, Commercy, Darmstadt und Visconti. Den Soldaten blieb kaum Zeit, sich auf die Pferde zu schwingen, und obgleich der sie befehligende Marquis Visconti, wie Eugen bezeugt, „all dasjenige gethan, was ein „wackerer General in derlei Occasionen hätte thun sollen, ob„wohl alle Offiziere und Soldaten mit großer Bravour gefochten „und ihre Schuldigkeit erwiesen haben, als man es nicht wohl „anders hätte verlangen können," so war doch der Verlust ungemein groß, und nur die Tapferkeit des seinen Waffenbrüdern zu Hülfe eilenden Dragoner-Regiments Herbeville ist die Rettung der Trümmer dieses Theiles der kaiserlichen Cavallerie zuzuschreiben.

Das oben besprochene Ereigniß trug dazu bei, Eugens bisherige Stellung unhaltbar zu machen. Der Prinz sah ein, daß er, wollte er des Feindes Fortschritte aufhalten, demselben troß dessen Uebermacht in offener Feldschlacht begegnen müsse. Er brach aus dem Seraglio auf, ging am 1. August auf die rechte Seite des Po und nahm dort neuerdings eine feste Stellung. In Folge dieser Bewegungen und des Vorrückens der Feinde fielen alle Plätze im Modenesischen, Reggio und selbst Modena öffneten ohne Widerstand den Franzosen ihre Thore.

Auf dem von Kanälen und Dämmen durchschnittenen Terrain bei Luzzara geschah am 16. August der Zusammenstoß der beiden Heere. Da Prinz Eugen das Schlachtfeld behauptete, die Feinde aber sich nach ihrem Lager zurückzogen, kann dem kaiserlichen Heere der Sieg nicht bestritten werden, wenn gleich seinem Feldherrn die Macht mangelte, die errungenen Vortheile, wie es sonst gewiß der Fall gewesen wäre, zu benützen. Wir verweisen auf den in der vorliegenden Sammlung Nummer 154 mitgetheilten, merkwürdigen Schlachtbericht, und fühlen uns bei Durchlesung des glänzenden Lobes, welches der Prinz seinen Truppen ertheilt, durch die Bekanntmachung dieses und der übrigen Aktenstücke um so mehr befriedigt, als uns dadurch endlich eine andere Quelle zur Beurtheilung der Ereignisse dieser Feldzüge eröffnet wird, als Vendome's prahlerische Berichte, von denen ein anderer Franzose, der Herzog von St. Simon sagt, daß wer die von ihm angeblich dem Gegner zugefügten Verluste zusammenzählen würde, bald einen die Zahl des feindlichen Heeres übersteigenden Betrag erreichen müßte.

Leider fiel auf den Feldern von Luzzara der tapfere Com-

mercy und eröffnete den Reigen der edlen Mitglieder des Hauses Lothringen, welchen der spanische Erbfolgekrieg das Leben kostete. Eugen bedauerte diesen Verlust um so mehr, „als einer der wacker„sten Generale verloren worden, welcher neben seinem bekannten „Valor noch viel andere große Gaben possedirt gehabt." Doch war dessen Stelle durch den Feldzeugmeister Guido Starhemberg und den General der Cavallerie, Carl Thomas Vaudemont, in so glänzender Weise vertreten worden, daß allen hieraus etwa entstehenden üblen Folgen vorgebeugt wurde. Der General der Cavallerie Graf Trauttmansdorff hatte am rechten Fuße eine starke Contusion, Feldmarschallieutenant Fürst Liechtenstein aber fünf schwere Wunden erhalten.

Bekannt ist, daß Eugen sich nach dem Kampfe auf dem Schlachtfelde selbst, der Feind aber in seinem Lager verschanzte, und daß beide Heere fast durch drei Monate einander unthätig gegenüber standen. Daß Eugen nichts unternehmen konnte und sich damit begnügen mußte, den Feind im Schach zu halten, ist begreiflich, die Lethargie aber, in die Vendome nach der Schlacht bei Luzzara versunken zu sein schien, flößt bei der großen Uebermacht, über die er zu gebieten hatte, nur Verwunderung ein. Eugen benützte diese Zeit, um durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von dem kläglichen Zustande seines Heeres die so lange vergebens nachgesuchte Hülfe zu erwirken. „Unglaublich ist das Elend," schreibt er an Herrn v. Locher, „und ich habe es nie ge„sehen, forderist da das Ausreißen auf solche Weise über Hand „nimmt, und in Summa alles so übel aussieht, daß ohne Reme„dur alles nothwendig zu Grunde gehen muß." Dieß hinderte jedoch nicht, daß der Prinz durch Streifpartien dem Feinde manchen, oft erheblichen Schaden zuzufügen wußte. Der kühnste dieser Züge war ohne Zweifel der, welchen die Obersten Deak und Ebergeny und der Generaladjutant Marchese Davia mit ungefähr dreihundert Husaren und deutschen Reitern nach Pavia und Mailand unternahmen, in welch letzterer Stadt sie mit den größten Freudenbezeugungen von dem Volke aufgenommen wurden, welches „bei dieser Occasion seine Lieb und Treue gegen Eure kaiser„liche Majestät contestirt, ja nicht einmahl die Partei mehr zurück„lassen, sondern beständig allda behalten wollen."

Ende October begann endlich Vendome, Kranke und Gepäck nach Cremona zurückzusenden. Er zerstörte das Schloß von Luzzara und verließ am Morgen des fünften Novembers, zwei Stunden vor Tagesanbruch, sein Lager. Längs der Adda und im Gebiete von Cremona bezogen die Franzosen, am linken Ufer der Secchia die Kaiserlichen die Winterquartiere. Der Fall von Borgoforte und Governolo war das letzte Ereigniß in die-

sem Feldzuge. Am 27. December ertheilte Eugen dem Grafen Guido Starhemberg eine Instruction über die Art, wie er in seiner Abwesenheit den Oberbefehl zu führen habe, und wies alle Generale, Offiziere und Soldaten zu unbedingtem Gehorsam gegen den Feldzeugmeister an, „dessen bekanntem, höchst rühmli„chem und unermüdetem Eifer, ansehnlicher Kriegserfahrenheit „und tapferer Conduite“ er die Ergreifung der von Fall zu Fall etwa nöthig gewordenen Maßregeln anheimstellte. Eugen selbst eilte nach Wien, um durch seine Anwesenheit am Kaiserhofe die gegen ihn geschmiedeten Kabalen niederzuschlagen und den Monarchen zu kräftigerer Unterstützung der an Allem Mangel leidenden Kriegsheere zu bewegen.

Mit dem zuletzt angeführten Actenstücke schließt die vorliegende Sammlung der militärischen Correspondenz des Prinzen Eugen, für deren Veröffentlichung der Freund österreichischer Geschichte dem thätigen Herausgeber zu großem Danke verpflichtet sein muß, da, wie bereits gesagt, nicht nur die prahlerischen Angaben französischer Kriegsrelationen, sondern auch die erdichteten und verfälschten Erzählungen einheimischer Schriftsteller auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden. Wir mußten uns begnügen, den Inhalt dieser Mittheilungen flüchtig zu skizziren, und den gründlichere Belehrung Suchenden auf das Buch selbst zu verweisen. Das im vorliegenden ersten Bande Enthaltene spannt unsere Erwartung auf das Erscheinen des zweiten Theiles, der uns dem Vernehmen nach die Schreiben Eugens aus den Jahren 1703, welches er am kaiserlichen Hofe zubrachte, 1704, in dem er in Deutschland kämpfte und gemeinschaftlich mit Malborough die Riesenschlacht bei Höchstädt gewann, endlich von 1705 bringen wird, wo wir Eugen wieder in Italien finden, dort die großen Ereignisse vorbereitend, die mit der gänzlichen Austreibung der Franzosen aus diesem Lande endigten.

Der erste Band ist mit einem gelungenen, nach einem Gemälde van Schuppen's von Prinzhofer lithographirten Bildnisse unseres Helden geziert. Um die langen, kräftigen Züge von Eugens Handschrift beurtheilen zu können, wird uns als Autograph seine Namensfertigung geboten, in welcher der Prinz, seiner seltsamen Gewohnheit nach, das italienische Wort „Eugenio“ durch das deutsche „von“ mit dem französischen „Savoye“ verbindet. Es ist als ob er in sich selbst etwas von dem Blute der drei Nationen verspürt hätte.

Druck und Papier gereichen der Gerold'schen Verlagshandlung zur Ehre.

Alfred Arneth.

Art. III. Wirtembergische Geschichte von Christoph Friedrich Stälin, Doctor der Rechte und der Philosophie, Oberstudienrath, Oberbibliothekar an der k. öffentlichen Bibliothek und Aufseher der k. Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung in Stuttgart, Wappencensor und Mitglied des k. statistisch-topographischen Büreau's. Zweiter Theil: Schwaben und Südfranken. Hohenstaufenzeit, 1080—1268. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847. 8. IV und 805 S.

Bei einem Werke, welches, wie das vorliegende, das wissenschaftliche Interesse in einem so hohen Grade festhält, mag der Wunsch nach einer schnelleren Aufeinanderfolge der einzelnen Bände natürlich und gerechtfertigt seyn, und es dürfte wohl die Mehrzahl von denen, die sich mit den anerkannten Leistungen des Hrn. Verf.'s auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichtskunde näher zu befreunden Gelegenheit hatten, nicht ohne Bedauern gewahr werden, wie weit noch die Aussicht auf eine völlige Zustandebringung des ganzen Werkes hinausgeschoben liege. Allein wir müssen von der anderen Seite auch die großen Schwierigkeiten und die mancherlei Hindernisse, die von einem so umfassenden wissenschaftlichen Unternehmen kaum zu trennen sind, im Auge behalten, und sind keineswegs gemeint, wegen dieses scheinbar langsamen Ganges dem Hrn. Verf. irgendwie einen ernstlichen Vorwurf zu machen. Am wenigsten wünschten wir eine größere Beschleunigung auf Kosten der Gediegenheit und des inneren Werthes. Spuren von Eilfertigkeit, von einem bequemen Beiseitelassen dunkler oder kritisch nicht festgestellter Punkte, von einem oberflächlichen Hinweggleiten über Gegenstände, welche wegen ihrer bisherigen mangelhaften Untersuchung erst von ihrem Grunde aus zu erforschen sind, sollen Wissenschaft und Erkenntniß wahrhaft gefördert werden, dürfen einem Werke von so ausgezeichnetem wissenschaftlichen Range nicht ankleben. Wer demnach den weiten Umfang der unerläßlichen Vorarbeiten, wer die unabsehbare Menge einzelner Daten, die kritischen Anstände in der Lösung der so häufigen Widersprüche in den Quellen, die Schwierigkeit in der Gewinnung, die Mühe in der Verarbeitung des massenhaften Materiales, wer Alles dieses bei sich erwägt, wird es sich erklären können, daß derartige geschichtliche Forschungen einer längeren Reife und einer sorgsam gepflegten Zeitigung bedürfen, und dieß um so mehr, als sie nicht einem vorübergehenden Tagsinteresse, oder einem Bedürfnisse des Augenblicks genügen, sondern weit über die kurze Lebensspanne hinausreichen und auch künftigen Geschlechtern noch nützen wollen.

Wir machen in vorliegendem Bande einen weiteren Schritt in der württembergischen Geschichte durch einen verhältnißmäßig kurzen, nicht volle zwei Jahrhunderte ausfüllenden Zeitabschnitt.

So klein aber auch die Strecke seyn mag, welche wir hier zurücklegen, so müssen wir dennoch freudig gestehen, daß uns der ungemein große Reichthum des Buches, der erstaunliche Schatz an Resultaten neuer Forschungen, welche das politische Leben nach allen seinen Seiten erfassen und aufklären, eine seltene Befriedigung und eine volle Entschädigung für die Kürze des Weges gewährt hat; wir müssen gestehen, daß wir hier Studien begegnen, die uns eben so durch die Neuheit des Gegenstandes als durch ihre Wichtigkeit überraschen, die die Geschichtskunde namentlich in Bezug auf die einheimischen Dynastenhäuser auf ganz neue Bahnen geleitet und wesentliche Lücken auf dem magern, steppenreichen Gebiete des Mittelalters besonders in den Niederungen des socialen Lebens ausgefüllt haben. Da wir im weiteren Verlaufe vielfältige Gelegenheit haben werden, das eben Gesagte zu bestätigen und die hohen Verdienste des Hrn. Verf.'s um Förderung der vaterländischen Geschichtskunde durch Thatsachen besser als durch Worte darzuthun, so wenden wir uns, ohne fernere Einleitung, zur näheren Untersuchung und Würdigung des eigentlichen Inhaltes, und beschränken uns auf die einzige Bemerkung, daß wir Alles, was wir hinsichtlich der Quellenkenntniß, Kritik, Anordnung und Darstellung vom ersten Bande Rühmliches zu sagen hatten, im vollen Maße auch auf den vorliegenden Band ausdehnen müssen.

Werfen wir hier vor Allem unsern Blick auf die innere Gliederung des geschichtlichen Stoffes, so gewahren wir durchaus eine sehr einfache, natürliche und ungekünstelte Anordnung, die sich an die Natur des Gegenstandes innig anschmiegt und einen schnellen und vollständigen Ueberblick gestattet. Als Unterlage und gewissermaßen als Stützpunkt für die systemmäßig gegliederten Bestandtheile des ganzen Buches dient die in den Annalen der deutschen Geschichte so denkwürdige Hohenstaufenzeit, welche in ihren besonderen Rückwirkungen zu den Landen Schwaben und Franken zuerst zur Darstellung kommt. Darauf folgt, des Buches eigentliche Glanzpartie, die Geschichte der verschiedenen und sehr zahlreichen Herrengeschlechter, und zwar von den Herzogen und Markgrafen angefangen, durch die ständischen Gliederungen der Grafen und freien Herren fort bis zu den Dienstmannen herab; den Beschluß machen Betrachtungen über Kirche und Staat, über Künste und Wissenschaften, über Gewerbe, Handel und Sitten, in so ferne sich hier Eigenthümlichkeiten und Erscheinungen vorfinden, welche als thatsächliche Momente der Bewegung und des Fortschrittes festgehalten zu werden verdienten.

Der Geist einer strengen Wissenschaftlichkeit, das Streben nach zweckmäßiger Anordnung und leichter Uebersicht tritt dem

Leser schon aus den ersten, einleitungsweise getroffenen Aufzeichnungen wohlthuend entgegen. Die chronologischen und genealogischen Tabellen über die Hohenstaufen nach ihren wechselnden Beziehungen zum Lande als Kaiser und als Herzoge von Schwaben, Franken und Rotenburg, die chronologisch-synchronistische Reihe der Bischöfe der fünf Sprengel von Constanz, Augsburg, Würzburg, Speier und Worms mit kluger Beschränkung auf die durch genügende Bürgschaft festgestellten Familiennamen, geben hievon, gleichwie die sehr werthvolle Recension der bei diesem Zeitabschnitte zu Grunde gelegten Quellen, den vollgültigsten Beweis an die Hand.

Sehr zweckmäßig zeigt sich ferner die Abtheilung des ganzen, reichen Quellenschatzes nach gewissen Klassen und Ordnungen, ein Verfahren, das nicht allein das Nachsuchen sehr erleichtert, sondern auch im Kleinsten den ordnenden Geist erblicken läßt. Den Anfang machen die Zeitbücher (Annalen und Chroniken), und zwar außer denen, welche den früher genannten fünf Sprengeln angehören, auch noch viele von Straßburg, Colmar, Freisingen, Erfurt, Hildesheim und von anderen norddeutschen Bischofsitzen und Stiften, welche auf Süddeutschland Bezug nehmen. An sie schließt sich die zweite Klasse, die der Lebensbeschreibungen an; darauf folgt die der Heiligenleben, eine Gruppe von Geschichtsquellen, die dem Abtheilungsgrunde nach mit der vorigen zwar zusammenfällt, hinsichtlich der historischen Kritik und der Brauchbarkeit aber wesentlich von ihr sich unterscheidet, und daher die Sonderung in eine für sich bestehende Klasse rechtfertigt. Die drei nächsten begreifen die Gebiete der Familiengeschichte, der Stifts- und Klostergeschichte und der speziellen Urkunden. Ihre große Wichtigkeit für die Geschichtschreibung des Mittelalters, für die Erforschung der Vergangenheit und des Lebens nach seinen verschiedenen Verzweigungen kann nicht geläugnet werden. Daß hiebei die Quellenwerke des ersten Ranges besonders hervorgehoben, daß in der Kürze ihr Wesen und ihr Verhältniß zur Zeit beleuchtet wird, können wir nicht anders als löblich und zweckmäßig nennen, was auch von den Unterabtheilungen nach den kirchlichen Sprengeln zu gelten hat.

Nicht umsonst wird ferner auf die folgende Klasse, auf die der Briefsammlungen, ein großes Gewicht gelegt. Briefe geben nicht allein über Thatsachen, sondern auch über ihre Begründung manchen sehr wichtigen Aufschluß, und führen schneller und sicherer, als andere Geschichtsquellen zur Erkenntniß der Charaktere der handelnden Personen. Sie haben ein desto größeres Interesse für uns, je höher die Personen standen, von denen sie ausgegangen sind, und erreichen endlich die größte Wichtigkeit,

wenn sie von solchen Männern herrühren, die an der Spitze ihres Zeitalters standen und demselben Richtung und Weg vorzeichneten. Derartige Briefe finden sich in der That hier vor, und wer ihre Namhaftmachung unter den württembergischen Geschichtsquellen befremdlich fände, würde übersehen, daß sie auch für den damals untergeordneten Reichstheil nicht ohne Bedeutung gewesen sind. Als eine weitere Quellengruppe werden, nach den Briefsammlungen, die deutschen Reichsgesetze jener Zeit, die Nekrologien und die Dichtungen bezeichnet. Sie haben, mit Ausnahme der ersteren, für die Spezialgeschichte einen mehr untergeordneten Rang, sind jedoch keineswegs zu übersehen und geben manche willkommene Aufklärung. Den völligen Beschluß dieses in der That ungemein reichhaltigen Quellenverzeichnisses macht die Reihe der neueren Hülfsmittel sowohl für die eigentliche Landesgeschichte, als auch für die Geschichte seiner Diöcesen.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über die Grundlage, auf welche der Hr. Verf. mit Meisterhand den festen Bau seines Werkes aufgeführt, wenden wir uns zu dem geschichtlichen Inhalt, wobei wir uns die Handhabung der größten Oekonomie zur unabänderlichen Richtschnur machen müssen, weil wir, wenn wir alle die beachtenswerthen Einzelheiten im Auge behalten wollten, weit über die unserer Anzeige gesteckten Gränzen hinausgreifen müßten.

So führt uns denn der Hr. Verf., den Faden seiner Erzählung aus dem vorigen Bande wieder aufnehmend, mitten in die stürmischen Zeiten K. Heinrich's IV. hinein, wo im hitzigen, unversöhnlichen Parteikampfe das deutsche Vaterland aus tausend Wunden blutete, und jeder Winkel des großen Reichs von Streit und Waffengetümmel wiederhallte.

Es lag nicht in der Aufgabe des Hrn. Verf.'s, den Riesenkampf in seinem ganzen Umfange zu schildern, und seinen Leser auf die Höhen der päpstlichen und kaiserlichen Politik zu führen. Er gibt im Gegentheile nur einen kleinen Ausschnitt aus der allgemeinen Geschichte jener Zerwürfnisse, und geht dabei über die engen Gränzen von Oberdeutschland nicht hinaus; allein auch dieses kleine Bild ist nichts desto weniger ein treuer Wiederschein aller der krankhaften Zustände, der verderblichen und gewaltsamen Erschütterungen, die damals den gesammten Staatskörper durchzuckten und ihn mit einer allgemeinen Auflösung bedrohten. Es finden sich auf diesem kleinen Schauplatze nicht weniger, als auf dem großen Welttheater, dieselben feindlichen Gegensätze zwischen dem was kaiserlich und was päpstlich war; es drängten sich hier dieselben Scenen einer blinden Parteiung, des tödtlichen Hasses, des Blutvergießens, dieselben Gräuel der Verwüstung, des

Sengens, Brennens und Mordens zusammen, welche der Meinungskampf in seinem Gefolge hat, wenn er, ein Kampf der Prinzipe, die Gemüther der Krieger mit blinder, unversöhnlicher Erbitterung füllt, gleich viel, ob sie sich des letzten Zweckes bewußt sind oder nicht.

Geleitet von dem richtigen politischen Blicke, in dem für ihn so wichtigen südwestlichen Theile von Deutschland, wo die päpstliche, welfische und zäringische Partei in drohender Vereinigung ihm gegenüber stand, einen starken und verläßlichen Hüter seiner Interessen aufzustellen, setzte der Kaiser den ihm getreuen Friedrich von Hohenstaufen zum Herzoge von Alemannien ein, und kettete ihn durch die innigsten Familienbande an sein Haus. „Erprobt im Frieden als der Treueste, als der Tapferste im Kriege solle er sich männlich umgürten zur Niederkämpfung der Reichsfeinde, und die Mitgift seines Herzogthums bewahren in der Treue zum Kaiser und beschützen gegen alle Frevler, die die heiligsten Rechte zu Boden treten und zu empörerischen Verbindungen sich eidliche Gelöbnisse geben.“

Diese feierliche Einsetzungsrede des Kaisers, wie sie uns von Otto von Freisingen bewahrt worden, mag nun dem Worte oder auch nur dem Sinne nach der geschichtlichen Treue sich erfreuen: sie bleibt jedenfalls ein lebendiger Ausdruck des Geistes der Zeit und des großen Zweckes, zu dessen Erreichung Friedrich von Hohenstaufen berufen ward.

Wenn auch weniger durch den Erfolg seiner Thaten, entsprach Friedrich desto mehr durch unerschütterliche Treue und unwandelbares Festhalten an der Sache des Kaisers dem in ihn gesetzten Vertrauen. In seiner schwierigen und dornenvollen Aufgabe, das Herzogthum Schwaben, wohin sich der Kampf zu wiederholten Malen gewendet hatte, gegen die Widersacher seines Herrn zu behaupten, erreichte er wenigstens so viel, daß sich daselbst die Gegenpartei nicht festsetzen konnte, wenn es ihm auch nicht beschieden war, eines vollkommenen Sieges sich zu versichern. Mit welcher unmenschlichen Erbitterung und Rücksichtslosigkeit selbst gegen die durch den Glauben geheiligten Gegenstände der Kampf geführt wurde, zeigt die gräuliche Plünderung des durch Welf IV., einen der heftigsten Feinde des Kaisers, hinterlistig eroberten Augsburg.

Was allenthalben die Verwirrung mehrte und dem Parteihasse stets neue Nahrung gab, war die Doppelbesetzung der Bisthümer und Abteien. Keiner der beiden Würdenträger konnte sich länger behaupten, als die Partei, der er seine Erhebung verdankte, in der Nähe war oder die Oberhand hatte. So in Constanz, in Würzburg, in St. Gallen und anderwärts. Die

mit dem fortdauernden Kampfe gleichzeitig eingeleiteten Synoden und Reichsversammlungen, wie 1087 zu Oppenheim und Speier, mußten erfolglos bleiben, so lange die Gegenpartei in ihrem Uebermuthe den Frieden um einen Preis ausbot und ihre Forderungen so hoch spannte, daß der Kaiser sie nicht eingehen mochte, und sie auch nach einer vollständigen Niederlage nicht härter hätte finden können.

In Schwaben erhob die Gegenpartei Berthold II. von Zäringen, einen der eifrigsten und gefährlichsten Feinde des Kaisers, die Seele des dortigen Widerstandes, zur Herzogswürde, und es einigten sich im Jahre 1093 die meisten der alemannischen Fürsten auf dem Donaufelde bei Rotenacker zu dem Beschlusse, daß sie fortan Gottesfrieden halten, und dem päpstlichen Legaten und ihrem Herzoge unterthan seyn wollten.

Die Wandelbarkeit dieser Anordnungen zeigte sich zwar, als mit der Aussöhnung des mächtigen Welf IV. mit dem Kaiser die Hauptschwierigkeit beseitigt und auch Herzog Friedrich von Schwaben wieder hergestellt war. Allein der allgemeine Landfriede, wie auch der Friede in Schwaben erfuhr kurz darauf eine neue Störung durch die Empörung des jungen Heinrich gegen seinen kaiserlichen Vater, und Herzog Friedrich hatte eben noch sein Vermittleramt, wiewohl vergeblich, versucht, als er, ohne des ärgerlichen Streites Ende gesehen zu haben, nach 26 Jahren treuer Dienstleistung mit Tode abging.

Dieser schöne Charakterzug einer durch alle Schicksalswechsel unberührten Treue und Ergebenheit zeichnet auch Herzog Friedrich II. von Hohenstaufen, des Vorigen älteren Sohn und Nachfolger, vortheilhaft aus. An diesem tapfern und geschäftsklugen Manne, der durch die Heiterkeit seines Gemüthes, durch Höflichkeit und Freigebigkeit Freunde und Anhänger gewann, hatte K. Heinrich V., dem nach dem Hintritte seines ruhelosen Vaters das nicht beneidenswerthe Erbtheil des Investiturstreites zugefallen war, eine seiner festesten Stützen, einen unzertrennlichen Gefährten und erprobten Rathgeber. Wir sehen ihn bei den wichtigsten Verhandlungen im Interesse des Kaisers betheiligt; wir sehen die Macht seines Hauses wachsen im Wiederscheine der kaiserlichen Gnade, und als den wohlerrungenen Preis einer erfolgreichen und anerkannten Dienstleistung.

In seiner ehrenvollen Stellung als Herzog und Reichsverweser schirmte Friedrich die wichtigsten Reichstheile, und unterwarf mit Heeresmacht den ganzen Landstrich von Basel bis Mainz, jenen Schwerpunkt des Reiches, wo besonders Erzbischof Adalbert von Mainz in seinen Aufwieglungsversuchen eine gefährliche Thätigkeit entfaltet hatte, durch zahlreiche Burgen seine Gegner

bezähmend, so daß es sprichwörtlich von ihm hieß: „Er habe an seines Rosses Schweif immer eine Burg."

Die günstigen Erfolge dieser mit Muth und Klugheit durchgeführten Vertheidigung der Interessen des Kaisers steigerten zuletzt die Erbitterung der geistlichen Partei zu einer solchen Höhe, daß Friedrich mit seinem Bruder Konrad und dem eben so treuen und tapferen Pfalzgrafen Gottfried von Calw von dem Cardinalbischofe Cuno von Präneste mit dem Kirchenbanne förmlich belegt wurden, daß einige Zeit darauf Papst Calixt II. den Bannfluch erneuerte und ihn von der Versammlung der heiligen Väter bestätigen ließ.

Mit K. Heinrich's V. Tode trat ein sehr ungünstiger Wendepunkt für das Haus der Hohenstaufen ein. Drang der Umstände und eigener Ehrgeiz führte es auf Bahnen, die seinem bisherigen Wege, auf welchem es nach Macht, Größe und Ruhm strebte, entgegengesetzt waren. Daß sich Friedrich, der Erbe der Güter nach Heinrich's V., seines mütterlichen Oheims, Tode, Hoffnung auf den Königsthron machte, darf nicht befremden; wohl aber, daß er sich jetzt öffentlich zu Grundsätzen bekannte, die in einem auffallenden Widerspruche zu seiner Parteistellung waren. Oder glaubte er durch sein Programm, das als Einladungsschreiben (p. 51) zur Königswahl von ihm und den vornehmsten Reichsfürsten ausging, seine Gegner zu persöhnen und sich ihres Beistandes zur Erreichung seiner persönlichen Zwecke zu versichern?

Gleichwohl ward er bei der Königswahl übergangen, und die Krone dem Herzoge Lothar von Sachsen beinahe aufgedrungen. Durch dessen Nachgiebigkeit feierte damals die kirchliche Partei einen vollständigen Sieg; allein das Reich selbst gewann wenig dabei, indem durch die schwierige Streitfrage über das Reichsgut der erste Grund zu einem Kampfe gelegt wurde, der beinahe zehn Jahre lang neue Drangsale und Zerrüttungen über das Reich brachte.

Während Friedrich gleich im Anfange mit der Reichsacht belegt, auf dem Reichsboden dem Könige entgegentrat, in Ulm und Nürnberg sich festsetzte, Speier wegnahm und immer drohender gegen die Königsmacht sich erhob: versucht sein Bruder Konrad, kühn und thatkräftig, sein Glück auf dem Boden Italiens; nimmt, unbekümmert um den Bannstrahl der Erzbischöfe von Mainz, Salzburg, Magdeburg, in Monza aus den Händen des Erzbischofs Anselm von Mailand die lombardische Krone, nachdem er sich eigenmächtig ein Jahr früher die deutsche aufgesetzt, und stürmt südwärts nach Rom, wo aber die Theilnahmlosigkeit der Römer und der Widerstand der beiden Päpste seine weiteren Schritte hemmt, ein glänzendes, abenteuerliches Meteor,

das nach kurzem Glanze erlischt, ein Verbrecher, dem zu seiner Sühne nichts als die Gunst des Erfolges fehlt.

Bald genug wendet sich das Glück von den Hohenstaufen, wie es bei der Zersplitterung ihrer Streitkraft kaum anders seyn konnte. In Deutschland erweckt der König unter deren nächsten Nachbarn gefährliche Feinde in den Welfen und Zäringern, die er durch Spenden ansehnlicher Lehen und Vortheile seinem Interesse zuführt. Zur Reichsacht tritt der Kirchenbann, und die weltliche und geistliche Macht greift zu den äußersten Mitteln, um die gefürchtete Gegenmacht zu brechen. Verluste häufen sich auf Verluste; Ulm, Nürnberg, Speier gehen nach einander wieder verloren, Friedrich's Gemahlin geräth bei der Erstürmung von Speier in Lothar's Gefangenschaft, Friedrich selbst durch Falschheit seines Feindes in Zwiefalten in Lebensgefahr.

Allein erst nach Lothar's Zurückkunft aus Italien, nachdem Schwaben selbst der Schauplatz eines verheerenden Ueberfalles geworden und die Gräuel des Krieges auf eine schaudererregende Weise erduldet, da endlich ist Friedrich's Widerstand gebrochen, barfuß naht er sich in Fulda der Kaiserin Richenza und erwirkt die Lösung vom Banne; als Friedensbote aber erscheint der heil. Bernhard, Abt von Clairvaux. Friedrich unterwirft sich zu Bamberg, zu Mühlhausen Konrad. Auf zehn Jahre wird ein allgemeiner Landfriede geschlossen. Triumphirend stattet der Papst dem Kaiser seinen Glückswunsch ab: „Gott hat," so schrieb er, „durch des Kaisers Hände, als mit der Schleuder und dem Steine eines wahren Goliath, den nichtswürdigen Philistäer, den Schwabenherzog Friedrich niedergeschmettert."

Rasche Glückswechsel und plötzliche Uebergänge sind in der Geschichte des Hauses der Hohenstaufen nicht selten. Konrad, jetzt durch Dienstestreue seine früheren Verirrungen sühnend, wird, als den Kaiser auf seiner Heimkehr von der zweiten Romfahrt der Tod überraschte, zum König gewählt 1137 und empfängt darauf die allgemeine Huldigung zu Bamberg. Aber eben dadurch ist ein neuer Zankapfel in das Reich geworfen und der Same ausgestreut zu den heftigsten Kämpfen, die unter beispielloser Erbitterung Jahrhunderte lang fortwährten, selbst nachdem beide Fürstenhäuser, in denen sie sich entzündet hatten, längst ihrem Geschicke erlegen waren.

Denn auch Heinrich I. von Bayern, genannt der Stolze, hochbegünstigt durch seines Kaisers Lothar's Gnade, einer der mächtigsten Fürsten des Reiches, hatte nach der höchsten Auszeichnung der Königskrone gestrebt und nicht ohne den tiefsten Ingrimm wahrgenommen, daß diese einem Hause zugefallen war, das er noch kürzlich mit dem Schwerte und mit Hinterlist bekämpft und

seinem Falle nahe gebracht hatte. Und doch war es weniger jenes Haus, als vielmehr der Reichsfürsten vorsichtige Politik, die ihn um seinen süßesten Wunsch brachte. Bei der inneren Erbitterung war unschwer der äußere Vorwand zu Trotz und Empörung zu finden. Auf die fruchtlos gebliebenen Einigungsversuche zu Regensburg und Augsburg wird die schwere Strafe der Reichsacht ausgesprochen und der Schuldige seiner sächsischen und bayrischen Herzogswürde entsetzt.

Wie nach dessen Tode Welf VI. als Haupt des Hauses, als Vertreter der Familieninteressen, als Erbe des Kampfes gegen die Königsmacht vor den Mauern von Weinsberg eine völlige Niederlage erlitt und Weinsberg selbst nach harter Belagerung in des Königs Hände fiel, durfte als zum Ganzen gehörig im Buche nicht unberührt bleiben; besonders aber wird dabei noch hervorgehoben, daß die Sage von den Weibern von Weinsberg weder auf einer gleichzeitigen Quelle noch auf einer andern genügenden Auctorität beruhe, sondern erst ein Jahrhundert später entstanden und schnell in den Volksglauben übergegangen sei als ehrenhaft für treuen Weibersinn und für ein unverbrüchliches Königswort.

Während der Vorbereitungen zum Kreuzzuge starb Herzog Friedrich der Zweite, der Einäugige genannt, 1147, nachdem er 42 Jahre sein Herzogthum verwaltet, dreien Kaisern, Heinrich V., Lothar und Konrad I. gedient und des Glückes hohe Gunst, aber auch des Unglücks harte Schläge erfahren hatte.

Mit schnellen Schritten eilt in der nächsten Zeit das Haus der Hohenstaufen dem Ziele seiner Macht und Hoheit entgegen, zu deren Dauer und weltgeschichtlichen Bedeutung nichts fehlte, als der vollkommene Triumph über die zahlreichen Feinde seiner Größe.

Eine höchst merkwürdige historische Persönlichkeit, ausgezeichnet durch Geist, Charaktergröße und Thatkraft, finden wir in unmittelbarer Folge mit dem Herzogthume betraut. Es ist Friedrich III., bekannter als Kaiser unter dem Beinamen des Rothbartes. Von seinem Oheime K. Konrad III. im J. 1147 in das Herzogthum Schwaben eingesetzt, war er dessen treuer Gefährte auf dem Kreuzzuge und nach dem mißglückten Unternehmen, über Bulgarien und Ungarn nach Schwaben geeilt, wo ausgebrochene Unruhen seine Gegenwart dringend nöthig machten. Bald war die Ruhe daselbst wieder hergestellt und das königliche Ansehen im Reiche aufrecht erhalten; allein viel bedenklicher waren die Umtriebe und verrätherischen Absichten des oben bereits genannten Herzogs Welf VI., der den alten Haß im Herzen, mit sicilianischem Gelde bestochen und unterstützt, wie K. Konrad beschwerend sich äußert, einen Gegenbund unter den Reichsfürsten zu stiften und selbst Herzog Friedrich in seinen Verrath zu ziehen strebte.

Wie furchtbar dieser Gegner, wie drohend die Gefahr, wie ungewiß der Ausgang gewesen, geht aus einer vertraulichen Mittheilung des Bischofs Hermann von Constanz, eines scharfblickenden Staatsmannes, hervor, welcher die vollständige Niederlage Welf's bei der Feste Flochberg als eine unverhoffte, außer aller menschlichen Berechnung liegende Fügung des Glückes ansah. Wegen seiner gleich nahen Verwandtschaft mit den Häuptern der streitenden Theile zum Amte des Vermittlers berufen, brachte Friedrich einen für seinen Oheim Welf günstigen Frieden zu Stande und ging, nach dem bald darauf erfolgten Ableben der beiden Könige, Konrad und dessen Sohnes Heinrich, dem wichtigeren Berufe des deutschen Königthumes entgegen.

Die interessante Schilderung seiner Persönlichkeit, seines Charakters und seiner Geistesvorzüge, die der Hr. Verf. meist nach Otto Morena bei Muratori treffend gezeichnet hat, führet den ersten Mann seiner Zeit unserm Auge näher, einen Mann, der beinahe ein halbes Jahrhundert den mächtigsten Einfluß auf die größten Reiche und Völker geübt, der das deutsche Reich zu dem größten Ansehen emporgebracht und zu einer Macht, die es seitdem nie wieder erlangen sollte. Ueber seine Thaten, deren Ruhm das Abendland erfüllte und selbst bis in das entfernte Morgenland gedrungen war, hat die Geschichte längst ihr Urtheil gefällt. Mit großartiger Politik gebot er, da in seiner Person der schwere Streit der Staufen und Welfen ausgesöhnt schien, über die Gesammtmacht des vereinigten deutschen Reichs; er würde die politische Entwickelung des deutschen Volkes in ganz neue Bahnen gelenkt haben, wenn seinen Riesenplänen das Glück zu Hilfe gekommen wäre.

Was damals Schwaben anbetrifft, so bildete es gleichsam den Stützpunkt der Kaisermacht und galt für die kriegerischen Unternehmungen Friedrich's als ein trefflicher Waffenplatz, seine Grafen- und Herrengeschlechter blieben ihm stets nahe im Kampfe so gut wie im Rathe und auf Reichsversammlungen und haben sich bei Heeresfahrten und Großthaten, vorzüglich in Italien, einen wesentlichen Antheil behauptet.

Die ansehnliche Hausmacht behielt der Kaiser, während der Minderjährigkeit Friedrich's IV., des Sohnes K. Konrad's III., einige Zeit in eigener Verwaltung, nahm jedoch, gegen die Gewohnheit, die Wehrhaftmachung des erst dreizehnjährigen Herzogs auf dem glänzenden Fürstentage zu Würzburg bereits im J. 1157 vor. Dieser jugendliche Herzog zeichnete sich bei den wichtigsten Kämpfen in Italien, bei den Waffenthaten von Crema und Mailand rühmlich aus, er that sich insbesondere bei der Er-

stürmung Roms hervor und pflanzte das Siegeszeichen auf dem Altare der Peterskirche auf.

Allein nach den Fügungen eines verhängnißvollen Schicksales sollten die Früchte und Errungenschaften langer Anstrengungen und wiederholter Siege in dem Augenblicke wieder verloren gehen, als der Kaiser am Ziele seiner Wünsche sich wähnte. Eine gräuliche Pest brach in seinem Heere aus, und raffte die Blüthe des deutschen wie auch des schwäbischen Adels hinweg; aus Schwaben, Franken und den Rheinlanden allein unterlagen über zwei tausend Ritter und unter den Dahingerafften befand sich ebenfalls der Schwabenherzog Friedrich IV., kaum noch dem Jünglingsalter entwachsen, zu großem Bedauern seiner Zeitgenossen.

Mit ihm war die jüngere Linie der Hohenstaufen ausgestorben. Das reiche Erbe in Franken fiel dem Kaiser, seinem Vetter, zu, der es seinem dritten Sohne Konrad abtrat, Schwaben selbst aber seinem erst einjährigen Sohne, Friedrich V. übergab.

Von großer Wichtigkeit war um diese Zeit das neue Freundschaftsverhältniß zwischen dem Kaiser und Herzog Welf VI. Der letztere hatte, kinderlos geworden nach dem Tode seines Sohnes Welf VII., allen seinen hochfahrenden Plänen, allen Entwürfen des Ehrgeizes und der Größe entsagt und sich den Genüssen des Lebens hingegeben. Sein verschwenderischer Aufwand hatte öftere Geldverlegenheiten zur Folge und er ließ sich durch die bereitwilligen Geldvorschüsse des Kaisers, gegenüber der unzeitigen Kargheit seines Schwestersohnes und wahrscheinlichen Erben, des Herzogs Heinrich des Löwen, zu Gunsten des Ersteren in dem Grade gewinnen, daß er ihm seine reichen Besitzungen in Oberschwaben und Tirol auf die Zeit seines Ablebens zusagte oder noch bei Lebzeiten zu Lehen auftrug und selbst auch Mehreres zu Eigen übergab.

Unter den Lehen erhielt der Kaiser die italienischen Besitzungen, das Herzogthum Spoleto, die Mark Tuscien, die Herrschaft Sardinien, nebst einem ausgedehnten Güterbezirk bei Este. Daß durch diese reichen Vermächtnisse eine Mitursache gegeben ward zu der Spannung mit H. Heinrich dem Löwen, die im J. 1180 zu der bekannten tragischen Katastrophe führte, hat allerdings innere Wahrscheinlichkeitsgründe für sich, und die Fehler, welche jener in seinem übermüthigen Trotze gegen die Reichsgewalt sich auflud, mochten dem Kaiser einen um so willkommneren Vorwand zur nachdrücklichsten Ahndung geben, je mehr er sich in der Verfolgung seiner großartigen Entwürfe durch ihn gehemmt sah, und je eifersüchtiger er auf die nebenbuhlerische Macht des Welfenhauses blicken mochte, welches ein mächtiges Erbherzogthum dem Hohenstaufenschen Erbkönigthume entgegen zu setzen und Deutschland in zwei Hälften aufzulösen drohte.

Zeigten auch die Bedingungen des Constanzer Friedens im J. 1183, daß der Kaiser in Bezug auf den Lombardenbund weit hinter seinen Zwecken zurückgeblieben war: so erblühte ihm dagegen auf einer anderen Seite ein unerwartetes Glück, indem er seinen Sohn Heinrich VI., dessen Schwertleite er zugleich mit Friedrich V. von Schwaben mit nie gesehener Pracht auf dem Reichsfeste bei Mainz gefeiert hatte, mit der Königstochter Constanzia verband und seinem Hause die Anwartschaft auf den normannischen Königsthron in Unteritalien eröffnete.

Was Herzog Friedrich V. anbelangt, so verschwindet er unter dem Glanze des kaiserlichen Namens, und als er eben anfing, sich über das Dunkel der Zeitgeschichte zu erheben, hatte ihm sein Verhängniß nur noch eine kurze Spanne Zeit zugemessen. Auf dem Kreuzzuge seines Vaters befehligte er als Schwabenherzog die erste Heeresabtheilung, nahm Berrhöa, durchbrach vor Iconium die Schlachtreihen der Ungläubigen und drang der Ersten einer in die Thore der Stadt. Nach dem traurigen Ende seines Vaters von den Kreuzbrüdern zum obersten Führer gewählt, gelangte er mit den wenigen ärmlichen Ueberresten des kurz vorher noch so ansehnlichen und hoffnungsreichen Heeres nach Accon und fiel daselbst, anfangs des Jahres 1191, als Opfer einer Krankheit. Er hatte sich fortwährend als tapferer Krieger und einsichtsvoller Führer gezeigt und nahm den Ruhm der Wohlthätigkeit und Keuschheit mit ins Grab. Die Kreuzfahrer aber ehrten das Leichenbegängniß des edlen Jünglings durch Erleuchtung ihres Lagers.

Der bisberige, mehr eintönige Entwicklungsgang in unserer Geschichte ist größtentheils aus der engen Verbindung der herzoglichen Verwalter mit dem Königshause herzuleiten, und die Schicksale des Herzogthums verschwinden, wie der untergeordnete Theil in dem größeren Ganzen.

Auch unter Konrad, des vorigen Bruder und Nachfolger, dauert derselbe Charakter der Geschichte fort. Tief verflochten in die Interessen seines Hauses folgte er K. Heinrich dem Sechsten, seinem ältesten Bruder treu ergeben bei allen seinen Schicksalswendungen. Während dieser auf seinem zweiten Zuge in Unteritalien allen Widerstand bricht und seine Feinde durch die Schrecken seiner Rache niederwirft und sich in Palermo die Königskrone aufs Haupt setzt, bleibt jener in Deutschland zurück und besorgt die Geschäfte des Reiches. In der Theilung der Hausgüter mit den fränkischen Besitzungen, namentlich mit Weissenburg, Rotenburg und Eger betheilt, erhielt er dazu noch das Herzogthum Schwaben und die aus der Welfischen Erbschaft herrührenden altdorfischen Erbgüter und gelangt auf diese Weise zu einem weit ansehnlicheren Länderbesitz, als sein Vorgänger inne gehabt.

Große Veränderungen wurden damals in der Reichsverfassung angebahnt. Man weiß, um welchen Preis der Kaiser die Reichskrone in seinem Hause erblich machen wollte; man weiß, unter welchen Bedingungen er zu Gunsten seines zweijährigen Sohnes Friedrich, des nachherigen K. Friedrich II. die Thronfolge zugesichert bekam. Die weltlichen Fürsten und Herren hatte er gewonnen durch das Versprechen der Lehenserblichkeit, die geistlichen durch Verzichtleistung auf sein Spolienrecht, beide insgesammt durch die Aussicht auf Einverleibung seines Erbkönigreiches von Unteritalien und Sicilien mit dem deutschen Reiche. Schade nur, daß die feingesponnenen Fäden durch den rauhen Griff des Schicksals zerrissen wurden; jedenfalls hätte das Reich einen ganz verschiedenen Gang seiner politischen Entwickelung genommen.

Wenn der Hr. Verf. im weiteren Verlaufe das Herzogthum Schwaben, wie bisher, im Vordergrunde seiner Darstellung behält: so ermangelt er doch keineswegs, die großen Geschicke des welthistorischen Fürstenhauses, das damals unmittelbar über Schwaben gesetzt ward, in Kürze und mit treffenden Bemerkungen eines wahrhaft pragmatischen Geistes einzuflechten. Er zeigt, wie Philipp, des vorigen jüngerer Bruder, seither Herzog von Tuscien, im J. 1196 nach Schwaben berufen, ein Mann von edler Gesichtsbildung, aber von fast schwächlichem Körperbaue, nach dem Tode des Kaisers als Aeltester seines Hauses, beinahe wider Willen in den Strom der Ereignisse hineingezogen, die Rechte seiner Familie mit Nachdruck und großer Thätigkeit wahrt, wie aber auch bei ihm das unversöhnliche Geschick die Erfolge der mühsamsten Anstrengungen in dem Augenblicke hemmend vereitelt, wo sie auf dem Punkte der glücklichsten Entfaltung angelangt waren.

Gewiß gehört Herzog Philipp nicht Schwaben allein an, sein Wirken greift tief in die Verhältnisse des Gesammtreiches ein. Darnach hat auch der Hr. Verf. seinen Gesichtskreis erweitert und ihn auf die allgemeineren politischen Beziehungen auszudehnen gesucht. Ueber die veränderten Gesinnungen der Reichsfürsten blieb H. Philipp nicht lange mehr im Ungewissen, nachdem die Nachricht von dem Ableben seines Bruders, des Kaisers, eingetroffen war. Bemüht, seinem Neffen die zugeschworne Thronfolge zu erhalten, erfuhr er zuerst bei den Fürsten des nahen Oberdeutschlands Kaltsinn und Widerstand. Er erfuhr, wie sie den Eid für ungiltig erklärten, indem damals, als er geleistet worden, der Knabe noch nicht getauft gewesen und ein Kind unmöglich an die Spitze des Staates treten könne, wo es eines Mannes und Herrn bedürfe; auch habe der Kaiser einen zu großen Einfluß auf die Wahl geübt. Im Hintergrunde wirkte, einnehmend gegen den

vierjährigen Thronfolger, der fern von seines Hauses Heimatlande lebte, die tief gewurzelte Abneigung gegen ein Erbreich und die Unmöglichkeit, so viele Kronen auf ein Haupt zu setzen, ohne die größten Besorgnisse des päpstlichen Stuhles zu erregen.

Deutschland spaltet sich in Parteien. Die Hohenstaufen'sche will des Kindes Rechte ungeschmälert erhalten und Herzog Philipp nebst Anderen zum Beschützer des Reiches ernennen; die päpstliche dagegen von dem Hause ganz abgehen und eine neue Wahl einleiten. Widerstrebend und nicht ohne gegründete Furcht, sie könnte einem Feinde seines Hauses zufallen, nimmt Philipp zuletzt die ihm von seinem Anhange angebotene Krone und schreibt rechtfertigend an den Papst Innocenz III.: „Nicht Ehrsucht noch eitles Streben nach Ruhm und Macht und irdischem Gute habe ihn dazu bewogen, sondern der Vorsatz, das Christenthum zu fördern, den Unterdrückten Recht zu verschaffen und die Frevler zu bestrafen. Auch sei keiner unter allen Fürsten reicher, mächtiger, erlauchter; unzählig sei die Menge der Dienstmannen, sein Haus besitze die ausgedehntesten Ländereien, die meisten und festesten Schlösser, Städte, Weiler, einen unermeßlichen Schatz an Gold, Silber und edlem Gesteine, dazu die Reichskleinode." (p. 138.)

Allein die Erfahrung zeigte bald, daß Philipp eine Last sich aufgeladen, der er bei der Milde seines Charakters nicht gewachsen war; er konnte weder den Glanz seines Hauses noch den Reichsfrieden bewahren noch sich allgemeine Geltung verschaffen. Hatte er auch durch reichliche Geldspenden seines Gegenkönigs sich entledigt: so stand ihm bald in Otto IV. ein neuer gegenüber. Ein zehnjahriger Thronstreit entbrannte, geistliche und weltliche Herren parteieten sich und wetteiferten in frevlerischen Gewaltthaten. Nur Schwaben blieb, von Philipp's Macht beschützt und durch keine Parteiung gespalten, außerhalb des Kriegsschauplatzes und von den Verwüstungen verschont.

Papst Innocenz III., ein Mann von gewaltiger Geisteskraft und von den kühnsten Entwürfen, durch seine Stellung ein Feind der Hohenstaufen, erklärte sich offen für Otto IV. und bedrohte alle seine Gegner mit dem Banne. Dafür hatte dieser mit einem feierlichen Eide dem Papste Schutz und Gehorsam gelobt und ihm den Besitz von Ravenna, Ancona und Spoleto und die mathildischen Erbgüter zugesagt.

Als nun im J. 1201 über Philipp und dessen Anhang der Bann erging, wagte dieser mit bitteren Vorwürfen dem allgewaltigen Kirchenhaupte entgegen zu treten. „Nur darum," schrieb er dem Papste, „weil er diesen nicht um Erlaubniß gebeten, ob

er König werden dürfe, erhebe er sich so gewaltig wider ihn. Deutschlands Freiheit sei dahin, wenn ohne Willen des Papstes kein König gewählt werden dürfe.» Auch seine Anhänger, die Bischöfe von Constanz, Augsburg, Worms und andere Fürsten rügten nachdrücklich des Papstes Anmaßung auf die Königswahl und wie er entweder den Wähler oder den Richter über die Wahl machen wolle.

Als im J. 1204 in Folge seines Kriegsglückes der Erzbischof von Cöln und andere Fürsten auf seine Seite traten, als er, nach nochmaliger Wahl die Salbung und Weihe empfangen, und sein Gegner an der eigenen Sache verzweifelnd nach England geflohen war, versuchte er nun auch die Aussöhnung mit dem Papste und erhielt die Lösung vom Banne. Dagegen hatten, trotz seiner ansehnlichen Erbietungen, die Vermittlungen mit dem Gegenkönige keinen Erfolg und der zu den Verhandlungen bestimmte Waffenstillstand neigte sich bereits zu Ende, als er unter dem mörderischen Streiche seines persönlichen Feindes, des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, fiel (1204).

Nach seinem Hinscheiden ruhte das Glück des kurz vorher noch in fünf jugendkräftigen Gliedern blühenden Hauses auf dem einzigen, damals dreizehnjährigen Friedrich, dem Könige von Sicilien, und der Stern der Hohenstaufen schien in der That im Erlöschen. Müde des Kampfes unterwarfen sich seine Anhänger auf die Ermahnungen des Papstes nach und nach dem Könige Otto, welcher auf dem zahlreich besuchten Tage zu Frankfurt allgemein anerkannt ward und sich um die Beruhigung des Reiches und insbesonders Schwabens, wo nach Philipp's Tode Verwüstung, Plünderung und Gewaltthat eine traurige Zerrüttung nach sich zog, ein wesentliches Verdienst erwarb. Durch seine Vermählung mit Philipp's noch jugendlicher Tochter, Beatrix, knüpfte er die immer noch mächtige Hohenstaufen'sche Partei fester an sich und setzte sich in den Besitz des ansehnlichen Familienerbes. Schwaben selbst nahm er in eigene Verwaltung.

Allein ein plötzlicher Umschwung der päpstlichen Politik gab den deutschen Verhältnissen eine andere Gestalt und auch für Schwaben blieb die Rückwirkung nicht aus. Bekannt ist, wie Otto, nachdem er eben die Kaiserkrone in Rom empfangen hatte, wegen der Rückforderung der vom römischen Stuhle eingezogenen, dem Reiche lehnbaren Herzogthümer und mathildischen Güter die Entrüstung des Papstes auf sich zog, und durch die Eroberung Neapels die Besorgnisse desselben in dem Grade erregte, daß er sich der Hohenstaufen'schen Partei zum Sturze des ihm verhaßt gewordenen Kaisers zu bedienen beschloß.

Die deutschen Fürsten wurden sofort im Hohenstaufen'schen

Interesse bearbeitet und in unglaublich kurzer Zeit hatte sich diese Partei wieder erhoben. Heinrich von Neifen und Anselm von Justingen kamen zu Friedrich, ihm als Abgeordnete und im Namen des Reiches die Krone seiner Väter anzubieten. Dieser übersteigt glücklich die Alpen, wie eine Lawine wuchs sein Anhang, freilich aber sparte er weder des Familien- noch des Reichsgutes zur Gewinnung des habsüchtigen Adels, und in der Nähe von Constanz geht von neuem das Gestirn Hohenstaufen'schen Glückes auf.

Bei seiner Krönung in Aachen (1215) leistet Friedrich II. das Versprechen eines Kreuzzuges. Ein in der That unheilschwangeres Versprechen. Wie ein böses Geschick verfolgt es fortan den hochstrebenden Fürsten, es hängt sich hemmend und unheilvoll an alle seine Unternehmungen, es entreißt ihm die Früchte seiner Thaten und gibt seinen Feinden einen vollkommenen Vorwand zu jeglicher Verfolgung. Und gleichwohl läßt sich an dem hochherzigen Vorsatze, den er in dem Augenblicke edler Begeisterung gefaßt, nur das Einzige tadeln, daß er zu früh und voreilig kam und klüger der Befestigung seines Reiches hätte nachfolgen sollen, anstatt ihr vorauszugehen.

Während er, dem Wunsche des Papstes entgegen, das Königreich Sicilien sich selbst vorbehält, suchte er, die alten Pläne seines Hauses auf Erblichkeit der Reichskrone festhaltend, das Reich mittelst seines erst vierjährigen Sohnes Heinrich in nächster Verbindung mit seinem Hause zu erhalten, verlieh diesem das Herzogthum Schwaben (1216), zwei Jahre darauf das Rectorat von Burgund und bewirkte zwei Jahre später dessen Wahl zum Könige, und ließ ihn zehnjährig zu Aachen krönen. Während seiner Abwesenheit in Italien gab er ihm treffliche Vormünder und Rathgeber an die Seite. Schwaben übergibt er der weisen Leitung des Schenk von Winterstetten und des Truchseß Eberhard von Waldburg, über das Reich setzt er den Herzog Ludwig I. von Bayern, so daß Heinrich bloß den Namen trägt.

Leider entwickelte sich der Knabe auf eine Weise, die wenig Gutes für die Zukunft erwarten ließ. Seine Lieblingsgesellschaften bestanden, wie der Vater selbst mit Unwillen gesteht, in Jägern, Falknern und andern Lustigmachern. Trostlos sind die Schilderungen des Mönchs von Ebersmünster, und entbehren, wenn auch in einzelnen Farbentönen zu grell, im Ganzen keineswegs der Wahrheit. „An ihm bewähre sich klar, was geschrieben steht, wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist. Er fing an als ein Entarteter der Ueppigkeit zu fröhnen, den Rath der Klugen abzuweisen, mit Gewaltthätigkeiten umzugehen, ihre Thorheit, welche dem Abgrunde zuführt, zu befolgen, und dem Vater, welcher

ihn zur Befestigung des Landfriedens ermahnte, nicht zu gehorchen.» (p. 168.) Die frevelhafte Ermordung des Reichsverwesers auf der Kehlheimer Brücke, 1231, deren Urheber unbekannt blieb, schien seinen verbrecherischen Absichten jeden Zügel zu nehmen und seinen Gelüsten einen freien Spielraum zu öffnen.

Daß die persönliche Unterredung zwischen Vater und Sohn zu Aquileja (April 1232) nur eine scheinbare, keine wirkliche Verständigung hervorgebracht, geht aus den nächsten Thatsachen unwiderleglich hervor. Dazu kamen böswillige Zwischenträger, welche den Funken der Zwietracht zur hellen Flamme anfachten. Der Vater beschwert sich gegen die Reichsfürsten über das willkürliche Verfahren seines Sohnes, daß er die Großen durch Plackereien gegen ihn aufwiegle, seinen Anhängern Geißel abfordere und ihre Burgen besetze. Dagegen sucht sich Heinrich in einem vertraulichen Schreiben an den Bischof Konrad von Hildesheim zu rechtfertigen, und die ganze Schuld von sich abzuwälzen.

Allein den gleißnerischen Worten (p. 179 f.) dieses Schreibens steht das ganze Gewicht der Thatsachen entgegen. Der Riß wurde unheilbar. Heinrich wirbt und gewinnt Anhänger in Deutschland und nähert sich voll feindseligen Gelüstes gegen seinen Vater, den Lombarden. Nochmals unterwirft er sich der Gnade des Kaisers, als dieser im J. 1235 nach Deutschland kam und Alles ihm zueilte, allein Versuche neuen Verrathes haben seine Festnehmung zur Folge und seine Abführung nach Apulien, wo er im J. 1242 den Leiden der Gefangenschaft erlag.

Das Herzogthum Schwaben übergeht durch kaiserliche Verleihung an Konrad, Friedrich's II. siebenjährigen Sohn aus dessen zweiter Ehe mit Jolantha, welcher mit der kaum sechsjährigen Elisabeth von Baiern vermählt, in Wien zum Könige gewählt wurde. Die düsteren, an seinem älteren Sohne gemachten Erfahrungen bewogen den Vater, für diesen die sorgfältigsten Maßregeln der Erziehung und Bildung zu treffen. Er selbst gab ihm Rathschläge der Weisheit in eindringlichem Tone, in denen sich neben dem sorgsamen Vater auch der erfahrungsreiche Fürst erkennen läßt. „Er solle nicht den König spielen," schrieb er ihm, „während er als Schüler zu lernen habe. Weil die Könige gründlicher erkennen und tugendhafter handeln sollen, darum seien sie von andern Menschen unterschieden, nicht weil sie höher gestellt seien. Durch Thaten solle er Tugend bewähren, Gerechtigkeit und Milde üben, trefflicher Männer Rath einholen, Schmeichler fliehen, die Geistlichkeit ehren, mit Jägern und andern Dienern keinen vertraulichen Umgang haben.» (p. 189.)

Da es in seinen Umgebungen nicht an Verführern fehlte und das deutsche Laster der Trunkenheit sich auch bei ihm einzuschleichen

anfing: so befahl er die Entfernung und Bestrafung der ersteren, damit bessere Beispiele das beginnende Laster im Keime ersticken. Inzwischen nahmen die Ereignisse der nächsten Jahre seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und das deutsche Reich trat bei ihm um so mehr in den Hintergrund, da nicht hier, sondern in Italien der Schwerpunkt seiner tief eingreifenden Politik lag. Mit der Ausbreitung und Befestigung seiner Macht in Italien wuchsen auch seine Zerwürfnisse mit dem päpstlichen Stuhle, der sich zuletzt in die Nothwendigkeit gesetzt sah, des eben so gefürchteten als verhaßten Gegners mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sich zu erwehren.

Der Leser erwarte hier keine vollständige Geschichte jenes welthistorischen Kampfes. Was unser Hr. Verf. gibt und nach seinem speziellen Zwecke geben konnte, sind vielmehr nur die allgemeinen Umrisse zu denjenigen Thatsachen, die in ihren nächsten Folgen auf das Reich zurückwirkten und in den weiteren Wirkungen die Schicksale Schwabens bestimmten. So weit er aber, um verstanden zu werden, auf Einzelnheiten dieses gewaltigen Streites eingehen muß, zeigt er allenthalben jene Unbefangenheit und parteilose Haltung, jene Ruhe des Gemüthes und Klarheit des Blickes, welche des Geschichtschreibers erste und heiligste Pflicht ist, ohne welche er weder seine Aufgabe genügend lösen noch das Vertrauen auf seine Redlichkeit gewinnen kann.

Kaiser Friedrich II. hatte sich wegen seiner Absichten auf die Lombardie den Bannfluch zugezogen. In einem Jahrhunderte, dessen Glaube darin das furchtbarste Strafgericht erblickt, ist eine oppositionelle Stellung gegen das Oberhaupt der Kirche eine seltene Erscheinung. Solcher oppositioneller Stimmen ließen sich mehrere aus den deutschen, besonders aus den schwäbischen Gauen vernehmen, welche es mit Freimuth rügten, daß reiche und blühende Städte, weil sie den Kaiser mit Kriegsmannschaft unterstützten, mit dem Kirchenbanne bestraft werden sollten. Mit Nachdruck entgegnete der Bischof Siboto von Augsburg: „Wenn Eure Heiligkeit von den Stürmen, dem Jammergeschrei der Alten und der Bedrückung der Kirche Kunde hätte, welches Unglück alles aus Eurer und des Kaisers Zwietracht emporwuchert, gewiß, sie müßte zur Heilung solcher Uebel sich angetrieben fühlen.“

Nichts desto weniger erneuert und bestätiget die Kirchenversammlung zu Lyon die Bannflüche gegen den Kaiser, und als nach des Gegenkönigs Heinrich's von Raspe Tode Graf Wilhelm von Holland an seine Stelle gesetzt worden war, erreichte der päpstliche Haß eine so furchtbare Höhe, daß man förmliche Kreuzzüge gegen die Hohenstaufen, gleichwie gegen die Feinde der Chri-

stenheit predigte. Viele wurden irre an ihrem Herrn, groß war die Zahl der Abgefallenen, welche über die Aussicht reichlichen Gewinnes Eid und Pflicht aus dem Auge verloren.

Der Hr. Verf. hat sich die Mühe genommen, die Namen aller Treugebliebenen urkundlich zusammenzustellen und nennet eben so auch die geistlichen und weltlichen Herren in Schwaben, welche auf die Seite des Königs Wilhelm und des Papstes getreten waren. An Einzelne derselben richtete der Papst seine Mahnbriefe und Vollmachten, auf daß sie die Edlen und Städte, welche zum Gehorsam zurückkehren würden, in den Schooß der Kirche aufnehmen, dagegen alle Orte mit dem Interdicte belegen, deren Herren oder Einwohner dem abgesetzten Kaiser oder dessen Sohne Konrad unter irgend einem Vorwande anhingen, sämmtliche Fürsten und Glieder des Reiches aber von allen den Hohenstaufen geleisteten Eiden entbinden sollten.

Der Tod des Kaisers gab das Zeichen zum Abfall in Masse. Die schwäbischen Großen ernannten in der Person des Grafen Ulrich von Württemberg einen eigenen Abgeordneten an den Papst nach Lyon, ihn ihrer Ergebenheit und der guten Gesinnungen ihrer Landsleute zu versichern. Erfreut hierüber erließ dieser ein Schreiben an die Edlen Schwabens, worin er sie wegen ihrer Anhänglichkeit an die Kirche belobte mit der Meldung, daß er den König Wilhelm aufgefordert habe, sich mit seiner Macht ihnen zu Hilfe nach Schwaben zu begeben. Zugleich beglaubigte er bis zur Absendung eines eigenen Legaten den Dominikaner Heinrich, welcher dort gegen Konrad das Kreuz predigen sollte, und betheuerte schließlich, die Kirche werde nie zugeben, daß die „Schlangenbrut der Staufen je zur römischen Königs- und Kaiserwürde, oder auch nur zum schwäbischen Herzogsamte gelange.“ (p. 203.)

Unter diesen Umständen, wo das Herzogthum Schwaben ganz aufgelöset und die Anhänglichkeit an das einheimische Herzogshaus fast erloschen war, schien die Sache Konrad's unwiederbringlich verloren. Den einzigen Schutz auf deutschem Boden fand er bei seinem Schwiegervater, dem Herzoge Otto von Baiern, wo ihn indeß in Regensburg der von blindem Hasse geführte fanatische Mordstahl unfehlbar getroffen haben würde, hätte sich nicht sein treuer Dienstmann, Friedrich von Evensheim, heldenmüthig für ihn geopfert; ein Beispiel seltener Hingebung in einer Zeit der allgemeinen Auflösung aller Bande der Pflicht und des Gehorsams.

Seine schwangere Gemahlin in Deutschland zurücklassend, eilte Konrad nach Italien, das Erbe seiner Väter, die Krone von Neapel und Sicilien entgegen zu nehmen. Während er dort Schätze und Heeresmacht sammelte zum nachdrücklichen Kampfe,

erlag er, fieberkrank, seinem düsteren Verhängnisse in der Blüthe seines Alters.

In Deutschland, wo fortgesetzte Kreuzpredigten der Mönche zu einer größeren Entfremdung der Gemüther führten, sah sich K. Wilhelm durch die Staufensche Partei bald so gekräftigt, daß er im J. 1252 auf dem großen Reichstage zu Frankfurt K. Konrad nicht nur des Herzogthums Schwaben, sondern auch seiner Güter entsetzte.

So furchtbar strafte sich der Zorn der Kirche an dem vielfach verfluchten Geschlechte. Die Nachwelt ist billiger geworden, als es die leidenschaftlich aufgeregten Zeitgenossen waren. Nicht ohne ein Gefühl tiefer Wehmuth folgt der denkende Geschichtsfreund dem furchtbaren Geschicke eines Hauses, dessen erhabener Beruf zu einer Reihe der verhängnißvollsten Conflicte führte, während es das deutsche Reich als ein Ganzes nach innen und nach außen zu kräftigen, aus den Banden einer angemaßten Herrlichkeit zu befreien und durch Befestigung der Einheit und der Kaisergewalt zum ersten und mächtigsten Reiche wieder zu erheben strebte.

Dem Hause, aber kaum mehr dem Lande gehörte der einzige, bei seines Vaters Tode erst zweijährige Sprosse der Hohenstaufen, Konrad, gewöhnlicher Konradin geheißen. Erbe eines großen Namens, großer Ansprüche und Rechte, aber auch des tödtlichen Hasses des päpstlichen Stuhles, schien er nur geboren, um das Schicksal seines Hauses zu erfüllen. Düster verfloß seine erste Jugend am Hofe seines gewaltthätigen und habsüchtigen Oheims, doch entfalteten sich seine geistigen Anlagen zu den schönsten Erwartungen. Die alten Freunde seines Geschlechts schienen in neuen Hoffnungen aufzuleben.

Durch ihre Vermittlung gab K. Richard die feierliche Zusage auf das Evangelium, „er wolle ihm, so bald er gekrönt sei, ohne alle Verzögerung und Einsprache das Herzogthum Schwaben mit allen seinen Ehren, Rechten und Zugehörungen als Lehen übertragen, auch sollen alle noch übrigen Erb- und Lehengüter, welche von Vater und Großvater her auf ihn gefallen seien, von den Reichsgütern ausgeschieden und derselbe in ihren Besitz gesetzt werden.“ Die Folge zeigte indeß wie ihm diese königliche Verheißung gehalten wurde.

Um nun seine herzoglichen Rechte auszuüben, hielt er im J. 1262 den ersten Reichstag in Schwaben bei zunehmender Theilnahme der Großen für seine Sache. Allein K. Richard wußte wenige Monate später von seinem Versprechen nichts mehr und nannte den aufstrebenden Jüngling geradezu einen Usurpator seines Herzogthums. Vom Papste Urban IV. erging das ausdrückliche Verbot seiner Wahl zum römischen Könige, und vom Papste Cle-

mens IV. sogar der Bannfluch über alle, welche seiner Erhöhung irgendwie Vorschub leisten würden, da von seinem Geschlechte nur Unterdrückung der Kirche zu erwarten sei.

Was nun der Hr. Verf. über des hochherzigen Jünglings fernere Unternehmungen zur Erlangung seines Erbreiches, über welches eine fremde, ihm feindliche Macht bereits zu seinem Nachtheile verfügt, was er sagt über den Anklang, den er bei dem deutschen Volke fand, über die Theilnahme der Großen, über den zweideutigen Schutz seiner nächsten Anverwandten, die leider nur ihren eigenen Vortheil wahrnahmen und ihm den Rücken kehrten, als er nichts mehr von seinem Erbgute zu vergeben hatte; was er über seine Fortschritte in Italien sagt, über den lauten Enthusiasmus, welchen der bildschöne, blondgelockte Jüngling bei den Italienern und selbst bei den Römern erregte, über seinen Sieg gegen Karl von Anjou, dem die schrecklichste Niederlage auf dem Fuße folgte, über das Schicksal des Flüchtigen, den nun Alles verließ, weil ihn das Glück verlassen, über Frangipani's schmählichen Verrath, über die Feigheit des Richterspruches und den Vollzug des Todesurtheils; dieß alles findet sich im Buche in einer so einfachen und ungekünstelten und doch so warmen und ergreifenden Weise dargestellt, daß wir ohne alle weitere Bemerkungen den Leser auf das Buch selbst verweisen müssen.

Bis hieher reicht die allgemeine Geschichte des Landes, wie sie mit dem Gesammtreiche verflochten und von diesem nicht zu scheiden war und wie sie in der Persönlichkeit seiner herzoglichen Verweser sich verkörperte und von uns in ihren Hauptzügen, um des Buches Gang und Eigenthümlichkeiten darzuthun, angegeben wurde. Daß der Sturz der Hohenstaufen als Zeitabschnitt benützt wurde, findet in den wichtigen Veränderungen, die er nach sich zog, seine volle Rechtfertigung.

Der Hr. Verf. beginnt nunmehr den zweiten, bei weitem umfangreicheren Haupttheil seines Buches, der dem Leser eine beinahe unabsehbare Fülle von Resultaten der mühsamsten Quellenforschung bietet, und wir tragen kein Bedenken, die Geschichte der einzelnen Herrengeschlechter, die wir hier nach allen ihren gesellschaftlichen Abstufungen vor uns haben, im Allgemeinen zu den bedeutendsten Leistungen der historischen Forschung und im Besondern zu den wichtigsten Partien des Buches zu zählen. Seine Angaben dienen wesentlich zur Beleuchtung der unteren Gesellschaftsschichten, die dem Blicke nur zu häufig entgehen, — sei's, weil eine zusammenhängende Erkenntniß aus den meist lückenhaften Quellen nicht herzustellen ist, sei's, weil man aus Gewohnheit bei den Höhen des geschichtlichen Lebens haften bleibt, — und umfassen Alles, was sich aus ämtlichen Urkunden und den Be-

richten der Zeitgenossen gewinnen ließ; sie betreffen Abstammung, Geschlechtsfolge, Güterbesitz, Stiftungen, Hausgesetze, Gewohnheitsrechte, Wappenkunde und in chronologischer Folge sämmtliche, jede Familie betreffende Regesten; sie sind als eine reiche Fundgrube für weitere specielle Forschungen anzusehen und man kann ohne Uebertreibung ihnen nachrühmen, daß sie den Gegenstand erschöpfen, daß sie die Gränze bezeichnen, außerhalb deren unser Wissen über die genannten Gegenstände, wenigstens nach dem bisherigen Standpunkte der Quellenkenntniß, aufhört.

Ein besonderes Interesse gewähret bei dem Hause der Hohenstaufen, das hier, als ein einheimisches Geschlecht, billig an die Spitze gestellt ist, die Aufzählung ihres sehr ausgebreiteten und sehr reichen Landbesitzes und Familiengutes. Da indeß darüber kein vollständiges Verzeichniß aus der Zeit sich erhalten hat, so ließ sich diese Zusammenstellung bloß mit Hilfe der verschiedenen einzelnen Urkunden zu Stande bringen, welche hierüber Meldung thun. Die wichtigste davon ist die vom 23. April 1188, worin die Besitzungen des H. Konrad von Rotenburg an der Tauber, der später Herzog von Schwaben wurde, als Widerlage bei seinem projectirten Eheverlöbnisse mit der castilischen Königstochter Berengaria aufgezählt wurden. Deßhalb hat sie auch der Hr. Verf. seinem Güterverzeichnisse zu Grunde gelegt, und in dasselbe alles einbezogen, was sich irgendwie als Hohenstaufensches Eigenthum urkundlich angegeben findet. Dahin gehören außer den Besitzungen der Herzoge von Rotenburg, die alten Hausgüter, die Besitzungen und Rechte in der Nähe der Stammburg, die Besitzungen im Brenzgau und im Rieß, im Elsaß und in Baden, das Salische Erbe und die Güter in Franken, endlich der oben erwähnte Welfische Besitz. Hieher gehören endlich die einzelnen Erwerbungen in Alemannien, die Angaben über das Burgundische Erbe und über den Zäringischen Heimfall.

Dieser wahrhaft fürstliche Gütercomplex gibt uns ein anschauliches Bild von der Größe eines Hauses, welches, wie gegen Otto von Freisingen nachgewiesen wurde, von einem sehr unbedeutenden Ursprunge ausgegangen ist. Die Herren von Büren, des Geschlechtes Ahnen und Stammherren, waren weder durch einen ansehnlicheren Landbesitz, noch selbst durch den Grafentitel ausgezeichnet, sondern sie erscheinen als bloße freie Herren, welche in der Landesgeschichte ohne politisches Gewicht waren und sich in der Menge verloren. Aus dieser Dunkelheit seiner ursprünglichen Stellung trat das Haus vornehmlich durch die reiche Erbschaft der fränkischen Könige heraus und reihte sich, allerdings auf Kosten der Welfen, als neuer Sprosse den deutschen Fürstenhäusern an.

Als es nicht lange darauf den höchsten Gipfel der Macht erstieg

und die Königskrone errang, verdankte es der Gunst der Umstände und der neuen Stellung eine ungewöhnliche Zunahme seines Besitzes; zu dem Stammeserbe traten die Königsgüter, die schwäbischen und fränkischen Herzogsdomänen; so hatte es eine feste Grundlage zu den kühnsten Entwürfen gewonnen und es zeigt sich deutlich sein Streben, nicht bloß den gesammten Landbesitz, sondern auch die Krone in seinem Stamme erblich zu erhalten. Durch die Minderjährigkeit und den Thronstreit nach Heinrich's VI. Tode war ein höchst empfindlicher Umschlag eingetreten und damit eine so große Zersplitterung der Hausgüter, daß ein schwäbischer Zeitgenosse vom Könige Philipp berichten konnte, ihm sei nichts übrig geblieben, als der hohle Name des Landesherrn und diejenigen Städte und Dörfer, in denen Märkte gehalten wurden und einige wenige Schlösser des Landes. Und nichts desto weniger konnte, was am besten die ganze Größe des Reichthums beweiset, nach desselben Philipp's Tode, ein anderer Zeitgenosse, Arnold von Lübeck, den Ueberrest der Hohenstaufenschen Burgen auf die beträchtliche Zahl von 350 angeben.

Wenn auch in der Folge neue Erwerbungen die früheren Verluste wieder ersetzten: so mußten doch Friedrich II. und Konrad IV. abermals große und ansehnliche Opfer ihren Anhängern bringen und unter dem unglücklichen Konradin erreichten die Vergabungen eine solche Höhe, daß mit dem Erlöschen des Stammes auch der alte Besitzstand gänzlich verschwunden und nichts übrig geblieben war, als die Erinnerung des Prinzips, für welches dasselbe gekämpft, und der Größe, zu der es sich und das Reich emporgehoben hatte.

Wenn wir in nächster Reihenfolge dem alten, in die Zeitgeschichte so tief und nachhaltig verflochtenen Geschlechte der Welfen begegnen: so liegt ein hinreichender Rechtfertigungsgrund darin, daß dieses Haus, so schnell es in der Folge über die engen Gränzen seines ersten Besitzes hinauswuchs und über Süd- und Norddeutschland und selbst über Italien sich verbreitete, seinem ersten Ursprunge nach Schwaben angehörte und daher den schwäbischen Herrengeschlechtern beigezählt zu werden verdiente.

Gleich den Zäringern schon Jahrhunderte vor den Hohenstaufen der Herzogswürde sich erfreuend konnten die Welfen nicht ohne Eifersucht auf das mächtige, neben ihnen emporwachsende Geschlecht hinblicken und so schnell sie durch ihre treue Anhänglichkeit an das salische Königshaus an Einfluß, Macht und Güterbesitz zunahmen: eben so schnell sanken sie durch jene beharrliche Feindschaft, mit der sie die mächtiger gewordenen Hohenstaufen bekämpften.

So war es Welf der Vierte, oder der Erste als Abkömmling

von den welfischen Este, der Erbe aller altwelfischen Güter in Schwaben und Baiern, der Stammvater der noch heutigen Tages über Großbritannien, Hannover und Braunschweig herrschenden Fürstenhäuser, welcher außer dem Erwerbe von Buchhorn und Achalm und dem streitigen Besitze der italienischen Güter, seinem Hause das Herzogthum Baiern einbrachte; Heinrich der Schwarze, Welf des Fünften Erbe und Nachfolger in Baiern und in den Hausgütern, fügte durch seine Heirath mit Wulfhild die Hälfte der ausgedehnten billingischen Güter hinzu; Heinrich der Stolze endlich erhielt für die wichtigen Dienste, die er dem Kaiser Lothar gegen das Hohenstaufen'sche Brüderpaar leistete, außer anderen Gütern den Besitz des Herzogthums Sachsen.

Als aber die Hohenstaufen zur Königswürde gelangt waren, gingen diese Erwerbungen fast eben so schnell wieder verloren, und bereits 1138, also ein Jahr später, als ihm Sachsen zu Theil geworden, ward Heinrich der Stolze durch K. Konrad seiner beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern entsetzt. Daher erscheint darauf dessen jüngerer Bruder Welf der Sechste, als die Seele der Opposition, als der rastlose und unermüdete Kämpfer gegen das Hohenstaufen'sche Glück; seinen Länderreichthum beinahe verdoppelnd ist sein beständiges Augenmerk auf den Sturz des feindlichen Hauses gerichtet und nur der Tod seines eigenen Sohnes und Erben und eine eingetretene Spannung mit seinem Neffen, Heinrich dem Löwen, bewirkt in dem einem üppigen Schwelgerleben sich hingebenden unruhigen Manne die plötzliche Umkehr zu K. Friedrich dem Ersten, wodurch die bisherige Stellung der beiden Häuser eine völlige Aenderung erfuhr.

Diese war jedoch, wie leicht vorauszusehen, von keiner langen Dauer. Mit dem Tode des Greises lebt der alte Familiengroll wieder auf, als die Hohenstaufen ihr Erbe antraten. Wie oftmals aus unbedeutenden Veranlassungen die größten Folgen entstehen: so war auch jene vereitelte Erbschaftshoffnung eine der Hauptursachen von der Rückkehr Heinrich's des Löwen aus Italien, wodurch er den Kaiser in dem wichtigsten Zeitpunkte preisgab.

In Bezug auf Zahl, Lage und Umfang der Welf'schen Güter mußten, da es an einem gleichzeitigen vollständigen Güterschematismus fehlt, die Angaben aus den einzelnen, hieher gehörigen Urkunden sehr mühsam zusammengesucht werden, eine Arbeit, die vermöge der Geduld und Ausdauer, von der sie zeugt, gewiß aller Anerkennung werth, aber auch um so verdienstlicher ist, da ihr das Streben nach möglichster Vollständigkeit zu Grunde liegt. Sie beschränkt sich nicht bloß auf die alten Besitzungen des Hauses im württembergischen Oberschwaben, sondern sie verbreitet sich nicht weniger umständlich auch über die im jetzigen

bairischen Schwaben, in Baiern, Tirol und in der Schweiz gelegenen Besitzungen, über die Hausgüter in Franken, Italien und Sachsen, und zieht gleichfalls die Buchhorn'schen, die Achalm'schen und die Calw'schen Erwerbungen in Betracht.

Den Beschluß bilden hier, wie überall, die ausführlichen und dankenswerthen Regesten von 1083—1190, schätzbar wegen ihren chronologischen Daten und wegen ihrer seltenen Vollständigkeit, wiewohl sie sich nicht auf jene Provinzen ausdehnen, in deren die Welfen Herzogsämter bekleideten.

Das dritte Hauptgeschlecht, das in jener Periode Schwaben angehörte, und darum an die beiden vorhergehenden folgerichtig sich anschließt, ist das der Zäringer; ein Geschlecht, das, alt und besitzreich, gleich den Welfen manche Einbusse durch die Hohenstaufen erfuhr, aber dessen ungeachtet in besseren Verhältnissen zu diesen stand, das neben den Künsten des Krieges auch die des Friedens pflegte und durch seine Städtegründungen in dankbarem Andenken sich erhielt, in den Begebenheiten seiner Zeit aber eine sehr wichtige Rolle spielte.

In der Behandlung sämmtlicher Zweige dieses Hauses ist eine gleiche Genauigkeit ersichtlich, und das löbliche Streben, auf Grundlagen und mit steter Hinweisung auf die Urkunden Lücken und Irrthümer zu beseitigen und die Wissenschaft wahrhaft zu fördern. Die beigegebene Stammtafel erleichtert den Ueberblick über die verschiedenen Verästungen des Geschlechtes und führt neben der Hauptlinie, welche schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhundertes im Mannsstamme erlosch, auch die drei Nebenlinien, die markgräfliche von Baden, die noch jetzt fortblüht, die von Teck und endlich die von Hochberg bis zum Schlusse dieser Periode fort.

Um hier nur bei den Hauptmomenten zu verweilen, so war es Berthold der Zweite († 1111), welcher des Hauses Macht und Ansehen gründete, und zwar durch das Erbe der reichen, rheinfeldischen Stammgüter und durch Erwerbung der schwäbischen Herzogswürde im J. 1092. Hiedurch in ernste Conflicte mit den Hohenstaufen gerathend, behält er zuletzt, gegen Verzicht auf Schwaben, die Herzogswürde in seinen schwäbischen Hausgütern und die Reichsvogtei in Zürch. So gab es damals, im Gegensatze zu dem Hohenstaufen'schen, auch ein Zäring'sches Schwaben; an beiden klebte die herzogliche Würde, und Konrad, Berthold des Dritten Bruder, war der erste, der sich in den Urkunden den Titel eines Herzogs von Zäringen beilegte. Rüstig und mit gutem Erfolge an dem Wachsthume seines Hauses fortbauend erwirbt er diesem dauernd die Schutzvogtei von St. Blasien und erhält 1127 auf dem Reichstage zu Speier das Herzogthum des ostjuranischen

Burgund's, weßhalb sich auch die Zäringer einige Geschlechtsfolgen hindurch Herzoge oder Rectoren von Burgund nannten.

Mit Berthold dem Fünften endet der Mannsstamm dieser Linie. Macht und Ansehen des Hauses standen in dem Grade fest, daß nach Heinrich's VI. Tode die Königswahl auf ihn fiel, eine Würde, die Berthold jedoch ablehnte, nicht aus allzu großer Bescheidenheit oder aus Mißtrauen in seine eigene Kraft, sondern vielmehr, wie man annimmt, aus Scheu vor den Kosten, in welche ihn die Wahl und die neue Stellung stürzen würde. Ein tapferer Krieger, ein Freund der Dichtkunst, reich und mächtig, ist er hauptsächlich von den Mönchen seiner Zeit hart angefeindet und mancherlei Gräuel und Gewaltthätigkeiten bezichtigt worden. So nahm der Abt des Klosters Thennenbach ein großes Aergerniß an seiner Lebensweise, wie an seinem Hofe in Freiburg lustig gelebt, Würfel gespielt, getanzt und zur Orgel gesungen wurde. Man sagte von ihm, der Außenseite nach sei er ein brüllender Löwe, im Innern ein furchtsamer Hase. Andere, wie der Bischof von Lausanne, wollten in der Verödung seines Hauses eine gerechte Strafe des Himmels erblicken für Raub, Mord, Brand und Verstümmelung selbst geistlicher Personen.

Zu dem Stamme der Zäringer gehörten ferner die Herzoge von Teck und die Markgrafen von Baden. Jenen wird der durch Sittenreinheit, Mildthätigkeit und ritterlichen Muth ausgezeichnete Straßburger Bischof Berthold nicht ohne große Wahrscheinlichkeit beigezählt; diese, begütert in Uffgau und Murrgau und wahrscheinlich Rechtsnachfolger der Grafen von Calw, nannten sich abwechselnd Markgrafen von Baden und Verona, setzten nach Hermann's IV. Tode 1190 durch dessen jüngsten Sohn Heinrich den neuen Zweig der Hochberg'schen Linie an und fügten unter Hermann VI. im J. 1248 zu ihren früheren Titeln auch noch den eines Herzogs von Oesterreich und Steiermark hinzu, welcher Titel aber mehr auf vermeintlichen als erwiesenen Rechten beruhte und keine wirkliche Besitznahme der Länder zur Folge hatte.

Der Ahnherr des jetzt noch fortblühenden Hauses, Herrmann V., ist zugleich der thatenreichste aus den Markgrafen dieses Zweiges; er wird gerühmt als ein fast unzertrennlicher Gefährte K. Friedrich's II. auf Reichstagen und Heeresfahrten. Bekannt ist das blutige Schicksal seines Enkels Friedrich, nach dessen Tode der Oheim, Hermann's V. jüngerer Sohn, Rudolph I. als Stammhalter der Familie erscheint.

Wir haben in dem Bisherigen gesehen, auf welche Weise der Hr. Verf. sowohl in dem allgemeinen Theile seines Werkes als auch bei der speciellen Geschichte der vornehmsten Adelsfamilien des Landes zu Werke gegangen ist. Eine consequente Fortbildung

dieses seines Planes mußte ihn nothwendig dahin führen, daß er, was wir auch in den folgenden Paragraphen sogleich gewahr werden, um zu den tieferen Schichten der gesellschaftlichen Ordnung seinen Weg fortzusetzen, auch die gräflichen Häuser und die der freien Herren in ihren mannigfaltigen geschichtlichen Merkwürdigkeiten und Berührungspunkten auf gleiche Art wissenschaftlich zu behandeln und in seine Darstellung aufzunehmen strebte.

Wir anerkennen gern den ganzen Umfang eines solchen Unternehmens und die ganze Menge von Schwierigkeiten, die es dabei zu überwältigen gab. Je tiefer hinab, desto spärlicher sind gewöhnlich die gleichzeitigen Aufzeichnungen, und was die Geschichtbücher nicht gewährt haben würden, das ließ sich nur mit Hilfe höchst mühsamer Nachforschungen in Urkunden zusammenbringen. Aber wir glauben auch alle Ursache zu haben, dem Hrn. Verf. aufrichtig Glück zu wünschen zu seinen überraschenden Erfolgen; er hat durch die Bearbeitung der Familiengeschichten seinem Buche einen seltenen Grad von Vollständigkeit zu verschaffen gewußt, er hat hier einen Reichthum und eine Fülle von Thatsachen niedergelegt, welche durch ihren Platz, durch ihren Zusammenhang eine Wichtigkeit und ein geschichtliches Interesse erhalten, welches sie in ihrer früheren Vereinzelung niemals gehabt hätten, kurz, er hat ein Werk zu Stande gebracht, das, wie gesagt, für weitere Forschungen als eine reichhaltige Quelle betrachtet und in Bezug auf Chronologie und Genealogie, auf Ortsbestimmung und Zeitgeschichte überhaupt als ein verläßlicher Führer benützt werden kann. Es möge uns, statt eines näheren Eingehens auf die fast unübersehbare Masse von Einzelnheiten gestattet seyn, uns nur an die hauptsächlichsten Ergebnisse einer so verdienstvollen Forschung zu halten und in den allgemeinsten Umrissen den Gang des Hrn. Verf's. und den Inhalt seiner Geschlechtergeschichte unsern Lesern vor Augen zu legen.

Zur Charakteristik des Ganzen halten wir für nöthig, einige allgemeine Bemerkungen voranzustellen. Wir finden neuere Hilfsmittel, Monographien über einzelne Herrengeschlechter, wo sie zu Gebote standen, gehörig bemerkt und gewissenhaft benützt, die Beweise jedoch jederzeit unmittelbar auf die Urkunden selbst zurückgeführt. Wir finden, daß der Geschichtschreiber nicht leichtsinnig fremder Auctorität folgt, sondern überall selbst sieht und untersucht, mit Sorgfalt prüft und abwägt und wo er aus Mangel hinreichender Bürgschaft die Wahrheit nicht feststellen kann, lieber offen die Unerweisbarkeit irgend eines Verhältnisses eingesteht, als Combination oder subjective Ansicht an die Stelle der Thatsache zu setzen. Der Gang seiner Darstellung bleibt im Wesentlichen sich gleich. Er zählt zuerst die Quellen und Hilfsmittel

auf, gibt sodann die Stammtafel, läßt hierauf die geschichtlichen Nachrichten, meist mit trefflichen Uebersichten über die geschichtliche Rolle und Wichtigkeit des Geschlechtes, von dem er eben handelt, folgen und schließt mit den Regesten, die er, wo es immer thunlich war, bis zum Ende dieser Periode fortführt. Er zieht endlich diejenigen Geschlechter hieher, deren Stammburg innerhalb des heutigen Württemberg gelegen war, ohne Rücksicht, ob das Geschlecht noch gegenwärtig dahin gehöre, oder ob es sich außerhalb seiner Gränzen verbreitet und in der Fremde angesiedelt habe, nicht, um mit einer größeren Menge glänzender Geschlechtsnamen zu prunken, sondern weil er nach Zweck und Plan ein gegründetes Recht zu ihrer Aufnahme hatte.

In solcher Weise finden wir in den §§. 16—28 die gräflichen, 29—33 die freiherrlichen Dynasten, endlich in den §§. 34—38 die ritterlichen Familien und die Dienstmannen behandelt.

Unter den ersteren erscheinen die Grafen von Aichelberg (p. 350), wahrscheinlich gemeinschaftlichen Ursprungs mit denen von Merkenberg und Kersch und durch den Besitz oberschwäbischer Güter, Rechte und Dienstherrschaften dem Lande angehörig. Darauf die von Berg (p. 352) mit den Abästungen der Grafen von Wartstein, Schelklingen und den Markgrafen von Burgau, eines der angesehensten Geschlechter Oberschwaben's und das einzige, das sich der Verwandtschaft mit den mächtigen Hohenstaufen rühmen konnte, das in einem Menschenalter vier seiner Glieder auf bischöfliche Sitze gebracht und sich durch Ehebündnisse mit den fernsten Slavenfürsten verschwägert hatte.

Sodann die durch hohes Alter ehrwürdigen Grafen von Calw (p. 366) mit den Nebenzweigen der Grafen von Löwenstein und Vaihingen, die zwar in die Uranfänge der Geschlechterkunde hinaufreichten, aber schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erloschen, ein Geschlecht, welches sich in den letzten Zeiten der salischen Kaiser mit allen Grafenfamilien des südwestlichen Deutschland's an Macht und Besitzthum messen und einzelne Glieder aufweisen konnte, welche den größten Einfluß übten und durch wichtige Dienstleistungen selbst um das gesammte Reich sich verdient machten.

Weiters die von Helfenstein, mit Spitzenberg und Sigmaringen (p. 388), die von Hohenberg, wahrscheinlich ein Zollern'scher Zweig (p. 399), deren Genealogie große Schwierigkeiten macht, aus deren gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erloschenen Grafengeschlechte Albert, Burkhard's III. Sohn, stammte, einer der Hauptpfeiler des Reichs im Bunde mit seinem Schwager, K. Rudolph I. von Habsburg, als Held und Dichter gefeiert; die von Kirchberg und Brandenburg (p. 404), welche, am

Ende des eilften Jahrhunderts in die Geschichte eintretend, zu Anfange des sechzehnten ihr Ende nahmen, aber durch Stiftung des Klosters Wiblingen in dankbarem Andenken fortlebten; die von Komburg mit ihrem Aste, den Grafen von Rotenburg a. d. Tauber, deren ansehnlicher Güterbesitz in Franken bei ihrem Erlöschen im zwölften Jahrhunderte an die Hohenstaufen erblich überging; die von Laufen (p. 415), welche ausgebreitet und reichbegütert und in mehreren Gauen die Grafenwürde bekleidend, ausgezeichnet durch den gelehrten, klugen und großmüthigen Erzbischof Bruno von Trier, schon mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ausstarben; die von Sulz, welche im eilften Jahrhunderte in der Geschichte auftauchten und 1687 mit Johann Ludwig ihr Ende nahmen.

Nach diesen die Pfalzgrafen von Tübingen mit ihren Zweigen, den Grafen von Montfort und Asperg (p. 425), welche gleich bei ihrem ersten geschichtlichen Hervortreten zweifach getheilt in Hohentübingen und Ruck, schon im zehnten Jahrhundert ansehnlich begütert und seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts durch die Pfalzgrafenwürde besonders ausgezeichnet erscheinen; deren Güter durch ganz Schwaben sich erstreckten und an Ausdehnung nur denen der Hohenstaufen, Welfen und Zäringer nachstanden, deren Glanzperiode in die Zeit der Hohenstaufen fällt, allein deren Schwächung durch vielseitige Theilungen schon im dreizehnten Jahrhunderte entschieden hervortritt. — Die Grafen von Urach, mit den Freiburg'schen und Fürstenberg'schen Nebenzweigen (p. 451), welche, wie p. 451, 464, mit gewichtigen, inneren Wahrscheinlichkeitsgründen dargethan wird, mit den Grafen von Achalm verwandt, erst mit dem zwölften Jahrhunderte in die beglaubigte Geschichte eintretend, die meisten Geschlechter darin überholten, daß sie, wenigstens in einem ihrer Zweige, den Fürsten von Fürstenberg, bis auf den heutigen Tag fortblühen. Ist auch die Abkunft des stürmischen, verdammungssüchtigen Cardinalbischofs Kuno von Präneste von diesem Grafenhause nicht streng zu erweisen: so hat es diesem Hause nicht an anderen Herren geistlichen und weltlichen Standes von unzweifelhafter Abstammung gefehlt, welche der Familie Zierde und Stolz geworden sind, oder kräftig in das Schwungrad der Zeitgeschichte eingegriffen haben.

So der Abt Gebhard von Hirschau, später Bischof von Speier, der in dem unnatürlichen Kampfe zwischen den beiden Heinrichen, Vater und Sohn, den ersteren in strenger Haft in Speier gehalten; so Egino der Bärtige, dieses Namens der Vierte, welcher als einer der Haupterben der zäringischen Güter, den Glanz seines Hauses vollendet und den Grund gelegt zu den späteren Grafschaften Freiburg und Fürstenberg; so endlich und ganz besonders

des Vorigen großer Sohn, der würdige, thatenreiche und durch sein Wirken ausgezeichnete Kuno, welcher in Folge eines Gelübdes zum Mönche eingekleidet, nach und nach zu den höchsten kirchlichen Würden gelangte, welcher nach einander zum Vorsteher der Abteien Viller's in Brabant, Clairvaux und Citeaux erhoben als General des Cisterzienserordens große Verdienste um denselben sich erwarb, welcher endlich vom Papste Honorius III. zum Cardinal von Porto und St. Rufina ernannt in Frankreich gegen die Albigenser, in Deutschland für die Kirchenzucht eiferte und auf den Kirchenversammlungen zu Toulouse, Paris, Mainz glänzte; der die medicinische Facultät zu Montpellier gründete und ordnete und gleich seinem vermeintlichen gleichnamigen Ahnherrn, Entsagung und Selbstüberwindung genug besaß, um die ihm zugedachte dreifache Krone abzulehnen.

Endlich die Grafen von Württemberg und Grüningen (p. 474), welche weder durch Güterbesitz noch durch Ansehen vor den übrigen Grafengeschlechtern der Zeit hervorragten, gleichwohl allen übrigen den Rang abzugewinnen und in neuester Zeit mit königlicher Würde über das Land zu gebieten bestimmt waren. Ihr Ursprung ist in's Dunkel gehüllt; spärlich sind die Aufzeichnungen im eilften und zwölften Jahrhunderte über ihre Familienglieder; erst um die Mitte des dreizehnten beginnt mit dem Grafen Ulrich die eigentliche und zusammenhängende Geschichte. Mag es nun seyn, daß die alten Grafen in friedlicher Abgeschiedenheit auf ihrer Stammburg an den Ereignissen ihrer Zeit keinen Theil nahmen und deßhalb von der Geschichte unbeachtet blieben, oder mag es seyn, wie unser Verf. mit größerer Wahrscheinlichkeit annimmt, daß sich in der Nähe ihrer Stammburg kein Kloster befand, das des Hauses Entwicklung und Schicksale in seine Jahrbücher eingezeichnet und auf die Nachwelt gebracht hätte: gewiß ist, daß, eine vereinzelte Inschrift aus dem Anfange des eilften Jahrhunderts abgerechnet, das erste urkundliche Vorkommen derselben nicht über das Jahr 1122 hinaufreicht, wo sie zwar nicht ausdrücklich im Besitze der Grafenwürde genannt, doch unter lauter Grafen aufgeführt werden.

Daß sie, Fürstenberg ausgenommen, alle übrigen Dynastien überlebten, kam ihrer Aufnahme eben so zu statten, als daß sie durch Glück, Erbschaft, Kauf und Unterhandlungskunst ihren Landbesitz erweiterten und auf Kosten geistlicher und weltlicher Herren mehr und mehr ausdehnten. Den ersten Grund legten sie bei dem Verfalle des Hauses der Hohenstaufen. Die beiden Grafen Ulrich von Württemberg und Hartmann von Grüningen traten im Interesse des Papstes Innocenz IV. in der Schlacht bei Frankfurt (5. August 1246) mit zwei tausend Rittern und Armbrustschützen

zum Gegenkönig, Heinrich Raspe, über und entschieden dadurch den Sieg gegen K. Konrad den Hohenstaufen. Fortwährend im Kampfe gegen K. Friedrich II. und dessen Haus sorgten sie für Eigengüter und Lehen, indem sie zu gleicher Zeit das Schwert für die Sache der Kirche führten. Bedeutungsvoll in dieser Hinsicht ist, daß Graf Hartmann sich in einer Urkunde v. J. 1256 einen Grafen der römischen Kirche nennt und sich rühmt, „daß im Kriege der heiligen Kirche sein Schild nie ausgewichen und seine Lanze sich nie abgewendet habe."

Von der anderen Seite zeigte sich Graf Ulrich billig genug, nachdem die königliche Gewalt der Staufen gebrochen war, dem einzigen noch übrigen Abkömmling die herzoglichen Rechte in Schwaben erhalten zu helfen, wofür er außer anderen Begünstigungen die Würde und Gewaltsame eines Marschalls über ganz Schwaben davon trug. Durch solche kluge Benützung der Zeitumstände ward der Grundstein gelegt zur Macht des Hauses und damals schon zu einer bedeutenden Vermehrung des Erbgutes, das Graf Ulrich, der Stifter genannt, seinen Söhnen hinterlassen konnte.

Ueber den Ursprung des Geschlechtsnamens enthält sich der Verf. der eigenen Meinung, und thut, nach unserer Ansicht, recht daran. Die etymologischen Grübeleien arten nicht selten, wenn sie sich nicht auf allgemeine Sprachgesetze gründen, in leere, für die Wissenschaft unfruchtbare Spielereien aus, und hat er es auch für seine Schreibweise nicht an annehmbaren Gründen fehlen lassen: so dürfte doch nur die, welche in neuester Zeit auf öffentlichen Monumenten und in diplomatischen Urkunden durch ein stillschweigendes Uebereinkommen gewählt und in Uebung gebracht wurde, gegen Zersplitterung wahren und zur Einheit führen.

Die Grafen von Zollern, deren Identität mit den Burggrafen von Nürnberg mit vieler Wahrscheinlichkeit nachgewiesen wird, bilden den Beschluß der einheimischen Grafenreihe und werden aus dem Grunde hieher gezogen, weil ein Theil des Zollern'schen Besitzes in den jetzt Württemberg'schen Oberämtern Balingen, Rotweil, Tuttlingen, Oberndorf u. s. w. gelegen.

Was in neuester Zeit der Freiherr von Stillfried-Rattonitz, der glückliche und unermüdete Durchforscher der Zollern'schen Denkmäler zur Wahrscheinlichkeit erhoben, daß die vorzollerischen Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause der österreichischen Grafen von Rötz stammten, und daß der letzte dieses Hauses, Konrad, die Burggrafschaft auf einen Tochtermann vererbt habe, dem pflichtet unser Verf. nicht allein bei, sondern er sucht auch die Sache durch Beibringung von Belegstellen aus Urkunden und Regesten noch mehr zu erhärten (p. 502), ohne sie jedoch, bei dem Ab-

gange hinreichender Beweismittel, als vollkommen gewiß ausgeben zu wollen.

Die freiherrlichen Geschlechter, auf welche der Hr. Verf. nach den gräflichen übergeht, waren dem Stande nach ebenbürtig den Grafen und gleichwie diese, frei von aller Dienstverpflichtung, unbeschadet jedoch des Lehenverbandes, der das Wesen des freien Standes nicht beeinträchtigte und selbst mit der fürstlichen Würde bestehen konnte. Die Geschichte der hieher gehörigen Familien bietet eigene Schwierigkeiten und gestattet wegen der häufigen Veränderungen durch Verfall oder Aussterben der Geschlechter keine erschöpfende Behandlung.

Einige dieser Familien standen in Bezug auf Güterbesitz den Grafen wenig nach, wie die Herren von Hohenlohe und Neifen, andere haben in der Ferne die herzogliche Würde und besonderen Glanz erlangt, wie die Herren von Urslingen. Diese, weil ohne Zweifel wichtiger für die Geschichte, werden denn auch umständlicher behandelt, die minderen dagegen, sämmtlich im Mannsstamme bereits erloschen, nur mit den nöthigsten genealogischen, geschichtlichen und geographischen Bemerkungen abgefertigt.

Als solche werden in alphabetischer Ordnung genannt die Herren von: Alpeck, Bebenburg, Blankenstein, Greifenstein, Gundelfingen, Hehenried, Hellenstein, Hohenstein, Hundersingen, Lobenhausen, Lomersheim, Lupfen, Magenheim, Otterswang, Ravenstein, Roßwag, Schmidelfeld, Steußlingen, Stöffeln, Weinsberg, Winnenden, Zimmern.

Bei den ersteren treffen wir denselben Gang der Behandlung, den wir oben bereits näher zu bezeichnen Gelegenheit hatten und den wir überall eingehalten finden, wo es die Reichhaltigkeit des Materials statthaft machte. So gibt der Hr. Verf. bei den Herren von Hohenlohe (Weickersheim und Brauneck), dem einzigen dieser Geschlechter, das aus der Staufenzeit noch übrig ist, zuerst eine vollständige Stammtafel über die ganze hieher gehörige Periode, sodann eine Geschichte der einzelnen Familienglieder, von Gottfried, dem Stammvater, dem Manne von unwandelbarer Treue, von echt ritterlichem Sinn und dichterischem Nachruhm, der von K. Friedrich II. zum Grafen von Romaniola erhoben, von K. Konrad ein geliebter und getreuer Freund genannt wurde, welcher „wie ein Nährvater von zarter Kindheit an ihm treu zur Seite gestanden,“ angefangen, durch den vollen Cyclus dieser Periode, er nennt die ursprünglichen Güter und Besitzungen und die späteren Erwerbungen, geht dann im weiteren Verlaufe auf ihre Vasallen über, auf die Familienstiftungen, auf das Wappen und schließt die interessante Abhandlung mit den Regesten von 1153—1268.

In den nächsten beiden Paragraphen fällt seine spezielle Behandlung auf die Herren von Langenberg und von Neifen, von denen jene in nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen zu den Herren von Hohenlohe, ihren Rechtsnachfolgern in Langenberg gestanden und um Mergentheim begütert waren; diese dagegen, ursprünglich als Grafen von Sulmetingen und erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ohne den Grafentitel erscheinen, bis sie im Verlaufe der Zeit den von Marstetten annahmen.

Was zuletzt die freien Herren von Urslingen anbelangt (p. 586): so treten sie in der Geschichte erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts urkundlich hervor, gelangen, durch die Gunst K. Friedrich's I. schnell emporgehoben, zur Herzogswürde von Spoleto und erweisen sich eifrig und thätig im Dienste der Hohenstaufen. Konrad wird selbst als Reichsverweser in Sicilien verwendet und der unmündige Friedrich (II.) von dessen Gattin in der Mark Ancona einige Zeit lang auferzogen. Allein sie leiden später unter dem Hasse und unter den Verfolgungen, welche gegen die Hohenstaufen ausgebrochen waren, sie werden aus Italien verdrängt und genöthigt, ihre dortigen, ohnedieß niemals gesicherten Besitzungen aufzugegeben, verbinden sie den Herzogstitel mit der deutschen Stammesherrschaft. Voll werthvoller und interessanter Detailangaben sind die zahlreichen, dieses Geschlecht betreffenden Regesten (p. 588—594).

Zu dem Stande der Ritter und Dienstmannen sich wendend, geht der Hr. Verf. vorerst auf das Wesen und die Eigenthümlichkeit der Ritter- und Dienstmannschaft ein. Er setzt dieß im Allgemeinen in die Verpflichtung zu reisigem Kriegsdienste gewöhnlich gegen Genuß lehnbaren Gutes, mithin in eine Beschränkung der persönlichen Freiheit. In der That zeigte sich das letztere so auffallend, daß Ritter, die ausnahmsweise zu dem Stande der freien Herren gehörten, diesen ihren Vorzug nicht leicht ohne ausdrückliche Erwähnung ließen. Unter den Dienstmannen oder Ministerialen, deren Verhältnisse im Einzelnen nicht ohne Schwierigkeit zu bestimmen sind, gab es verschiedene Abstufungen, jedoch ohne strenge Scheidegränzen; den höchsten Rang unter ihnen, der mit dem Ritterstande zusammentraf, nahmen die Reichs- oder Hofdienstmannen ein.

Unter den Ritterfamilien, deren Stammburg im jetzigen Württemberg lag und die noch gegenwärtig unter dem dortigen Adel erscheinen, finden sich mit sehr schätzbaren historischen und kritischen Bemerkungen der Reihe nach angegeben: die von Berlichingen, Crailsheim, Enzberg, Freiberg, Hornstein, Neipperg, Pflummern, Reischach, Speth, Stein, Stetten, Sturmfeder, Ulm, Weiler.

Einige Familien der Dienstmannen dagegen erfreuen sich einer umständlicheren Behandlung, wie die Reichsdienstmannen von Fronhofen (Königseck), die Reichsschenken von Limpurg, die Reichsmarschälle von Rechberg und die Reichsdienstmannen von Tanne (Waldburg, Wintersteten, Schmalneck = Wintersteten), welche, mit Ausnahme der von Limpurg, noch jetzt, wenn auch nicht durchaus mehr im Inlande, blühen. Bei den von Fronhofen wird mit vieler Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß sie ursprünglich welfische Ministerialen waren und mit der welfischen Erbschaft an die Hohenstaufen übergingen, von welchem Zeitpunkte an sie in der Geschichte bekannt wurden. Die Reichsmarschälle von Rechberg, von denen die in Württemberg und Baiern fortblühenden Grafen von Rechberg abstammen, waren ehedem Hofmarschälle der Hohenstaufen und hatten einen Siegfried aufzuweisen, welcher als Bischof von Augsburg eine glänzende Laufbahn durchmachte. Die von Tanne, Waldburg, Wintersteten und Schmalneck, deren Genealogie nicht ohne Schwierigkeit ist, waren höchst wahrscheinlich nur Zweige eines und desselben gemeinschaftlichen Urstammes, als deren Stammsitz Tanne anzunehmen ist, so daß Waldburg und Wintersteten bloße Burgen verschiedener Linien wären. Manche Männer dieser Familie leuchteten durch ihre Stellung und ihre Verdienste hervor, einzelne dagegen verarmten bis zum Bettlerstabe.

Wir haben hier nur mehr andeutungsweise verfahren und nur in den allgemeinsten Zügen die gedrängteste Übersicht geben können über die Art und Behandlung des geschichtlichen Stoffes, den der Hr. Verf. in der schwäbischen Geschlechterkunde in so seltener Reichhaltigkeit und Vollständigkeit niedergelegt hat; und wir können von diesem eben so interessanten als lehrreichen Theile seines Buches nicht scheiden, ohne nochmals zu wiederholen, was wir mehrmals bereits geäußert haben, daß diese seine wissenschaftlichen Forschungen dem Buche in eben dem Grade zum Verdienste, wie der Wissenschaft selbst zum entschiedenen Gewinne gereichen und wir wünschen, daß der Hr. Verf. auf diesem zwar sehr mühsamen, aber auch sehr erfolgreichen Wege durch sein Beispiel recht viele Nachahmer finden möge.

Wir unsererseits sind überzeugt, daß eben dieser Weg zugleich der kürzeste und sicherste ist, um die über dem Mittelalter noch schwebenden Finsternisse zu zerstreuen und das Licht der Erkenntniß nach allen Seiten des öffentlichen Lebens, nach allen Abstufungen der Gesellschaft hin zu verbreiten; wir sind überzeugt, daß, wenn die einzelnen Theile des großen, ganzen Staatshaushaltes auf ähnliche Weise nach der Stufenfolge der Zeitalter durchforscht und durchprüft seyn werden, manche Geschichtszweige,

welche der nothwendigen Vorarbeiten bisher noch zu sehr entbehrten, einer gründlichen Pflege und eines erfolgreichen Anbaues fähig seyn werden; so ist, um nur Eines zu sagen, die Wissenschaft der mittelalterlichen Numismatik in der Art und in dem Geiste der Kritik, wie Joseph Eckhel unvergänglichen Andenkens auf dem Gebiete der antiken Münzkunde sein System geschaffen, noch immer ein fehlendes Glied in der Kette der historischen Wissenschaften und setzt zu ihrer Ermöglichung die umfassendsten Vorarbeiten in der mittelalterlichen Siegel-, Wappen- und Geschlechterkunde als unerläßliche Bedingung voraus.

Auf dem systematischen Wege seiner Entwickelung gelangt der Hr. Verf. in dem zunächst folgenden Paragraphe, welcher die Ueberschrift: „der Staat" führt (p. 639—677), dahin, daß er die vorhin in ihrer Vereinzelung vorgeführten Geschlechter nunmehr in ihrer Gesammtheit, in ihren gegenseitigen Beziehungen zum Ganzen in Betrachtung zieht. Seine Untersuchungen verbreiten sich hier über die sämmtlichen Factoren des Staatsorganismus, über ihr Wesen und Verhältniß, über ihre Rechte und deren gegenseitige Begränzung und thun dieß mit einer solchen Vielseitigkeit, mit einer solchen Tiefe und Klarheit, daß das Wesen des mittelalterlichen Staates lebensfrisch zur geistigen Anschauung hervortritt und in seinen mannigfaltigen Wechselbeziehungen, in seinen verschiedenartigen Eigenheiten und Schattirungen erfaßt werden kann. Indem er hier abermals von dem Haupte der Gesammtheit ausgeht und nach den Rangstufen, welche das staatliche Leben gezogen und geboten hat, zu den tieferen Rangordnungen herabsteigt, hielt er sich lediglich an die Erscheinungen des inneren Staatslebens, an seine Entwickelung und an die durch dieselbe bedingten Veränderungen, und es ist eben hiedurch der wesentliche Unterschied von den früheren Untersuchungen von selbst gegeben.

Daß das Herzogthum Schwaben, während beinahe zweier sturmvoller und gährungsreicher Jahrhunderte, in unmittelbarer Verbindung mit dem herrschenden Kaiserhause stand, konnte nicht ohne bedeutende Rückwirkungen auf seine inneren Zustände und äußeren Schicksale bleiben; selbst die allmälige Verdrängung seines alten Namens Alemannien und die Einführung der von dem herrschenden Stamme hergenommenen Benennung Schwaben gehört in die Reihe dieser Folgen, welche den Fall des herrschenden Hauses für Jahrhunderte überdauerte und noch heutigen Tages, bei völlig geänderten politischen Verhältnissen im Volksgebrauche fortwährt.

Obenan steht hier, wie billig, das Verhältniß des deutschen Königs zu den im dritten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts mit ausschließlicher Berechtigung erscheinenden Wahlfürsten, so

wie zu den auf Reichs- und Hoftagen zur Mitberathung beigezogenen Reichsständen. Hiebei bringt der Hr. Verf. nach dem natürlichen Zusammenhange die Pflichten des Staatsoberhauptes und die besonderen Obliegenheiten der Stände und Körperschaften zur Sprache und zeigt die Beschaffenheit beider, wie sie in gegenwärtiger Periode sich entwickelt hatten.

Rücksichtlich der Heeresfolge, zu welcher Dienstmannen und Reichsstände dem Könige verpflichtet waren, zeigte sich der Unterschied, daß jene dem königlichen Aufgebote beständig Folge zu leisten hatten, diese aber nur nach Verhältniß des lehnbaren Gutes, welches sie inne hatten, und zu einer Verlängerung der Dienstpflicht nur durch besondere Gunstbezeugungen und Güterverleihungen gewonnen werden konnten. Je häufiger sich daher die Kriegsdienste wiederholten, desto öfter ergab sich für die Verpflichteten die Gelegenheit der Vergrößerung ihres Besitzstandes und somit waren die langen Heeresdienste unter einigen Hohenstaufen eben so verderblich für das Reichs- und für ihr Familiengut als gewinnbringend für die Großen. So ward der Kriegsdienst zu einer ergiebigen Quelle des Gütererwerbes und man stellte, wie in einem Einzelfalle p. 642 nachgewiesen wird, sorgfältige Berechnungen an, auf daß der Krieg den Aufwand der Ausrüstung nicht bloß deckte, sondern auch noch einen erklecklichen Gewinn einbrachte. Fälle des Loskaufens mit barem Gelde blieben demnach immer selten, weil sie eine bestimmte Vorauslage erforderten und keine Hoffnung auf Ersatz oder Gewinn boten. Dieß findet auch bei geistlichen Fürsten seine Anwendung.

Indem der Herr Verfasser im Folgenden das Wesen der herzoglichen Würde, durch welche in den einzelnen Reichsgebieten die königliche Obergewalt vertreten wurde, auseinandersetzt, berührt er gleichfalls das Verhältniß der welfischen und zäringischen Schwabenherzoge zu denen der Hohenstaufen und gelangt zu dem Ergebniß, daß, wenn vordem alle drei Häuser als gleich berechtigt neben einander bestanden, später und zwar im Verlaufe der gegenwärtigen Periode bloß die letzteren als Herzoge von ganz Schwaben im hervorstechenden Sinne galten und ausschließend als solche betrachtet wurden. Schwaben diente jetzt zur Ausstattung der Söhne. Selbst Konradin suchte seine Erbrechte darauf und mit kräftiger Unterstützung zu behaupten. Uebrigens bestand das Wesen und der Umfang der Pflichten der Herzoge in der Oberaufsicht über das Kriegswesen, in der Besorgung der großen Landgerichte, in der Handhabung des Landfriedens, in der Bestrafung des Unrechts und der Gewaltthat; sie hatten die Kirche zu beschützen, sicheres Geleite zu gewähren und im Allgemeinen über das Beste und die Wohlfahrt des Landes zu wachen.

Was die Grafen und deren Wirkungskreis anbelangt, so war, wie es aus den Urkunden hervorgeht, im eilften Jahrhunderte eine große Veränderung vorgegangen. Mit der Zunahme der Immunitäten waren die alten Gaugerichte und mit diesen die Gaue selbst nach und nach zerfallen und es konnte somit den Grafen nicht schwer werden, ihre in den Gauen gelegenen Grafensprengel aus Beamtungen in erbliche Gerichtsbezirke umzuschaffen und die hohe Gerichtsbarkeit, die früher den gräflichen Centgerichten zuständig, an sich zu nehmen. Natürlich konnte diese Uebergangsform, was sie eigentlich war, so lange zu keinem festen Bestande gelangen, als Güterbesitz und Gerechtsame zerstreut und vereinzelt waren und Zeit, Umstände und Beispiele zur Vereinigung einluden und Unabhängigkeit des Landbesitzes mit voller Landeshoheit beförderten. Während der Kämpfe zu Anfange des dreizehnten Jahrhundertes waren die Fälle nicht mehr selten, daß einzelne Fürsten und Herren nach einander die Vorrechte der Landeshoheit an sich rissen und die feierliche Bestätigung für ihre Errungenschaft auf den Reichstagen zu erlangen strebten, und es erscheinen in der zweiten Hälfte desselben Jahrhundertes bereits manche Grafschaften mit einem ganz ausgebildeten Territorium, wie dieß von den Grafen von Hohenberg, Württemberg und Helfenstein urkundlich nachgewiesen wird (p. 653). So waren dann die Wege bereits gebahnt, auf welchen die Grafen aus ursprünglichen Gerichtspersonen Landbesitzer mit umfassenden Rechten und Freiheiten geworden sind.

Unter die inneren Veränderungen, welche die unmittelbare Nähe des königlichen Hauses nach sich zog, gehört unter manchen anderen die gegenwärtige Stellung der schwäbischen Pfalzgrafen, welche von ihrer ursprünglichen Bestimmung der Gerichtsbarkeit und Verwaltung der unmittelbar dem Hofe zugehörigen Güter und Gegenstände weit zurückkamen und ihre Amtswürde zu einem bloßen Titel herabgebracht sahen. Es ist daher wohl zu erklären, warum diese Periode von der Wirksamkeit der schwäbischen Pfalzgrafen nur sehr weniges zu melden hat, wie dieß der Hr. Verf. speziell in Bezug auf die beiden nach einander gefolgten pfalzgräflichen Familien Dillingen und Tübingen klar erweiset.

Den dritten Rang im Staatskalender der Hohenstaufenzeit nahmen, wie oben bereits gesagt wurde, die freien Herren ein, deren Stand jedoch häufig durch die landesherrliche Vogtei zur Dienstpflicht und Schutzhörigkeit herabgedrückt wurde und deßhalb eben nicht in großer Zahl diese Periode überdauerte. Bei der zunehmenden Wichtigkeit des Kriegsdienstes und der Landesvertheidigung, bei der großen Achtung, die von dem Land- und Lehenbesitze ausging, tritt bemerkenswerth die Erscheinung her-

vor, daß die Genossenschaft der Ritter allmählig in den Begriff der Nobilität einbezogen wurde, der vordem nur dem alten Adel zukam, daher man durch Verstärkung desselben eine gewisse Art des Unterschiedes zwischen beiden bemerkbar zu erhalten strebte.

Für Württemberg hatte die Nähe des königlichen und herzoglichen Hauses auch in dieser Richtung zu manchen Aenderungen geführt. Viele Geschlechter drängten sich zu dem Dienste der Ministerialen, da die Hofministerialen eine höhere Stellung einnahmen und zur Nobilität zählten. Wissen wir ja selbst von den Welfen, daß sie, um mit dem Glanze des königlichen Hofhaltes zu wetteifern, die vier Hofämter an freie Geschlechter verliehen. Dem strengen Grundsatze nach zog das Verhältniß der Ministerialität ohne Zweifel den Verlust der Freiheit nach sich und es mochte die Annahme eines Hofamtes mit der Fortdauer der Freiherrlichkeit wohl nicht bestehen. Das Leben scheint indeß die schroffen Gegensätze des Prinzips mildernd ausgeglichen und die Hofämter eben wegen der größeren bürgerlichen Ehren, welche von ihnen ausströmten, zum Gegenstande ehrgeiziger Bestrebungen gemacht zu haben. Auch läßt es sich denken, daß der Ministeriale, und insbesondere der Hofministeriale sein Dienstverhältniß abbrechen und mit dem Aufhören desselben in seinen früheren freien Stand zurücktreten konnte.

Beachtung verdient auch, was der Verf. über das Aufkommen und die Beschaffenheit der Wappen, über die Siegel und die Eigenthümlichkeiten ihrer Umschriften beibringt, weil auch hierin so mancher schätzbare Wink zum tieferen Verständnisse der Zeit und ihrer Erscheinungen zu finden ist.

Ein anderer sehr wichtiger Bestandtheil des damaligen öffentlichen Lebens waren die Städte. Wiewohl die Städte Schwabens, mit sehr wenigen Ausnahmen, hinter den Bestrebungen des Rheinthales noch weit zurückgeblieben waren: so sind doch die Uebergänge zu der späteren Verfassung bereits wahrnehmbar und die ersten Keime zur Verwaltung des Gemeingutes, zur zünftigen Betreibung der Gewerbe, unter Aufsicht eines selbstgewählten Stadtrathes, worin eben das Wesen der Städteverfassung, finden sich bereits in dieser Periode auch in den schwäbischen Städten vor.

Dem Ursprunge nach verschieden, waren sie es auch in ihrem Range und in ihren Rechten. Die Reichsstädte, größtentheils aus ehemaligen königlichen Pfalzen oder auch durch Loskauf entstanden, genossen der Freiheit vom Grafenbanne, standen unmittelbar unter Kaiser und Reich und hatten zum Verwaltungsorgane für ihre städtischen Angelegenheiten einen königlichen Vogt oder Reichsschultheiß. Die Landstädte hingegen entstanden in der

Regel aus gräflichen Weilern, waren dem Grafenbanne unterthan und entbehrten sonach der Vortheile, durch welche die Reichsstädte ausgezeichnet und bevorrechtet waren.

Als schwäbische Reichsstädte nennt uns der Hr. Verf. in der Periode der Hohenstaufen, mit urkundlichen Belegen über ihre Erhebung zu Reichsstädten und einzelne städtische Merkwürdigkeiten nachstehende: Biberach, Buchhorn, Eßlingen, Giengen, Gmünd, Hall, Heilbronn, Laufen, Ravensburg, Reutlingen, Rotweil, Ulm, Wangen, Weil, Weinsberg, Welzheim. Als Landstädte bemerkt und führt er auf: Balingen, Blaubeuren, Ehingen, Geislingen, Horb, Isni, Kirchheim, Leonberg, Mühlheim, Oehringen, Riedlingen, Saulgau, Schelklingen, Schorndorf, Tübingen.

Epochemachend für die Geschichte der süddeutschen Städte nennt er, und zwar mit Recht, die Gründung dreier Städte durch die Herzoge von Zäringen, nämlich: Freiburg im Breisgau, Freiburg im Uechtland und Bern. Ihre Verfassung war der Mutterstadt Cöln nachgebildet und wir können aus der vom H. Konrad von Zäringen für das Breisgau'sche Freiburg gegebenen Ordnung die für die Zeitgeschichte merkwürdigen Einzelheiten genau beurtheilen. Der Herzog behielt sich und seinen Nachfolgern als besondere Rechte vor: die hohe Gerichtsbarkeit und das Aufgebot zu den Waffen, einen Zins von zwölf Denaren von jeder Hofstätte und den Fremdenzoll. Die Bürger sind frei erklärt, zahlen weder Schirmgeld noch Zoll in des Herzogs Gerichtsbarkeit, haben auch freien Abzug und sicheres Geleite durch das herzogliche Gebiet. Zeugenschaft zu geben steht rechtlich nur Bürgern gegen Bürger zu. Sie haben die Pflicht, dem Herzoge in den Krieg zu folgen, jedoch nur eine Tagereise weit und das Recht, ihre Pfarrer und Küster selbst zu wählen. Die Stadt steht unter einem Rathe von vier und zwanzig Geschwornen, mit einem Schultheiß an der Spitze, der jährlich gewählt und von dem Herzoge bestätigt wird. Vor diese Stadtbehörde, deren übrige Mitglieder aus den von dem Herzoge ursprünglich bestimmten Geschlechtern auf Lebenszeit gewählt wurden, gehörten die Verwaltung des städtischen Einkommens, die Markt-, Handels- und Gerichtspolizei und die Schöffengerichte, bei denen für schwierigere Fälle vom Oberhof zu Cöln ein Weisthum geholt wurde.

Im Ganzen verdient bemerkt zu werden, daß die Hohenstaufen vermöge ihrer nach Vollgewalt strebenden Politik und vermöge ihres Hasses gegen den kühnen Geist der lombardischen Städte, überhaupt dem Städtewesen nicht sonderlich gewogen waren, und anstatt die städtische Selbstständigkeit zu befördern und sich ihrer zur Stärkung ihrer eigenen Macht zu bedienen, vielmehr man-

cherlei Hemmungen dem Städtewesen entgegensetzten. Im Einzelnen jedoch und besonders in Schwaben machten sie sich um das Emporkommen der Städte verdient und es fehlte nicht an Beispielen städtischer Treue und Anhänglichkeit für ihre Interessen sowohl in Deutschland als auch in Italien (p. 671).

Die nun folgenden Bemerkungen über Privat- und Familienrecht, über Erb- und Strafrecht sind nicht weniger interessant und bei aller Kürze, markig und erschöpfend. Es möge hier genügen, aus den vielen und charakteristischen Eigenthümlichkeiten das besondere Familienrecht, das sich in Bezug auf Graf- und Herrschaften zu einem merkwürdigen Gepräge ausgebildet hatte, mit wenigen Worten beispielsweise zu erwähnen.

Ueber Stammgüter und Rechte stand nämlich der Familie das Gesammteigenthum zu und es war dadurch der Stand der Grafen und Herren wesentlich bedingt. Ordentlicher Weise war nur Einer, und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt, der Regierende; doch gab es Ausnahmsfälle, in denen auch zwei Brüder, oder Vater und Sohn in Gemeinschaft die Regierung verwalteten. Bei einer Todttheilung aber fand eine völlige Sonderung des Familiengutes, mit Aufhebung jedes Miteigenthumes, Statt. Uebrigens war es gewöhnlich, wichtige Besitzungen in Gemeinschaft zu behalten und nur geringere Grundstücke zeitweise oder für immer zu theilen. Trotz der großen Rechtsvorzüge, welche dem Mannsstamme eingeräumt waren, stand doch auch den Töchtern im eilften und in den folgenden Jahrhunderten das Recht zu, einzelne Burgen und Orte, wenn auch Brüder vorhanden waren, erblich an sich zu nehmen und Ansprüche an das Hausgut, zu nicht geringer Beschränkung der Stammesvettern, rechtskräftig zu erhalten.

Eigenthümlich im Strafrechte jener Periode erscheint bei den Franken und Schwaben das Hundetragen für die Ritter, das Satteltragen für die Dienstmannen, das Pflugtragen für die Bauern, welches von einer Grafschaft in die andere zu geschehen hatte.

Eine andere Hauptseite des öffentlichen Lebens, und zwar „die Kirche" (p. 677—754), wird im nächstfolgenden Paragraphe zur Sprache gebracht. Dieser Gegenstand zog nicht minder die Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers auf sich, und dieß mit vollem Rechte. In vielfacher Hinsicht stand die württembergische Kirche unter dem Einflusse des Zeitalters und die erschütternden Kämpfe dieser Periode, welche alle Verhältnisse verwirrten, konnten in einem Lande unmöglich ohne mannigfaltige Rückwirkung bleiben, wo so viele Kirchensprengel zusammentrafen.

Außer dem Uebelstande der Doppelbischöfe, welche einige Zeit

die Stühle von Constanz, Augsburg, Würzburg, Speier und Worms einnahmen, und sich lebhaft an dem Parteikampfe betheiligten, verdient der starke und unmittelbare Verkehr der Klöster mit dem apostolischen Stuhle alle Beachtung. Dieser nahm sie, so wie die Stifte durch seine Schirmbullen in seinen besondern Schutz, wofür sie der Kammer mit der jährlichen Abgabe eines Byzantiners — zugleich ein Beweis, welche Menge byzantinischen Goldes, bei dem Mangel des einheimischen, damals mochte im öffentlichen Verkehre gewesen seyn —, verpflichtet waren, er räumte ihnen auch manche besondere Rechte und Befugnisse ein, wie dieß namentlich vom P. Innocenz IV. gerühmt wird, welcher einzelnen Klöstern erlaubte, während eines allgemeinen Interdictes Stillmessen zu lesen, bei jedem beliebigen Bischofe, wenn er nur mit dem römischen Stuhle in Gemeinschaft stehe, Weihen annehmen, Jedermann eine Begräbnißstätte innerhalb der Klostermauern gestatten zu dürfen u. s. w.

Welche Genauigkeit und Strenge in der Ablieferung der Zinsmünze herrschte, erfahren wir aus einer Aufzeichnung des Klosters Zwiefalten, wo als Norm festgesetzt war, daß sie auf Mariä Geburt, das eine Jahr von dem Probst, das andere von dem Kämmerer, in Gegenwart des ganzen Conventes, auf den Hochaltar gelegt, von dem Custos in Empfang genommen und von diesem, jedoch nur gelegenheitlich, nach Rom geschickt werde. Versäumte dieß der Probst oder der Kämmerer, so mußte er zur Strafe die unterste Stelle im Convente einnehmen, so lange bis er seine Schuldigkeit entrichtet hätte. War dieß auf Michaelis nicht geschehen, so wurde er so lange in den Bann gethan, bis er bezahlen lernte (p. 680).

Neben den bischöflichen Sitzen kann man als die verbreitetsten und wichtigsten kirchlichen Anstalten jener Zeit die Klöster ansehen. Schwaben besaß deren eine ungemein große Anzahl. Die Ursache ihrer plötzlichen Zunahme lag in dem allgemein gewordenen Verlangen nach dem Frieden und der stillen Zurückgezogenheit des Klosterlebens. Selbst Personen höheren Ranges strömten den Klöstern zu und so kam es, daß der Zeitraum von 1075—1190 für Klosterstiftungen im heutigen Württemberg epochemachend ist, und alle Mannsklöster von begüterten Orden jenem Zeitraume entweder ihre Entstehung oder doch wenigstens ihre große Güterausstattung verdankten. Vorherrschend war bis zum J. 1127 der Benedictiner-Orden, seit 1140 jener der Cisterzienser. Selbst Doppelklöster für Männer und Frauen neben einander unter einem Dache und nur durch eine Mauer geschieden kennt jenes Zeitalter; doch war ihr Bestand von keiner Dauer und sie verloren sich nach

und nach, sei's durch Aufhebung der Frauenklöster, sei's durch ihre Verpflanzung in andere Räume.

Konnten sich auch diese Klöster und Stifte an Umfang und Bedeutung mit den benachbarten von St. Gallen oder Reichenau nicht messen, so fehlte es ihnen doch auch nicht an einzelnen, ausgezeichneten Männern, welche sich um Klosterleben und Klosterzucht in hohem Grade verdient machten. Der größte und hervorragendste unter diesen ist ohne Zweifel Abt Wilhelm von Hirschau. Er glänzt als Reformator des Benedictinerordens, wobei er das Kloster Clugny zum Muster nahm. Er war der erste in Deutschland, der die Laienbrüder einführte, um den Mönchen die Last der Handarbeiten zu nehmen. Er schloß sich eng an die Richtung Papst Gregorius des Siebenten an und stand mit diesem, den er in Rom selbst besucht hatte, im Briefwechsel. Ungeachtet der Strenge der Regel, brachte er Hirschau, wo das Gebot des Schweigens die Einführung einer eigenen Zeichensprache veranlaßte, zur höchsten Blüthe. Als ein Mann von ausgezeichneter Bildung stand er im Ruhme der vielseitigsten Gelehrsamkeit und erntete durch seine Schriften über Philosophie und Astronomie bei Mit- und Nachwelt eine ungetheilte Bewunderung.

In ihren inneren Angelegenheiten strebten die Klöster nach möglichst freier Bewegung, sowohl was Verwaltung ihrer Güter, als auch was die Wahl ihrer Vorstände anbelangt. Durch Uebertragung des Obereigenthums an den apostolischen Stuhl gelang es ihnen, den Bischöfen des Sprengels das Visitationsrecht zu entziehen und die Macht, ihren Vorstand abzusetzen. Daß sie dem Staate zu mancherlei Leistungen pflichtig waren, daß sie Abgaben, Zehnten, Zölle, Steuern zu entrichten hatten, ist außer Zweifel und die häufigen Befreiungen, die sie zu erringen wußten, sind Beweise für ihre Steuerpflicht. Nach außen standen sie nicht unter dem Grafengerichte, sondern unter Vögten, die freilich oft mit den Personen der Grafen zusammenfielen. Das Recht zur Absetzung mißliebiger Vögte war, obgleich verbürgt durch päpstliche Bullen und kaiserliche Freibriefe, den Mächtigeren gegenüber nicht immer leicht zu wahren und daher sehr oft bloß illusorisch.

In Rücksicht auf Gütererwerb war die Zeit der Hohenstaufen entschieden die reichste und gesegnetste, die es je gegeben. Hohe und Niedere, Arme und Reiche wetteiferten in Vergabung von Gütern für das Seelenheil, für ein Begräbniß in der Kirche, beim Eintritt in ein Kloster, für erhaltene Absolution, für ein aufgenommenes Kind, vor Antritt eines Kreuzzuges, oder man unterwarf sich wohl auch dem Heiligen des Klosters als Grundholde oder als vogtbar, um sich vor Plackereien zu schützen und die unerschwingliche Last persönlicher Kriegsdienste von sich zu wälzen.

Ob auch Fälle der Art vorgekommen, wie sie Stülz in seiner Geschichte des Stiftes Wilhering anführt, darüber findet sich keine spezielle Notiz vor; bei der allgemeinen Richtung der Zeit für das Klosterleben scheint es aber auch dort an ähnlichen Vorkommnissen nicht gefehlt zu haben.

Unter so günstigen Zeitumständen gediehen denn auch Stifte und Klöster zu einer gesegneten Blüthe, zu einer fast unglaublichen Güterzahl; ihre Erwerbungen an Grundstücken, Nutzungsrechten in Forsten und Gewässern, an Zinsen, Gülten u. dgl., woraus sich in der Folge ihre Gutsherrlichkeit entwickelte, erreichte eine vordem nie gekannte Höhe, und es gab Klöster, wie Hirschau, Weingarten, Weissenau, deren Güterverzeichnisse Staunen erregen, denen meilenweit alles Land als freies Eigenthum zugehörte.

Gegen diese extreme Gütervermehrung trat aber schon im dreizehnten Jahrhunderte eine heftige Reaction ein. Theils durch den Druck übermüthiger Schirm- und Klostervögte, theils durch üble Wirthschaft der Aebte gerieth nach und nach der Wohlstand in Verfall, die Besitzungen gingen vielfältig verloren, Schulden und Veräußerungen nahmen ihren Anfang.

Die Einzelheiten über Ursprung, Privilegien, Güterkataster, über die Vögte und die ganze Reihe der Aebte stehen auf gleicher Höhe, wie die über die schwäbischen Geschlechter. Sie geben an und für sich ein ruhmvolles Zeugniß von der Vielseitigkeit der Studien, aus denen sie hervorgegangen sind; sie betreffen sowohl die Klöster als auch die regulirten und die weltlichen Stifte, sie enthalten einen ungemein reichen Schatz an Daten und Ortsnamen, sind für Topographie und Geographie des Mittelalters von der größten Wichtigkeit und würden für sich allein ein werthvoller Beitrag zur Kunde mittelalterlichen Lebens seyn.

Wir beschränken uns hier nur auf einige Namensangaben und müssen uns durchaus eines tieferen Eingehens auf die Sache enthalten; wer sich über die schwäbische Klosterkunde genauer unterrichten will, dem wird es an diesem Borne des Wissens an Nahrung und Ausbeute nicht fehlen.

Die Reihe eröffnen die Benedictiner Mannsklöster; dahin gehören: Murrhard, Ellwangen, Hirschau, Weingarten, Komburg, Blaubeuren, Zwifalten, Isni, Wiblingen, Alpirsbach, Neresheim, Lorch, Anhausen, und die beiden Benedictiner Mannspriorate Reichenbach und Ochsenhausen. Ihnen zur Seite stehen desselben Ordens Frauenklöster, und zwar: Hofen, Urspring. Die nächsten sind die Cisterzienserklöster Maulbronn, Herrenalb, Schönthal, Bebenhausen, Güterstein und die Frauenklöster desselben Ordens: Rotenmünster, Heiligkreuzthal, Baindt, Frauenthal, Heggbach, Gutenzell, Lichtenstern, Gnadenthal, Rechens-

hofen, Frauenzimmern — wobei p. 725 des sagenhaften Ursprungs gedacht wird — Kirchheim. Darauf folgen die Stifte der Prämonstratenser, der regulirten Chorherren, die Klöster der Dominikaner, die der Augustiner, der Franziskaner, der Clarissinen, die weltlichen Chorherren- und Chorfrauenklöster und die Besitzungen auswärtiger Bisthümer und Klöster.

Betrachtungen über Künste und Wissenschaften, über Gewerbe, Handel und Sitten bilden den Inhalt der beiden letzten Paragraphe und den Schluß des Bandes. Mit mehr oder weniger Ausführlichkeit geht hier der Hr. Verf. ein auf die durch die Zeit ausgeprägten Eigenthümlichkeiten und bemerkenswerthen Erscheinungen auf dem Gebiete des geistigen und materiellen Lebens und wo es, wie bei den Gegenständen des Handels, der Gewerbe und Sitten nur Weniges zu berichten gab, ist diese Kürze lediglich auf Rechnung des Zeitalters zu setzen, das genügsam und bescheiden in seinen Anforderungen und Bedürfnissen weit weniger dem Wandelbaren sich hingab und darum weit weniger Stoff zur Aufzeichnung der Veränderungen darbietet.

In dem Kunstleben äußerte sich eine junge, frische Thätigkeit, aber sie erstreckte sich weder auf alle Zweige der Kunst, noch griff sie tief genug in das Leben herab. Verherrlichung des Kirchendienstes blieb fortwährend die Aufgabe einzelner Kunstzweige; das Leben selbst wandte sich theils gleichgültig von ihr ab, theils bot es ihr in seiner äußeren Aermlichkeit noch zu wenig Veranlassung zu Kunstschöpfungen. Der Künstler stand mithin zum größten Theile im Dienste des Altars und was Baukunst, was Bildhauerei und Kunstbildnerei in edlem Metalle schuf, betraf ausschließlich Gegenstände des Cultus; Kirchen und Klöster waren die Stätten, wo ihre Schöpfungen geschätzt und begehrt wurden.

Mehr als die eben erwähnten Künste reichten Malerei und Musik ins Leben genußbringend hinüber; die erstere vorherrschend von geistlichen Künstlern gekannt und gepflegt, die letztere, als Kunst, auch von den Laien, den fahrenden Sängern, geübt. Den größten Aufschwung aber nahm die Poesie, welche die Prosa weit überflügelte und sich im zwölften Jahrhunderte mächtig zu entfalten begann. Da auch eine ernste sittliche Belehrung in ihrer Sphäre lag, so wirkten die wandernden Sänger, die von Ort zu Ort, von Hof zu Hof zogen, nachhaltig auf die Denkungsart des Zeitalters. Unter den Sängern standen obenan die schwäbischen und fränkischen. Im Minnegesang, dessen Blüthe in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhundertes fällt, mit seiner bald geistigeren, bald sinnlicheren, bald höfischen, bald scherzhaften Richtung, gingen in Schwaben selbst fürstliche Personen, wie K. Heinrich VI. und Konradin, mit ihrem Beispiele voran. Einen

ausgezeichneten Rang nahm die erzählende Dichtkunst ein; nicht bloß biblische und geschichtliche Gegenstände, sondern auch das weite Reich der Sage lieferten ihr den Stoff; selbst auch hervorragende Persönlichkeiten der Hohenstaufenzeit wurden theils von gleichzeitigen, theils von späteren Dichtern auf eine poetische Weise behandelt.

Nicht genug, daß der Hr. Verf. im Allgemeinen über Charakter, Tendenz und Entwicklung der Poesie spricht, er macht auch die bekannteren Dichter jener Zeit, in so ferne sie Schwaben und Franken angehören, mit kurzen Anführungen ihrer Lebensumstände, ihrer Werke und ihres dichterischen Verdienstes namhaft. Die ansehnliche Reihe derselben p. 761—768 gestattet uns einen vollgültigen Schluß auf die überraschende Fruchtbarkeit des Zeitalters und wir begegnen hier mehreren Namen, welche die mittelalterliche Poesie unter ihre größten Zierden zählt.

Weit mindere Fortschritte machte die Beredsamkeit; die Pflege derselben gedieh langsamer und stiefmütterlicher und es waren vorzugsweise wieder die geistlichen Volksredner und zwar aus dem Franziskaner-Orden, welche sie in ihren bei dem Volke so beliebten Feld- und Wiesenpredigten kultivirten.

Während die ritterbürtige Jugend ihre Erziehung an Fürstenhöfen erhielt, galten Domstifte und Klöster und selbst auch Frauenklöster als Sitze gelehrter Bildung. Man besuchte auch ausländische Schulen, wie die von Paris, Bologna, Toledo. Stadtschulen kamen bereits vor, wie zu Isni, Kirchheim; doch war die Lehr- und Schreibekunst, selbst im Ritterstande, nur wenig verbreitet.

In der Liebhaberei der Großen stand die deutsche Sprache gegen die französische zurück. Werke der französischen Belletristik wurden damals, wie noch heutigen Tages, mit Begierde gelesen und fanden eben so ihre Bearbeiter und Nachahmer. Doch erscheint schon im J. 1240 die erste Urkunde in deutscher Sprache; sie ist von K. Konrad dem Vierten.

Um verschiedene Zweige der Bodenkultur erwarben sich abermals die Klöster ein großes Verdienst durch ihre Musterwirthschaften, von denen das Beispiel anregend auf die Nachbarschaft überging. Spärlich, aber doch ausgebeutet ward der Mineralreichthum des Landes; Gewinnung des Salzes und bergmännische Ausbeutung der Silbergruben sind urkundlich nachzuweisen.

Der Handel entfaltet sich in einigen Gegenden bereits zur Blüthe, wie in Ulm, begünstigt durch den Donauverkehr, oder in Donauwörth, wo er belebt wurde durch die Königsmesse mit königlichem Geleite. Bei aller Einfachheit des Geldes mußte der Verkehr doch manche Hemmung erfahren durch die Vielheit und

Verschiedenheit der Währungen, indem fast jede bedeutendere Handelsstadt ihre eigene Währung auf den Handelsmarkt brachte. Wirklich ausgeprägte einheimische Münzen scheinen, abgesehen von den damals in Gebrauch gekommenen Bracteaten, und zwar nach dem, was sich aus den auf unsere Zeit gekommenen Ueberresten urtheilen läßt, nur Denare gewesen zu seyn; Schillinge, Pfunde, Marken galten lediglich als Rechnungsmünzen. Wichtig und interessant ist die Münzordnung des Bischofs Heinrich von Constanz aus dem dreizehnten Jahrhunderte.

Um nun zum Schlusse noch einige Augenblicke bei den Volkssitten zu verweilen: so erscheint beachtenswerth die schon damals auffallend hervortretende Wanderlust der Schwaben. Bezeichnend genug ist in dieser Hinsicht die Stelle, welche p. 781 aus dem sogenannten Annoliede angeführt wird und worin es von ihnen heißt: „Ein Volk an Klugheit ausgezeichnet, wohlberedt genug, die sich oft auswiesen, daß sie gute Recken waren, wohlgewandt und kriegshaft.“ Nicht weniger ist es die Gewohnheit frühzeitiger Eheverlöbnisse bei fürstlichen Personen, denen meist politische Absichten zu Grunde lagen; die Vorliebe für helle und schreiende Farben in der Kleidertracht, der Gebrauch der seltenen und kostbaren Sammtgewänder, deren Vorkommen im vornehmen oder klösterlichen Haushalte als ein der Aufzeichnung werthes Ereigniß angesehen wurde, endlich die Eigenthümlichkeit, statt des im gemeinen Leben noch seltenen Geldes verschiedene Kleidungsstücke als Zins sich zu bedingen, wie dieß namentlich von dem Grafen Egino von Urach und Gottfried von Hohenloh nachgewiesen wird, von denen jener den Zins in Stiefeln, dieser in Hosen stipulirte.

Wie wir nur andeutungsweise zeigen konnten, ist der Inhalt des gegenwärtigen Bandes so unermeßlich und unübersehbar reich an Thatsachen, daß wir, um am Schlusse noch einen Rückblick auf das weite, durchwanderte Gebiet zu werfen, Mühe haben, einen Standpunkt zu gewinnen, der uns das Ganze und alle seine untergeordnete Theile und Einzelheiten mit einem Blicke überschauen ließe. Wir haben vor uns den kurzen Zeitraum von etwas mehr als anderthalb Jahrhunderten, aber er verbreitet sich sorgfältig und ebenmäßig auf alle Erscheinungen, welche die Zeit zur historischen Merkwürdigkeit ausgeprägt hat und worüber die Nachrichten von Zeitgenossen und die authentischen Belege der Urkunden mit ihrer schlagenden Beweiskraft auf uns gekommen sind, auf alle Thatsachen, die eben so treu über die Schicksale ganzer Reiche, wie über die Schicksale einzelner Familien genügende Auskunft geben, auf alle Lebensphasen nach innen und außen in ihren größten Aeußerungen eben so gut wie in dem langsamen und stillen Gange der durch die Natur bedingten Entwicklung.

Das Verdienst des Hrn. Verf's. um die deutsche Geschichte, durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Forschungen, durch die Vielseitigkeit seiner Auffassung, durch die geistige Verarbeitung des rohen Stoffes zum zweckmäßigen und genußbaren Ganzen, müssen wir um so bereitwilliger anerkennen, je bescheidener und anspruchsloser er selbst hinter der Größe seines ausharrenden und fruchtbaren Fleißes und seiner kerngesunden und durchaus gediegenen Arbeit zurücksteht. Möchte er, von dem wir hiemit mit aller Hochachtung scheiden, ihm dankend für den Genuß und die mannigfache Belehrung, die uns durch sein Werk zugeflossen ist, möchte er nicht ermüden in der Fortsetzung seines noch weiten und mühevollen Weges, möchte er glücklich zum Ziele gelangen, in rascher Folge Theil an Theil reihend bis das Ganze vollendet ist, als ein ehrender Beweis deutschen Fleißes, deutscher Beharrlichkeit und deutscher Wahrheitsliebe, zum Ruhme unserer Literatur, zur Freude eines jeden wahren Vaterlandfreundes.

Die Ausstattung ist gut und gediegen; ein ausführliches, möglichst vollständiges geographisches Register zur Erleichterung des Nachsuchens am Ende beigefügt.

Es ist erfreulich zu sehen, wie neben den Fluthen der ephemeren Journalistik und Modeliteratur auch das ernster gediegene Werk der Wissenschaft noch immer den Weg in die Oeffentlichkeit findet und sich seine Bahn bricht, gewiß zum Danke der um die Wissenschaft vielfach verdienten Verlagshandlung.

Art. IV. Conquista de la Nueva Castilla. Poema eroico. Publicado por la primera vez por Don *J. A. Sprecher de Bernegg*. Paris y Leon 1848. Saint Hilaire Blanc y C. 8. S. 211.

En el rio que no ay peces
por demas es echar redes.
Altes Sprüchwort.

Sowohl die Form als der Inhalt des vorliegenden Werkes fordern zu einer strengen Kritik auf, denn ein ungedrucktes Epos aus dem sechzehnten Jahrhundert ist bei der Armuth der spanischen Literatur an guten, epischen Gedichten aus jener Zeit wohl einer genauern Prüfung werth, um so mehr, da der Gegenstand, den es behandelt, die Eroberung von Neu-Castilien, ein so wichtiges historisches Interesse hat, und der Held des Epos einer jener großartigen Männer ist, die Europa's Fürsten eine neue Welt erobert haben.

Es zerfällt die Beurtheilung dieses „Poema eroico", wie es der Herausgeber nennt, in zwei Abtheilungen, nämlich in eine

Untersuchung über seinen historischen Gehalt und in eine Würdigung seines poetischen Werthes. Ehe aber diese Verhältnisse näher beleuchtet werden, mögen einige Bemerkungen über die Vorrede (Prefacio!), die der Herausgeber diesem Gedichte vorausschickt, und über die Ausgabe selbst hier ihren Platz finden. Erstere ist sehr mangelhaft spanisch geschrieben, von einer gleichartigen gegenüber stehenden französischen Uebersetzung begleitet, und beginnt:

„Die Freunde der spanischen Literatur verdanken einem Zufalle die Entdeckung dieses Epos. Als ich eines Tages den Katalog der königlichen Bibliothek [1]) zu .... durchblätterte, zog der Titel dieses Gedichtes meine Aufmerksamkeit auf sich; ich forderte das Manuscript, und groß war meine Ueberraschung, als ich sah, daß es in Versen geschrieben war."

Unbegreiflich ist es, warum der Herausgeber die Bibliothek, welche im Besitze dieses Manuscriptes ist, nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, genannt hat. Ist es vielleicht aus zarter Schonung gegen die Beamten dieser Bibliothek geschehen, die nicht schon längst einen so wichtigen Schatz der Oeffentlichkeit übergeben haben? Wir wollen diesen Grund als den ehrenvollsten für Hrn. Sprecher annehmen, aber weniger rücksichtsvoll als er die Lücken, die er gelassen hat, ausfüllen.

Das Manuscript befindet sich in der k. k. Hofbibliothek in Wien [2]), wo es Histor. profan. Nr. 6393 verzeichnet ist. Es enthält 78 Folia in Klein-Quart; auf jeder Seite zwei Octava. Titel, Dedication und Vorrede des Verfassers nehmen $2\frac{1}{2}$ Seiten ein. Die Schrift auf starkem, etwas grobem Papier ist sehr leserlich; die Abkürzungen, bis auf einige wenige, leicht verständlich. Eine spätere Hand hat, wahrscheinlich gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, einige Verse hineingeschrieben; mehrere Correcturen sind während oder bald nach der Abschrift vorgenommen worden.

Der Herausgeber bemerkt, er habe sich überzeugt, daß dieses Gedicht noch nicht gedruckt worden sei und fährt dann fort:

„Der Romanzenstyl, zugleich erhaben und kräftig und von ritterlichem Geiste durchdrungen, sowohl als die Orthographie der Vorrede scheinen hinzudeuten, daß dieses Gedicht, ohne Datum

---

[1]) In der französischen Uebersetzung heißt es: Je parcourrais, un jour, le catalogue des manuscrits de la bibliothèque impériale à .... etc.

[2]) Der um die spanische Literatur so sehr verdiente Bibliothekar Hr. Dr. Ferd. Wolf hat schon seit vielen Jahren dieses Manuscript in seinem ausführlichen Kataloge der spanischen Werke aufgezeichnet, die Veröffentlichung desselben aber wegen der Gehaltlosigkeit des Gedichtes nicht für zweckmäßig gefunden.

und Namen des Autors gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verfaßt wurde."

„Wir haben es für zweckmäßig erachtet in dem Vorworte des Verfassers die ursprüngliche Orthographie beizubehalten, im Gedichte aber die neue der Akademie zu befolgen."

„Einzelne Verse sind in der gegenwärtigen Ausgabe unvollständig, da das Fehlende im Original unleserlich ist."

„Uebrigens hat dieses Epos nicht nur ein seltenes Verdienst und einen reellen Werth durch seine poetische Wichtigkeit, sondern auch durch die Treue und Genauigkeit der Thatsachen, welche vollkommen mit den Zeugnissen und Angaben der besten spanischen Geschichtschreiber der neuen Welt übereinstimmen."

Die Angabe der Zeit, aus der dieses Gedicht stammt, scheint vom Herausgeber richtig beurtheilt zu sein, die geschichtliche Darstellung mit ihren großen Lücken weist auf das letzte Decennium der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hin; denn nur wenige Jahre später erschienen sowohl in Spanien als auch in Amerika historische Werke, welche die Eroberung Peru's ausführlich genug darstellten, um dem Dichter genaues Material zu seiner Arbeit zu liefern. Die Schreibart des ganzen Gedichtes stimmt mit der des Vorwortes überein. Nicht zu entschuldigen ist es, daß der Herausgeber die charakteristische, ursprüngliche Orthographie des Epos willkürlich umgeändert hat, um so weniger da er die von ihm angenommene nicht consequent durchführt und ansi und asi, tan bien und tambien, cuasi und casi, agora und ahora schreibt. Wie es sich mit dem hohen, poetischen Werthe und der historischen Treue, die Hr. Sprecher so sehr hervorhebt, verhält, werden wir weiter unten sehen.

Man darf wohl billiger Weise erwarten, daß der Herausgeber eines alten Manuscriptes der Sprache, in der es abgefaßt ist, mächtig sei, daß er es verstehe dasselbe zu lesen, daß er es treu und gewissenhaft wiedergebe, und daß er überhaupt mit den Regeln, welche bei einer solchen Veröffentlichung beobachtet werden müssen, vertraut sei. Leider sind aber diese bescheidenen Bedingungen hier durchaus nicht erfüllt. Das Epos besteht im Originale aus 283 achtzeiligen Stanzen in zwei Abtheilungen. Der Herausgeber hat nach eigenem Gutdünken die erste in fünf, die andere in drei Gesänge gebracht. Wenn er einen Vers nicht lesen konnte, so hat er, statt die Stelle, wo er hingehört, durch Punkte anzudeuten, die Punktenreihe am Ende der Octava hinzugesetzt! z. B. Octav. XLV ist der vierte Vers ausgelassen: „ni es de ninguno tal parecer," die Punkte stehen aber nach dem siebenten, als ob der achte fehlte! Das nämliche wiederholt sich Octav. CLXVII, wo Vers 5 fehlt: „y viendo que tiene tan justa razon;"

in Octav. CLXXXII Vers 5: „Dijó Señores bien es prevenir;" in Octav. CCXLIII ebenfalls Vers 5: „tanto podria cansar los cavallos." In Octav. CCLXX fehlt, ohne daß es durch Punkte (nicht einmal am Ende) bezeichnet wäre, der siebente Vers und nur im achten ist ein ausgelassenes Wort angedeutet; die vier letzten Verse dieser Octava heißen im Manuscripte:

Que esto haciendo por cierto pensase,
Que le iria a hacer obediencia
Y de otra manera presentase paciencia
Y a lo que viniese se aparejase.

Nur in der vorletzten Octava (CCLXXXII) ist der fehlende Vers (4) richtig bezeichnet; er heißt:

„Sonriose en si con gran pundonor

Eigenmächtige Auslassungen und Umänderungen, wodurch der Sinn entstellt und das Versmaß auf das jämmerlichste mißhandelt werden, kommen in Menge vor. Es mögen hier nur wenige Beispiele aus den beiden ersten Gesängen angeführt werden. Am auffallendsten tritt es wohl in dem Verse hervor, mit welchem das Epos beginnt (Octav. I v. 1), und der in der Ausgabe heißt:

En veinte el cuatro el año corria,

ein Vers ohne Sinn und Metrum, welches er aber beides im Originale hat, denn dort lautet er:

En veinte y cuatro años el año corria,

Octav. XX v. 4 heißt es in der Ausgabe:

De todos peligros andaba certando

im Original:

De todos peligros se andaba cercando

ibid. v. 6 in der Ausgabe:

Que es esto no veis que morimos

im Original:

Que es esto Señores no veis que morimos

Octav. XXV v. 5 in der Ausgabe:

Profecia tan buena hallaron

im Original:

Que profecia tan buena hallaron

Octav. XLV v. 8 in der Ausgabe:

Que otra al presente no puedo tener

im Original:

Que otra no puedo al presente tener

Octav. L v. 7 in der Ausgabe:

Decime cinco o seis pasajeros

im Original:

Denme cinco oseis pasajeros

Jede willkürliche Abänderung, sie mag auch noch so unbedeutend sein, z. B. Octav. LIX:

Queria venderles tan cara su vida statt
Queria venderles tan cara *la* vida

ist unerlaubt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alle vorkommenden Unrichtigkeiten zusammenstellen. Bei den sehr vielen, größtentheils sinnentstellenden Fehlern ist es oft schwer zu entscheiden, welche auf Rechnung des Herausgebers zu stehen kommen, welche aber dem Setzer zur Last fallen; z. B. Octav. CXXXVIII:

Aqui fu matar, aqui fu herir
Aqui fu ofender y saber defenderse
Aqui fu saber a todo ponerse etc.

statt su matar, su herir etc.

Octava CCLXXVII v. 8 leer statt ser u. s. w.

Die vom Herausgeber angewendete Interpunction ist sehr mangelhaft und zeigt, daß er oft den Sinn des Originales nicht verstanden hat, indem Verse durch Punkte getrennt werden, die zusammengehören und wiederum Trennungszeichen fehlen, wo solche angezeigt sind.

Doch gehen wir zum Dichter über und verfolgen vorerst seine historischen Angaben Schritt für Schritt:

Erster Gesang. „Am Tage der heiligen Lucia (en dia y fiesta de Santa Lucia) des Jahres 1524 verläßt Don Francisco Pizarro bei ungünstigem Wetter den Hafen von Panama mit mehr als hundert Soldaten (con ciento y tantos hombres de guerra) und vier Pferden (Oct. I—II). Er landet im Hafen von Piñas, sucht Eingeborne und Lebensmittel, findet aber keines von beiden; er schifft sich traurig wieder ein und gelangt bei schlechtem Wetter an einen andern Hafen, den er Puerto deseado nennt, wo er die Pferde und Mannschaft an's Land setzt, in der Hoffnung hier Indianer und durch sie Nahrung, an der schon großer Mangel ist, zu finden (Oct. IX—XII); jedoch vergeblich; die Mannschaft wünscht daher nach Panama zurückzukehren, aber Pizarro widersetzt sich und muntert die Leute auf, die Reise fortzusetzen, was auch geschieht (Oct. XIII—XVI). Man schifft sich wieder ein, Pizarro läßt seine Lebensmittel auf's Hinterdeck bringen und vertheilt sie unter seine Leute (Oct. XIX). Die Reise wird bei schlechtem Winde und Hunger fortgesetzt; es zeigt sich wieder der Wunsch zur Rückkehr, aber auch dießmal beschwichtigt Pizarro seine Leute, zeigt ihnen das Land, an dem er beilegen werde und verspricht ihnen auf friedliche Weise oder durch Waffengewalt Lebensmittel zu verschaffen (Oct. XX—XXIII). Erfreut darüber verdoppeln die Matrosen ihre Kräfte, setzen mehr Segel bei und Pizarro selbst

legt mit Hand an und ankert in der Nähe des Ufers. Die Mannschaft schifft sich aus, ist aber so schwach, daß viele vor Hunger umfallen (cayendo de hambre los hombres a pares). Die Uebrigen bahnen sich einen Weg durch das Gebüsch, suchen Indianer auf und essen unbekannte Kräuter. Auf dem entvölkerten Lande finden sie aber keine Nahrung; viele sterben vor Hunger, andere wünschen sich den Tod. Pizarro ist darüber sehr niedergeschlagen und entschließt sich das Schiff zurückzusenden, um Lebensmittel zu holen (y quiere que vuelven cien leguas atras el navio a traer algun bastimiento) (Oct. XXIV—XXVII). Sechs und zwanzig Tage lang wird das Schiff erwartet, unterdessen essen die Zurückgebliebenen bittere Palmen und viele sterben vor Hunger. Endlich erscheint das Schiff und bringt Lebensmittel, acht Tage später verlassen die Spanier diesen unglücklichen Ort, den sie „Hungerhafen" (puerto de hambre) nennen (Oct. XXVIII—XXXII). Mit beständigem Gegenwinde segeln sie viele Tage weiter bis sie in den Hafen Candelaria gelangen, wo sie sich wieder ausschiffen. Zwei Tage später entdecken sie ein Indianerdorf, worüber sie sich sehr fürchten, um so mehr, da sie wußten, daß die Eingebornen giftige Pfeile gebrauchen. Pizarro redet ihnen Muth ein, befestigt sich an einem sehr sichern Platze und läßt die Pferde ausschiffen, am folgenden Tage aber entschließt er sich weiter zu fahren, lichtet die Anker, muß aber gegen ungünstigen Wind ankämpfen. Das Schiff ist leck, so daß alle befürchten unterzugehen; die Mannschaft klagt wieder, aber Pizarro muntert sie von neuem auf und macht ihr den Vorschlag nach Candelaria zurückzukehren, worein sie nach einigem Widerstreben willigt (Oct. XXXIII—XLV)."

Vergleichen wir nun die in diesem Gesange erzählten Thatsachen mit den Angaben der glaubwürdigsten und genauesten Schriftsteller.

Francisco de Xeres, Pizarro's Geheimschreiber auf der letzten Expedition, wohl die gewichtigste Autorität, sagt (wie in Nota 1 richtig bemerkt wird), daß Pizarro am 14. October 1524 Panama verlassen habe; an diesem Tage ist aber das Fest des heiligen Calistos P. M., während das Fest der heiligen Lucia in Spanien am 13. December gefeiert wird. Die meisten übrigen Geschichtschreiber lassen Pizarro erst im Jahre 1525 von Panama abreisen. Nach Herrera nahm Pizarro nur 80 Mann mit sich, nach Garcilaso de la Vega 115, nach Naharo (einem Zeitgenossen Pizarro's) 129 (Relacion sumaria de la entrada de los Españoles en el Peru cf. Prescott Conquest of Peru I. p. 127); die Angabe der Pferde ist sehr unwahrscheinlich, denn Pizarro's Schiff war klein. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, warum denn die Spanier bei dem furchtbaren Hunger, den

7*

sie ausgestanden haben, der sie sogar nöthigte das Leder von den Pumpen zu essen, nicht in ihrer Noth Zuflucht zum Pferdefleisch genommen haben? Keiner der genauen Geschichtschreiber erwähnet der Pferde.

Der Dichter übergeht die Landung und den kurzen Aufenthalt Pizarro's auf den „Perleninseln" und läßt ihn zuerst in Puerto de Piñas das Land betreten. In der Nota 8 sagt der Herausgeber: „Diesen Hafen hat keiner der Geschichtschreiber über Peru angeführt." (Esto puerto no se cita por ninguno de los historiadores del Peru!) Diese Angabe ist sehr unrichtig, denn der Adelantado Don Pascual de Andagoyas drang schon im Jahre 1522 bis zum „Puerto de Piñas," wie er in seiner von ihm selbst verfaßten Geschichte seiner Entdeckungen angibt. (Vergl. Navarrete's Coleccion de los viajes y descubrimientos etc. 4. Madrid 1829. Tom. III. Nr. 8.) Dieser Hafen liegt in der Provinz Biruquete, etwas nördlich von der Mündung des Rio Biru, von dem später Peru seinen Namen erhielt.

Nachdem Pizarro den Hafen von „Piñas" verlassen hatte, beschiffte er den Rio Biru einige Meilen aufwärts, da er aber das Land unwirthlich fand, so richtete er seinen Lauf nach Süden und landete in einem andern Hafen, wo er Holz und Wasser einnahm. (Vielleicht ist dieser oder die Mündung des „Biru" der „Puerto deseado" unsers Autors). Bald nachdem er von hier abgesegelt war, mußte er durch Sturm und Hunger gezwungen wieder dahin zurückkehren und entschloß sich nun Montenegro mit dem Schiffe nach den Perleninseln um Lebensmittel zu schicken. Während das Schiff ausblieb, litt Pizarro mit seinen Leuten den qualvollsten Hunger, mehr als zwanzig seiner Begleiter kamen in Folge dessen ums Leben. Die treusten Geschichtsschreiber geben hier das erste Zusammentreffen mit den Indianern an; es war friedlicher Natur. Die hungrigen Spanier erhielten von ihnen Cocusnüsse und Mais, aber nicht in hinreichender Menge. (Die ausführliche Darstellung dieses Aufenthaltes ist von Herrera, Hist. gen. Decad. III. lib. VI. aufgezeichnet.)

Unser Autor gibt 26 Tage an, die Pizarro auf das Schiff harrte, die übrigen Historiographen aber wechseln in ihren Angaben zwischen 40 und 50 Tagen, was auch viel wahrscheinlicher ist. Montenegro und seine Leute hatten auf der Hinreise ebenfalls auf das heftigste mit Hunger zu kämpfen.

Längs der Küste fahrend, gelangte Pizarro in eine Bucht, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt; hier fand er in einer Indianerhütte eine ziemliche Menge Mais, rohe Geräthe aus Gold und in einem Kessel Menschenfleisch, was die Spanier bewog so schnell wie möglich diesen Ort zu fliehen. Unserm Dichter muß diese That-

sache wohl unbekannt geblieben seyn, da er sie sonst gewiß benützt hätte. Der nächste Punkt, an dem Pizarro auf seiner Weiterreise anlegte, war das Vorgebirge Punta quemada.

Zweiter Gesang. „Die Mannschaft raubt auf Candelaria den Indianern unbemerkt Mais, entfernt sich aber schnell wieder und landet im Puerto de Piedras.“ Hier findet Pizarro auf einem Hügel ein großes Dorf und nimmt Besitz davon; er sendet dreißig Mann ab, um die Indianer aufzusuchen und sie durch Güte oder Gewalt herzubringen, denn die Matrosen sind durch das fortwährende Pumpen an Bord so erschöpft, daß Pizarro von den Eingebornen Ersatzmannschaft nehmen will (Oct. XLVI — LII). Diese Truppenabtheilung wird von mehr als 4000 Indianern angegriffen und zurückgetrieben. Pizarro, der im Dorfe zurückgeblieben ist, wird seinerseits von mehr als 3000 Eingebornen überfallen (Oct. LV); er vertheidigt sich mit seinen Begleitern auf's Aeußerste, als aber gegen Abend eine neue feindliche Streitmacht heranrückt, fliehen die Spanier, nur Pizarro bleibt und kämpft mit Löwenmuth, wird aber von einem Steine schwer getroffen niedergeworfen und als todt liegen gelassen. Die Indianer ziehen sich nun zurück, und sobald sie das Schlachtfeld geräumt haben kommen die Spanier, um ihren Anführer aufzusuchen, finden ihn auch glücklich, tragen ihn in's Dorf zurück und verbinden dort seine Wunden (Oct. LVI — LXIII). Die Mannschaft macht nun Pizarro den Vorschlag, nach Panama zu gehen, um dort die Verwundeten zu heilen; dieser stimmt bei, bittet aber, man möchte ihn im Hafen Chuchama, der zum Districte Panama gehört, aussetzen, da er nicht nach jener Stadt will, was auch geschieht (Oct. LXV — LXVI).

„Unterdessen ist Don Diego de Almagro mit seinem Schiffe Pizarro gefolgt und hat sich im „Puerto de Piedras“ ausgeschifft, wird von den Indianern ebenfalls angegriffen und verliert im Kampfe sein rechtes Auge; viele seiner Leute werden verwundet (Oct. LXVIII — LXX). Er fährt daher nach Panama zurück, landet in Chuchama, wo er seinen Freund Pizarro findet. Sie verabreden sich, mit beiden Schiffen nach den verlassenen Orten zurückzukehren und die Entdeckungen weiter fortzusetzen (Oct. LXXI — LXXIIII). Almagro geht nach Panama, und nach drei Monaten langt er wieder mit zwei Schiffen und drei Booten in Chuchama an, von wo sich die ganze Expedition nach „Puerto de Piedras“ einschifft. Nach vierzigtägiger Seefahrt langt sie dort an, rächt sich an den Indianern und verläßt acht Tage später den Hafen“ (Octav. LXXIV — LXXX).

Die historische Darstellung in diesem Gesange ist ebenfalls unrichtig und mangelhaft. In Punta quemada (Puerto de

Piedras) fand Pizarro etwa eine Legua vom Ufer entfernt ein großes wohlverpallisadirtes Haus auf einem Hügel. Er sandte Montenegro mit einer Abtheilung Soldaten ab, um mit den jede Bewegung ihrer Feinde beobachtenden Indianern Unterhandlungen anzuknüpfen; dieser wurde aber von dem kriegerischen Volke angegriffen und verlor drei seiner Leute. Unterdessen war Pizarro von einer andern Abtheilung überfallen und so in die Enge getrieben worden, daß er nur durch den herbeieilenden „Montenegro" gerettet wurde. Er selbst erhielt sieben Wunden. Daß er von seinen Soldaten verlassen worden sei, ist eine falsche Angabe unseres unbekannten Dichters, wahrscheinlich um seinen Helden höher zu stellen. Pizarro zog sich nach dem Hafen Chicamá (die einzig richtige Schreibart) in der Nähe von Panama zurück, um von dort aus vom Gouverneur Don Pedro Arias de Avila Unterstützung zu einer neuen Expedition zu verlangen.

Don Diego de Amalgro war Pizarro mit einem kleineren Schiffe gefolgt, und hatte in „Punta quemada" die Indianer besiegt. Schon auf dieser Reise war er bis zum Rio de San Juan gelangt. Bei seiner Rückkehr fand er auf Chicamá Pizarro und begab sich nach Panama, wohin ihm, wie aus mehreren Documenten hervorgeht, Pizarro bald folgte. Am 6. März 1526 wurde zwischen dem Priester Fernando de Luque, Don Diego de Almagro und Don Francisco de Pizarro der wichtige Vertrag über die zweite Expedition abgeschlossen. Die Leitung der Seefahrt erhielt der tüchtige Pilote Bartolome Ruiz. Mit 160 Mann und einigen Pferden steuerten die Schiffe, ohne irgend ein Land zu berühren, direct nach dem Rio de San Juan. Der Rachezug der beiden Capitaine gegen die Indianer in Puerto de Piedras ist vom Dichter untergeschoben.

Dritter Gesang. „Pizarro landet auf der Palmeninsel, nachdem er vorher sich noch einmal ausgeschifft und einige, mit Mais beladene Indianer gefangen genommen hatte. Die Insel ist unbewohnt, aber dreißig Caraiben vom Festlande überfallen die Mannschaft und verwunden zwei Spanier (Octav. LXXXI —LXXXIV). Pizarro will sich aber nicht rächen, setzt seine Reise fort und gelangt zuerst an den Rio Cartagena und hernach an den Rio de San Juan (Oct. LXXXV—LXXXIV). Hier findet er Gold in einem Indianerdorfe. Eine Abtheilung der Mannschaft macht einen Ausflug in das Innere und stößt auf ein von 500 Indianern vertheidigtes Verhau, das sie mit Sturm nimmt, während Pizarro auf einer nahe gelegenen unbewohnten Insel „Madalena" auf seine Leute wartet. Die Expedition bleibt einen Monat lang hier, besucht dann mehrere Küstenpunkte, die

sie alle bewohnt und vertheidigt findet. Die Mannschaft verlangt nach dem Flusse San Juan zurück. Von dort wird Almagro mit dem einen Schiffe nach Panama um Hülfsmannschaft gesandt, das andere auf neue Entdeckungen ausgeschickt (Oct. XC — CXI). Pizarro mit Lebensmitteln für drei Monate bleibt zurück; nach dieser Zeit folgt er dem Laufe des Flusses, um sich mit neuem Mundvorrathe zu versehen, und steht dabei große Mühe und viel Ungemach aus» (Oct. CXII — CXIX).

Schon aus der Erklärung zum vorhergehenden Gesange gehen Unrichtigkeiten im vorliegenden hervor, besonders in der ersten Abtheilung desselben. Viele der übrigen Angaben entbehren der Bestätigung der genauen Geschichtschreiber; es wird aber keine Thatsache von Wichtigkeit angeführt, hingegen Pizarro's Lob im Uebermaße besungen. Die Trennung der Expedition ist richtig angegeben.

Vierter Gesang. „Das nach Süden gesandte Schiff kehrt zurück und die Matrosen erzählen, daß sie bis nach Tacamez gelangt seien, wo sie viel Gold gefunden haben (Oct. CXX—CXXI). Ein Boot wird im Flusse von zwei indianischen Canoas überfallen und die Mannschaft, mit Ausnahme eines einzigen, getödtet. Almagro kommt an (Oct CXXIX) und bringt dreißig Mann und sechs Pferde mit. Acht Tage später verläßt die Expedition diesen Hafen, Almagro mit den Schiffen, Pizarro in den Booten, um an der Küste nach Lebensmitteln zu suchen, und gelangt auf die Isla de Gallos, wo er die Schiffe erwartet (Oct. CXXX — CXXXV). Bei seiner Ankunft fliehen die Eingebornen, kehren aber mit 300 Mann wieder, werden jedoch in einem heißen Kampfe zurückgeschlagen. Die Schiffe kommen an, Almagro erkrankt, erholt sich jedoch wieder und setzt acht Tage später seine Seereise fort. An einem Flusse geht wegen der starken Strömung ein Boot mit vierzehn Mann zu Grunde, fünf davon ertrinken (Oct. CXLIV — CXLV). In einer Bay in der Nähe des Flusses Santiago vereinigt sich Pizarro mit Almagro. Die Indianer wollen einen Ueberfall machen, finden die Spanier aber vorbereitet. Nach dreitägiger Rast setzen diese ihre Reise nach Tacamez fort; da dort die Indianer, zwar scheinbar friedlich gesinnt, in Masse auf sie zukommen, so finden sie es für zweckmäßig wieder zurückzukehren. Sie entschließen sich, Almagro nach Panama mit einem Schiffe um neue Hülfe zu entsenden, und wollen ihn auf der Insel de Gallos erwarten; das zweite Schiff bleibt zurück; aber auch dieses schickt Pizarro, da es sehr baufällig ist, später nach Panama zurück, und baut sich mit seinen Leuten eine neue Brigg» (Oct. CLXI — CLXXI).

Der Dichter hat die Reise des südlich segelnden Schiffes nur

oberflächlich berührt; Bartolome Ruiz, der es befehligte, gelangte, nachdem er sich im „Rio de San Juan" von Pizarro getrennt hatte, nicht bloß nach Tacamez (oder richtiger Catames), sondern bis nach Punta de pasado, einen halben Grad südlich vom Aequator; er war der erste Europäer, der im stillen Ocean an der Westküste Amerika's unter der Linie durchgeschifft ist. Die Streitkräfte, welche Almagro von Panama Pizarro zuführte, beliefen sich nicht auf dreißig, sondern auf achtzig Mann. Der Bau der Brigg ist, wie wir weiter unten sehen werden, eine Licencia poetica. Die in Oct. CXLIX erwähnte, aber nicht genannte Bay ist die Bahia de San Mateo.

Fünfter Gesang. „Nach drei Monaten ist die Brigg fertig und die Spanier fahren an das feste Land hinüber, um sich mit Mais zu versehen, als die beiden nach Panama gesandten Schiffe zurückkehren, aber nicht mit Almagro, sondern unter Befehl eines (nicht genannten) Dieners von D. Pedro de los Rios, des neuen Gouverneurs von Panama, um alle diejenigen, die nicht mehr bei Pizarro bleiben wollen, zurückzuführen (Oct. CLXXII — CLXXIII). Mit Pizarro bleiben nur zwölf Spanier, die sich auf die Insel Borvona (statt Gorgona) zurückziehen. Pizarro schreibt mit dem rückkehrenden Schiffe an Almagro, er möchte sich doch beim Gouverneur verwenden, daß er ihm wieder ein Schiff sende (Oct. CLXXIV — CLXXVII). Sechs Monate der größten Entbehrung bringen die Spanier hier zu bis das größere Schiff von Panama zurückkehrt, um unter Pizarro's Leitung die Reise weiter fortzusetzen. Beim Einschiffen läßt er drei seiner Gefährten auf Gorgona zurück (Oct. CLXXXI—CLXXXIII), segelt nach Süden, legt an einer kleinen Insel bei Tumbez bei, wo er in vielfache Berührung mit den Eingebornen kommt. Als er von hier abreis't, bleibt einer seiner Leute in Tumbez zurück; er richtet seinen Lauf weiter nach Süden, hat mehrere Begegnungen mit den Indianern, worunter besonders eine mit einer angesehenen Frau, die Pizarro am Bord seines Schiffes besucht (Oct. CLXXXIV — CXCVII). An einer Küste mit starker Brandung verliert Pizarro einen Mann, den er in einem Floße an's Land sandte. Die Schiffsmannschaft weigert sich weiter zu fahren, Pizarro beschwichtigt sie für den Moment, bald aber muß er den ungestüm Fordernden nachgeben und die Rückreise antreten; er berührt Tanagara (eigentlich Tangarata), legt an der Isla del Gallo bei, wo er von den drei zurückgelassenen Gefährten einen todt findet, und langt zu Aller Freude glücklich im Hafen von Panama an" (Oct. CC — CCIX).

In diesem Gesange stoßen wir auf große historische Mängel. Vor Allem macht uns der Dichter nicht mit der Ursache bekannt,

warum ein Diener (Criado) des Gouverneurs statt Almagro mit den Schiffen zurückkehrte. Der Sachverhalt ist folgender: Almagro befürchtet bei seiner Trennung von Pizarro, die Spanier möchten ihren Bekannten in Panama Nachricht über ihre traurige Lage geben; er öffnete daher alle Briefe, die ihm von ihnen übergeben wurden. Nichts desto weniger gelang es den Zurückbleibenden, in einem Knäuel Baumwollzwirn einen Brief an die Frau des Gouverneurs (andere behaupten an Don Pascual de Andagoya) gelangen zu lassen, in welchem sie ihren bejammernswürdigen Zustand schilderten, und welchem ein gewisser „Saravia" folgende, später volksthümlich gewordene Verse beifügte:

Pues Señor Gobernador
Mire le bien por entero
Que alla va el recogedor
Y aca queda el carnicero *).

Der Gouverneur Don Pedro de los Rios, dem dieser Brief zu Gesichte kam, war über die Führer der Expedition so erbittert, daß er Almagro zurückbehielt, und an dessen Stelle einen gewissen Tafur von Cordova mit zwei Schiffen nach der „Isla de Gallo" schickte, um jeden, der zurückkehren wollte, mitzunehmen, zugleich auch von Almagro einen Brief an Pizarro mitbrachte, in welchem er ihn beschwor, sein Unternehmen nicht aufzugeben. Der Pilote Bartolome Ruiz und ein Grieche Pedro de Candia waren die ersten, die sich entschlossen bei Pizarro zu bleiben, ihnen folgten: Nicolas de Ribera, Cristoval Peralta, Alonso de Molina, Antonio de Carrion, Juan de la Torre, Domingo de Seria Luce, Martin de la Paz, Garcia de Xerez, Alonso Briceño, Francisco de Cuellar und Pedro Alcon. Also im Ganzen vierzehn Mann entschlossen sich Peru zu erobern.

Um fernere Nachrichten von Panama zu erwarten, zogen sich diese kühnen Krieger nach der Insel Gorgona zurück, die höher als die Isla de Gallo und nur fünf Leguas vom Festlande entfernt ist. Hier bauten sie ein Floß (die Brigg unseres Dichters!), um nöthigenfalls an's Festland gelangen zu können. Sieben Monate (nach Montesinos, nach Xeres nur fünf, nach unserem Autor sechs) verweilten sie dort, bis das auf Verwendung von Almagro und Luque ausgeschickte Schiff sie aus ihrer durch den Hunger so peinlich gewordenen Lage befreite. Zwei

*) Gomarra Hist. Gen. de las Indias. fol. CX b. Edit. Medina del Campo 1553.

(nicht drei) der Gefährten waren so krank, daß sie Pizarro unter der Obhut befreundeter Indianer zurückließ.

Bei Santa Clara am Eingange der Bay von Tumbez legte Pizarro bei. Sein Zusammentreffen mit den Indianern ist von Herrera und Garcilaso de la Vega ausführlich erzählt, und in neuester Zeit nach den früher noch nicht veröffentlichten Schriften von Montesinos, Naharo, Pedro Pizarro u. A. von Prescott in seiner ausgezeichneten Conquest of Peru hinreichend aufgeklärt worden, und weichen in Manchem von der phantastischen Darstellung unseres Dichters ab. Pizarro drang bis zum neunten Grade südl. Br. vor, kehrte dann nach Tumbez zurück, von wo er mehrere Indianer mitnahm, legte auf der weitern Rückreise nach Panama an der Insel Gorgona bei, wo er nur noch den einen von den beiden zurückgelassenen Gefährten vorfand.

Wir müssen hier unsern Dichter noch einer großen Nachlässigkeit beschuldigen, denn in der Octava CLXXXII sagt er, daß Pizarro drei seiner Leute auf der Insel Gorgona gelassen habe, nach Octava CCVIII holt er sie aber von der Isla del Gallo ab, indem ausdrücklich bemerkt wird, er habe ihnen dort zu bleiben befohlen:

A la isla del Gallo mandan guiar
Volviendo todos contentos y ufanos
Y con deseo de ver los Cristianos
Que en ello habia mandado quedar.
El buen Capitan sintio gran pesar,
Porque despues que tomaron el puerto
Supo el uno dellos ser muerto,
Llevando a los dos se torna a embarcar.

Zweiter Theil. Erster Gesang. „Am 20. Januar 1530 segelt Pizarro mit drei guten Schiffen, 150 Mann und 84 Pferden von Panama ab; nach neun Tagen landet er in der Bay (welche aber wieder nicht genannt wird), und hier ernennt er seinen zweiten Bruder Hernando zum Capitan general. In Tacamez findet er das Dorf verbrannt und die Indianer in Aufstand, aber sowohl diese als die von Canceby unterwerfen sich Pizarro im Namen des Kaisers (Oct. CCXVI — CCXXI). Zu Lande geht er längs der Küste, überschreitet drei Flüsse, nimmt den Caciken von Coaque mit vielen Indianern gefangen, läßt ihn jedoch wieder frei (Oct. CCXXV). In der Nacht entflieht der Cacike mit seinen Leuten.

*) Nach Oct. CLXXXII des Gedichtes weiß man nicht, warum Pizarro drei seiner Leute auf der Insel zurückließ. Etwa nur weil sie die unglückliche Zahl dreizehn ausmachten?

»Aqui estamos trece sin gente de mar«

Pizarro sendet von hier seinen Bruder Hernando mit vier Mann und einem Priester nach Tumbez, um sich nach den dort zurückgelassenen Christen zu erkundigen; er erhält von den Indianern ausweichende Antworten, so daß er mit der Ueberzeugung, daß sie ermordet worden seien, nach Coaque zurückkehrt (Octav. CCXXVII — CCXXXII). Fünf Monate bleibt Pizarro hier, während dem sechzig Menschen sterben. Während dieser Zeit kommen zwei Schiffe mit Verstärkung von Panama an (Oct. CCXXXIII). Die Expedition macht sich auf, die Kranken zu Wasser, die Gesunden zu Land; diese finden große Dörfer, werden von den Eingebornen freundlich empfangen und erhalten Gold, Silber und Speisen von ihnen; besonders gut werden sie in Puerto viejo, Charapatan und Mataglan aufgenommen. Zu Pizarro's großer Freude kommt der Capitain Venalcaçar mit neuer Hülfe an" (Oct. CCXXXIV — CCXXXV).

Der Dichter läßt zwischen den beiden Abtheilungen eine sehr fühlbare Lücke, indem er nichts von Pizarro's Reise nach Spanien an den Hof erwähnt, wo er eine genaue Darstellung seiner Reise gab, und vom Kaiser die nöthige Unterstützung zu seinen ferneren Entdeckungen mit dem Titel eines Gouverneur und Capitan general der noch zu erobernden Länder erhielt.

Die vom Dichter auch dießmal nicht genannte Bay (Oct. CCXVII) ist wieder die Bahia de San Mateo. Auch unter den günstigsten Witterungsverhältnissen wäre es Pizarro nicht möglich gewesen, in neun Tagen von Panama dahin zu gelangen; wenn wir den Zeitraum von dreizehn Tagen, wie er von den glaubwürdigsten Geschichtschreibern angegeben wird, annehmen, so können wir die Reise eine eben so schnelle als glückliche nennen. In der Provinz Coaque erhielten die Spanier so viel Gold, daß sie ein Schiff mit einer Ladung von 20,000 Castellanos an Werth nach Panama sandten. Hier fanden sie auch sehr viele und werthvolle Smaragde (die der Dichter übergeht), die aber von den Spaniern theils zerschlagen, theils für gefärbtes Glas gehalten und als unnütz weggeworfen wurden. Die Angabe, daß Pizarro seinen Bruder nach Tumbez geschickt habe, ist unrichtig.

Zweiter Gesang. „Die Spanier gehen nach Odon (?), wo sie Nachricht von der Insel Puna erhalten, und kommen dann zu einem Hafen drei Leguas von Conruy. Hier empfängt sie der Cacike freundlich, spinnt aber Verrath und will die Floße, auf dem die Pferde sich befinden, mitten im Flusse losschneiden. Die Indianer von Tumbez, Pizarro's Begleiter, entdecken diese Absicht und verhindern sie, indem sie dieselbe Pizarro anzeigen. Der Cazike sinnt aber auf neuen Verrath und sucht die Spanier in einen Hinterhalt in einem Walde zu locken, wo sie leicht von

den Indianern getödtet werden könnten, Pizarro nimmt ihn deßhalb mit seinen vornehmsten Anführern gefangen (Oct. CCXXXVII — CCXLV). Der General Hernando Pizarro greift die Indianer an und besiegt sie, wird aber am Schenkel verwundet und sein Pferd getödtet. Hernando de Soto kommt mit neuer Verstärkung von Nicaragua an (Oct. CCXLVI — CCXLIX). Pizarro geht nach Tumbez, von da nach Poeches und Gangararan, wo er ein Dorf gründet, zieht dann nach der Ebene von Yunga, die er bald wieder verläßt und in das Gebirge nach Cajas vorrückt (Oct. CCL — CCLIII). In Zarran trifft ihn ein Abgesandter vom Inca Tabalipa, mit dem er Geschenke wechselt. Pizarro eilt vorwärts bis in die Nähe von Cajamalca, wo er einen zweiten Botschafter des Inca empfängt" (Oct. CCL — CCLVII).

In diesem Gesange läßt der Dichter eigentlich nur errathen, daß Pizarro in den Golf von Guayaquil gelangt war, und sich längere Zeit auf der Insel Puna aufgehalten und dort mit den Eingebornen sehr feindselige Begegnungen hatte. Alle die von Octava CCXXXVII — CCXLVIII beschriebenen Verrätherereien und Kämpfe fanden auf Puna Statt. Auch hier war es, wo Hernando de Soto mit seiner Hülfsmannschaft sich mit Pizarro vereinigte.

Die letzte Abtheilung des Gesanges ist eben so flüchtig als incorrect. Pizarro begab sich von Puna nach dem nur wenige Meilen entfernten Tumbez, von wo er im März 1532 weiter nach Süden durch unwirthliche und heiße Gegenden zog, und unter 5° 33' südl. Br. die bedeutende Stadt San Miguel de Piura gründete, während Soto mit einer Truppenabtheilung nach den Cordilleren marschirte. Der Dichter übergeht die Gründung von Piura, denn die Verse 5 — 8 der Octava CCL:

Aqui se pudieron muy bien bastecer
Hasta Pöechos y Gangararan
A donde contentos todos estan,
Y ordenan en ello un pueblo hacer —

können sich aus geographischen Gründen nicht darauf beziehen.

Fünf Monate nach seiner Ankunft in Tumbez verließ Pizarro Piura, um nach dem Innern vorzurücken, und blieb in Zarran, wo er Soto erwartete, der bis zu dem festen, von den Indianern besetzten Platze Caxas gelangt war, und von dort einen Abgeordneten des Inca mit Geschenken an Pizarro zurückbrachte. Der schwierige Uebergang über die Cordilleren, ein würdiger Stoff für den Dichter, wird ganz übergangen.

Dritter Gesang. „Die Spanier nehmen Cajamalca ohne Widerstand und bemerken in der Entfernung einer halben

legua das Lager des Inca. Pizarro sendet Soto ab, um mit dem Kaiser zu sprechen, der ihm aber keine Antwort ertheilt; da eilt Hernando Pizarro hin, spricht mit dem Inca und bringt ihm den Befehl, mit seinen Leuten vor dem Gouverneur Pizarro zu erscheinen, worauf Atabalipa erwidert, er werde am folgenden Tage kommen (Oct. CCLXIII). Die Spanier bereiten sich auf dieses Zusammentreffen vor. Der Inca seinerseits sinnt auf Verrath. Am bestimmten Tage läßt er Pizarro sagen, er werde mit ihm in freundschaftliche Beziehungen treten, wenn er das Gold zurückgebe, das er seit seiner Ankunft in Tumbez genommen habe; worauf eine letzte Erwiderung Pizarro's folgt (Oct. CCLXV —CCLXXI). Ein Priester (es war der Dominikanermönch Fray Vicente de Valverde) tritt mit einer Bibel vor, zeigt sie Atabalipa und spricht ihm von Gott. Doch dieser wirft das Buch stolz weg (Oct. CCLXXII). Der Kampf beginnt; Pizarro sieht, wie einer seiner Soldaten im Begriffe ist den Inca zu tödten, stürzt hin, fängt den Schlag auf, wird dabei verwundet, nimmt aber Atabalipa gefangen (Oct. CCLXXV) und bringt ihn in seine Wohnung. Die Nachricht von der Gefangennahme Huascar's, mit dem Atabalipa im Kriege war, kommt nach Cajamalca. (Oct. CCLXXIX — CCLXXXI enthalten eine kurze Angabe des Streites dieser beiden Fürsten, Söhne des Inca Guainacaba.) Pizarro, erfreut, den Sieger in seiner Gewalt zu haben, läßt bald darauf Atabalipa heimlich tödten» (Oct. CCLXXXIII).

Dieser Gesang ist wohl der schwächste von allen, besonders durch die Mangelhaftigkeit der Ausführung bei dem reichen Materiale. Die historischen Angaben sind, wenn auch nicht gerade falsch, doch so fragmentarisch, daß sie dadurch ganz werthlos werden. Der Schluß des Gedichtes:

Ordena mandarle luego traer
Atabalipa manda matarle en secreto.

enthält eine grobe Unrichtigkeit; denn Pizarro, weit entfernt, den Inca sogleich heimlich zu tödten, setzte ein Gericht über ihn und gab ihm einen Vertheidiger. Nach den zwölf aufgestellten Anklagepunkten wurde Atabalipa vom Tribunale zum Tode verurtheilt und am 29. August 1533 (neun Monate nach seiner Gefangennehmung) auf dem öffentlichen Platze von Cajamalca am Garrote erwürgt.

Aus der kritischen Untersuchung über den Inhalt des Gedichtes geht hinlänglich hervor, daß es als historisches Document ganz ohne Werth ist. Daß der Dichter nicht persönlich bei diesen tragischen Ereignissen betheiligt war, sondern sein Epos nur nach dem Hörensagen componirte, ist aus der Uncorrectheit der Darstellung leicht zu erkennen. Die meisten Eigennamen sind

im Manuscripte fehlerhaft geschrieben, z. B. Puerto de Pidras, Chuchama, Tacamez, Vorvona, Tangarara, Tabalipa, Guainacaba (statt Inca Huayna-Capac), Guyenquita u. a. m.

Der Herausgeber hat sehr Unrecht, wenn er glaubt (Nota 39. p. 194), „Cajamalca" sei die richtige Leseart. Obgleich sie von den meisten ältern Geschichtschreibern angenommen wurde, so hat doch einzig Garcilaso de la Vega Recht, der Cassamarca schreibt, denn dieser Ortsname ist aus den beiden Quichuaworten (Chinchaysuyudialect) Cassa (oder besser Casha) der „Dorn" und marca das „Dorf" gebildet, also das Dorf, wo es viele Dornen oder Stacheln gibt, wegen der großen Menge von Opuntien und anderen Cacteen, die fast die einzige Vegetation der Umgegend von Cashamarca ausmachen. Im reinen Quichua heißt Cassa „der Frost." Cajamalca ist gar kein indianisches Wort.

Betrachten wir nun das Gedicht nach seinem poetischen Werthe. Der Gegenstand, durch die Fülle der wichtigen, sich drängenden Ereignisse, der großartigen, bewunderungswürdigen Charaktere, der wundervollen Natur, in der das blutige Drama spielte, liefert gewiß den Stoff zu einem herrlichen Epos. Was ist aber dieses schöne Material unter der Feder unseres Dichters geworden? Nichts als eine schleppende, matte und unpoetische Darstellung der eine Welt umgestaltenden Ereignisse von acht Jahren. Wir finden hier keine Schilderung der furchtbaren, selbst von den trockenen Historiographen so lebhaft beschriebenen Stürme und Ungewitter, mit denen Pizarro auf seiner ersten Reise zu kämpfen hatte; keine Schilderung der schauerlichen Gorgoneninsel, auf der die Spanier sieben so qualvolle Monate zubrachten, daß sie dieses Eiland ihre „Hölle" nannten; kein Gemälde der üppigen Ufer jener prachtvollen Flüsse, die paradiesische Gegenden durchfurchen; keine Beschreibung der dürren, aller Vegetation entblößten Ebenen, welche die Eroberer mühsam durchziehen mußten; keine malerische Darstellung des beschwerlichen und gefahrvollen Ueberganges über die mächtige Kette der Anden. Wir finden nicht einmal eine poetische Schilderung des heißen Kampfes auf Puna, wo nach dem Glauben der Spanier der Erzengel Michael mit seiner Legion kämpfend in den Wolken erschien, oder der blutigen, entscheidenden Schlacht bei Cassamarca, die von allen Geschichtschreibern so feurig dargestellt wird. Durch 2264 Verse schleppt sich eine prosaische Geschichte, nur zuweilen von Lobeserhebungen des „guten Führer" (buen capitan) unterbrochen, die sowohl durch ihren Sinn als durch ihre poetische Werthlosigkeit ungenießbar sind, und die durch ihre häufige Wiederholung einen schlagenden Beweis der geistigen Armuth des Dichters liefern. Solche Stellen sind z. B.:

Oct. XXX:

¡O esfuerzo mayor que puedo pensar!
¡Hecho tan grande que no tiene nombre!
¡O hazaña que puede tomar por renombre,
Ser la primera que ha sido sin par.

Oct. LXIII:

¡O buen capitan cual nunca se vio!
Otro su igual ni hoy dia se halla.

Oct. LXXXVI:

¡O capitan de gran providencia!
O es fuerzo mayor que puede pensarse
Que pudo a si mismo poder sojuzgarse!

Cct. CCVI:

¡O buen capitan, que gran tentacion!
¡O buen capitan, que gran sufrimiento!
¡O buen capitan que buen pensamiento
Os han estorbado con tal intencion
¡O buen capitan, y que alteracion
Sintistes sintiendo su voluntad etc.

Pizarro ist der Hauptgegenstand des Gedichtes, seine großartigen Begleiter werden nur kurz abgefertigt; kaum erhält Almagro Gerechtigkeit, während andere Helden, die bei dem Unternehmen so mächtig mitgewirkt haben, wie Belalcazar und Antonio de Soto, nur nominal angeführt werden, der Pilote Bartolome Ruiz, einer der ausgezeichnetsten Begleiter Pizarro's, nicht einmal genannt ist. Auf Hernando, Pizarro's Bruder, fällt ein Abglanz von Francisco's Lob in der zweiten Abtheilung Oct. CCXXVIII:

¡O capitan valiente animoso
Segundo de quien nacio sin igual
¡Bien con razon sois vos general,
General en virtudes por mas generoso etc.

Die blinde Verehrung des Dichters gegen die Pizarro's geht so weit, daß er die barbarische Handlung Hernando's, welcher muthwilligerweise eine Anzahl Indianer ermordet, lobend erhebt, Oct. CCLXXIII:

Fue hecho digno aqui de loarlo
Que ansi como Hernando Pizarro salio
Las cabezas a todos aquellos cortó
Diciendo no quiero medroso al vasallo.

Die einzige Stelle im ganzen Gedichte, in der einiges poetische Gefühl ausgedrückt, ist die Oct. CLXI, wo der Verfasser von der Zeit sagt:

Segun su costumbre que siempre la tiene
El mismo deriba, el mismo sostiene,
El da la vida y es el que mata
Aquello que ata tambien el desata,

Las cosas que hace. al fin las deshace
Y lo que vemos que mucho nos place
Con ello a las vezes peores nos trata.

Das ganze Epos ist also weiter nichts als eine trockene historische Erzählung, untermengt mit Encomiastica auf Pizarro. Wenn wir es mit der fast gleichzeitigen Araucana von D. Alonso de Ercilla y Zuñiga vergleichen, so tritt seine Gehaltlosigkeit nur um so schroffer hervor, und kaum ist es Pedro de Oña's ganz werthlosem Arauco domado an die Seite zu stellen.

Unbegreiflich ist es, daß der Herausgeber in der Vorrede von einem „estilo romancero a la par que sublime y energico alguno tanto impregnado del genio caballeresco (!!) spricht, denn von einem Romanzenstyle ist im ganzen Gedichte keine Spur zu finden; auch müssen wir durchaus das Lob der „poetischen Wichtigkeit und der Treuheit der Erzählung als seltenes Verdienst," welche Hr. Sprecher in der Vorrede hervorhebt, zurückweisen.

Der Herausgeber hätte wohl vermuthen dürfen, daß diejenigen, welche diese „Conquista del Peru" lesen, auch eine spanische Vorrede und spanische Noten ohne gegenüberstehende französische Uebersetzung verstehen werden. Da diese letztere aber wahrscheinlich nur gegeben ist, um die oft unrichtigen und unverständlichen spanischen Anmerkungen zu erläutern, so mag gegen ihre Zweckmäßigkeit nichts Weiteres eingewendet werden. Nur soll schließlich noch die gränzenlose Papierverschwendung bei diesen Noten gerügt werden, die auf achtzig Seiten gedruckt sind, während sie bei gewissenhafter Raumbenutzung kaum zehn Seiten einnehmen würden.

Wien, im Februar 1848.

J. J. von Tschudi.

Art. V. Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1845. 8, XVI und 493 S.

Indem wir uns einem der edelsten Werke der Neuzeit und aller Zeiten nahen, um dasselbe zu betrachten und zu besprechen, thun wir es durchdrungen von dem Gefühle seines hohen Werthes und in dem Bewußtseyn, wie schwierig es ist, die Höhe des Standpunktes zu gewinnen, von welchem allein die richtige und wahre Ansicht des Werkes gewonnen werden kann. Unsern Lesern dazu zu verhelfen darf und soll allein unser Streben seyn; eine kritisirende Beurtheilung desselben, die den Meister meisterte und sich über ihn erheben wollte, würde keinen unserer Leser zu dem

Wahne verleiten, als ob wir über ihm stünden und besser wüßten, wie er seine große Aufgabe zu lösen habe, als er selber, und darum wird keiner das verlangen, keiner würde es gut heißen, wenn wir es in keckem Muthe oder vielmehr Uebermuthe versuchen wollten. Ein Werk von Meisterhand geschaffen, darf nicht herabgezogen und mit roher Hand betastet werden, sondern es soll seine Leser zu sich emporheben in die reine Atmosphäre seines Daseyns; sie sollen die Hoheit des erkennenden und denkenden Geistes empfinden lernen und ihre Brust durchdringen lassen von dem ahnungsvollen Schauer des Erhabenen, Wahren und Schönen. Das ist unendlich viel mehr werth, als jenes mäkelnde Suchen nach einzelnem Unvollendetem, welches so oft mit kritischem Geiste verwechselt wird, das die Freude an dem Großen und Schönen so sehr verkümmert, und wobei selbst im besten Falle nichts gewonnen wird. Es gibt Personen, welche diesen Gewinn gegen den Genuß des Schönen eintauschen, anatomische Seelen, die sich im Zerschneiden gefallen und darin befriedigt fühlen, aber wir beneiden sie darum nicht.

Im Jahre 1827 kehrte Alexander von Humboldt von Paris nach Berlin zurück, um fortan im letzteren Orte zu leben. Mit dem Anfange des Novembers eröffnete er zu Berlin, wie früher zu Paris, einen Cursus von Vorlesungen über die physische Weltbeschreibung, welche eine so ungewöhnliche Theilnahme erregten, daß er genöthigt war, sie in zwei verschiedenen Lokalen, im großen Saale der Singakademie und im großen Hörsaale der Universität, vorzutragen. Ein höchst zahlreiches und dennoch sehr gewähltes Publikum folgte mit dem gespanntesten Interesse diesen Vorträgen, die mit einem eigenen Zauber von dem beredten Munde des bewunderten und in dem weiten Gebiete seiner Vorlesungen so wohl bewanderten Naturforschers flossen. Von allen Seiten regte sich der Wunsch, das schnell vorüberrauschende geflügelte Wort gefesselt vor sich zu sehen, um in den so anmuthig geschilderten Gebieten der Wissenschaft sich nach eigener Lust ergehen und verweilen zu können. Bald vernahm man, daß Herr von Humboldt diesem Wunsche zu entsprechen gedenke und seine Vorlesungen herausgeben werde. Hätten lebhafte Wünsche die Angelegenheit fördern können, so wären die Vorträge gar bald erschienen; aber nicht bloß die brennendste Ungeduld, auch die langmüthige Geduld mußte sich zügeln, denn es vergingen Jahre auf Jahre, ohne daß das so sehnlich erwartete Buch erschien. Täglich erweitern sich die Gebiete der Naturwissenschaft, die Ansichten berichtigen und verändern sich, und was vor Jahren genau den Zustand der Wissenschaft darstellte und bezeichnete, fällt nach Ablauf von zehn Jahren schon der Geschichte um so mehr anheim,

je genauer jene Darstellung war. Man mußte daher auf die Hoffnung verzichten, die gehörten Vorlesungen gedruckt zu erhalten; nur in umgearbeiteter und veränderter Gestalt konnten sie erscheinen, und dazu war noch Hoffnung vorhanden. Endlich, nach sechzehn inzwischen verflossenen Jahren verbreitete sich die Nachricht, das Werk würde gedruckt. Mit großen Erwartungen sah man ihm aller Orten entgegen, mit Ungeduld wurde es herbei gesehnt, und ein Jahr später, 1845, war es da. Alle öffentlichen Blätter verkündigten dasselbe mit Recht als eine der bedeutsamsten Erscheinungen der Literatur, es wurde mit Begierde gelesen und studirt, es ist bis zum gegenwärtigen Augenblicke in fast alle europäische Sprachen — zuletzt noch durch C. A. von Schumacher in die dänische — übersetzt, und dadurch ein Gemeingut aller gebildeten Völker der Erde geworden.

Daß ein Buch dieser Art sehr verschieden beurtheilt werden würde, konnte man voraussehen, eben weil es eine so bedeutsame Erscheinung war. Ueber das Gewöhnliche sind alle Stimmen einig; das Ungewöhnliche paßt nicht in den Kreis der gewohnten Vorstellungen, verlangt seinen eigenen Maßstab, regt auf und verlangt ein Studium, weßhalb die frühen Urtheile in der Regel voreilige sind. Es muß sich sein Publikum erst bilden, und wird darum meist erst von der Nachwelt gerecht gewürdigt. Der Kosmos hat zu dieser Wahrheit nur einen neuen Beleg geliefert. Zwar sind alle Stimmen über den hohen Werth und die Trefflichkeit des Werkes einig, aber wie unendlich verschieden ist der Maßstab, der für die Beurtheilung an das Werk gelegt wird. Die Wenigsten fragen dabei, ob sie denn überhaupt in sich, ihrem Wissen und ihrer Anschauung einen Maßstab zur Würdigung des Buches mitbringen, sondern setzen das sehr naiv als sich von selbst verstehend voraus. Und dennoch, wie einseitig und unzureichend sind diese Maßstäbe, wie verkehrt oft die ganze Ansicht! Der von dem Verfasser genau und mehrfach bezeichnete Standpunkt, aus welchem sein Werk zu betrachten ist, wird ohne Weiteres verlassen, und dafür der eigene als der absolut gültige eingenommen; jetzt holt der Beurtheiler seine oft schlecht geschliffene, nicht immer ungefärbte Brille hervor und setzt sie auf, dann nimmt er den auf seinem Grund und Boden gewachsenen, von ihm zurecht geschnitzten Maßstab zur Hand, und nun vergleicht er, was er sieht, zu sehen glaubt und mißt, mit seinen Vorstellungen von der Sache, die natürlich wiederum die absolut gültigen und richtigen seyn müssen. Unsere Leser werden sagen, das sei das Schicksal eines jeden Buches, und die Würde der Wissenschaft, die literärische Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gestatte keine Ausnahme zu Gunsten irgend eines Buches. Sie haben in dem Ersteren Recht, in

dem Anderen Unrecht. Ja, wenn der literärische Areopag aus den Meistern der Wissenschaft und wahrhaft mobilen Geistern bestände, möchte der Satz immerhin wahr seyn; so wie die Sache aber steht, können wir nur bedauern, daß keine Ausnahmen möglich sind.

Die Einzelnen, welche mehr oder weniger ihre Erwartungen in dem Buche nicht befriedigt finden, gehören hauptsächlich zweien großen Klassen an. Die eine ist die der eigentlichen Fachgelehrten. Die finden die Fächer, mit denen sie vertraut sind, zu kurz, zu aphoristisch behandelt; es ist keine Uebersicht des ganzen Gebietes seines Faches gegeben, noch lernt man dasselbe daraus kennen, selbst die neuesten Ansichten sind nur theilweise angedeutet, streitige Fragen entweder übergangen oder ihre Entscheidung nur berührt.

Anders die zweite Klasse von Lesern aus dem gebildeten, aber nicht wissenschaftlichen Publikum. Sie verstehen nur einzelne Theile des Buches, weil ihnen gelehrtes Wissen fehlt, und das Buch die Kenntniß des Materials meist in sehr specieller Weise voraussetzt; sie lesen Worte, ohne den Sinn zu erfassen, und finden das Buch zu schwer.

Was vorauszusehen war, ist demnach geschehen; die Urtheile gehen bei vieler lobenden Anerkennung auf das Mannigfachste auseinander. Haben die Personen, welche sie aussprechen, Unrecht? — Nein! Jeder hat von seinem Standpunkte aus Recht; aber dieser Standpunkt ist eben nicht der rechte, weil er nicht der des Herrn Verfassers ist. Nichts von alle dem, was diese Wünsche aussprechen, hat er geben wollen, seine Absicht war eine andere und höhere. Hören wir ihn selber darüber.

(S. VI.) „Was mir (zu allen Studien) den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen." — (S. XVI.) Es ist das Werk „ein Versuch, die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu schildern, in dem wellenartig wiederkehrenden Wechsel physischer Veränderlichkeit das Beharrliche aufzuspüren." — (S. 6.) „Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelnheiten prüfend zu sondern, und doch nicht in ihrer Masse zu unterliegen, der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die enge

Grenze der Sinnenwelt hinaus, und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauung gleichsam durch Ideen zu beherrschen.» — (S. 18.) „Es ist ein besonderer Zweck dieser Unterhaltungen über die Natur, einen Theil der Irrthümer, die aus roher und unvollständiger Empirie entsprungen sind, und vorzugsweise in den höheren Volksklassen (oft neben einer ausgezeichneten literarischen Bildung) fortleben, zu berichtigen, und so den Genuß der Natur durch tiefere Einsicht in ihr inneres Wesen zu vermehren. Das Bedürfniß eines solchen veredelten Genusses wird allgemein gefühlt; denn ein eigener Charakter unsers Zeitalters spricht sich in dem Bestreben aller gebildeten Stände aus, das Leben durch einen größeren Reichthum von Ideen zu verschönern.» — (S. 29.) „Man hat vielleicht mit einigem Rechte wissenschaftlichen Werken unserer Literatur vorgeworfen, das Allgemeine nicht genugsam von dem Einzelnen, die Uebersicht des bereits Ergründeten nicht von der Herzählung der Mittel zu trennen, durch welche die Resultate erlangt worden sind. Dieser Vorwurf hat sogar den größten Dichter unserer Zeit zu dem humoristischen Ausruf verleitet: „Die Deutschen besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.» Bleibt das Gerüste stehen, so wird uns durch dasselbe der Anblick des Gebäudes entzogen.» — (S. 30.) „Unsere Nachbarn jenseits des Rheins besitzen ein unsterbliches Werk, Laplace's Entwicklung des Weltsystems, in welchem die Resultate der tiefsinnigsten mathematisch-astronomischen Untersuchungen verflossener Jahrhunderte, abgesondert von den Einzelnheiten der Beweise vorgetragen werden. Der Bau des Himmels erscheint darin als die einfache Lösung eines großen Problems der Mechanik. Und wohl noch nie ist die Exposition du Système du Monde, ihrer Form wegen, der Ungründlichkeit beschuldigt worden. Die Trennung ungleichartiger Ansichten, des Allgemeinen von dem Besondern, ist nicht bloß zur Klarheit der Erkenntniß nützlich, sie gibt auch der Behandlung der Naturwissenschaft einen erhabenen und ernsten Charakter. Wie von einem höheren Standpunkte übersieht man auf einmal größere Massen. Wir ergötzen uns, geistig zu fassen, was den sinnlichen Kräften zu entgehen droht.» — (S. 31.) „In meinen Betrachtungen über die wissenschaftliche Behandlung einer allgemeinen Weltbeschreibung ist nicht die Rede von Einheit durch Ableitung aus wenigen, von der Vernunft gegebenen Principien. Was ich physische Weltbeschreibung nenne (die vergleichende Erd- und Himmelskunde), macht daher keine Ansprüche auf den Rang einer rationellen Wissenschaft der Natur: es ist die denkende Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erscheinungen als eines Naturganzen. In

dieser Beschränktheit allein konnte dieselbe, bei der ganz objectiven Richtung meiner Sinnesart, in den Bereich der Bestrebungen treten, die meine lange wissenschaftliche Laufbahn ausschließlich erfüllt haben. Ich wage mich nicht auf ein Feld, das mir fremd ist, und vielleicht von Andern erfolgreicher bebaut wird. Die Einheit, welche der Vortrag einer physischen Weltbeschreibung, wie ich mir dieselbe begrenze, erreichen kann, ist nur die, welcher sich geschichtliche Darstellungen zu erfreuen haben. Einzelnheiten der Wirklichkeit, sei es in der Gestaltung oder Aneinanderreihung der Naturgebilde, sei es in dem Kampfe des Menschen gegen die Naturmächte, oder der Völker gegen die Völker, alles, was dem Felde der Veränderlichkeit und realer Zufälligkeit angehört, kann nicht aus Begriffen abgeleitet (construirt) werden." — S. 34.) „Durch diese Richtung des Naturstudiums, durch diesen glücklichen, aber oft auch allzuleicht befriedigten Hang nach allgemeinen Resultaten kann ein beträchtlicher Theil des Naturwissens das Gemeingut der gebildeten Menschheit werden, ein gründliches Wissen erzeugen, nach Inhalt und Form, nach Ernst und Würde des Vortrags, ganz von dem verschieden, das man bis zum Ende des letzten Jahrhunderts dem populären Wissen genüglich zu bestimmen pflegte. Wem daher seine Lage es erlaubt, sich bisweilen aus den engen Schranken des bürgerlichen Lebens heraus zu retten, erröthend, „daß er lange fremd geblieben der Natur und stumpf über sie hingehe," der wird in der Abspiegelung des großen und freien Naturlebens einen der edelsten Genüsse finden, welche erhöhte Vernunftthätigkeit dem Menschen gewähren kann." — Den objectiven Inhalt, die reale empirische Ansicht des Naturganzen, gibt der Herr Verfasser in der „wissenschaftlichen Form eines Naturgemäldes." (S. XII und 50.) Er überschreibt dasselbe (S. 79) ausdrücklich mit dem Worte Naturgemälde; er sagt (S. 85): „Eine physische Weltbeschreibung, ein Weltgemälde beginnt nicht mit dem Tellurischen, sie beginnt mit dem, was die Himmelsräume erfüllt;" denn „die weiten Himmelsräume gehören einem Weltgemälde an." (S. 84.) Ja selbst die letzten Zeilen des Textes bezeichnen noch das Ganze als ein physisches Naturgemälde. Man vergleiche diese so bestimmt ausgesprochenen Aeußerungen des Herrn Verfassers und die daraus nothwendig sich ergebenden Consequenzen mit den vorhin angegebenen Ausstellungen und tadelnden Bemerkungen, und man wird zugestehen müssen, daß es ihm nicht in den Sinn kommen konnte, ihnen zu begegnen oder sie zu vermeiden.

Ein Naturgemälde wollte der Herr Verfasser geben. Ein solches ist aber zugleich ein Bild unsers Wissens von der Natur; denn was wir von ihr äußerlich anschauen, wird in die in-

nere Vorstellung übersetzt, und nur so viel, als in diese einging und übersetzt wurde, verstehen wir von ihr. Ein Gemälde ist weder ein System der Natur, noch ein Weltsystem oder System der Naturwissenschaft, es ist kein Compendium, kein Lehrbuch, keine Anatomie der Natur. Ein Gemälde soll das Einzelne durch einen leitenden Gedanken vereinigen und in einen bestimmten Zusammenhang bringen, nicht bloß neben einander stellen oder Jedes von allen Seiten zeigen wollen. Es soll einen Hinter-, Mittel- und Vordergrund haben, seine Mannigfaltigkeit soll in der Einheit des Gedankens aufgehen, nicht Alles darf sich gleichwerthig in den Vordergrund drängen, sondern ist anmuthig und zweckgemäß zu gruppiren, Vieles wird zum Theil gedeckt, Anderes nur leicht angedeutet, die Hauptgruppen müssen im hellen Lichte stehen, aber auch der Schatten darf nicht fehlen, ohne welchen alles flach bleibt. Scharf, bestimmt, richtig und schön müssen die Figuren des Vordergrundes erscheinen, weniger farbenreich und hell die des Mittelgrundes, blaß und nebelig verschwimmen die des Hintergrundes. Die Kunst der Composition, die Correctheit der Zeichnung, die Schönheit des Colorits und der Farbengebung, die geschmackvolle Behandlung des Helldunkels, der Schatten und der Luftperspective, machen ein Bild zu einem Kunstwerke, welches das Schönheitsgefühl wohlthuend anregt, auf den ästhetischen Sinn belebend und erhebend einwirkt und zum oft wiederholten genußvollen Anschauen nöthigt. Aber das Bild stellt seine Figuren hin, ohne sie zu erklären, es setzt ihr Verständniß voraus, und wo dieses fehlt, fordert es zur Beschäftigung mit ihm und zum Verständniß auf, damit sein Sinn begriffen werde und man in ihn eindringe. Ein schönes Bild wird jeden unbefangenen und empfänglichen Sinn ansprechen, selbst wenn ihm anfangs manche Figuren in ihren Umrissen unklar und dunkel bleiben sollten; sie werden bei fortgesetztem Betrachten schon hervortreten. Es ist ein Gemeingut der Welt, wenigstens aller Gebildeten, und darum im edelsten Sinne populär, wie es Raphael's bewunderte Bilder sind.

Der Gedanke, ein *wissenschaftliches Weltgemälde in künstlerischer Anordnung und Ausführung* zu geben, ist groß und erhaben, und ganz eines solchen Geistes und eines Meisters der Wissenschaft würdig. Es eröffnet sich damit für die stylistische Darstellungskunst ein ganz neues Feld, und die Aesthetik hat künftig diesen Zweig als eine neue Kunstform zu berücksichtigen, die ohne allen Zweifel an den, der sich ihrer bedienen will, große Anforderungen macht. Hier muß der wissenschaftliche Stoff in seinem ganzen Umfange zum freien Eigenthum des kunstsinnigen Gelehrten geworden seyn, er muß ihn von allen Seiten erfaßt und durchdrungen haben, damit er sich ihm so leicht dar-

biete und er ihn so unbehindert bewege, wie der Dichter die Gebilde seiner Einbildungskraft, auf daß er sie mit voller Freiheit und den ästhetischen Anforderungen gemäß dahin stellen könne, wo sie wirksam werden sollen. Was in der Iliade die historischen Personen und Begebenheiten sind, das sind in jener Darstellungsweise die Naturkörper und die Naturerscheinungen, vielleicht auch die Naturgesetze, wenn man diesen nicht lieber die Rolle des Fatums zutheilen will, und wenn das Gleichniß auch hinkt, so wird es dennoch dienen, zu verdeutlichen, was wir meinen. Man sage aber nicht, das Eine sei ein freies Erzeugniß der Phantasie, in dem Andern fühle sich der Geist gebunden durch die Bestimmtheit der wissenschaftlichen Thatsachen. Es ist dieß nicht zuzugeben, denn der, oder wenn man lieber will, die Verfasser und Rhapsoden der Iliade nahmen die darin dargestellten Personen und Begebenheiten, wie noch lange nachher die Griechen, für eben so gewisse Thatsachen, wie wir die Naturkörper und ihre Erscheinungen, denn Personen und Handlungen waren eben so schlechthin gegeben. Der Unterschied in der künstlerischen Behandlung liegt nur darin, daß sich historische Thatsachen mehr für ein Epos, physikalische Thatsachen mehr für ein wissenschaftliches Gemälde eignen; daß in dem ersteren die Poesie freier walten und nach jetziger Ansicht selbst die Gestalten verwandeln kann, was sie in dem letzteren nicht darf. Im ersteren wird darum die gebundene Rede, in dem letzteren die freie mehr an ihrer Stelle seyn, so daß die schöpferische Kraft in beiden gleichen Spielraum gewinnt, indem die Rede sich um so freier bewegt, je mehr die Objecte sie zu fesseln streben. Poesielos darf das Eine so wenig seyn als das Andere, obgleich diese Ansicht sich erst Bahn brechen muß, da man bisher gewohnt gewesen ist, über physikalische Gegenstände nur poesielose Referate zu lesen, wie denn in der That in allen Beispielsammlungen mustergültiger poetischer und prosaischer Bruchstücke die Physik eben so leer ausgegangen ist, wie die Mathematik.

Ein wissenschaftliches Weltgemälde ist daher einem Epos nicht ganz adäquat, sowohl was den Umfang, als was die Behandlung angeht. Mancher Leser dürfte statt des Epos vielleicht lieber an die Weltgeschichte denken; aber sie entfernt sich von ihm noch mehr, als unser Vergleich. Wir besitzen Geschichtsgemälde, welche in ihrer Weise denjenigen Naturgemälden parallel gesetzt werden können, wie sie der Herr Verfasser in seinen Ansichten der Natur gegeben hat. Ein Weltgeschichtsgemälde ist nicht vorhanden, und müßte sich zur Weltgeschichte verhalten, wie ein (poetisches) Gemälde zur schlichten Erzählung. Beide geben dasselbe, beide richtig und wahr, und dennoch jedes in anderer Weise. Die Composition eines Weltgemäldes, oder auch

eines Weltgeschichtsgemäldes, verhält sich zu der in einer Weltbeschreibung oder in einer Weltgeschichte, wie die Composition eines Parks zu der der freien Natur. Dem Gärtner sind seine Bäume, Blumen, Hügel, sein Rasen und Wasser eben so schlechthin gegeben, wie dem wissenschaftlichen Naturmaler die physikalischen Körper und Thatsachen; wie aber jener sie benutzt, um schöne landschaftliche Bilder zu gestalten, so dieser in ähnlicher Weise, und in höchster Potenz liefert er ein Weltgemälde, in welchem wir den von ihm wissenschaftlich componirten Park in der Vogelperspective beschauen können, nicht aus einer solchen Ferne, daß die Schönheit des Bildes darunter leidet, wohl aber von einem höheren Standpunkte, um auf einmal größere Massen und Gruppen, so wie den Zusammenhang des Ganzen übersehen zu können.

Doch es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzungen, denn das Weltgemälde des berühmten Herrn Verfassers liegt ja vor uns, und wird sich und seine Art am besten erläutern, wenn man den angegebenen Gesichtspunkt festhalten will. Aber wie es der Zeit nach das erste seiner Art ist, so ist es das gewiß auch dem Range nach auf lange, ganz in ähnlicher Weise, wie wir beides auch bei der Iliade vereinigt finden. Vielleicht vergehen Jahrhunderte, ehe wieder Jemand im Stande ist, unter so glücklichen und begünstigenden Verhältnissen, ausgerüstet mit hohen Talenten und allen Hülfskenntnissen, während einer langen wissenschaftlichen Laufbahn, auf großen Reisen in mehreren Welttheilen, in Küsten- und Binnenländern, auf Meeren und Bergen, in der Studirstube und in Bibliotheken, wie im Umgange und Schriftwechsel mit den vorzüglichsten Forschern aller Länder, sich das Wissen von der Natur in so staunenswerthem Umfange anzueignen. Es ist kein Theil dieses Wissens, in welchem dieser seltene Geist nicht specielle Studien gemacht, wo er nicht die Grenzen erweitert, neue Gesichtspunkte gewonnen, oder an dessen Fortschritten und Entdeckungen er unbetheiligt geblieben wäre, sei es auch, wenn nicht anders, nur durch Unterstützung, Handbietung, nützlichen Rath oder Anregung. Dabei vergesse man nicht, daß die Periode seines Lebens für die Naturwissenschaften die glänzendste war, welche die Weltgeschichte kennt, in der sich Entdeckung auf Entdeckung häufte, und die ausgezeichnetsten Talente ihre begeisterten Förderer und Verkündiger waren. Alle diese Umstände vereinigt machten es ihm möglich, sich zu der Höhe zu erheben, auf welcher wir ihn erblicken, von welcher aus er mit sicherm Urtheile das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden, in dem Besondern das Allgemeine zu erkennen, das Entlegenste mit dem Nächsten zu verknüpfen, und mit Leichtigkeit die Gegenstände

seines Wissens und Erkennens so zu ordnen und zu gruppiren vermag, daß sie sich unter einander tragen, heben, verstärken und zu einem schönen Ganzen vollenden. Inspirirt von dem Geiste der Natur, begeistert von ihrem hohen Reize, lauscht er ihren Offenbarungen; aus einem Borne tiefer Erkenntniß schöpfend, prägt er sie aus in der Schönheit der künstlerischen Composition seines großen Weltgemäldes, in dem tiefen Gehalte seiner Darstellung, wie dieß kein Anderer vermocht hätte.

Nicht minder erklärt sich daraus die Sicherheit und Richtigkeit, mit welcher das Ganze wie jeder einzelne Gegenstand gezeichnet ist; man fühlt die Fertigkeit des Meistergriffels, und dieses Gefühl ist ungemein wohlthätig. In den bisherigen Weltbeschreibungen, selbst den besseren ihrer Art, waren wohl einzelne Partien von den Verfassern selbstständig, mehr oder weniger gut und richtig ausgeführt; die übrigen Figuren entnahm er andern Bildern, weil er mit ihnen nicht vertraut war, und suchte sie den seinigen, so gut es ging, und oft schlecht genug, anzupassen. Es war keine Wiedergeburt des Empfangenen aus dem Geiste, man fühlte die Unsicherheit des Künstlers in diesen Partien, der selber nur seine Figuren auf Treu und Glauben erborgt hatte; von künstlerischer Composition war keine Rede, und welche Fehler in der Zeichnung bei solchem Verfahren mit unterlaufen, wie unangenehm das Mosaikartige einer solchen Arbeit auffällt, ist bekannt. Nichts von alle dem zeigt sich in unserm Weltgemälde. Hier ist Alles bis zur entlegensten Ecke sauber, reinlich, klar und bestimmt, jeder Ausdruck ist dem eigenen Geiste entsprungen und wesentlich bezeichnend, in wenigen Zügen ist oft der Inhalt ganzer Bücher in sicherer Erfassung angedeutet, und mit Leichtigkeit hätte der Meister aus ihnen einen sehr detaillirt gezeichneten Gegenstand gestalten können, wenn dieß die Schönheit des Bildes gefordert und gefördert hätte. Wie schwer mag es ihm oft geworden seyn, sich das zu versagen, und nur anzudeuten, wo er lange und noch immer interessante Gemälde hätte liefern können! Aber er zeigt sich nicht bloß als Meister in dem was er sagt, sondern auch in dem was er verschweigt. Niemand wußte besser, welch ein bändereiches Werk sein Kosmos werden mußte, wenn er etwas anderes seyn sollte als ein Weltgemälde. Diese Selbstbeschränkung vermögen nur alle die nicht zu begreifen, welche gern Alles, was sie im Kopfe oder im Herzen haben, bei günstiger Gelegenheit aussprechen, und wenn wir bedenken, wie neu der Gedanke eines Weltgemäldes, wie die aus ihm hervorgehenden Bedingungen sind, so ist das wohl zu entschuldigen. Wer aber diesen Gesichtspunkt festhält, wird sich über die große Präcision, mit welcher sowohl die Hauptgegenstände als die Andeutungen ausgeführt sind, in gleichem Maße erfreuen.

Wenn die Composition, Richtigkeit und Treue der Zeichnung in dem Weltgemälde den wohlthätigsten Eindruck erzeugen, so erhöht die Farbengebung den Glanz desselben noch ganz besonders. Wer weiß es nicht, welch' ein Meister des Styls Alex. von Humboldt ist, wen haben seine begeisterten Naturgemälde in seinen Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, in seinen Ansichten der Natur nicht entzückt? Es sind keine Beschreibungen, es sind Schilderungen von Natureindrücken, welche in tiefster Seele empfunden, mit einem Farbenglanze ausgestattet sind, wie ihn nur die tropische Sonne erzeugt, durchweht von dem lebenswarmen Hauche jener Zone. Mit ihnen eröffnete der Herr Verfasser eine neue Seite künstlerischer Darstellung durch die Sprache, die Naturschilderung; sie bildet seit jener Zeit einen eigenthümlichen Zweig der Redegattungen, und als vollendete Muster derselben sind seine Gemälde selbst in Schulbücher aufgenommen worden. Dieß ist der Weg, den der Herr Verfasser jetzt weiter verfolgt; aber seine Aufgabe ist eine größere geworden; es sind nicht mehr Naturbilder, Schilderungen von einzelnen Naturgebieten oder Naturscenen, er gibt jetzt das Bild der ganzen Natur, ein Weltgemälde. Doch die Hand des Meisters, der jene farbenreichen Bilder geschaffen, ist auch hier unverkennbar, und kunstgeübt hat er sein Weltgemälde mit dem edelsten Farbenschmelze ausgestattet, wo der Stoff dieß nur irgend erlaubte. Allerdings nicht durchgehend so glänzend, denn nicht überall leuchtet die Welt im Glanze der tropischen Zone, und wo es auf die Darstellung physikalischer Verhältnisse in kurzen Umrissen ankam, verbietet sich der Farbenreichthum meist von selbst. Sie bilden den Schatten, neben welchem die gefärbten Partien um so glänzender hervortreten, die ihre Wärme von dem durch das ganze Buch athmenden tiefen Gefühle für die Schönheit und Herrlichkeit der Natur erhalten.

Indem die seltene Meisterschaft des Herrn Verfassers ihn vor Allen in den Stand setzte, ein treffliches Gemälde der Welt nach allen Anforderungen der Kunst und Wissenschaft, durchweht von dem Hauche des künstlerischen Genius wie der höchsten Wissenschaftlichkeit zu liefern, ist von der andern Seite nicht zu verkennen, daß der Gegenstand, trotz mancher Sprödigkeit des Stoffes in einzelnen Partien, der künstlerischen Anordnung günstig war. Als Hintergrund des großen Gemäldes boten sich sofort die so ungeheuer entfernten, nur schwach leuchtenden, dem Auge kaum erkennbaren und selbst in unserm Wissen noch so wenig erhellten Nebelmassen und Sternsysteme des Himmels, unser eigenes mit eingeschlossen dar, ein wahrhaft erhabener Hintergrund, ein sternendurchwirkter Teppich. Im Mittelpunkte erscheint das System

unserer Sonne, mit Ausschluß der Erde, die Planeten- und Kometenwelt. Im Vordergrunde, und daher in bestimmterer Zeichnung und lebhafterer Färbung, unsere Erde mit Allem, was ihre Oberfläche trägt und schmückt. Aber wie sich in einem Bilde diese drei Gründe nirgend scharf sondern, vielmehr allmälig in einander übergehen, so auch in unserm Weltgemälde, weßhalb denn auch die für ganz andere Zwecke erfundenen, durch Kapitel und Paragraphen angedeuteten scharfen Grenzlinien in ihm gänzlich, und wie sich von selbst ergibt, mit Recht fehlen.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über die Anordnung des großen Gemäldes sei es uns nun gestattet, dieselbe mehr im Einzelnen nachzuweisen, und auch die ihm vorausgehenden Abschnitte zu berücksichtigen.

Das Werk beginnt mit einer Vorrede, die Niemand ungelesen lassen darf, weil sie den Gesichtspunkt für die Beurtheilung desselben bezeichnet. Fast ein halbes Jahrhundert lang, sagt der Hr. Verf., hat das Bild dieses Werks vor seiner Seele geschwebt, oft hat er es für unausführbar gehalten, und ist doch immer wieder zu ihm zurückgekehrt. Sehr bescheiden äußert er sich über das, was ihn dazu aufgemuntert, und er in sich und seiner Lebensstellung Begünstigendes gefunden, und geht dann zur näheren Charakterisirung des ganzen Werks über. Außer dem vorliegenden Bande werden noch zwei Bände erscheinen. Sie sollen enthalten die Anregungsmittel zum Naturstudium (durch Belebung von Naturschilderungen, durch Landschaftsmalerei und durch Gruppirung exotischer Pflanzengestalten in Treibhäusern); die Geschichte der Weltanschauung, d. h. der allmäligen Auffassung des Begriffs von dem Zusammenwirken der Kräfte in einem Naturganzen; das Specielle der einzelnen Disciplinen, deren gegenseitige Verbindung in dem Naturgemälde des ersten Bandes angedeutet worden ist. (Der zweite Band, die Geschichte der Weltanschauung enthaltend, ist bereits erschienen.) Die bibliographischen Quellen sind von dem Texte getrennt, und mit Angabe der Seitenzahl in Anmerkungen an das Ende eines jeden Abschnittes verwiesen. Sie enthalten aber auch weitere Ausführungen, Urtheile, Ergänzungen, und sind in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit.

Nach der Vorrede folgen einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und eine wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze. Es ist dieß die einzige von allen den Vorlesungen, welche der Hr. Verf. im J. 1827 u. f. gehalten hat, und mit welcher er die Reihe derselben eröffnete; doch ist sie nicht ohne spätere Einschaltungen geblieben. Die verschiedenen Stufen des Naturgenusses sind hier mit großer Feinheit, tiefem Gefühle und in so blühender, ausdrucksvoller Sprache geschildert,

daß man mitempfindet, daß die Gegenden, die gedrängt dem Auge in wenigen, aber treffend bezeichnenden Zügen vorüber geführt werden, sich plastisch gestalten, und bei oft wiederholtem Lesen sich in immer größerer Mannigfaltigkeit zeigen. Ueberhaupt lasse man sich nicht durch die Glätte des Styls und die Gewandtheit des Ausdrucks zu schnellem Lesen verleiten; man bringt sich dadurch um einen großen Genuß. Schön ist der Uebergang zur Ergründung der Naturgesetze; treffend das, was er über die Besorgniß sagt: die Natur verliere durch das Forschen von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnißvollen und Erhabenen, die übrigens nicht schlagender, als durch sein eigenes Beispiel widerlegt werden könnte; zu weiterem Nachdenken fordert die Beantwortung der Frage auf: in wiefern generelle Ansichten der Natur zu einer gewissen Deutlichkeit gebracht werden können, ohne ein tiefes und ernstes Studium einzelner Disciplinen. Sehr bestimmt spricht sich der Hr. Verf. dann über seine Absicht bei der Abfassung seines Werkes aus, woraus wir oben schon manches Einzelne mitgetheilt haben. Es liest sich das Alles ungemein leicht, und es scheint an und für sich sehr verständlich und einleuchtend, aber es scheint nur so. Wie wenig es allgemein verstanden ist, zeigen die Mißverständnisse über die Bestimmung des Buches. In der That ergibt sich erst bei wiederholtem Lesen und angestrengtem Nachdenken der große Gedankenreichthum dieses Abschnittes, Sinn und Bedeutung desselben und sein Zusammenhang mit dem Ganzen.

Hierauf folgt ein Abschnitt über die Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung einer physischen Weltbeschreibung, also Inhalt, Umfang und Methode derselben, so wie eine Rechtfertigung der Benennung Kosmos, die ursprünglich Schmuck, Ordnung bedeutete, sich aber in den Begriff: Wohlgeordnetheit der Welt erweiterte, aber sich weiterhin auch in dem Begriffe Welt und Weltkörper verengte. Auch die Römer haben das ursprünglich mit Kosmos oder Frauenschmuck gleichbedeutende Wort Mundus zur Welt und zum Weltall umgewandelt. (Es ist merkwürdig, daß im Deutschen das Wort Staat eine ganz ähnliche Erweiterung erfahren hat.) Schön parallelisirt der Hr. Verf. hier Weltgeschichte und Weltbeschreibung, und entwickelt die alte Bedeutung des Worts Historie. Schade, daß er den Unterschied zwischen Weltgemälde und Weltbeschreibung übergeht, es würde dieß manches Mißverständniß beseitigt haben. Schön ist, was er über die gruppenweise Anordnung der Erscheinungen und über die Anordnung in den sogenannten Natursystemen sagt, und mit Interesse wird man lesen, was er über die Beschränkung auf eine empirische Betrachtung, so wie über die Gegensätze von Natur und Geist, Natur und Kunst mittheilt. — Mit aller Hochachtung

gegen den verehrten Herrn Verfasser und mit gerechtem Mißtrauen gegen unser Urtheil müssen wir jedoch bekennen, daß dieser Abschnitt an einer gewissen Unbestimmtheit zu leiden scheint. Eine scharfe Begrenzung der Weltbeschreibung vermögen wir nicht, ihre Methodik nur zum Theil darin zu finden, aber über Beides geistreiche Betrachtungen einzelner Seiten, die viel Treffliches enthalten. Wir schiffen bei dem Lesen auf offenem heitern Meere, die Wellen schaukeln uns, es zeigen sich viele reizende Inseln zu beiden Seiten, aber wir landen nicht an. Das wenigstens ist unsere Empfindung bei oftmaligem Lesen dieses Abschnittes, die wir aber gern als eine vielleicht nur individuelle Preis geben.

Nunmehr beginnt das eigentliche Naturgemälde, oder da die von dem Hrn. Verf. in den Ansichten der Natur gelieferten Schilderungen auch Naturgemälde sind, bestimmter gesagt, das Weltgemälde, als eine allgemeine Uebersicht der Erscheinungen. Nach einer Einleitung voll großartiger Ansichten und tiefer Poesie entwickelt sich der Hintergrund des großen Gemäldes, der ungemessene Weltraum mit seiner dämmernden ungeballten Materie, den Nebelmassen des Himmels, die Sternsysteme, hier sehr passend Weltinseln genannt, und darunter am ausführlichsten, wenn gleich nur in sehr allgemeiner Betrachtung, unser Sternensystem mit seiner Milchstraße, den einzelnen und vielfachen Sternen. Auf diesem Hintergrunde erscheint nun im Mittelgrunde unser Sonnensystem, nicht nach den einzelnen Körpern geschieden, sondern gruppenweise zusammengefaßt, und nach Zusammensetzung, Abständen, Größen, Dichtigkeiten rc. betrachtet. Die Sonne ist dabei nur als Centralkörper und vergleichender Maßstab benutzt, über ihre Natur, Lichthülle rc. nichts ausgesprochen, auch über die Oberflächen anderer Weltkörper fehlen die Angaben, da hier nur von allgemeinen Ansichten und sicher ergründeten Thatsachen die Rede ist. Dem schließt sich die Betrachtung der Monde und dann in größerer Ausführlichkeit die der Kometen an. Noch umfassender sind die Aerolithenschwärme behandelt, um deren nähere Kenntniß sich der Herr Verfasser so wesentliche Verdienste erworben. Mit großer Wahrscheinlichkeit hält er sie für kosmische Körper, die, wenn sie die Atmosphäre der Erde durchschneiden, als Sternschnuppen und Feuerkugeln, und wenn sie zur Erde fallen, als Meteorsteine erscheinen. Die Astronomie wird diese Körper künftig in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen müssen, welche man sonst allein der Physik oder der Meteorologie überlassen zu können glaubte. Nach Dom. Cassini's, Laplace's, Schubert's und Poisson's Vorgange rechnet der Hr. Verf. mit Wahrscheinlichkeit auch noch einen zwischen der Venus- und Marsbahn liegenden sehr abgeplatteten Ring dunstartiger Materie, der das Zodiakallicht

hervorbringt, zu unserm Sonnensysteme, und allerdings ist es befremdend, diese Erscheinung in den meisten astronomischen Büchern noch immer auf eine sehr ausgedehnte Sonnenatmosphäre zurückgeführt zu sehen, nachdem die mechanische Unmöglichkeit einer solchen, die das bewirken könnte, längst dargethan ist. Die Mittheilungen über diesen Gegenstand sind sehr wichtig. — Indem das Gemälde zur Fortbewegung unsers Sonnensystems übergeht, berücksichtigt es in vergleichender Weise auch die Bewegung der Doppelsterne und deren Massen, die Vertheilung der Sterne durch den Raum, die Milchstraße der Sterne und die der Nebelflecke. Es kehrt noch einmal zurück zur Sternenwelt und den kosmischen Nebeln, um auf den Flügeln des Lichts die Räume zu durcheilen, und großartige Blicke in die Unermeßlichkeit des Raums und der Zeit zu gestatten. Damit ist der Mittelgrund des Gemäldes vollendet; in den Vordergrund tritt die tellurische Sphäre der Natur.

Geistreiche schöne Bemerkungen eröffnen den neuen Abschnitt und verbinden ihn mit dem vorhergehenden; ein kurzer Ueberblick über den Inhalt des Folgenden, der die Erkenntniß des Zusammenhanges erleichtert, bereitet darauf vor. Die Gestalt und Raumverhältnisse der Erde machen den Anfang. Vortrefflich sind die kurzen Andeutungen über den Zusammenhang zwischen ihrer Gestalt und der Art ihrer Entstehung; in wenige Zeilen drängt sich hier eine große Geschichte zusammen. Nicht minder gedrängt sind die Betrachtungen über die Bestimmung der Größe der Erde aus Gradmessungen, aus Pendelschwingungen und Mondungleichheiten, setzen aber zu ihrem Verständniß die Kenntniß dieser Methoden in keinem oberflächlichen Grade voraus. Das Resultat unendlich langwieriger Messungen, Beobachtungen und Rechnungen ist hier kurz auf wenigen Seiten enthalten, der Gegenstand nach den verschiedensten Beziehungen aufgefaßt und mit treffenden Bemerkungen begleitet. Die Dichtigkeit der Erde nach den drei verschiedenen Methoden wird sehr kurz besprochen, eigentlich nur angedeutet, aber eine Anmerkung vervollständigt das Gesagte. Warum hier Baily's Dichtigkeitsbestimmung unerwähnt geblieben ist, vermögen wir nicht zu erklären. Auch die Meinung von dem Hohlseyn der Erde wird besprochen, aber natürlich als unstatthaft zurückgewiesen. Hieran schließt sich die Schilderung der Erdwärme in ihren verschiedenen Aeußerungen, die Tiefe invariabler Temperatur, der Zusammenhang der Wärme mit der Tageslänge, fast ganz nach Fourier geschildert; dann der Magnetismus der Erde, um dessen Kenntniß sich der Hr. Verf. die größten Verdienste erworben, und wie sich erwarten läßt, sehr schön und ausführlich dargestellt, da dieser Gegenstand für die Physik

der Erde von hoher Wichtigkeit ist und es wahrscheinlich künftig noch in höherem Maße seyn wird. Hieran schließt sich unmittelbar das Erd= oder Polarlicht, eine ganz vorzügliche und alles Wesentliche umfassende Darstellung, ein lebenvolles Gemälde dieser schönen Erscheinung. Magnetismus und Polarlicht wurden als mit der inneren Erdwärme im Zusammenhange betrachtet; diese wird nun eine Hauptquelle geognostischer Erscheinungen des Plutonismus und Vulcanismus. Zunächst sind es die Erdbeben, deren Bild höchst lebendig und umfassend im Vordergrunde des Gemäldes steht. In Verbindung damit sehen wir die stoffartigen Productionen, die Gasquellen, kalten und heißen Quellen, die Salsen und die Vulcane mit den begleitenden Erscheinungen, welche letzteren wiederum sehr umfassend und nach allen Richtungen hin geschildert werden. Obgleich der große Reichthum des Stoffes überall nur Andeutungen erlaubt, so bildet der Vulcanismus dennoch einen Hauptgegenstand im Vordergrunde des Gemäldes, das mit Meisterhand ausgeführt ist. Wir theilen als Probe mit, was der Hr. Verf. über den Bau und die dynamische Thätigkeit der Vulkane sagt:

„Ein eigentlicher Vulkan entsteht nur da, wo eine bleibende Verbindung des inneren Erdkörpers mit dem Luftkreise errungen ist. In ihm ist die Reaction des Inneren gegen die Oberfläche in langen Epochen dauernd. Sie kann, wie einst beim Vesuv (Fisove), Jahrhunderte lang unterbrochen seyn und dann doch wieder in erneuerter Thätigkeit sich darbieten. Zu Nero's Zeiten war man in Rom schon geneigt, den Aetna in die Classe allmälig erlöschender Feuerberge zu setzen; ja später behauptete Aelian sogar, die Seefahrer fingen an, den einsinkenden Gipfel weniger weit vom hohen Meere aus zu sehen. Wo die Zeugen des ersten Ausbruchs, ich möchte sagen, das alte Gerüste sich vollständig erhalten hat, da steigt der Vulkan aus einem Erhebungskrater empor, da umgibt den isolirten Kegelberg circusartig eine hohe Felsmauer, ein Mantel, der aus scharf aufgerichteten Schichten besteht. Bisweilen ist von dieser circusartigen Umgebung keine Spur mehr sichtbar, und der Vulkan, nicht immer ein Kegelberg, steigt auch als ein langgedehnter Rücken, wie der Pichincha, an dessen Fuß die Stadt Quito liegt, unmittelbar aus der Hochebene auf.

„Wie die Natur der Gebirgsarten, d. h. die Verbindung (Gruppirung) einfacher Mineralien zu Granit, Gneiß und Glimmerschiefer, zu Trachyt, Basalt und Dolerit, unabhängig von den jetzigen Klimaten, unter den verschiedensten Himmelsstrichen dieselbe ist; so sehen wir auch überall in der unorganischen Natur gleiche Gesetze der Gestaltung sich enthüllen, Gesetze, nach welchen

die Schichten der Erdrinde sich wechselseitig tragen, gangartig durchbrechen, durch elastische Kräfte sich heben. In den Vulkanen ist dieses Wiederkehren derselben Erscheinungen besonders auffallend. Wo dem Seefahrer nicht mehr die alten Sterne leuchten, in Inseln ferner Meere, von Palmen und fremdartigen Gewächsen umgeben, sieht er in den Einzelheiten des landschaftlichen Charakters den Vesuv, die domförmigen Gipfel der Auvergne, die Erhebungskrater der canarischen und azorischen Inseln, die Ausbruchsspalten von Island wiederkehrend abgespiegelt; ja ein Blick auf den Begleiter unsres Planeten, den Erdmond, verallgemeinert die hier bemerkte Analogie der Gestaltung. In den mittelst großer Fernröhre entworfenen Karten des luft- und wasserlosen Satelliten erkennt man mächtige Erhebungskrater, welche Kegelberge umgeben oder sie auf ihren Ringwällen tragen: unbestreitbare Wirkungen der Reaction des Inneren gegen die Oberfläche des Mondes, begünstigt von dem Einfluß einer geringeren Schwere.

„Wenn in vielen Sprachen Vulkane mit Recht feuerspeiende Berge genannt werden, so ist ein solcher Berg darum keinesweges durch eine allmälige Anhäufung von ausfließenden Lavaströmen gebildet; seine Entstehung scheint vielmehr allgemein die Folge eines plötzlichen Emporhebens zäher Massen von Trachyt oder labradorhaltigem Augitgesteine zu seyn. Das Maß der hebenden Kraft offenbart sich in der Höhe der Vulkane; und diese ist so verschieden, daß sie bald die Dimension eines Hügels (Vulkan von Cosima, einer der japanischen Kurilen), bald die eines 18000 Fuß hohen Kegels hat. Es hat mir geschienen, als sei das Höhenverhältniß von großem Einfluß auf die Frequenz der Ausbrüche, als wären diese weit häufiger in den niedrigeren als in den höheren Vulkanen. Ich erinnere an die Reihenfolge: Stromboli (2175 Fuß), der fast täglich donnernde Guacamayo in der Provinz Quixos (ich habe ihn oft in 22 Meilen Entfernung in Chillo bei Quito gehört), der Vesuv (3637 F.), Aetna (10200 F.), Pic von Teneriffa (11424 F.) und Cotopaxi (17892 F.). Ist der Heerd dieser Vulkane in gleicher Tiefe, so gehört eine größere Kraft dazu, die geschmolzenen Massen zu einer sechs- und achtmal größeren Höhe zu erheben. Während daß der niedrige Stromboli (Strongyle) rastlos arbeitet, wenigstens seit den Zeiten homerischer Sagen, und, ein Leuchtthurm des tyrrhenischen Meeres, den Seefahrern zum leitenden Feuerzeichen wird, sind die höheren Vulkane durch lange Zwischenzeiten von Ruhe charakterisirt. So sehen wir die Eruptionen der meisten Colosse, welche die Andeskette krönen, fast durch ein ganzes Jahrhundert von einander getrennt. Wo man Ausnahmen von diesem Gesetze bemerkt, auf welches ich längst schon aufmerksam

gemacht, mögen sie in dem Umstande gegründet seyn, daß die Verbindungen zwischen dem vulkanischen Heerde und dem Ausbruchkrater nicht bei allen Vulkanen, die man vergleicht, in gleichem Maße als permanent frei gedacht werden können. In den niedrigen mag eine Zeit lang der Verbindungscanal verschlossen seyn, so daß ihre Ausbrüche seltener werden, ohne daß sie deshalb dem Erlöschen näher sind.

„Mit den Betrachtungen über das Verhältniß der absoluten Höhe zur Frequenz der Entflammung des Vulkans, in so fern dieselbe äußerlich sichtbar ist, steht in genauem Zusammenhange der Ort, an welchem die Lava sich ergießt. Bei vielen Vulkanen sind die Ausbrüche aus dem Krater überaus selten, sie geschehen meist, wie am Aetna im sechzehnten Jahrhundert der berühmte Geschichtschreiber Bembo schon als Jüngling bemerkte, auf Seitenspalten, da wo die Wände des gehobenen Berges durch ihre Gestaltung und Lage am wenigsten Widerstand leisten. Auf diesen Spalten steigen bisweilen Auswurfskegel auf; große, die man fälschlich durch den Namen neuer Vulkane bezeichnet und die an einander gereihet die Richtung einer, bald wieder geschlossenen Spalte bezeichnen; kleine in Gruppen zusammengedrängt, eine ganze Bodenstrecke bedeckend, glocken- und bienenkorbartig. Zu den letzteren gehören die hornitos de Jorullo, und die Kegel des Vesuvausbruchs im October 1822, des Vulkans von Awatscha nach Postels und des Lavenfeldes bei den Baidaren-Bergen nach Erman, auf der Halbinsel Kamtschatka.

„Stehen die Vulkane nicht frei und isolirt in einer Ebene, sind sie, wie in der Doppelkette der Andes von Quito, von einem neun- bis zwölftausend Fuß hohen Tafellande umgeben, so kann dieser Umstand wohl dazu beitragen, daß sie bei den furchtbarsten Ausbrüchen feuriger Schlacken, unter Detonationen, die über hundert Meilen weit vernommen werden, keine Lavaströme erzeugen. So die Vulkane von Popayan, der Hochebene von Los Pastos, und der Andes von Quito, vielleicht unter den letzteren den einzigen Vulkan von Antisana ausgenommen.

„Die Höhe des Aschenkegels und die Größe und Form des Kraters sind Elemente der Gestaltung, welche vorzugsweise den Vulkanen einen individuellen Charakter geben; aber beide, Aschenkegel und Krater, sind von der Dimension des ganzen Berges völlig unabhängig. Der Vesuv ist mehr als dreimal niedriger als der Pic von Teneriffa, und sein Aschenkegel erhebt sich doch zu $1/3$ der ganzen Höhe des Berges, während der Aschenkegel des Pics nur $1/22$ derselben beträgt. Bei einem viel höheren Vulkan als dem von Teneriffa, bei dem Rucu-Pichincha, tritt dagegen ein Verhältniß ein, das wiederum dem des Vesuvs näher

kommt. Unter allen Vulkanen, die ich in beiden Hemisphären gesehen, ist die Kegelform des Cotopaxi die schönste und regelmäßigste. Ein plötzliches Schmelzen des Schnees an seinem Aschenkegel verkündigt die Nähe des Ausbruchs. Ehe noch Rauch sichtbar wird in den dünnen Luftschichten, die den Gipfel und die Krateröffnung umgeben, sind bisweilen die Wände des Aschenkegels von innen durchglüht, und der ganze Berg bietet dann den grausenvollsten, unheilverkündigenden Anblick der Schwärze dar.

„Der Krater, welcher, sehr seltene Fälle ausgenommen, stets den Gipfel der Vulkane einnimmt, bildet ein tiefes, oft zugängliches Kesselthal, dessen Boden beständigen Veränderungen unterworfen ist. Die größere oder geringere Tiefe des Kraters ist bei vielen Vulkanen ebenfalls ein Zeichen des nahen oder fernen Bevorstehens einer Eruption. Es öffnen und schließen sich wechselweise in dem Kesselthale langgedehnte dampfausströmende Spalten oder kleine rundliche Feuerschlünde, die mit geschmolzenen Massen gefüllt sind. Der Boden steigt und sinkt; in ihm entstehen Schlackenhügel und Auswurfskegel, die sich bisweilen hoch über die Ränder des Kraters erheben, den Vulkanen ganze Jahre lang eine eigenthümliche Physiognomie verleihen, aber urplötzlich während einer neuen Eruption zusammenstürzen und verschwinden. Die Oeffnungen dieser Auswurfskegel, die aus dem Kraterboden aufsteigen, dürfen nicht, wie nur zu oft geschieht, mit dem Krater selbst, der sie einschließt, verwechselt werden. Ist dieser unzugänglich durch ungeheure Tiefe und durch senkrechten Absturz der Ränder nach innen, wie auf dem Vulkan Rucu-Pichincha (14946 Fuß), so blickt man von jenen Rändern auf die Gipfel der Berge hinab, die aus dem theilweise mit Schwefeldampf gefüllten Kesselthal emporragen. Einen wunderbareren und großartigeren Naturanblick habe ich nie genossen. In der Zwischenzeit zweier Eruptionen bietet ein Krater entweder gar kein leuchtendes Phänomen, sondern bloß offene Spalten und aufsteigende Wasserdämpfe dar; oder man findet auf seinem kaum erhitzten Boden Schlackenhügel, denen man sich gefahrlos nähern kann. Sie ergötzen gefahrlos den wandernden Geognosten durch das Auswerfen feuriggluhender Massen, die auf den Rand des Schlackenkegels herabfallen und deren Erscheinen kleine, ganz locale Erdstöße regelmäßig vorherverkündigen. Lava ergießt sich bisweilen aus offenen Spalten und kleinen Schlünden in den Krater selbst, ohne den Kraterrand zu durchbrechen und überzufließen. Geschieht aber ein solcher Durchbruch, so fließt die neueröffnete Erdquelle meist dergestalt ruhig und auf so bestimmten Wegen, daß das große Kesselthal, welches man Krater nennt, selbst in dieser Eruptions-Epoche besucht werden kann. Ohne eine genaue Darstellung von

der Gestaltung, gleichsam dem Normalbau der feuerspeienden Berge, können Erscheinungen nicht richtig aufgefaßt werden, die durch phantastische Beschreibungen und durch die Vieldeutigkeit oder vielmehr durch den so unbestimmten Sprachgebrauch der Wörter **Krater, Ausbruchkegel** und **Vulkan** lange verunstaltet worden sind. Die Ränder des Kraters zeigen sich theilweise weit weniger veränderlich, als man es vermuthen sollte. Saussure's Messungen, mit den meinigen verglichen, haben z. B. am Vesuv das merkwürdige Resultat gegeben, daß in 49 Jahren (1773 — 1822) der nordwestliche Rand des Vulkans (Rocca del Palo) in seiner Höhe über der Meeresfläche in den Grenzen der Genauigkeit unserer Messungen als fast unverändert betrachtet werden darf.

„Vulkane, welche, wie die der Andeskette, ihren Gipfel hoch über die Grenze des ewigen Schnees erheben, bieten eigenthümliche Erscheinungen dar. Die Schneemassen erregen nicht bloß durch plötzliches Schmelzen während der Eruption furchtbare Ueberschwemmungen, Wasserströme, in denen dampfende Schlacken auf dicken Eismassen schwimmen; sie wirken auch ununterbrochen, während der Vulkan in vollkommener Ruhe ist, durch Infiltration in die Spalten des Trachytgesteins. Höhlungen, welche sich an dem Abhange oder am Fuße der Feuerberge befinden, werden so allmälig in unterirdische Wasserbehälter verwandelt, die mit den Alpenbächen des Hochlandes von Quito durch enge Oeffnungen vielfach communiciren. Die Fische dieser Alpenbäche vermehren sich vorzugsweise im Dunkel der Höhlen; und wenn dann Erdstöße, die allen Eruptionen der Andeskette vorhergehen, die ganze Masse des Vulkans mächtig erschüttern, so öffnen sich auf einmal die unterirdischen Gewölbe, und es entstürzen ihnen gleichzeitig Wasser, Fische und tuffartiger Schlamm. Dieß ist die sonderbare Erscheinung, welche der kleine Wels der Cyclopen, die Preñadilla der Bewohner der Hochebene von Quito gewährt. Als in der Nacht vom 19. zum 20. Junius 1698 der Gipfel des 18000 Fuß hohen Berges Carguairazo zusammenstürzte, so daß vom Kraterrande nur zwei ungeheure Felshörner stehen blieben, da bedeckten flüssiger Tuff und Unfruchtbarkeit verbreitender Lettenschlamm (lodazales), todte Fische einhüllend, auf fast zwei Quadratmeilen die Felder umher. Eben so wurden, sieben Jahre früher, die Faulfieber in der Gebirgsstadt Ibarra, nördlich von Quito, einem Fischauswurfe des Vulkans Imbaburu zugeschrieben.

„Wasser und Schlamm, welche in der Andeskette nicht dem Krater selbst, sondern den Höhlen in der Trachytmasse des Berges entströmen, sind demnach im engeren Sinne des Worts nicht den eigentlichen vulkanischen Phänomenen beizuzählen. Sie stehen

nur in mittelbarem Zusammenhange mit der Thätigkeit der Vulkane, fast in demselben Maße wie der sonderbare meteorologische Proceß, welchen ich in meinen früheren Schriften mit der Benennung vulkanischer Gewitter bezeichnet habe. Der heiße Wasserdampf, welcher während der Eruption aus dem Krater aufsteigt und sich in den Luftkreis ergießt, bildet beim Erkalten ein Gewölk, von dem die viele tausend Fuß hohe Aschen- und Feuersäule umgeben ist. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe und, wie Gay-Lussac gezeigt hat, die Entstehung einer Wolke von ungeheurer Oberfläche vermehren die electrische Spannung. Blitze fahren schlängelnd aus der Aschensäule hervor, und man unterscheidet dann (wie am Ende des Ausbruchs des Vesuvs in den letzten Tagen des October 1822) deutlichst den rollenden Donner des vulkanischen Gewitters von dem Krachen im Inneren des Vulkans. Die aus der vulkanischen Dampfwolke herabfallenden Blitze haben einst in Island (am Vulkan Katlagia 17. October 1755), nach Olaffen's Bericht, 11 Pferde und 2 Menschen getödtet."—

Ein Uebergang von da zur Lehre von den Gesteins- und Gebirgsbildungen ergibt sich höchst natürlich. Der Herr Verf. verläßt die gewohnte Eintheilung, und sondert die Steine für seinen Zweck in Eruptions-Gesteine (endogene), in Sediment-Gesteine (exogene), in umgewandelte (metamorphosirte) Gesteine und in Conglomerate, also nach den Entstehungsformen der Gebirgsarten. Die ersten beiden Abtheilungen werden nach ihren Gesteinarten kurz charakterisirt, darauf wird das Hervortreten und Wirken des Eruptions-Gesteins näher betrachtet, besonders in Bezug auf die von ihm bewirkten Metamorphosen in den Contact-Phänomenen, der Marmorbildung, Verkieselung, Gneiß- und Glimmerschiefer-Bildung, Dolomitisirung, ferner der Gips-, Steinsalz- und Schwefel-Bildung, die Quarz- und Granat-Bildung, die Gestein- und Erzgänge, und nun erst werden die Conglomerate besprochen.

Der Chronometrik der Erdrinde geht voraus eine kurze Erwähnung der Versteinerungslehre und der wichtigsten untergegangenen Thiergeschlechter, und an diese schließt sich der Typus der Sediment-Gebilde in sechs Abtheilungen an, worauf schöne Bemerkungen über die geognostischen Vegetations-Epochen folgen, und die Steinkohlen- und Ligniten-Formationen nebst dem Bernstein kurz besprochen werden. Die verschiedenen Erhebungsepochen der einzelnen Gebirge nach der Schichtenaufrichtung und Elie de Beaumont's Grundsätzen sind unerwähnt geblieben. Die Findlingsblöcke, wie überhaupt das Schuttland, sind nur berührt. Bemerkungen über das uranfängliche Gestein, wo der

Hr. Verf. den Granit in seine alten Rechte mit Wahrscheinlichkeit einsetzt, schließen dieses Bild.

Die räumliche Vertheilung der Feste und des Flüssigen wird nun Gegenstand der Betrachtung. Zuerst ein Blick auf die frühere Vertheilung und auf geognostische Karten, dann die Quantität der hervorragenden gehobenen Feste und ihre horizontale Ausbreitung. Die Hebung der Continente, der Schwerpunkt ihres Volums werden kurz vorüber geführt. Das Gemälde wendet sich dann zum Ocean. Gegenstände der Betrachtung sind seine Wärmeabnahme in vertikaler Richtung, die größte Dichtigkeit des Meereswassers, die Polarströmung, der Salzgehalt, das Niveau der Meere, die Wellen, Ebbe und Fluth, Strömungen, der Rotationsstrom, der Golfstrom, der südatlantische Strom, alles nur kurz berührt, manches vielleicht zu kurz. Reicher und schön entwickelt ist die Belebung des Meeres. Das Eis des Meeres ist übergangen, eben so wie früher die Gletscherbildung mit alle dem, was Agassiz für die Geognosie und eine frühere Periode der Schöpfung daraus gefolgert hat. Der Winterschlaf der Natur und die Erscheinungen der Polarzonen sind überhaupt, wenn wir das Polarlicht und die Polarströmung ausnehmen, in dem Gemälde des Herrn Verfassers, wie es scheint, absichtlich vermieden. In der mit tropischen Lebensanschauungen so reich ausgestatteten Phantasie des Herrn Verfassers haben so farblose, dunkle, meist nur von Mond- und Schneelicht erhellte und vom Frost erstarrte Bilder keinen Platz finden können, ohne in der Wärme derselben zu schmelzen und zu zerfließen; ein Naturgemälde scheint sie aber doch, schon des Schattens wegen, nicht entbehren zu können.

Es wird nun der Luftocean der Betrachtung vorgeführt. Zunächst seine chemische Zusammensetzung, die stündlichen Schwankungen des Barometers, die mittlere Barometerhöhe und die isobarometrischen Linien, die barometrischen Windrosen nebst Dove's Drehungsgesetz der Winde, — vielleicht etwas zu kurz, — dann die Isothermen, Isotheren und Isochimenen, i. J. 1817 zuerst vom Hrn. Verf. in die Wissenschaft eingeführt, das Klima und die mittlere Wärme, die Umstände, von denen sie abhängig ist, das Insel- und Continentalklima, Kulturgrenzen, Jahrestemperaturen, Schneegrenze, Thaupunkt und Thau. Es ist alles nur ganz kurz behandelt, aber mit einer Menge erfahrungsreicher Ansichten und treffender Bemerkungen durchwebt, die einen sehr weiten Gesichtskreis zeigen und oft überraschende Beziehungen entdecken lassen, wo man sie nicht gesucht hätte. Daran schließt

sich die Betrachtung über die Electricität des Luftkreises, das Gewitter und allgemeine Bemerkungen über den Zusammenhang der meteorologischen Erscheinungen schließen das Gemälde des unorganischen Erdenlebens.

Er wendet sich nun zur Sphäre des organischen Lebens. Einleitende Bemerkungen eröffnen sie. Die Strömungen im Zellenbau der Pflanzenorgane und die Infusorien in ihrer Bedeutung für die Erde werden der Betrachtung unterworfen, interessante Bemerkungen über den physiognomischen Charakter einer Gegend, über die Möglichkeit der von dem Herrn Verfasser geschaffenen Geographie der Pflanzen und ihre Wichtigkeit für die Wanderungen der Thiere, über die Vegetationsgebiete, würden bedauern lassen, daß der in diesem Gebiete so vortrefflich schildernde Hr. Verf. sich darauf beschränkt und die Skizze unvollendet läßt, wenn wir nicht erwarten dürften, darüber noch in einem der folgenden Theile Beiträge zu einem weiter ausgeführten Gemälde zu erhalten. Die Geographie der Thiere und was sonst darauf Bezug hat übergeht er, und wendet sich sofort zum Menschen in seinen physischen Abstufungen und in der geographischen Verbreitung seiner gleichzeitig vorhandenen Typen. Es ist insonderheit „das dunkle und viel bestrittene Problem von der Möglichkeit gemeinsamer Abstammung, welches die physische Weltbeschreibung umfaßt. Die wichtigsten Fragen der Bildungsgeschichte der Menschheit knüpfen sich an die Ideen von Abstammung, Gemeinschaft der Sprache, Unwandelbarkeit in einer ursprünglichen Richtung des Geistes und des Gemüthes.“ Der Hr. Verf. findet nur eine Gliederung in Abarten und behauptet die Einheit des Menschengeschlechts. Eine Eintheilung in höhere und niedere Menschenrassen verwirft er schlechthin. „Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme.“ Mit einer vortrefflichen Stelle Wilhelm von Humboldt's aus dessen Werke über die Kawisprache, welche die freie Entwickelung innerlicher Kraft als Ziel der Menschheit, an welcher alle gleichberechtigt sind, in herrlichen, tiefgefühlten Ausdrücken hinstellt, schließt der Hr. Verf. höchst würdig sein großes Gemälde, hier, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt, die er nicht bezeichnet, deren Grenze er aber nicht überschreitet.

Nur das Nebeneinander und die Gruppirung der Gebilde, welche das große Gemälde der Schöpfung enthält, haben wir unseren Lesern vorführen können, wenig mehr. Auf dem weiten Hintergrunde trat nichts besonders hervor, in tiefer Ferne dämmerten kosmische Nebel, teleskopische Weltinseln und das Heer unserer Sterne. Im Mittelpunkte sind es die Aerolithenschwärme, der Nebelring und die Kometen, welche sich mit dem Lichte den

Gebilden des Hintergrundes anschließend, den bedeutendsten Raum einnehmen, während Sonne, Planeten und Monde im gedämpften Lichte erscheinen. Im Vordergrunde aber treten als glänzende Gestalten auf die innere Erdwärme, der Magnetismus der Erde, das Polarlicht, die Erdbeben, der Vulcanismus, die Gesteins- und Gebirgsbildung, das Meer, die Luft, die Pflanzendecke und der Mensch. Mehr oder weniger gedeckt oder beschattet von diesen ziehen sich andere Gebilde zurück, heben dadurch jene hervor und vermitteln den Zusammenhang der Gestalten, wie die Einheit und Harmonie des Gemäldes. Diese unvollkommene Skizze ist alles, was wir von ihm dem Leser geben konnten. Wir fühlen dabei wohl, daß wir die Rolle eines Anatomen übernommen haben, der einen schönen Körper zergliedert. Er mag immerhin die Vollkommenheit der einzelnen Theile bewundern und rühmen, die Schönheit und das Ebenmaß des unzerschnittenen Körpers geht doch dabei verloren, weil sich die Verbindung und das Verhältniß der Theile zu einander und zum Ganzen gelöset hat. Gerade die Vereinigung der Theile zu einem Ganzen, ihre schöne Verbindung und Harmonie ist aber einer der Hauptvorzüge des Buchs, und macht dasselbe zu dem was es seyn soll, zu einem Gemälde, zu einem wahrhaften Kunstwerke. Es ist, wenn wir einen artistisch-technischen, aber sehr bezeichnenden Kunstausdruck darauf anwenden dürfen, aus Einem Guß. Wir bitten unsere Leser, ganz besonders darauf zu merken und ihr Urtheil nach dem ersten Lesen zurückzuhalten, wo das Interesse am Stoff und die Beschäftigung mit demselben überwiegt, selbst bei denen, welche mit ihm vertraut sind. Die gedankenreiche Fülle des Buchs, die feinen, oft nur angedeuteten, überraschend schönen Beziehungen, die plastische Prägnanz der Schilderungen, kommt nur bei wiederholtem Lesen zum Bewußtseyn, und allerdings nur bei genauer Bekanntschaft mit dem Stoffe zum vollen Verständniß; dann aber ist man erst im Stande, sich mit der schönen Composition, mit der freien sicheren Zeichnung der Umrisse und individualisirenden Linien, mit den höchst geistreichen, oft keck hingeworfenen Andeutungen und dem Glanze der reichen, naturwahren, den Schönheitssinn wie die Phantasie gleich sehr ansprechenden Farbengebung zu beschäftigen. Das Buch gefällt, wie jedes wahre Kunstwerk, schon bei der ersten Bekanntschaft mit ihm, aber es will dennoch, wie jenes, studirt seyn. Wie es Gesichter gibt, die um so schöner werden, je länger man sie betrachtet, weil sich in ihnen die Tiefe einer reinen Seele, die Hoheit eines edlen Herzens, die fesselnde Gewalt eines schönen Gemüthes abspiegelt, und wie dieß eben die Probe wahrer dauernder Schönheit ist, so bei diesem Buche. Es hat in der ganzen gebildeten Welt einen großen Kreis von Vereh-

rern und Bewunderern gefunden, es wird diesen Kreis noch vergrößern in dem Maße, als es mehr und mehr verstanden und in seiner wahren Tendenz erfaßt wird, unter allen denen, welche für die Erhabenheit der Wissenschaft und für ächte Schönheit empfänglich sind; es wird insonderheit dazu dienen, auch die vornehme Welt mit dem Umfange eines Theils der in unseren Zeiten so überaus wichtig gewordenen Naturwissenschaften in geschmackvoller und würdiger Form bekannt zu machen. Noch die späte Nachwelt wird sich daran erfreuen und erheben, und seinen gefeierten Urheber bewundern, denn wir glauben, daß es der edelste Vorzug des Menschen ist, das wahrhaft Schöne und Große bewundern zu können und sich ihm ohne Vorbehalt hinzugeben.

Und wenn einst die Nachwelt dieses Buch lieset, so wird ihr zugleich das Bild eines Hofes vor die Seele treten, wo ein geistreicher Herrscher, beseelt von dem edelsten Enthusiasmus für Wissenschaft und Kunst, die trefflichsten Geister um seinen Thron zu versammeln, und was noch mehr sagen will, durch die liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens an sich zu fesseln wußte. Wie einst der Hof der Medicäer seinen strahlendsten Glanz, mit dem er durch die Nacht der Zeiten leuchtet, jenen großen Genien verdankt, die seine Zierde waren, so wird einst mit gleicher Bewunderung die Nachwelt den Hof sich vor die Seele zaubern, der jenen Glanz sich neu zu erringen weiß, und unter dessen schützender Aegide dieses Buch geschrieben wurde.

Berlin. Dr. Klöden.

Art. VI. Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit von Gustav Klemm. Sechster Band: China und Japan. Mit 8 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1847. 527 S.

Der unermüdlich thätige Verfasser fährt fort auch in diesem Bande mit derselben Genauigkeit und Umsicht, welche wir bei Herausgabe der frühern Bände anerkennen mußten, die Resultate seines treufleißigen und genauen Quellenstudiums mitzutheilen.

Was die Resultate seiner früheren Forschungen betrifft, so ergibt sich aus dem Rückblicke auf dieselben, daß wir auf dem verfolgten Wege der Betrachtungen der Kulturzustände der Menschheit immer auf den grellen Gegensatz der passiven und der activen Rasse trafen. In den entlegenen Ländern der Continente fanden wir die rohesten Zustände; in den Steppen und Ebenen von Amerika und Asien, in den südlichen und westlichen Ländern von Afrika sehen wir die passiven Stämme als Autochthonen noch wenig berührt von den Ausläufern der activen Wanderer. In der Südsee lernten wir die activen Enies als tyrannische Herren der passiven

Ureinwohner kennen. Wir fanden ferner die Anfänge der Civilisation in den alten Reichen von Mittelamerika und die weitere Entwicklung dieser Zustände im alten Aegypten, wo aus der Vereinigung der passiven Urbevölkerung mit den Einwanderern activer Rasse sich eine Mischlingrasse gebildet hatte, welche den Kern der Nation ausmachte, und das vermittelnde Element zwischen den Herrschern und der, zum Theil der reinen Negerrasse angehörenden Urbevölkerung bildete.

Aehnliche Erscheinungen bietet uns Asien, die auch hier aus ähnlichen Ursachen sich entwickelten. Zunächst treffen wir in Indien, am Ganges auf die wiederholt gestörten Trümmer einer Kultur, die uns in ihren Denkmalen altamerikanische wie altägyptische Formen zeigt. Auf Java namentlich finden sich Bild- und Bauwerke, welche mit den aztekischen Denkmalen auf eine merkwürdige Weise übereinstimmen, ohne daß ein Grund vorhanden wäre, eine gegenseitige Nachahmung zu vermuthen. Mehr entwickelte Formen bieten die Denkmale des Landes am Ganges dar. Die Kastenabtheilung des Volkes, die reiche Mythologie, das ausgebildete Priesterthum, die großartigen Bauwerke, der eigenthümliche Todtencultus, die reiche Literatur sind Trümmer einer Kultur, welche wenigstens auf gleicher Stufe mit der ägyptischen stand, wenn sie dieselbe nicht gar überflügelt hatte, wie denn die Sanskritschrift bei weitem entwickelter ist, als die Schriftarten des alten Aegyptens.

Diese altindische Kultur wurde durch mehrfache Einfälle von Seiten der Araber und der Abkömmlinge Timur's, dann auch seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch die Einfälle der Europäer, namentlich der Portugiesen, in ihrer ruhigen Entwickelung unterbrochen. So treffen wir in Indien neben den in den Felsen gehauenen Tempeln und den Denkmalen buddhistischen und braminischen Cultus Paläste und Moscheen im arabischen Style und christliche Kathedralen und Festungswerke.

Dagegen erwuchsen im Osten Asiens ungestört, wenn auch nicht unberührt von den westasiatischen und europäischen Eroberern, zwei große Reiche, die bis auf den heutigen Tag ihre Eigenthümlichkeit in merkwürdiger Reinheit bewahrt haben: China, welches durch Gebirge und die See gegen fremde Einfälle bewahrt wird, und das große Inselreich Japan.

Der Verfasser verhandelt nunmehr in dem, in zwei Sectionen zerfallenden Bande die gedachten Reiche, wovon der bei weitem größere Theil sich mit China und nur ein kleiner sich mit Japan beschäftigt. Im ersten wird die körperliche Beschaffenheit der Chinesen, ihre Nahrung, Getränke, Kleidung, Schmuck, Wohnung, Schiffahrt, Lastthiere, Werkzeuge, Gewerbe, Viehzucht,

Acker- und Gartenbau, Handwerke, Bergbau, Familienleben, Schauspiele, Staatsverfassung, Regierung, Provinzialverwaltung, Staatswesen, Finanzen, Gesetzgebung, Strafen der öffentlichen Verbrecher, das Kriegswesen, die Religion, Wissenschaft und Literatur, Kunst und Geschichte auf eine Weise untersucht und zur Anschauung gebracht, daß wir eine genaue und vollständige Kenntniß der Verhältnisse des himmlischen Reiches erhalten.

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen über Wissenschaft und Literatur, die Poesie, die Musik und die bildende Kunst bei den Chinesen.

Der Verfasser zeigt, wie sehr die Naturwissenschaften bei den Chinesen gepflegt werden. Die Naturwissenschaften der Chinesen sind aus der Heilkunde und dem Bestreben hervorgegangen, alle Naturprodukte, welche für ökonomische und technische Zwecke von Nutzen sind, kennen zu lernen, und diese Kenntniß durch fortgesetzte Beobachtungen zu vermehren. Die ältesten naturhistorischen Bücher China's sind die medizinischen. Hoangti soll bereits vor 4400 Jahren ein Buch über die Krankheiten und den Puls abgefaßt haben. Ein noch älterer, der göttliche Bauer genannter Schriftsteller schrieb über die Eigenschaften der Pflanzen, auf welches Buch sich die gesammte Botanik und Materia medica der Chinesen gründet. Dieser göttliche Bauer entdeckte 365 Heilmittel, die vorzugsweise der Pflanzenwelt angehören. Die meisten naturhistorischen Werke glichen daher auch jenem Hortus sanitatis und andern derartigen Büchern, welche das europäische Mittelalter hervorbrachte, das die Naturgeschichte ebenfalls nur als Dienerin der Medizin, Alchymie und Oekonomie betrachtete und behandelte.

Die Chinesen kennen die Metalle, die Fels- und Steinarten, die Steinkohlen und andere Fossilien ihres Landes genau, und verstehen sie auf das Mannigfaltigste zu verarbeiten. Sie kennen sehr genau alle Pflanzen, welche ihre ungeheure Bodenfläche hervorbringt. Ein umfangreiches chinesisches botanisches Werk, Pün-theo, theilt die gesammten Pflanzen in fünf Classen: Gesträuche, Körner, Kräuter, Früchte, Bäume. Die erste Classe umfaßt folgende Geschlechter: wilde, riechende, Sumpf-, Gift-, Felsen-, Kriech-, Wasser-, kryptogamische und vermischte Pflanzen: die zweite: Weizen, Gerste, Hirse, Mais und andere Körner; zur dritten gehören: lauchartige, schleimige, kriechende, wässerige und Schwammgewächse; zur vierten: wilde, fremde, aromatische und wässerige Früchte; und in die fünfte: wohlriechende, riesenförmige, üppige, schmarotzende, biegsame und vermischte Bäume. Alle diese Geschlechter zerfallen dann wieder in 1094 Arten.

Die Chinesen kennen die Thiere ihres Landes genau und pflegen Insekten, sammeln und verwenden sie als Schmuck. Man fertigt auch ganze Sammlungen von Insekten, die man in Kästchen aufspießt und in solchen verkauft. Muscheln, Fische, Vögel, Vierfüßer werden häufig abgebildet, und es kommen ganze Sammlungen solcher Abbildungen auf Reispapier überaus sauber ausgeführt in den Handel, worunter sich namentlich die Schmetterlinge auszeichnen.

Einen tiefern Blick in den wissenschaftlichen Charakter der chinesischen Naturforscher gewähren uns die Bruchstücke, welche von den Bemerkungen des Kaisers Kang-ti, Kieng-long's Großvater, in den Memoiren der Jesuiten mitgetheilt werden. Kang-ti beobachtete Alles, was ihm seiner Aufmerksamkeit werth schien, und schrieb die Ideen, welche diese Gegenstände in ihm erweckten, sorgfältig mit eigener Hand nieder. Da er häufig auf Reisen war, fehlte es ihm nie an neuen Gegenständen der Betrachtungen. Die wichtigsten werden vom Verfasser mitgetheilt.

Nächst den Naturwissenschaften erfreut sich namentlich die Geschichte einer sorgfältigen Pflege von Seite der chinesischen Gelehrten und einer kräftigen Unterstützung von Seite der Regierung. Das Gesetz beschützt nicht allein jedes Denkmal, welches auf die Geschichte des Landes Bezug hat, eben so wie es das Andenken an die Vorfahren zur Pflicht macht; sondern es besteht in China schon seit uralter Zeit das Amt der Geschichtschreiber, denen die Verpflichtung obliegt, alle merkwürdigen Ereignisse, die sich am Himmel wie auf der Erde zutragen, vor Allem aber die Handlungen und Gedanken der Kaiser aufzuzeichnen. Es sind dieß die beiden Censoren, die dem Kaiser immer zur Seite stehen, auf seine Handlungsweise Acht und die Pflicht haben, ihn auf jede Gesetzwidrigkeit aufmerksam zu machen.

Aus den Aufzeichnungen dieser Censoren werden nach dem Ableben des Kaisers die Jahrbücher seiner Regierung abgefaßt, und diese Jahrbücher dienen sodann als Quelle für die Geschichte der Dynastien und des gesammten Reiches.

Das angesehenste und wichtigste Geschichtbuch der chinesischen Nation ist unstreitig der Schu-king, den Confucius aus den zu seiner Zeit vorhandenen Chroniken und Annalen zusammenstellte. Er hatte dabei die moralischen Grundsätze der alten weisen Regenten des Landes vorzugsweise im Auge, und beginnt mit der Geschichte von Yao und Schün; der Schu-king ist also mehr eine moralisch-politische Beispielsammlung, als eine eigentliche Geschichte.

Ein sehr altes Geschichtbuch ist der Tschou-schou-ki-nien, wörtlich Bambusbuch-Jahresberichte, so genannt, weil man

das Werk im J. 284 vor Chr. Geburt auf Bambustafeln geschrieben in einem Grabe der Fürsten von Wei entdeckte. Sie enthalten eine Reichsgeschichte von Koang-ti bis 299 vor Chr. Geb., und sind deßhalb wichtig, weil sie das einzige alte Werk der Chinesen bilden, welches zuverläßige chronologische Notizen darbietet. Es erinnert in der Abfassung an die alten Annalen, wie sie aus den Klöstern des europäischen Mittelalters hervorgingen. Als Probe möge der Anfang des Buches dienen. **Erstes Buch:** Hoang-ti aus der Familie Hien-youen. Im ersten Jahre wurde er als Herrscher anerkannt. Er residirte in Yaou-hioung. Er ordnete zuerst die Form der kaiserlichen Mütze und Kleider. Im zwanzigsten Jahre wurden Wolken von einer glücklichen Vorbedeutung gesehen. Er bestimmte die Abzeichen und die Namen seiner Beamten nach der Farbe der Wolken. Im fünfzigsten Jahre, im Herbste, im siebenten Monate am Tage Keng-schin, kam der Vogel Foung (Phönix). Der Herrscher opferte auf dem Strome Lo in Ho-nan. Im neun und fünfzigsten Jahre unterwarf sich der Stamm Kouanhioung. Der Stamm Tschang-kou unterwarf sich. Im sieben und siebzigsten Jahre unterwarf sich Tschang-y. Er residirte am Flusse Jo. Er erzeugte den Herrscher Kan-hoang. Im hundertsten Jahre that sich die Erde auf. Der Herrscher stieg auf (d. h. er starb).

In dieser Weise ist denn allemal der Name des Kaisers an die Spitze eines Abschnittes gestellt, und dann folgen hinter der Jahreszahl die einfachen Facta in wenig Worten angegeben, z. B. die Ordnung des Kalenders, die Anfertigung eines Gesanges, die Geburt kaiserlicher Prinzen, Feldzüge, Einrichtungen im Staate wie im Heere, die Erscheinung merkwürdiger Sterne, die Abhaltung großer Opfer, die Regulirung des Strombettes der Flüsse, die Verheiratung der Prinzessinnen, die Erbauung von Palästen, die Reisen der Kaiser, die Abänderung der Gesetze.

Das erste große historische Werk nach dem Schu-king sind die 130 Bücher des Sse-ma-tsien, der 104 Jahre vor Chr. G. vom Kaiser Ou-ti den Auftrag erhielt, den gesammten geschichtlichen Stoff der vorigen Dynastien in ein Ganzes zu fassen. Man suchte alle nur mögliche geschichtliche Werke nicht allein aus China, sondern auch aus Korea, Japan, ja aus Persien zusammen. Es entstand auf solche Art eine kolossale Bibliothek, aus welcher Sse-ma-tsien, unterstützt von anderen Gelehrten, im Laufe von sieben Jahren seine Arbeit herstellte. Er beginnt seine Geschichte mit dem Hoang-ti und führt sie im ersten Buche bis zum Yü; das zweite Buch enthält die Geschichte der Dynastie Ya, das dritte die der Schang, das folgende die der Tschaou; die sechs nächsten die der Tsin und der Han bis zum Jahre 104 vor Chr. Geb. Es folgen nun chronologische Abtheilungen, dann besondere Bücher

über Ceremoniel, Religion, Musik, Kalender, Astronomie; besondere Bücher über die Geschichte der Familien, berühmten Personen, der Prinzen, der Fürstenthümer. Sse-ma-tsien wird von den französischen Berichterstattern als geistreicher Schriftsteller geschildert, der geizig mit Worten, aber übersprudelnd von Gedanken ist, und der nur weniger Worte bedarf, um ein Gemälde deutlich hinzustellen und in der Seele des Lesers Gedanken zu wecken, die er nicht erst ausspricht. Diese Kürze ist aber auch Ursache, daß man Anmerkungen zu seinem Texte setzen mußte, um die alten Charaktere, die den King enthobenen Redensarten, die Ceremonialworte und Gleichnisse zu erläutern, deren er sich bedient. Sse-ma-tsien starb arm und in der Ungnade des Hofes, und erlebte nicht den Ruhm, der sein Werk nachmals umstrahlte.

Auf ihn folgte Pan-kou, der alle hinterlassenen Papiere desselben vorfand und zur Fortsetzung der Jahrbücher benutzte. Er begann sein Geschichtbuch erst mit der Dynastie der Han und setzte es in zwölf Büchern bis Pin-ti fort. Darauf ließ er eine Art Encyclopädie folgen, worein er die Chronologie, die specielle Geschichte der Prinzen und berühmten Personen, die Civil- und Criminalgesetze, die Naturgeschichte des Himmels und der Erde, die Wissenschaften und Künste, die Sitten und die Religion betrachtet. Pan-kou hatte die Absicht, seinen Vorgänger zu übertreffen; allein er hatte nicht die Stärke des Geistes, den Schwung der Gedanken, den klaren und malerischen Styl, und sein Werk enthält mehr Worte als Thatsachen.

Nach Pan-kou schrieb Sse-ma-tschin, der Enkel des Sse-ma-tsien; er nahm sich vor, das Werk seines Großvaters zu ergänzen, und zog deßhalb Bücher der Tao-sse, die Ausleger der King, die alten Romane zu Rathe, um die älteste Geschichte von Fohi bis Hoang-ti zusammenzustellen. Es folgten nach ihm noch mehrere Historiker, über welche die französischen Jesuiten berichten.

Diese Werke wurden nach und nach von verschiedenen Geschichtschreibern fortgesetzt, und es erschien die Geschichte einer jeden Dynastie gewöhnlich, wenn sie ihre Endschaft erreicht hatte. Daraus entstand eine Reichsgeschichte. Nian-nul-sze oder die 22 Geschichtschreiber, der im Jahre 1739 die Geschichte der Ming-Dynastie beigefügt wurde. Dieses Werk enthält 120 Hefte.

Außerdem hat man nun in chinesischer und mandschurischer Sprache noch eine ziemliche Anzahl geschichtlicher Werke, wie den Chafu-bulefu-bische oder Spiegel der Geschichte, den Ming-szu oder Geschichte der Ming-Dynastie, worüber Klaproth ausführliche Nachricht gibt, den Tung-kian-kong-mu von Tschu-si im dreizehnten Jahrhundert.

Was die Poesie der Chinesen betrifft, so war sie in der Zeit vor Confucius überaus mannigfaltig und reich in allen Fächern; allein es ist uns von diesen älteren Erzeugnissen der Dichtkunst nichts erhalten als das, was die Liedersammlung des Confucius, der schon mehrfach von uns erwähnte und wörtlich eingeführte Schi-king darbietet. China war vor Confucius eine Feudalmonarchie, der es nicht an allen den Elementen fehlte, welche das europäische Mittelalter bewegten und hier jene romantische Poesie erweckten, die wir bei den Tscherkessen und Beduinen finden. Die höheren, ritterlichen Stände China's gaben sich dieser Poesie hin, während das der passiven Rasse ursprünglich angehörige Volk in einfachen Geschichten sich gefiel, und seine Erfahrung zum Theil in Sprichwörter zusammenfaßte, deren eine große Menge, allerdings von den Lehren des Confucius durchdrungen, bis auf unsere Tage gekommen ist. Confucius stellte die Moral der Nation fest, und die allgemein eintretende gegenseitige Beschränkung, die Stellung, die den Frauen, der Jugend, dem Krieger, der Musik allgemach angewiesen wurde, konnte der Poesie nicht günstig seyn.

Confucius sammelte aus dem poetischen Schatze der Nation, was ihm für seine Zwecke brauchbar und denselben nicht widersprechend erschien, und legte dieß in seinem Schiking nieder. Schiking zerfällt in vier Abschnitte. Der erste heißt Kue-fung, Volksgesänge, welche sich auf Hochzeit und Liebe, die verschiedenen Arbeiten in Feld und Haus u. s. w. beziehen. Die zweite und dritte Abtheilung Siao = ja und Ta = ja, große und kleine Erhabenheit, sind in höherem Tone gehalten und entsprechen unseren Oden; sie feiern die erhabenen Tugenden der Kaiser, Fürsten, der großen und verdienstvollen Männer der Nation, oder sie enthalten auch Tadel der Laster. Einige sind Danklieder und Gesänge, die bei den Gastmälern abgesungen werden. Der vierte Theil, Sung, besteht aus Hymnen und Lobgesängen auf den Tien oder Himmel und Ehrengesänge für die Ahnen. Viele dieser Gedichte stammen aus den Zeiten der Schung, d. h. 1756—1112 vor Christus. Die Form der Lieder, sagt Kurz, ist mit wenig Ausnahmen ein Vers von vier Sylben, der in einigen verschiedenen Versmaßen eingekleidet und mit harmonischen, manchen prosodischen Regeln unterworfenen Reimen geendet ist. Der Styl ist einfach, kräftig, an's Herz sprechend. Man kann ihn nur mit dem des alten Testaments vergleichen.

Obschon nun Confucius durch den Stempel, den er der Nation aufprägte, der poetischen Entwicklung ein Hemmniß anlegte, so sind doch fortwährend Dichter in allen Gattungen der Dichtung aufgetreten.

Als die bedeutendsten Dichter nach der Zusammenstellung des Schiking nennt Kurz Tu-fu und Li-thaipa, die beide dem achten Jahrhundert nach Chr. Geb. angehören. Tu-fu stand seinem Zeitalter als Fremdling gegenüber, er entsagte daher auch allen Ansprüchen auf höhere Stellen und lebte nur der Dichtung. Thaipe dagegen lebte am Hofe. Seine Gedichte sind nebst andern gesammelt worden.

Eine epische Literatur haben die Chinesen nicht, obschon sie in alter Zeit gewiß vorhanden gewesen ist; aber wie bei uns, ist sie in den Roman übergegangen und lebt als solcher noch heute fort. Das Epos mußte zu allererst von dem Geiste, den Confucius hervorgerufen hatte, beseitigt werden.

Die Romanenliteratur China's ist überaus reich, und es sind schon mehrere derselben in das Französische, Englische und Deutsche übersetzt worden.

Diese Romane bieten eine außerordentliche Fülle von Schilderungen der chinesischen Zustände, Sitten und Gebräuche, Ansichten und Meinungen dar. Die Geschichte spiegelt sich in ihnen so ruhig wieder, wie das Bild einer Landschaft in der glatten Oberfläche eines vom Winde nicht berührten Sees, und Niemand, dem das chinesische Wesen nicht ganz fremd ist, wird diese Bücher unbefriedigt aus der Hand legen. Die Charakterschilderung ist stets treffend und sehr mannigfaltig, obschon stets chinesisch. Minder ansprechend für uns ist das chinesische Drama.

Die dramatische Literatur ist überaus zahlreich und ist fortwährend im Wachsthum begriffen, wie denn unter andern die k. Bibliothek zu Berlin eine Sammlung von sechzig dramatischen Stücken besitzt, deren Titel den Inhalt andeuten, z. B. die Päonie, der weiße Hase, der Ring von Jaspis, die beiden Perlen, der Goldspatz, die tausend Goldstücke, die beiden Kuschen u. s. w.

Die chinesischen Dramen sind meist historischen Inhalts, doch ist der Stoff immer einem entfernten Zeitalter entnommen. Stoffe, welche die herrschende Dynastie berühren, kommen nicht auf die Bühne. Das Gesetz verbietet, die alten Kaiser und großen Männer der Nation der Schaulust des Volkes preis zu geben. Die Bühne selbst, deren jedes größere Privathaus eine hat, ist sehr einfach und von künstlicher Decoration dabei keine Rede. Der Phantasie des Zuschauers bleibt es überlassen, den Schauplatz sich als Garten, Stadt, Zimmer oder Festung auszumalen.

Der Geist des chinesischen Drama läßt sich am besten aus einem Auszuge aus dem jüngst erschienenen Pi-pa-li erkennen. Dem Drama geht eine Art Vorrede in Gestalt eines Dialogs zwischen einem chinesischen Herausgeber und einem jungen Gelehrten voraus.

Der Gelehrte fragt, welche Bücher er für die Meisterwerke der chinesischen Literatur halte. Der Herausgeber bezeichnet als solche die Werke des Tschouang-tseu, Khio-youen, Sea-ma-thsien, Tou-fou, Chi-mai-nyan und Wang-schi-fou; bemerkt aber auf den Einwurf, daß es deren wohl noch mehrere gebe, und daß, wenn man mit den Fingern alle Schriftsteller von großem Verdienst abzählen wollte, sich wohl noch mehr als sechs zusammenfinden würden. Als nun der Gelehrte fragt, warum man immer nur jene sechs anführe, erwidert der Herausgeber: Verstehen wir es recht; was ist das Genie (Thsai)? Das Genie hat seine Quelle in der Natur; es entfaltet sich, es bildet sich durch die Leidenschaften; es lehnt sich an die Gebräuche, an die Gerechtigkeit, und nimmt, fürchtend sich zu verirren, nie seinen Weg ohne Führer und auf das Gerathewohl. Es weiß von der Freude an wunderbaren und an fabelhaften Begebenheiten abzustehen. Tschouang-tseu z. B. überläßt sich seiner Einbildungskraft, aber er erreicht seinen Zweck. Khio-youen hat vielleicht zu viel Feuer, zu viel Glut; aber er hat Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit. Tou-fou hat die Harmlosigkeit eines Kindes, aber auch Freimüthigkeit und Weisheit. So hat denn jeder Schriftsteller seinen eigenthümlichen Genius und eine Art, welche natürlich ist. Die Seeräuber spielen eine große Rolle im Schouï-hou-tschouen; dennoch entfernt sich Chi-nai-nyan nicht von der Gerechtigkeit und Billigkeit. In dem Pavillon des Westens finden Besprechungen über die Wollust Statt; allein man muß bekennen, daß Wang-schi-fou tief in die Leidenschaften eingeht. Jeder dieser Schriftsteller besitzt ein geistiges Gepräge, welches ihm eigenthümlich ist; daher hat man diese sechs Thsai-tseu Schriftsteller von Genie genannt. Wer kann ihnen diesen Titel streitig machen? Man vergleiche nur die geschichtlichen Schauspiele der Tsang- und Song-Dynastien (8. und 10. Jahrh. nach Chr. Geb.) und der Youen-Dynastie (13. und 14. Jahrh.), welche allein mehr als 500 Bände bilden. Man lese die Stücke der Ming-Dynastie. Was findet man da? Einen narrenhaften Dialog, eine Menge von Scenen, in denen man den Straßenlärm und die gemeine Sprache der Kreuzwege zu vernehmen meint; die Ausschweifungen der Dämonen und Geister, ferner Liebeshändel, die wider die Zartheit der Sitte verstoßen, und was folgt daraus? Daß der Blick des Menschen getrübt und verwirrt wird, daß das Herz von dem wilden Strome der Leidenschaften gefaßt wird und darin endlich untergeht. Wenn man den Zweck aufsucht, nach welchem Pa-schin-fou und andere Schriftsteller der Youen-Dynastie strebten, so erkennt man sofort, daß die einzige Absicht ihrer Schriften dahin ging, die Menge durch das Schauspiel der Freude zu erfreuen

oder durch das der Trauer aufzuregen. Was aber die betrifft, welche die Erziehung des Menschen durch Lehre und Beispiel befördern wollen, so kommen auf zehntausend nicht Einer.

Hierauf befragt der Gelehrte den Herausgeber über seine Ansicht von Pi-pa-ki, und dieser erwidert: Ein Minister, der seinem Fürsten dient, ein Sohn, der seinen Aeltern dienen will, zwei vollkommene Gatten, eine erste und eine Nebenfrau, die sich lieben, Freunde, die sich helfen, das sind die Hauptpersonen, welche Kao-tong-kia in seinem Stücke vorführt. Wo nun, selbst im kleinsten Flecken, eine Bande Schauspieler auf die Bühne steigt, um Pi-pa-ki darzustellen, füllt sich sofort der Saal. Und wenn sie nun die Scenen der Hungersnoth und der Trennung, die Scene, wo Tsai-yong das Mitleid des Himmelssohnes im kaiserlichen Palast erfleht, oder die Scene darstellen, wo Tschao-ou-niang ihr Haar verkauft, um einen Sarg zu kaufen, und Erde zu einem Grabe zusammenhäuft, dann röthen sich alle Wangen, dann brennen alle Ohren bei allen Zuschauern, Eigenthümern, betagten Frauen, jungen Hirten, Holzhauern, ehrwürdigen Greisen. Die Thränen rinnen ihnen über die Wangen, alle Gesichter sind verstört, man hört nur seufzen und schluchzen bis zum Ende des Stückes. Als ich dieses Stück zum ersten Male aufführen sah, so rief ich in meiner Begeisterung: dieses Stück ist das siebente Thsai-tseu, Geniewerk. Sofort unternahm ich eine Revision des Textes: ich verweilte mit Sorgfalt bei der Form jeder Redensart, ich übergab die Handschrift meinem Sohne und trug ihm auf, die Abschrift mit dem Originale zu vergleichen, nützliche Veränderungen vorzunehmen und mir zu helfen, die letzte Hand daran zu legen. Als ich nun später das von meinem Sohne corrigirte Werk überlas, der sich seines Auftrages trefflich entledigt und die lyrischen Stücke in regelmäßige Strophen getheilt und die Arien den Worten angeeignet hatte, so war es mir, als stünde ich einem Werke der Alten gegenüber und als hätte ich Personen in's Leben zurückgerufen, die vor tausend Jahren gelebt hatten. In dieser Weise enthält dann die dialogisirte Vorrede, welche 18 Seiten einnimmt, eine Kritik des Stückes.

Darauf folgt das Personenverzeichniß mit 35 Namen, vielen sprechenden Dienern, Fahnenträgern, Gerichtsdienern, so wie eine Menge stummer Personen, nämlich 500 Baccalaureen, übernatürlicher Wesen und höllischer Miliz.

Der Inhalt des Stückes geht dem eigentlichen Texte voraus, indem ein Schauspieldirector mit seiner Bande auftritt und denselben nach kurzem Dialoge folgender Gestalt hersagt.

Tschao ist eine junge Frau von besonderer Schönheit, Tsai-yong ein vollendeter Baccalaureus. Sie waren kaum zwei Monate

durch gesetzmäßige Bände vereinigt, als der Kaiser alle Gelehrten des Reiches zusammenberief und die Eröffnung der Prüfungen ansetzte. Tsai-yong gab den Bitten seines Vaters nach und reisete nach der Hauptstadt ab, errang die akademische Palme und erlangte auf einmal den ersten Rang der Doctoren. Sofort ging er ein neues Ehebündniß ein, er heiratete Neou-tschi; aber da er einmal durch seine Erfolge auf den Gipfel des Ruhmes, der Größe und des Glückes gestiegen, konnte er sich dem Staatsdienste nicht länger entziehen. Während dieser Zeit richtete eine Hungersnoth in seinem Geburtslande Verwüstungen an; sein Vater und seine Mutter starben eins nach dem andern; welch eine Quelle von Jammer für den jungen Mann. Tschao, die junge Frau, vor Kummer trunken, erfüllt alle Pflichten, welche die Gebräuche ihr auferlegen. Sie schneidet ihr Haar ab und verkauft dasselbe, um den Aeltern ihres Gatten die Bestattung gewähren zu können; sie sammelt Erde in ihrem hänfenen Gewande und errichtet ihnen einen Hügel. Dann ergreift sie ihre Laute und wandert nach der Hauptstadt. Man sieht sie, wie sie auf den Straßen die häuslichen Tugenden preiset und besingt. Die Wiedererkennung von Tschao und Tsai-yong findet in einer Bibliothek Statt. Auf diese Wiedererkennung folgen Thränen, Seufzer und bittere Klagen. Der junge Mann ist durchdrungen von kindlicher Frömmigkeit, Niou-tschi von Weisheit und Mäßigung. Endlich begibt sich Tsai-yong, von seinen beiden Frauen begleitet, in seine Heimat zurück und erfüllt die Trauergebräuche.

Nun erst beginnt das Stück selbst, das in 24 Bilder oder Scenen abgetheilt ist. Auch dieses Stück athmet, wie alle Producte chinesischer Literatur, die reinste Moral, und vor Allem die innigste Liebe und Ehrfurcht gegen die Aeltern, und gleich die erste Scene enthält den lebendigsten Ausdruck derselben. Es würde jedoch zu viel Raum wegnehmen, wollten wir auf die Einzelnheiten eingehen.

Wie nun kein Werk der chinesischen Literatur auf allgemeine Anerkennung und dauernden Beifall Anspruch machen kann, wenn es nicht im Geiste der durch Confucius zur Geltung gebrachten Lehren abgefaßt ist, so sind die Schriften des Confucius selbst die Quelle, auf welche der Chinese, der auf Geistesbildung sein Streben richtet, immer wieder zurückkommt. Diese Schriften, so wie die im Geiste derselben abgefaßten Erläuterungen nennt der Chinese die King oder Hauptwerke und klassische Bücher. Es sind aber:

1) der Schu-King, das Buch der Geschichte in vier Abtheilungen. Den Umfang dieses Werkes kann man daraus ermessen, daß es 90 Doppelseiten in Hochquart in der französischen Uebersetzung von G. Pauthier einnimmt.

2) Y-King, das Buch der Veränderungen. Es ist dieß ein uraltes, dem Fohi zugeschriebenes Büchlein, welches 64 Zusammenstellungen von ganzen und gebrochenen Linien je in drei Reihen enthält, z. B.:

u. s. w. Es hat schon seit Leibnitz selbst in Europa vielfache Erklärungsversuche veranlaßt, allein schon Confucius war mit den Auslegungen seiner Landsleute nicht zufrieden.

3) Der Schi-King.

4) Der Ta-sio oder das große Studium, ein Werk von Confucius und seinem Schüler Thseng-tseu. Man hatte dasselbe ehedem in dem großen Lehrsaale oder dem großen kaiserlichen Collegium als Lehrbuch eingeführt, und Jedermann richtete darnach seine Handlungsweise ein, wie Doctor Tschou-si in der Einleitung zu diesem Werke bemerkt. Es besteht aus nicht mehr als sieben Kapiteln, der Commentar des Schülers aber aus zehn.

5) Tschoung-Young oder die Unveränderlichkeit in der Mitte, von dem Enkel des Confucius Tseu-sse zusammengetragen, enthält 33 Kapitel und die Lehre von der Vernunft und den Vorschriften, die sie dem Menschen gibt.

6) Lün-yü oder philosophische Gespräche im Sinne des Confucius.

7) Das Buch des Meng-tseu, das hauptsächlich von der Gerechtigkeit und Menschlichkeit handelt und durch Beispiele aus der Geschichte zu belehren sucht, und wobei Confucius immer als die vornehmste Quelle angeführt wird.

Die Kunst ist in China eben so wie die Literatur im vollständigen Einklange mit den übrigen Lebenserscheinungen und ein wesentlicher Theil derselben. Dieses gilt namentlich von der Musik, die Confucius nicht allein als eines der wichtigsten Bildungsmittel der einzelnen Menschen betrachtete, sondern auch, nach dem Beispiele der Alten, als einen der wirksamsten Hebel für die patriotischen und religiösen Gefühle der Nation anempfahl. Die chinesische Musik ist aber ganz von der unsrigen verschieden, und die unsrige macht gar wenig Eindruck auf die Chinesen. Als Pater Amiot, welcher Flöte und Klavier spielte, europäische Stücke vortrug, bemerkte man ihm, daß diese Sachen nicht für chinesische Ohren, oder chinesische Ohren für diese Melodien nicht gemacht seien, und daß sie die Schönheiten derselben durchaus nicht empfinden könnten. Ein chinesischer Doctor aus der Akademie der Hanlin bemerkte noch: die Klänge unserer Musik gleiten vom Ohre bis in's Herz und von da in die Seele. Wir fühlen sie, wir begreifen sie; was Ihr uns vortragt, thut das nicht. Die

Arien unserer alten Musik waren aber noch viel mehr, wenn man sie hörte, war man entzückt. Alle unsere Bücher machen die größten Lobeserhebungen davon, aber sie belehren uns auch, daß wir viel von der vortrefflichen Methode verloren haben, womit unsere Alten so herrliche Wirkungen hervorgebracht haben. Pater Amiot forschte deßhalb nach und fand, daß die Chinesen eine große Anzahl Bücher über die Musik besitzen, von denen er dann auch ein Verzeichniß mittheilt, das 69 Nummern enthält, und aus denen er ein eigenes, durch zahlreiche Abbildungen erläutertes Werk zusammenstellte, das mit der Lehre von den Tönen beginnt. Darauf werden die Töne betrachtet, welche die verschiedenen Stoffe von sich geben; namentlich die Haut, der Stein, das Metall, die gebrannte Erde, die Seide, das Holz, der Bambus, die Calabasse. Aus allen diesen Stoffen hatte man Instrumente gefertigt, und sie führten damit Musiken auf, die auf genauer Berechnung der Töne beruhten.

Diese Instrumente waren Trommeln verschiedener Art, Tsou-Kou, Yng-Kou, die zum Theil sehr groß auf Gestellen standen, theils an langen Handhaben gehalten wurden; ferner der Pien-king, ein Instrument, das aus sechzehn Steinen zusammengesetzt ist, welche flach sind, die Gestalt einer Art haben und in zwei Reihen an einem Holzgestelle aufgehängt sind. Der Stein ist schwarz und klingt wie Metall, es ist wahrscheinlich ein Kieselschiefer oder Probirstein. Der moderne King besteht aus Jade und soll nicht übel klingen. Man hat ferner Glocken aus Metall, Becken, die je nach der Größe in einem Holzgestelle aufgehängt sind; den größeren Gong oder die aus Metallfäden geflochtenen und durch Schlagen, in der Art der Damascirung vereinigten Becken von außerordentlich kräftigem Tone.

Aus Holz ist ferner ein seltsames Instrument, das die Gestalt eines liegenden Tigers hat, von dessen Rücken eine Art Kamm aufragt, über den man hinfährt, um demselben einen Ton zu entlocken. Dann hat man eine Art Klavier oder Hackebrett, das mit Seidenfäden bespannt ist, vor welches man sich setzt, und das man nach Art der Harfe mit den Fingern spielt. Man hat ferner mehrere lauten- und geigenartige Instrumente, mit längerem und kürzerem Halse, ovalen oder kreisrunden, flachen oder gewölbten Kasten, die mit den Fingern oder dem Bogen gestrichen werden. Sehr mannigfaltig sind die Blasinstrumente aus Rohr, Holz, Horn, Metall, die unsern Flöten, Clarinetten, Trompeten und Hörnern, so wie dem Dudelsacke gleichen. Das seltsamste Blasinstrument ist wohl der Scheng, es gleicht fast einer Theekanne mit Sförmigem Ausgußrohre, in die obere Oeffnung sind 24 Pfeifenröhre von verschiedener, nach dem Tone

berechneter Länge in guter Ordnung eingelassen. Wenn man nun durch die Röhre Luft hinein bringt, wird diese in die Pfeifen getrieben, und bringt den bestimmten Ton hervor.

Wir sehen also, daß die Musik, obschon ganz verschieden von der europäischen, sehr ausgebildet ist; daß man den Klang der verschiedenen Stoffe kennt, das Verhältniß der Töne zu einander berechnet hat und dadurch eine beabsichtigte Wirkung auf das Gemüth hervorzubringen versteht. Allein schon Confucius klagte zu seiner Zeit über den Verfall der musikalischen Kunst; er suchte die alten Musiker sorgsam auf und suchte auch der Musik ihre frühere Geltung wieder zu verschaffen. Die gegenwärtigen Chinesen haben dieselbe Klage. Eigentliche Noten haben die Chinesen nicht, obschon sie gewisse musikalische Zeichen besitzen, womit sie die flüchtigen Töne festhalten und Andern zu überliefern im Stande sind.

Die bildende Kunst der Chinesen ist wie bei allen Völkern aus der Baukunst hervorgegangen. Der Verfasser zeigt, wie in der frühesten Zeit auch in China jene großen, aus Erde aufgeführten Pyramiden wahrscheinlich vorhanden gewesen, die wir noch in Aegypten und den altamerikanischen Reichen angetroffen haben. Fortschreitende Bearbeitung des Bodens, namhafte Vermehrung der Volksmenge ließen diese großen Bauwerke allgemach von der Oberfläche der Erde verschwinden, oder gaben ihnen eine angemessene, weniger Raum begehrende Gestalt, wie sie uns in den heiligen Thürmen entgegentritt. Die alten Pyramiden bestanden wahrscheinlich, wie die der Azteken, Aethiopier und Perser, aus vierseitigen Hügeln, auf deren Vorderseite eine Freitreppe hinanging. Malpière gibt die Abbildung eines solchen heiligen Thurmes, auf dessen Vorderseite allerdings noch eine steile Freitreppe die Fassade des ersten Stockwerkes durchschneidet. Die übrigen Stockwerke, oft bis zu neun, ruhen in Absätzen eines über dem andern. Man bemerkt auf den chinesischen Bildern das Bestreben, dieser einer architectonischen Entwickelung allerdings sehr ungünstigen Grundform durch Gliederung einige Mannigfaltigkeit zu gewähren; man sieht Thürme, deren einzelne Stockwerke, wie die über einander ruhenden Kugeln der Calabasse, da, wo sie sich berühren, abgerundet sind; an andern ist die Kante der Würfel abgeplattet, so daß sie vier breite und vier schmale Seitenflächen zeigen; wieder andere haben zwischen den Stockwerken breite Simse, andere kleine Dächer, die weit heraustreten und von denen Glöckchen herabhängen. Auch Sculpturen fehlen nicht.

Die übrigen dem Staate oder Privatpersonen angehörigen Gebäude sind sämmtlich in dem vom Verfasser früher geschilderten,

aus dem Bedürfniß und der Bequemlichkeit hervorgegangenen Style errichtet. Die Kunst tritt hiebei weniger als die eigentliche Bildnerin des Ganzen, denn vielmehr als die verschönernde Schmückerin auf. Sie wirkt sowohl durch plastische Verzierungen als auch durch die glänzenden Farben, womit sie die einzelnen Theile, die Wände, das Dach, die Säulen übergießt. Die Säulen sind meist sehr schlank, mit niedrigen, fast nur in einem Wulst bestehenden Fuße; die Kapitale bilden einen Würfel, woran in Gold oder andern grellen Farben schön gezeichnete Inschriften stehen. Die Chinesen benutzen überhaupt ihre Schrift, namentlich die alte Kanzleischrift, zur Verzierung der Wände und Säulen, und wie wir Bilder und Kupferstiche in unsern Zimmern aufhängen, so sieht man in den chinesischen Gebäuden Schrifttafeln in herrlichen Farben und von schöngeschnitzten Rahmen zierlich umfaßt. Die Säulen sind oben wie unten am Boden oft durch ein buntes Latten- und Gitterwerk mit einander in Zusammenhang gebracht, das uns alle nur erdenkliche mäandrische Verzweigungen und Kreuzungen fast stets im rechten Winkel zeigt. Hie und da benutzt man namentlich in den Ecken die natürliche Wurzelform zur Verbindung der Stäbe, was eine angenehme Wirkung hervorbringt.

An steinernen Mauern sind diese Balustraden, Fensteröffnungen und Gewände im Runden ausgeführt, und sie stellen die niedlichsten und geschmackvollsten Verschlingungen dar, denen wir auch in der byzantinischen Kunst begegnen. Man hat da Knoten, Schleifen, Schlingungen, wie sie in der Natur, namentlich bei Schlangen, Wurzeln, Schlingpflanzen, Korallenbildungen öfters vorkommen. Solche Ornamente sind dann meist in anderer Farbe, gewöhnlich dunkler, an den Rändern, unter den Simsen der Gartenmauern angebracht.

Die Giebel, Dachecken und Firsten der Gebäude werden häufig mit Vogelgestalten oder mit Drachen plastisch ausgeschmückt, die immer reich vergoldet sind; auch das Fabelthier Ki-lin, das wir bei der Geburt des Confucius kennen lernten, erscheint dabei. Zum Theil dienen diese Gebilde als Wetterfahne, zum Theil auch als Mündungen der Regenrinnen, wie wir sie auch an Gebäuden des deutschen Mittelalters bemerken.

Es ist wohl überhaupt kein Naturgebilde, was die Chinesen nicht in den Bereich ihrer plastischen Kunst und Ornamentistik gezogen hätten, den Wurm wie den Schmetterling, Käfer und Cicade, die Coralle, die Muschel und Schnecke, die Schildkröte wie die Eidechse und Schlange, die Fische in allen Formen, die Vögel, die Säugethiere und die Menschengestalt, Pflanzen jeder Gattung, so wie die Felsenbildung des Süßwasserquarzes, wie

des Basaltes, treten uns in den Verzierungen der chinesischen Gebäude entgegen.

Allen chinesischen Wohnhäusern ist eine gewisse Zierlichkeit und Nettigkeit eigen, die jedoch nicht in's Kleinliche und Gezierte übergeht. In den Abbildungen bei Malpière sehen wir mehrere Häuser und deren Inneres dargestellt, aus denen wir manche Eigenthümlichkeit der chinesischen Architektur erkennen. Der Verfasser verweist namentlich auf die Landhäuser, welche mitten im Wasser angelegt sind, und deren Unterbau die Gestalt eines Schiffes hat; auf die schönen, geschmackvollen Pavillons, die sich durch Reichthum der Verzierungen auszeichnen, und die schönen Säle und Corridore, die wir dort erblicken.

Die Bildnerei der Chinesen ist niemals eine selbstständige und allein dastehende Kunst. Die Statuen der Gottheiten, Menschen und Thiere sind stets mit Tempeln, Grabmälern und Wohnhäusern oder Palästen in Zusammenhang, sie erscheinen nie als selbstständige Kunstwerke.

Bei Darstellung der buddhistischen Gottheiten begegnen wir einem den Chinesen eigentlich fremdartigen indischen Styl, den wir später kennen lernen. National chinesisch sind die Statuen der Genien, der Kouan-yn, des Confucius, der Geistlichen, der Beamten, die immer in voller, reicher Kleidung erscheinen, und an denen nur Gesicht und Hände Gelegenheit zu naturgetreuer Darstellung geben, die denn auch stets meisterhaft ist. Die Gesichter, natürlich stets mit volksthümlichem Ausdruck, sind mit Genauigkeit ausgeführt, die Hände an den Frauenbildern immer sehr zierlich und schön. Die Gewänder, der Faltenwurf sind naturgetreu wiedergegeben und bis in's kleinste Detail, in Stickerei und Beiwerken sorgfältig ausgeführt.

Die Thiere, welche die Chinesen plastisch darstellen, sind Elephanten, Büffel, Hunde, Hasen, Pferde, Rinder, dann Adler, Hähne, Tauben, Enten, Goldfische, Schildkröten, Schmetterlinge, Muscheln. — Nicht minder gelungen sind die Blumen, welche namentlich in Porzellan vortrefflich ausgeführt werden, und besonders als Verzierung an Tassen, Kannen, Flaschen und andern Gefäßen erscheinen. Die mythologischen Thiere, wie die Tempel bewachenden, auf dem Hintertheile sitzenden Löwen, die Drachen, das heilige Thier Ki-lin und andere öfter vorkommende Gebilde erinnern an die neuseeländischen, altmexikanischen und ägyptischen Formen. Sie kommen in Marmor und andern harten Steinarten, in Bronzeguß auch colossal vor, und sollen dann mit größter technischer Vollendung ausgeführt seyn. Der vortrefflichen Elfenbeinarbeiten, besonders der Schiffmodelle, Schachspiele, ist bereits Erwähnung gethan.

Die halberhabenen Arbeiten, die man an Theebüchsen, an Gefäßen, Kästen, dann aber auch als selbstständige Kunstwerke für die Ausschmückung der Zimmer antrifft, kommen in außerordentlicher Anzahl vor. Wir finden sie in Holz, Elfenbein, Speckstein, dann aber auch in mehreren verschiedenartig zusammengesetzten Stoffen; so kommen z. B. Reliefs aus Speckstein auf Papier, Seide und Holz, aus Perlmutter auf Holz, aus Pappe und Seide auf Papier vor; es sind theils menschliche Scenen, worunter oft etwas obscöne Darstellungen, theils Blumen, Gefäße u. dgl. Eigenthümlich sind den Chinesen jene Relieftafeln, die an einander geheftet oder geklebt und zum Zusammenfalten eingerichtet wie Bücher erscheinen.

Die Malerei der Chinesen ist sehr ausgebildet, und wird durch den technisch sehr vollkommenen Apparat unterstützt. Wir lernten die Geschicklichkeit der Chinesen in Herstellung ihrer vortrefflichen Tusche, der verschiedenartigen Farben, der Lacke und Firnisse bereits kennen. Man hat chinesische Farbenkästen, die, wie Alles, was aus China kommt, überaus zierlich eingerichtet sind, und eine große Auswahl Erd- und Saftfarben in Porzellannäpfen enthalten. Man hat ferner ganze Farbenpalletten, die aus mehreren zusammen vereinigten Porzellannäpfen bestehen. Die besten chinesischen Bilder sind in Wasserfarben ausgeführt und auf Papier oder Seide aufgetragen. Doch kennt man auch die Oelfarben. Zum Vertreiben derselben bedienen sich die Chinesen eines Pinsels, der aus Schweinsborsten besteht, die in eine wie beim Bleistift übliche Hülse gefaßt sind, und je nachdem der Pinsel hart oder weich seyn soll, mehr oder minder herausgezogen werden. Die feinen, nur aus wenig Haaren bestehenden Malerpinsel sind stets durch ein aufgestecktes Rohr vor Staub geschützt. Die Gemälde auf Reispapier, welche aus China nach Europa kommen, und menschliche Figuren und Gruppen, Scenen, Schiffe, naturhistorische Gegenstände darstellen, zeigen große Vollendung; seltener sind die auf Seidenstoff ausgeführten, meist in langen Rollen gebrachten historischen Gemälde, die noch vorzüglicher sind. Die Farben sind vortrefflich, allein in der Zeichnung wie in der Anordnung von Licht und Schatten vermißt man die bewußte, auf mathematischen Regeln berechnete Perspective, wie sie in Europa seit Albrecht Dürer und Leonardo da Vinci angewendet wird. Die im menschlichen Auge begründete natürliche Perspective fehlt jedoch in besseren Gemälden niemals, obschon sie auf Vasenbildern eben so wenig anzutreffen ist, wie auf den altetrurischen und altgriechischen Vasen.

Die Gefäßbildnerei ist vielleicht derjenige Kunstzweig, worin es die Chinesen am weitesten gebracht haben. Sie fertigen Gefäße

in Metall, allen Stein- und Erdarten, Porzellan, Glas, Elfenbein, Thierhorn, Schildkröten- und Muschelschale, Holz und anderen Pflanzenstoff. Auch in neuerer Zeit fertigt man in Bronze vortreffliche Gefäße, vornehmlich Räuchervasen, deren Körper gemeiniglich eine melonenartige Frucht bilden, während Füße und Henkel so wie Deckelgriff von dem Ranken- und Blattwerke hergestellt werden. Der Guß ist meist überaus dünn, die Oberfläche farbig gehalten. Man fertigt auch aus getriebenem Kupfer Gefäße von merkwürdiger Dünne und Leichtigkeit, die man farbig emaillirt. An diesen Gefäßen, namentlich den Gießkannen, finden wir kühn geschwungene Henkel und im Ganzen schöne durchgebildete Formen. Die Malerei ist in der Regel der Pflanzenwelt entlehnt, die Farben sind überaus glänzend und lebhaft. Die aus Thiergehörn, Jade, Schildkrötenschale und andern derartigen Stoffen geschnitzten Gefäße bestehen meist in Bechern, an denen durch Blatt- und Rankenwerk ein Fuß oder Henkel gebildet wird und die überaus zierlich gearbeitet sind. Es kommen auch, namentlich in Jade, schlanke Fläschchen vor, deren Henkel in einem Drachen oder einer Eidechse und Schlange besteht.

Den Schluß der Untersuchungen und Mittheilungen über China machen die über die chinesische Geschichte.

Die Mittheilungen über Japan sind kurz, nur gleichsam übersichtlich, und betreffen die Körpergestalt, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Fahrzeuge, Ackerbau, Gewerbe, Familienleben, Leichenfeier, Staatsverfassung, Ministerium, Bevölkerung, Verkehr, Kriegswesen, Religion und Wissenschaften der Japanesen.

Art. VII. 1) Gedichte von Emanuel Geibel. Zehnte Auflage. (Miniatur-Ausgabe.) Berlin (bei Alex. Duncker, königl. Hofbuchhändler). 1848. 16°. 343 S.

2) Gedichte von C. Dräxler-Manfred. Dritte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. (Miniatur-Ausgabe.) Frankfurt a. M. (J. D. Sauerländer's Verlag.) 1848. 16°. 347 S.

3) Gedichte von Friedrich Bach. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig. (Verlag von J. J. Weber.) 1847. 8°. XVI und 219 S.

4) Gedichte von Theodor Stamm. Leipzig. (F. A. Brockhaus.) 1845. X und 360 S.

Wer den Entwickelungsgang unserer Zeit aufmerksamer beobachtet, wird es sich nicht verhehlen können, daß die Gegenwart in einem großen Gährungsprozesse begriffen ist, welcher sich auf alle Lebenselemente gleichmäßig erstreckt, und das Resultat,

wozu er sich endlich gestalten wird und muß, wohl ahnen, aber nicht mit Bestimmtheit voraus berechnen läßt. In allen Sphären menschlicher Thätigkeit, sowohl materieller als geistiger, herrscht eine Unsicherheit, ein Schwanken, ein ruheloses, umsonst nach festen Haltpuncten haschendes Umhergreifen, welches an den Zustand eines Fieberkranken erinnert, in dessen erhitztem Gehirne Vorstellung auf Vorstellung sich drängt, ohne daß eine zur völligen Reife gelangt. Träges Sichgehenlassen wechselt mit toller Ueberstürzung, Großartigkeit im Einzelnen mit Kleinlichkeit im Ganzen, kühne Hoffnung mit entmuthigender Trostlosigkeit; daß wir aus dem Geleise gerathen sind, fühlen wir Alle; ängstlich wenden wir uns bald rechts, bald links, um wieder einzulenken, allein es ist als ob Sinnestäuschung uns verblendete, — die rechte Fährte zu finden will uns noch immer nicht gelingen. Verdammt zu Phaëton's Loose, scheinen wir früher noch irgend einem Eridanus verfallen zu sollen, damit dann die alte Lenkerhand den Zügel, den sie uns allzunachgiebig anvertraut hat, wieder aufnehmen und das scheu gewordene Gespann auf die gewohnten Bahnen zurückleiten könne. Wir wollen hier dieses Gleichniß nicht weiter ausführen, noch es auf die politischen und socialen Zustände anwenden, sondern nur einen flüchtigen Blick auf das uns zunächst liegende Gebiet der ästhetischen Entwickelung werfen. Abgesehen von der Aesthetik als Wissenschaft, als welche sie mit der neueren Philosophie die gleichen Phasen durchgemacht hat, nehmen wir die obigen Erscheinungen nicht minder in der Praxis wahr als in der Theorie, und fast jeder Zweig der ästhetischen Literatur spiegelt in den Leistungen, die ihm zugehören, nur allzudeutlich den unentschiedenen Charakter unseres Gesammtlebens.

So hat denn auch die Poesie, und vorzugsweise die lyrische, als die unmittelbarste, dem Gemüth und der Gesinnung willfährigste, alle jene Gährungsstoffe nach einander in sich aufgenommen, welche jetzt im Leben überhaupt sich regen. Seit nicht vollen zwanzig Jahren ist für die deutsche Lyrik ein Abschnitt eingetreten, von welchem an die Literärgeschichte eine neue Periode wird zu beginnen haben. Es ist unglaublich, welchen Umschwung sie seither genommen, wie sie in ihrem Innersten sich verändert, wie weit sie von der Periode der Romantik, an die sie unmittelbar sich anschließt, in dem kurzen Zeitraume von wenigen Jahren sich entfernt hat. Man ist gewöhnt, die politische Richtung als die erste Phase der modernen Poesie zu bezeichnen; unseres Erachtens lag diese schon durch ein anderes Element vorbereitet, nämlich durch das Element der Negation, welches an H. Heine seinen namhaftesten Vertreter fand. Aus dieser schneidenden Ironie, aus dieser selbstvernichtenden Unzu-

friedenheit, aus dieser wildlustigen Verneinung alles Hohen und Heiligen, aus diesem schmerzlichen Muthwillen, der Alles auf den Kopf zu stellen, Erhabenes und Gemeines durch einander zu werfen, Lumpen zu vergolden und Perlen in Koth zu fassen liebt, — entwickelte sich jenes Mißbehagen an allem Bestehenden, jene Unverträglichkeit mit dem Altherkömmlichen, jene Gereiztheit und Tadelsucht, mit einem Worte jener Geist der Opposition, wodurch die Verneinung aus dem Gebiete der Moral auf das der Politik übertragen und die Poesie zur Trägerin der letzteren gemacht worden ist. Noch war sie aber erst liberal, und, obwohl fremdem Zwecke dienstbar, statt selbst sich Zweck zu seyn, immer noch, in so weit sie tüchtige Vertreter fand, auf einem ihrer würdigen Gebiete. Allein bald schritt sie, durch den Beifall der Parteien, deren Sympathien sie traf, verlockt, dem Extreme zu. Wilde Leidenschaftlichkeit, ungeberdiger Haß gegen Alles, was nicht die Farbe trug, der sie huldigte, wahnsinniges Ueberspringen jeder Grenze eines geregelten Fortschrittes und blinde Zerstörungswuth bemächtigten sich ihrer; die friedliche Muse, vorerst zur Amazone geworden, artete nun völlig zur Bacchantin aus. Sie glaubte nicht wühlerisch, nicht destructiv, nicht incendiarisch genug sich äußern zu können; auf ihrem Banner stand das Wort „Radicalismus.“ — Dieß war die zweite, oder in sofern wir den „Weltschmerz und die Zerrissenheit“ für mehr als ein bloßes Vorspiel rechnen wollen, die dritte Phase der modernen deutschen Lyrik. Nachdem sie in dieser Richtung das Ihrige geleistet und ihre reichste Lorbeerernte gethan zu haben glaubte, sah sie nach einem anderen Felde sich um, wo, um gleich wohlfeilen Preis, neue zu gewinnen wären. Die Fermentation im socialen Leben der Gegenwart bot ihr reichen und willkommenen Stoff dar. Rasch trat sie auf die Seite Aller, die außer der Gesellschaft stehen. Ohne es vielleicht zu wollen, ward sie die eifrigste Bundesgenossin der neufranzösischen Romantik. Sie nahm das Proletariat unter ihre Flügel, aber nicht als Versöhnerin, sondern um den Riß, der durch die menschliche Gesellschaft geht, zur Kluft zu erweitern, um den Gegensatz von Arm und Reich auf's Grellste herauszuheben, um die Pestbeulen und Wunden, woran die Stiefsöhne der Zeit leiden, in ihrer ekelhaftesten Scheußlichkeit bloßzulegen, um den physischen Jammer und den moralischen Aussatz mit cynischer Wollust zu conterfeien, — und dadurch jenen Umsturz aller Verhältnisse, den sie früher durch politische Hebel zu fördern bemüht war, durch sociale zu beschleunigen. Also wie dort, griff sie auch hier zum Extrem, und wurde zur Prophetin des Communismus. Fast gleichzeitig wendete sie, der eben auftauchenden religiösen Wirren wahr-

nehmend, in einer minder zahlreichen Fraction auch diesen sich zu. Dieß war die vierte Phase der modernen deutschen Lyrik. Nachdem sie auch dieses Feld zur Genüge ausgebeutet und sich indeß einigermaßen besonnen und ermannt hatte, trat sie allmälig in die Sphäre des Socialismus zurück, in welcher sie, von edleren Naturen vertreten und auch der Denk- und Gefühlsweise der Gemäßigteren näher rückend, vielfachen, mitunter wohlverdienten Anklang fand. Zum Theile noch in dieser ihrer fünften Phase, zum Theile schon im Uebergange zu einer neuen, schöneren, vielleicht der schönsten, die ihr vor dem Abschlusse der Gährungsperiode, worin wir uns mit ihr befinden, noch vorbehalten ist, erblicken wir sie jetzt, es ist die Phase der Humanität, die wir meinen, jener versöhnenden Vermittelung der Widersprüche, woran die Menschheit krankt, die in Leben und Kunst so Noth thut, und dem Zwecke der Poesie: „eine Versöhnerin des Lebens zu seyn," so vollkommen entspricht. Man fordert von der Poesie im Allgemeinen und von der Lyrik insbesondere, daß sie nicht außer die Zeit sich stelle, daß sie den Pulsschlag derselben belausche, ihren Anforderungen Gehör gebe, ihre Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen abspiegle, mit Einem Worte, daß sie zeitgemäß sei; — nach dieser Richtung hin kann und soll sie es seyn: denn die Idee der Humanität ist eben so poetisch als practisch, so, daß wer sie richtig, mit der Kraft seines Talentes, erfaßt, sicher seyn kann, die Anforderungen des Lebens in dem Maße zu befriedigen, als er den künstlerischen genügt, und obwohl jetzt mit seiner Zeit lebend, über dieselbe hinauszuleben.

Das Auge auf diese, wie uns dünkt, schon im Anbruche begriffene Phase der deutschen Lyrik richtend, wollen wir noch einmal einen Blick auf ihre jüngste Vergangenheit werfen, um dabei auf den Standpunct zu gelangen, von welchem aus wir die Producte einiger in den Wiener Jahrb. noch nicht besprochener Lyriker zu beurtheilen gedenken. Es ist eine schwere Aufgabe für den Dichter, namentlich für den lyrischen, als dem auf die einfachsten Mittel beschränkten, in einer vielbewegten, mit sich selbst zerfallenen, von den verschiedenartigsten Meinungen, Ansichten und Tendenzen durchkreuzten Zeit sich eine anhältige Geltung zu erringen. Hat er zu sehr die Wirkung nach Außen im Auge, so betrügt er sich damit nur allzuleicht um seine dichterische Zukunft; ist diese sein eigentlicher Zielpunct, so läßt seine Zeit ihn fallen, und er verkümmert am nagenden Wurme der Verkennung. Bestrebt er sich für beide Zwecke Fördersames zu leisten, so läuft er Gefahr, in unentschiedener Halbheit seine beste Kraft zu zersplittern, und für ein unbefriedigtes, seine Sehnsucht nie ganz ausfüllendes Daseyn mit der Aussicht auf ein bescheidenes

Plätzchen in einem Conversationslexikon oder in der Literärgeschichte sich vertrösten zu müssen. Und dennoch ist der zuletzt bezeichnete dritte Weg derjenige, den die meisten Lyriker einschlagen, die den ersten mit ihrer Individualität, ihren Verhältnissen oder mit der Tragweite ihres Talentes, den zweiten mit ihrem Ehrgeize, ihren Hoffnungen und ihrem Selbstgefühle nicht vereinbaren können. Sie huldigen daher der vorherrschenden Geschmacksrichtung nur aus Condescendenz, nicht aus reiner Ueberzeugung, oder nur nebenher, um sich selbst zu versuchen und sich an den gepriesenen Bannerträgern der Zeit zu messen; oder gar nur aus kluger Berechnung, um sich dadurch als Gleichgesinnte zu signalisiren, und, von der Partei getragen, sich oben zu erhalten. Die Zahl derjenigen, welche von solchen Mitteln, in die Masse zu dringen, sich ganz rein erhalten haben und, umbekümmert um die „Mobilium turba Quiritium," ruhig den Weg wandeln, auf welchen ihr Talent und ihre Ueberzeugung sie anweist, ist in der That sehr gering. Und dennoch finden wir gerade unter diesen Wenigen so manche, deren Liedern eine längere Dauer sich verbürgen läßt, als Vielen, die, als die Helden des Tages, in allen Journalen beweihraucht, gepriesen, über die Heroen einer früheren Periode erhoben, oder wenigstens bis zur Uebergebühr besprochen und beurtheilt werden. Dessen ungeachtet aber finden auch die Werke jener Wenigen Anklang, wenn auch nur allmälig und langsam, so doch in steigendem Verhältnisse, — ein Beweis, daß der richtige Tact der Genießenden durch die nüchterne Sprödheit der Richtenden sich nicht beirren läßt. Wir halten es daher für nicht unpassend, in diesen Jahrbüchern, die es sich stets zur Aufgabe stellten, die beachtenswertheren Erscheinungen in der Literatur mit ruhiger Würdigung zu besprechen, nach und nach auch einige lyrische Erzeugnisse vorzuführen, welche, ungeachtet sie von den gewöhnlichen Tendenzen der Gegenwart ganz oder doch größtentheils sich frei erhalten haben, größere Theilnahme gefunden oder sie zu gewärtigen haben, und daher auch von einer unparteiischen und leidenschaftslosen Kritik näher beachtet zu werden verdienen. Unter die Erzeugnisse dieser Art gehören die eingangs angeführten vier Gedichtesammlungen.

1) Wir stellen diese Sammlung an die Spitze des zu besprechenden Doppelpaares, weil sie schon in vorhinein durch die hohe Ziffer der Auflage, deren sie sich rühmen kann, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es will immerhin, besonders in unserer Zeit, etwas sagen, wenn ein Band lyrischer Gedichte in der kurzen Frist von ungefähr acht Jahren so viele Auflagen erlebt, zumal wenn diese Gedichte von jenen Elementen,

denen man gegenwärtig vorzugsweise seine Sympathie zuzuwenden pflegt, nur wenig an sich tragen. Ohne der oft mißbrauchten, aber deßhalb doch nicht ganz verwerflichen Sentenz: „Vox populi vox Dei," zu viel einzuräumen, kann man doch nicht läugnen, daß Poesien, welche so vielseitigen Anklang finden, daß sie in kurzen Zwischenräumen wiederholte Ausgaben nöthig machen, irgend etwas an sich tragen müssen, was sie vor anderen auszeichnet und die allgemeine Theilnahme dafür rechtfertigt. Wir wollen daher die Sammlung näher betrachten, um den Grund dieser außergewöhnlichen Wirksamkeit zu erörtern und um zu ermitteln, in wie weit das ästhetische Urtheil mit dem Effecte nach außen zusammenstimmt.

Die Sammlung zerfällt in vier Bücher mit drei Intermezzo's, und enthält im Ganzen auf 343 Sedezseiten 202 Gedichte. Das erste Buch (S. 3 — 51) umfaßt 26 Stücke, welche theils der lyrischen, theils der epischen Gattung angehören, und uns den Charakter des Dichters schon mit ziemlicher Bestimmtheit erkennen lassen. Sie fallen in die Jahre 1834—1835 und scheinen, der Angabe nach, zu Lübeck und Bonn entstanden zu seyn. Sie beurkunden sämmtlich eine empfängliche, seelenvolle Auffassung der Natur, eine gemüthreiche Beziehung gegebener Verhältnisse und Situationen auf die Individualität des Dichters und die gefällige Gabe, den gebotenen Gegenstand von jener Seite zu fassen, die einer mehr weichen als kräftigen Lyrik die besten Anhaltspuncte darbietet. Daher kommt es, daß auch jene Stoffe, welche unter Uhland's, Lenau's oder Freiligrath's Händen, je nach Maßgabe ihrer Gestaltungsweise, zur epischen Objectivität sich ausgewachsen hätten, unter Geibel's Händen der lyrischen Subjectivität zufallen und zu Liedern, höchstens zu Romanzen werden. So schlägt gleich das erste Gedicht: „Die Rheinsage" (S. 3), das uns den mächtigen Schatten Kaiser Carl's des Großen vorführt, wie er, alljährlich seiner Gruft zu Aachen entsteigend, in heller Mondnacht, bei Rüdesheim über den Rhein schreitet und, beide Stromufer bewandelnd, allenthalben die Trauben segnet, mit der Schlußstrophe in ein heiteres Trinklied um. So gestaltet sich das düstere, trostlose Treiben der unheimlichen, weltflüchtigen, überall und nirgends heimischen Zigeuner, dieser wahren âmes damnées, die, den thrakischen Vögeln gleich, ewig den Sturm hinter sich haben, in den Gedichten: „Zigeunerleben" (S. 5) und „Der Zigeunerbube im Norden" (S. 38), zur lieblichen Romantik. Ein Gleiches gilt von der kühnen Lebensverachtung des spanischen Abenteurers im „Hidalgo" (S. 32) und von der entsagungsvollen Liebe des ritterlichen „Pagen" (S. 34), zwei höchst

anmuthigen Romanzen. Verräth der Verf. in solchen Gedichten, welche, dem Stoffe nach, eher zur epischen Behandlung sich eignen, seine Hinneigung zum Lyrischen, so spricht er seine Befähigung hiefür unwiderlegbar durch die schönen Lieder aus, denen wir schon in diesem ersten Buche begegnen. „Der Knabe mit dem Wunderhorn“ (S. 9), „Vorüber“ (S. 19), „Einkehr“ (S. 22), „Schmetterling“ (S. 28), „O stille dies Verlangen“ (S. 44) und vor Allem „Spielmanns Lied“ (S. 47) fordern fast zum Gesang heraus, und nicht leicht dürfte Jemand, der halbwegs musikalischen Sinn in sich trägt, sie lesen, ohne unwillkürlich einer bekannten Melodie sie anzupassen oder halbbewußt zu einer neuen, ihnen entsprechenden sich angeregt zu fühlen, und das ist und bleibt doch am Ende der wahre Prüfstein für das Lied. Die Elegie „Rothenburg“ (S. 14) bildet ein schönes Seitenstück zu Matthisson's allbekannter „Elegie auf den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben,“ und bietet einen interessanten Vergleich zwischen damaliger und jetziger Auffassungsart dar, welcher eben nicht zum Nachtheile der letzteren ausfallen dürfte. Ausgezeichnet durch seine Einfachheit und Wahrheit ist die heitere, stillbehagliche „Apologie“ (S. 24), welche, in ihrer schmuck- und reimlosen Form, beweist, wie weniger Mittel der Dichter bedarf, um zu wirken, wenn er einer wahrhaft poetischen Idee sich bemächtiget. Schade, daß der Vers:

Spring' ich hastig auf, auf weiße Blätter u. s. w.

durch eine Kakophonie stört, die doch so leicht zu beseitigen gewesen wäre („Spring' ich rasch empor, auf weiße Blätter“ u. s. w.). — Das Gedicht: „Die beiden Engel“ (S. 26), spinnt einen Gedanken zu weit aus, welcher, unserer Ansicht nach, wirksamer, weil anspruchloser, ausgedrückt ist in dem bekannten Volksliedchen:

Die Freundschaft währt ewig,
Die Liebe vergeht:
D'rum wähle die Freundschaft,
Die ewig besteht.

Die Liebe bringt Rosen,
Die Freundschaft bringt Ruh':
D'rum wähle sie beide; —
Wie glücklich bist du!

Die Romanze „Pergolese“ (S. 11) erinnert, der Form nach, an Justinus Kerner's: „Die vier wahnsinnigen Brüder,“ in welchen jedoch die viermal wiederkehrenden Verse:

Dies irae, dies illa
Solvet saecla in favilla,

woran sich für die schwergestraften Sünder so erschütternde Erinnerungen knüpfen, mächtig wirken, während hier, wo die ruhige Situation einer Euthanasie keine Steigerung zuläßt, die Einschaltung einzelner Strophen des Stabat mater ohne besondere Wirkung bleibt. — Ganz hinweggewünscht hätten wir die Zeilen an eine „junge Freundin" (S. 7) wegen der derben Pointe;

— — Bist du größer, wirst du seh'n,
Daß zwischen den Rosen auch Disteln stehn.
Zürn' aber d'rum dem Gärtner nicht;
Er ließ sie bei den Blumen licht,
Damit die Esel und Recensenten
Für sich doch auch was finden könnten.

Die Stelle ist eben so trivial als unwahr; denn Ref. glaubt nicht, daß irgend ein Poet unter den Blumen seiner Poesie den Recensenten zu Liebe absichtlich Disteln stehen lasse; keinem Gärtner aber würde man es zum Lobe anrechnen, wenn er zwischen den lieblichen Beeten das Unkraut bloß darum duldete, damit die Esel auch ihre Freude haben. Solche zwecklose Herausforderungen sind eines Dichters wie G. unwürdig.

Dem ersten Buche folgt das Intermezzo, ein Strauß von 42 Liedern (S. 55 — 101), in welchen der Verf. sich in seiner wahren Sphäre zeigt. Sie athmen insgesammt innige Freude an der Natur, frische Lebenslust, wonnige Liebe oder auch süße Wehmuth, ernst-heitere Erinnerung, flüchtige Betrachtung, — das alles aber in so melodischen, sangbaren Versen, so ungezwungen, leicht und gefällig, daß es kein Wunder ist, wenn die Tondichter vorzugsweise nach diesem Büchlein greifen, um für die Melodien in ihrem Inneren ein passendes Wort zu finden. Da ist keine Zerrissenheit, keine Blasirtheit, keine Ironie, kein greller Uebersprung aus den Höhen des Idealen in die Tiefen der Gemeinheit, — Alles ist einfach, natürlich, warm, anspruchlos gebracht, leicht verständlich, daher auch den Keim der Popularität in sich tragend. In Vielem erinnert der Verf. an Wilhelm Müller als Sänger der „Müller-Lieder," die Schubert uns doppelt werth gemacht hat, und es ist Schade, daß die Jetztzeit keinen Liedercompositeur wie diesen hat, um Geibel's Lieder eben so in Töne zu kleiden. Freilich finden wir in der Art und Weise, wie G. singt, nicht jenes bedeutungsvolle Eingehen in die Geheimnisse der Welterscheinungen, nicht jene Symbolik der Natur, wie Lenau und Andere sie vertreten, — es sind keine Gesammtanschauungen, keine Totalauffassungen, sondern nur Einzelbildchen, Miniaturgemälde, flüchtige Ab- und Eindrücke, hingehaucht in der Sprache des Gefühles mit einem leisen Anfluge sinniger Reflexion. Wir heben unter dem vielen Trefflichen, was dieser Cyclus enthält,

nur Einiges hervor, nämlich die Nummern XX, XXII, XXVIII (echt volksthümlich), XXXII, XXXIII, XXXV, XXXVII u. m. a. Wie lieblich ist z. B. S. 75 (XX):

Wohl lag ich einst in Gram und Schmerz,
Da weint' ich Nacht und Tag;
Nun wein' ich wieder, weil mein Herz
Sein Glück nicht fassen mag.

Mir ist's, als trüg' ich in der Brust
Das ganze Himmelreich. —
O höchstes Leid, o höchste Lust,
Wie seid ihr euch so gleich!

Wie würdig in den Mund des Volkes überzugehen ist folgendes Liedchen (S. 88. XXXII):

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe wer Lust hat mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt',
Wer weiß, wie in der Ferne mein Glück mir blüht;
Es gibt so manche Straße, die nimmer ich marschirt,
Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probirt.

Frisch auf d'rum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal;
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all',
Mein Herz ist wie 'ne Lerche, und stimmet ein mit Schall.

Und Abends im Städtlein, da kehr' ich durstig ein:
»Herr Wirth, Herr Wirth, eine Kanne blanken Wein!
Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du,
Von meinem Schatz das Liedel das sing' ich ja dazu.«

Und find' ich keine Herberg, so lieg' ich zu Nacht
Wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht;
Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Frühe das Morgenroth mich wach.

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

Das Lied X (S. 64), in welchem der Dichter sich selbst, in gehäuften Metaphern, eine Rose, einen Edelstein, einen Becher, eine Wolke, ein Memnonsbild und einen Menschen, den Gegenstand seiner Liebe aber den Thau, den Sonnenschein, den Wein, den Regenbogen, das Morgenroth und den Gottesengel nennt, bietet mir, so schön in Antithesen es gehalten ist, Gelegenheit dar, auf einen, eben mit dieser Art von Formgebung getriebenen Mißbrauch aufmerksam zu machen, dem wir bei unseren jüngeren und

jüngsten Dichtern nur allzuoft begegnen. In der vorliegenden Sammlung ist das erwähnte Gedicht das einzige, worin der Dichter sich dieser Accumulation von Vergleichungen bedient, um deren willen, als einer an und für sich erlaubten und mitunter höchst wirksamen, Redefigur um so weniger ein Vorwurf ihn treffen kann, als er sie, wie gesagt, nur einmal angewendet hat. Bei Anderen jedoch finden wir sie so häufig gebraucht, daß es uns beinahe bedünkt, der Dichter betrachte sie nur als einen bequemen Model, um jeden beliebigen Gedanken, der ihm unterkommt, zum normalen Maß eines Gedichtes auszudehnen. Was Ausfluß der Begeisterung, Product des Gefühles seyn soll, wird so zu einem Operat des Witzes, zu einem mechanischen Spiele mit Schlagwörtern. Nichts ist leichter, als zwischen den heterogensten Begriffen einzelne Berührungspuncte herauszufinden; die ganze Kunst besteht somit nur darin, den nämlichen Gedanken an sechs oder acht solchen Begriffen zu messen, das Gemeinschaftliche, worin sie zusammentreffen, in correspondirende Sprachwendungen auszudrücken, diese vereinzelten Epigramme dann wo möglich so an einander zu reihen, daß jenes, welches die frappanteste Spitze hat, die Schlußstrophe bildet, — und fertig ist ein sogenanntes Gedicht, welches, obwohl aus Geistesarmuth entstanden, dennoch Einzelne blendet und dem Verfasser das wohlfeile Lob „seltenen Bilderreichthums" einträgt. Die neuere Literatur hat manchen Lieder-Cyclus, ja ganze Sammlungen aufzuweisen, worin solche Mache als Poesie verkauft wird, und man könnte dem Markte diese Waare, die ohnehin, wie jeder Modeartikel, nur kurze Zeit im Course zu bleiben hat, füglich gönnen, wenn sie nicht allzubreit sich machte und den Geschmack für das Bessere wenigstens zeitweilig beeinträchtigte. Uebrigens ist auch diese Periode in der deutschen Literatur schon einmal da gewesen, nämlich zur Zeit der zweiten schlesischen Dichterschule um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo selbst namhafte Talente, durch falsche Geschmacksrichtung verleitet, die schwülstige, gekünstelte und baroke Sprache der damaligen italienischen Dichter nachzuahmen, in Unnatur und Verschrobenheit untergingen. Der echte Dichter wird vor dieser Manier sich sorgfältig hüten und eine Formgebung, die daran mahnt, nur dann in Anwendung bringen, wenn sie, wie in Geibel's Liede, durch den Stoff selbst unabweislich geboten ist.

Das zweite Buch: „Berlin 1836—1837" überschrieben, enthält 33 Stücke, theils Lieder, theils Romanzen, worunter wieder vieles Ausgezeichnete. Unter den ersteren heben wir „Scheiden, Leiden" (S. 147), als Muster eines wahren Liedes, heraus:

Und bist du fern, und bist du weit,
Und zürnst noch immer mir,
Doch Tag und Nacht voll Traurigkeit
Ist all' mein Sinn bei dir.
Ich denk' an deine Augen blau,
Und an dein Herz dazu —
Ach, keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

Wie stand die Welt in Rosen schön,
Da ich bei dir noch war,
Da rauscht' es grün von allen Höh'n,
Da schien der Mond so klar.
Du brachst die Ros', ich küßte dich,
Ich küßt' und sang dazu:
Wohl keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

Wohl bin ich frei nun, wie der Falk,
Der über Berge fliegt,
Vor dem die Welt, die schöne Welt
Hellsonnig offen liegt.
Doch hat der Falk sein heimisch Nest,
Und wo wird mir einst Ruh'?
Ach keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

O schlimmer Tag, o schlimme Stund',
Die uns für immer schied;
Da sind aus meines Herzens Grund
Geschieden Freud' und Fried'.
Nun such' ich wohl durch Land und See,
Und hab' nicht Rast, nicht Ruh';
Doch keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

In diesem Liedchen ist der Refrain kein müßiges Ausfüllsel, keine erzwungene Pointe, sondern eine psychologische Nüance der Empfindung, welche, bis zu einem gewissen Punct anschwellend, plötzlich abbricht mit dem Ausdrucke des Bewußtseyns: daß sie nichts Höheres mehr finden kann, als was sie verloren hat. — Das schöne Gedicht: „Wie es geht" (S. 141) ist ein vollständiger kleiner Roman. Zwischen zwei Liebende drängt sich die Cabale; sie fangen an einander zu mißtrauen, wiewohl ungläubig gegen ihre eigenen Zweifel. Ein freundlich offenes Wort könnte noch Alles ausgleichen, Stolz hält sie ab es auszusprechen. Sie trennen sich, thun sich Zwang an, die Liebe stirbt in ihnen;

— — — — — — — — erst beweint,
Dann heiß zurückersehnt, und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt, es sei ein Wahn, gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen.

Allein die Stimme in ihrem Inneren läßt sich nicht so leicht betäuben; in Träumen kehrt die Erinnerung an das aufgegebene Glück beiden jezuweilen wieder, fordert ihnen Thränen ab und quält sie mit dem Gedanken: daß sie unwiederbringlich für einander verloren sind. Der Schlußvers deutet mit den Worten:

O Gott, vergieb, vergieb den Beiden!

die Idee an: „Daß es unverzeihlich ist, die Liebe dem Zweifel zu opfern." Dieses Gedicht wäre würdig, in jeder Sammlung als Beispiel für die Behandlung des Sentimentalen zu stehen. — Unter den Romanzen dieses Buches ist vor Allem „Die junge Nonne" (S. 121) zu nennen; die Klage eines von seinen Aeltern der Klostereinsamkeit überantworteten Mädchens über seinen verfehlten Lebenszweck ist hier in ihrer volksthümlichen Einfachheit wahrhaft ergreifend. — Ein ansprechendes Nachtbild, gemildert durch das Streiflicht heiterer Liebeserinnerung, ist: „Der Husar" (S. 107) — „Friedrich Rothbart" (S. 164) erinnert zu sehr an Fr. Rückert's „Barbarossa," obwohl es die Sage prophetisch bis zur Erfüllung verfolgt, während letzterer mit dem Gefühle unbefriedigten Unmuthes abbricht. — Auffallend war uns in diesem Buche das Gedicht: „1787 und 1837" (S. 119): es lautet:

Ich kam in einen grünen Hain,
Viel Eichen standen in der Runde,
Durch die gewölbte Laubrotunde
Floß gold'ner Sonnenglanz herein,
Da streckt' ich mich in's Gras zur Ruh',
Und sah dem Spiel der Blätter zu.

Nach fünfzig Jahren kam ich wieder,
Doch mocht' ich and'res da erschau'n,
Die schönen Wipfel lagen nieder,
Die Stämme waren ausgehau'n,
Statt dessen blühten in der Rund
Viel tausend Blümlein, klein, doch bunt.

Und weil die Eichen nun verschwunden,
Brüsten sich stolz die Blümelein,
Und meinen gar in manchen Stunden,
Sie möchten selbst wohl Eichen seyn.

Ref. weiß in der That diese Allegorie nicht anders mit der Individualität des Verf.'s zu vereinbaren, als wenn er sie vom literar-historischen Standpuncte aus auffaßt und sie als Vergleichung des Zustandes der deutschen Poesie vor fünfzig Jahren mit dem gegenwärtigen deutet. Damals standen die Heroen unserer Literatur als kräftige Eichen im heimischen Forste; wer jetzt ihn durchwandert, findet sie umgehauen und ihre Stelle von zahlreichen, kleinen, bunten Blumen besetzt, die gar viel sich zu Gute

ihm und wohl gar, weil sie da stehen, wo früher unsere Eichen standen, selbst auch Eichen zu seyn sich einbilden. Wenn dieß wirklich der Sinn des Gedichtes seyn sollte, wie kam der Verf. dazu, diese an und für sich ganz richtige Bemerkung als eine subjective hinzustellen? Um wie viel weniger aber konnte er es thun, wenn das Gedicht keine Allegorie seyn sollte? — Jedenfalls ist dasselbe geeignet, uns in der Beurtheilung seiner Persönlichkeit und daher auch seiner Dichtungsweise, in sofern diese ein Ausfluß jener ist, irre zu führen. Man wird auf den ersten Blick versucht zu glauben, der Dichter habe bereits ein Halbjahrhundert des Lebens hinter sich, wonach die frühesten Gedichte dieser Sammlung, die vom J. 1824 datiren, mindestens in das sechzigste Jahr seines Alters fallen müßten, in welchem Glauben man durch ein paar Parallelstellen S. 129 und 131 fast sich bestärkt fühlen könnte. Dagegen heißt es S. 135 in dem schönen Gedichte: „Verlorene Liebe" wieder:

O wär' ich bei des ersten Kusses Tausch
Damals gestorben in beglücktem Rausch,
Aus weichen Armen in die Gruft getrieben!
Ich wäre jetzt kein Greis mit braunem Haar,
Frisch außen, innen Leiche — — — —

woraus, was wir in jeder Beziehung lieber glauben wollen, sich schließen läßt, daß der Verf. noch in frischem Mannesalter stehe. Unserer Ansicht nach wäre es daher besser gewesen, die obige Allegorie in einen epischen Rahmen zu fassen, als wenigstens einen Theil der Leser glauben zu machen, daß alle die warmen, lebensfrischen erotischen Lieder, an denen die Sammlung so reich ist, nur Nachklänge aus einer längst verrauschten Zeit seien, was der Ursprünglichkeit derselben eben so sehr Abbruch thäte, als es im entgegengesetzten Falle wehe thut, vom „Abendroth" (S. 130) sprechen zu hören, wo noch die Sonne hoch und glänzend über des Dichters Scheitel steht. Möchten doch alle Poeten, namentlich die lyrischen, bedenken, daß sie nie eindringlicher wirken, als wenn sie sich geben wie sie sind, und daß sie durch nichts empfindlicher sich schaden, als durch Verdächtigung ihrer Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit. Uebrigens zielen wir mit diesen Worten nicht sowohl auf den Verf. der vorliegenden Sammlung, von dessen in dieser Hinsicht isolirt stehendem Liede wir nur den Anlaß dazu nahmen, als vielmehr auf jene allzeitfertigen Versemacher der Gegenwart, welche, ohne inneres Bedürfniß, ohne Fonds und Charakter, bald Jünglinge, bald Greise, bald Radicale, bald Conservative, bald Süd- bald Nordländer, mit einem Worte jederzeit nur jene Rolle spielen, von welcher sie,

dem eben herrschenden Modegeschmacke zu Folge, die weiteste Geltung nach außen sich erringen zu können glauben.

In dem nachfolgenden Intermezzo (S. 171 — 202) schildert der Verf. in klangvollen Sonetten und in wohlgefügten Distichen die Eindrücke, die er auf einer Reise durch Griechenland gesammelt hat. Auch diese Abtheilung enthält manches Schöne. Die antike Zeit ist dem Dichter keine Ruine; er faßt sie im lebendigen Zusammenhange mit der Gegenwart auf. Ein Feind des Pennalismus und der Pedanterie wandelt er über den Boden einer großen Vergangenheit mit empfänglicher Seele, gläubigem Gemüth und gesundem Herzen, und bemächtiget sich freudig des melodischen Rhythmus, den er gleichsam mit der Luft des Südens einsog, um, was ihn der Norden gelehrt hat, in schöne Form zu kleiden. Es ist leider! bei unseren modernen Poeten fast zur Seltenheit geworden, die antiken Versmaße kunstvoll, ja nur richtig gehandhabt zu sehen. Das Ohr allein kann hier den Mangel an klassischer Bildung nicht ersetzen, doch selbst dieses, nur gewöhnt an den werktäglichen Fall des Jambus oder Trochäus, versagt ihnen für den festlichen Schritt des Hexameters oder Pentameters den Dienst, weßhalb denn auch, wenn sie schon ausnahmsweise zu einem mehr quantitirenden Metrum sich versucht fühlen, nur allzuoft Ungeheuer zu Tage kommen, welche selbst den minder Feinhörigen zur Verzweiflung bringen könnten. Trochäen mit verkürzter Stammsylbe als Pyrrhichien, Kretiker als Daktylen gebraucht, Hexameter ohne Cäsur oder mit einem Trochäus auf dem fünften Fuße, Pentameter mit einem Trochäus in der zweiten Hälfte u. s. w. sind Fehler, welche zu rügen für Kümmelspalterei gilt. Von solcher Ungelenkheit oder Nachläßigkeit im Baue der Distichen ist Geibel weit entfernt; seine Verse fallen leicht, ungezwungen und doch edel und hochtönig. Zum Beweise dafür möge Nr. XIII (S. 202) hier Platz finden, worin der Verf. die Anforderungen ausspricht, die er selbst an den Dichter stellt:

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach, für seinen Beruf däucht mir das Leben zu kurz.
Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten; er gehe
Bei den alten mit Lust wie bei den neuen zu Gast.
Fremde Länder und Sprachen erforsch' er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und sei unter den Palmen zu Haus,
Aber vor Allem versteh' er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle; die Lust kenn' er und kenne den Schmerz,
Was aus Säul' und Gemälde dich anspricht, wiss' er zu deuten,
Was dir des Waldes Geräusch flüstert, er fass' es in's Wort.
Kunst und Natur und Welt und Gemüth, er beherrsche sie alle,
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.

Das dritte Buch (S. 204—257), „Athen 1838—1840“ überschrieben, bringt 26 Gedichte verschiedenartigen Inhaltes. Der Angabe nach scheinen dieselben sämmtlich unter dem blauen Himmel der herrlichen Hellas, in der veilchenreichen Umgebung der alten Pallasstadt, entstanden zu seyn, wo dem Verf., wie er in seiner Elegie (S. 233) selbst sagt, die „schönste von allen Töchtern des Himmels,“ die Freude, im Gebirge, am Gestade des Meeres, unter Tempeltrümmern, ja überall entgegentrat, während sie in der Heimat nur selten, höchstens an der Seite seiner Geliebten, ihn überraschte. Sie bestehen zum Theil aus unmittelbaren Nachklängen der schönen, in Griechenland verlebten Tage, wie z. B. das Ghasel (S. 205), Das Mädchen von Paros (S. 244), Fahr wohl (S. 246) und die fünf neugriechischen Volkslieder (S. 226—232), welche in ihrer lieblichen Naivetät das echte Gepräge der Popularität an sich tragen, zum Theil in Schilderungen, die mehr der epischen Dichtungsart sich nähern, wie: Der Sclav (S. 210), Tannhäuser (S. 217), größtentheils aber aus rein lyrischen Poesien, die entweder heiteren Lebensgenuß (S. 210, 224, 240), ländliche Anschauungen (S. 242, 243, 250) und erotische Empfindungen (S. 208, 222) zum Gegenstande haben, oder in das Gebiet des Elegischen übergreifen (S. 236, 248). Die Gedichte: „Vorwärts“ (S. 207) und „Thürmerlied“ (S. 252) verrathen einen leisen Anflug von politischer Färbung. Auch dem trefflichen Platen, dem mächtigen Sprachbewältiger, ist ein rührendes Denkmal der Erinnerung (S. 212) gewidmet. Als Muster aus diesem Buche führen wir das Gedicht „Vorwärts“ (S. 207) an:

Laß das Träumen, laß das Zagen,
Unermüdet wand're fort,
Will die Kraft dir schier versagen,
Vorwärts ist das rechte Wort.

Darfst nicht weilen, wenn die Stunde
Rosen dir entgegenbringt,
Wenn dir aus des Meeres Grunde
Die Sirene lockend singt.

Vorwärts, vorwärts! Im Gesange
Ringe mit dem Schmerz der Welt,
Bis auf deine heiße Wange
Gold'ner Strahl von oben fällt,

Bis der Kranz, der dichtbelaubte,
Schattig deine Stirn umwebt,
Bis verklärend über'm Haupte
Dir des Geistes Flamme schwebt.

Vorwärts d'rum durch Feindes Zinnen,
Vorwärts d'rum durch Todes Pein:
Wer den Himmel will gewinnen,
Muß ein echter Kämpfer seyn.

Wir finden in diesem muthigfrischen Liede zugleich die Vorzüge und die Fehler des Dichters vereiniget. Ein Vorzug ist vor Allem die Klarheit des Gedankens, an der es dem Verfasser nirgend mangelt; so ist auch hier die Idee: selbstbewußte Entschlossenheit fördert den geistigen Fortschritt, klar erfaßt und deutlich ausgeprägt. Allein in der Ausführung bemerken wir ein allzubehagliches Sichgehenlassen, wodurch im Detail Manches schwankend wird und aus dem Verhältnisse tritt. Was soll z. B. im dritten Verse der ersten Strophe das Wörtchen „schier", wenn schon „will" vorausgeht? — In der zweiten Hälfte der zweiten Strophe verlangt die Logik einen Gegensatz zur ersten, während hier dem einen Falle nur ein zweiter, von jenem gar nicht ausgeschlossener, angefügt wird: denn eine falsche Lockung schließt den Eindruck des Angenehmen gar nicht aus; der logische Gegensatz wäre gewesen: „(Du) darfst nicht weilen, wenn die Zeit dir Rosen bringt, du darfst aber auch nicht weilen, wenn sie dir Dornen in die Stirne drückt; du darfst dich nicht abschrecken lassen, wenn auf deiner Fahrt Klippen sich dir entgegenthürmen, du darfst dich aber auch nicht verführen lassen, wenn dich aus des Meeres Grunde die Sirene lockt. So ist auch in den folgenden Versen, wenn man streng es nähme, das Maß nicht eingehalten. Dem Dichter, der mit dem Weltschmerze ringt, kann es nicht zur Erquickung und zum Troste dienen, wenn auf seine ohnehin erhitzte Wange noch ein goldener Strahl von oben fällt; wohl aber, wenn ein sanft schattender Friedens- oder Siegeskranz sie kühlt, was in der ersten Hälfte der nächsten Strophe gesagt ist, wonach also die beiden vorhergehenden Verse als überflüssig wegzufallen hätten. Der Ausdruck; „Vorwärts durch Feindes Zinnen," gibt kein richtiges Bild; man kann Zinnen erklimmen, stürzen, aber nicht durch sie vorwärts schreiten. Es könnte vielleicht kleinlich scheinen, an einem leicht hingeworfenen Liedchen solche unbedeutende Mängel zu rügen, allein diese Rüge betrifft nicht speciell nur eben dies Liedchen, sondern eine gewisse Leichtfertigkeit der Ausdrucksweise im Allgemeinen, deren die meisten neueren Poeten mehr oder minder sich schuldig machen, und gleich ihnen auch der Verf. nicht nur in dem vorliegenden Gedichte, sondern auch in anderen, was wir jedoch nur bemerken, weil wir vom Standpunct einer genaueren Kritik aus es nicht billigen können, ohne deßhalb allzuhoch ihm es anzurechnen. Ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.

Die zwanzig Sonette, welche von S. 261 — 280 wieder als Intermezzo eingeschoben sind, zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken, Adel der Gesinnung, Wärme des Gefühles und sprachlichen Wohlklang vortheilhaft vor den gewöhnlichen Erzeugnissen dieser Gattung aus, welche durch Mißbrauch und durch Unverständniß dieser schwierigen Dichtungsform fast in Verruf gekommen ist. Abgesehen davon, daß der Verf. auch den männlichen Reim gelten läßt, ist der ursprüngliche Bau genau beobachtet. Wir wissen wohl, daß die Italiener und die Spanier andere Ansprüche an das Sonett machten, als wir Deutsche, denen es gewissermaßen zum lyrischen Epigramm ward; allein wir sind auch überzeugt, daß es in unserer spröden Sprache eben nur unter solchen Modificationen sich geltend machen könne. Das deutsche Sonett fordert im ersten Quatrain das Bild, im zweiten das Gegenbild, in der ersten Terzine die Vermittelung beider und in der zweiten die Concentrirung der einzelnen Gedanken zur schlagend ausgesprochenen Hauptidee. Man möchte das deutsche Sonett in dieser Beziehung einen poetischen Syllogismus nennen. Das den Südländern eigenthümliche Ausklingenlassen des Gedankens in den Schlußversen würde unseren Sonetten, denen der Reim mehr Fessel als Behelf ist, etwas widerlich Schleppendes geben. Und davor hat den Verf. sein richtiger Tact gut bewahrt. Zugleich diente ihm diese Form, welche Rückert in seinen geharnischten Sonetten mit schöpferischer Gewalt einem bis dahin ihr fremden Zwecke dienstbar gemacht hat, um zeitgemäße Ideen in eindringlicher Weise auszusprechen. Lernten wir den Dichter in seinen Liedern lieben, so lernen wir in diesen Sonetten ihn achten. Mit lebendiger Kraft des Wortes tritt er manchen verkehrten Bestrebungen der Zeit kühn entgegen. S. 273 ruft er den „Aufgeregten," welche alle Kreuze aus der Erde reißen und sie in Schwerter verwandeln möchten, eine bedeutsame Warnung zu, womit er jedoch Cassandra's Schicksal zu erfahren fürchtet. S. 274 spricht er, obwohl sich bewußt, gegen den Strom zu schwimmen, seinen Abscheu vor der Pöbelherrschaft unumwunden aus. S. 275 hält er den lautmäuligen Wortführern der Partei, welche beim lärmenden Festmahl das Schicksal der Welt mit der Zunge entscheiden, einen treuen Spiegel vor. S. 276 führt er die Verneinenden, die Bannerträger des modernen Nihilismus, die er unter die Heiden stellt, da diese doch die Gottheit in ihren Erscheinungen anerkennten, jene aber, alles Göttliche mit frechem Spotte wegläugnend, den Menschen nichts als „die große Leere" lassen, auf's Absurdum hinaus. Ein Hülfeschrei aus innerster Brust nach einem Retter in den Wirren der Gegenwart ist das Sonett: „In schwerer Stunde" (S. 277).

— So polemischer Natur übrigens die angeführten Sonette auch seyn mögen, so bergen sie doch alle einen wahrhaft poetischen Kern in glänzender Schale. Unter den „tendenzlosen" — wenn wir schon dieses beliebt gewordenen Ausdrucks uns bedienen wollen — heben wir als Muster für die Behandlungsart dieser Dichtungsform das letzte: „Auferstehung" (S. 280) heraus:

Wenn Einer starb, den du geliebt hienieden,
So trag' hinaus zur Einsamkeit dein Wehe,
Daß ernst und still es sich mit dir ergehe
Im Wald, am Meer, auf Steigen, längst gemieden.

Da fühlst du bald, daß Jener, der geschieden,
Lebendig dir im Herzen auferstehe,
In Luft und Schatten spürst du seine Nähe,
Und aus den Thränen blüht ein tiefer Frieden.

Ja, schöner muß der Todte dich begleiten,
Um's Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer, — denn du hast ihn alle Zeiten.

Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten,
Und was du ewig liebst, ist ewig dein!

Nachdem wir so vielfach Gelegenheit hatten, die Eigenthümlichkeit unseres Dichters hervorzuheben und seine Dichtungsweise durch Eingehen in dieselbe und durch Beispiele zu charakterisiren, können wir über das vierte und letzte Buch (S. 283 — 343), welches 22 Gedichte, darunter einige von etwas längerem Umfange, enthält, uns kürzer fassen. Wir finden den Dichter wieder in seinem deutschen Vaterlande (Escheberg, St. Goar, 1842 — 1843), und zwar in demselben eben so liebenswürdig, wie am Fuße der Akropolis. Der Schilderung ist in dieser Abtheilung ein größerer Spielraum eingeräumt, als in den vorhergehenden; wir verweisen dießfalls auf S. 283, 291, 307, 316, 326, 332 u. s. w.; auch Episches findet sich vor, wie S. 302, 303. — „Waldmärchen" (S. 298), eine liebliche Charakteristik der Sagenpoesie, ist ein würdiges Seitenstück zu Uhland's Märchen „von der deutschen Poesie." — Ein herzinniges Lied ist das einfache: „Rühret nicht daran" (S. 289). Echt volksthümlich sind die „Lieder eines fahrenden Schülers" (S. 294 — 297), wovon das zweite nur allzusehr an die Worte eines bekannten Volksliedes mit dem Refrain:

Geh' du nur immer hin, ich hab' mein Theil,
Ich lieb' dich bloß aus langer, langer Weil',

sich anschließt. Am populärsten unter den Stücken dieses Buches wurde wohl das Lied: „Wenn sich zwei Herzen scheiden" (S. 287). — Wie der Verf. seine Sammlung mit einer deutschen

Kaisersage beginnt, so schließt er sie auch mit einer solchen, und zwar mit der Sage von „Barbarossa's Erwachen" (S. 335), die er im zweiten Buche schon als Romanze behandelt hat. Hier gibt er sie als einen Dialog zwischen einem warmblütigen, die Klagen, Hoffnungen und Wünsche der Gegenwart repräsentirenden, deutschen Jüngling und dem ruhig ernsten, die Zukunft mit ergebenem Gottvertrauen berechnenden Schatten einer großen Vergangenheit. Gewichtige, beherzigenswerthe Reden fallen in diesem Gespräche. Welche treffende Charakteristik unserer Tage liegt in den Worten:

Nirgends Ruh'.
Ueberall ein Stürmen, ein Drängen
In den Herzen, in den Gesängen.
Nirgends mehr ein sicheres Bildniß,
Alle Farben fließen verwischt;
Und in sündlicher Wildniß
Nacht und Klarheit,
Lüg' und Wahrheit,
Recht und Frevel zusammengemischt.

Wie bezeichnend auf Barbarossa's Frage: „Wie die Jungen im Volk es halten?" die Antwort des Jünglings:

Die schelten und meistern mit kecken Zungen;
Nichts ist ihnen recht,
Alles soll anders werden
Im Himmel und auf Erden,
Und wer nicht mitschreit, heißt ein Knecht.
Sie möchten das Höchste zu unterst kehren,
Um selbst zu herrschen nach eig'nem Begehren.
Der Glaub' ist ihnen ein Fastnachtsscherz,
Eine Thorheit das Herz.
Ach, und so viele
Treibens zum Spiele;
Nach Freiheit rufen sie männiglich,
Und sind der eigenen Lüste Knechte;
Sie reden vom ewigen Menschenrechte,
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.
Sie wollen der Wahrheit Schlachten schlagen,
Und die Lüg' ist ihr Schwert,
Wollen die Welt auf den Schultern tragen,
Und ordnen kaum den eigenen Herd.

Versöhnend schließt die Rhapsodie mit des großen Hohenstaufen Hinweisung auf einen schönen unausbleiblichen Geistesfrühling:

Wirf deine Sorgen all' auf ihn,
Der droben auf ewigem Stuhl ist gesessen;
Er hat auch euer nicht vergessen.
Die Stunde kennt er, die Wege.
Du aber pflege

Der Gabe, die er dir gnädig beschied,
In That und Lied.
Schaue fest auf das Ziel deiner Reise,
Der ist der Weise,
Der es nimmer vergaß;
Wirke treu im befriedeten Kreise,
Und halte Maß.

Ein tiefgefühltes Minnelied mit fast Schiller'schem Schwung des Verses bildet den Epilog dieses schönen Liederbuches, als Seitenstück zu dem innig empfundenen Prologe, womit dasselbe vom Verf. einer werthen Freundin, Clara Kugler, gewidmet ist.

Wenn wir das Einzelne, was wir über Emanuel Geibel bisher zu bemerken Gelegenheit fanden, zusammenfassen, so können wir nicht umhin, in ihm einen wahren, vielbegabten Dichter zu begrüßen, dessen ausgesprochenes Fach die Lyrik, vorzugsweise das Lied ist. Seine Phantasie nimmt keinen hohen Flug, nicht Tiefe der Reflexion ist's, was wir in seinen Dichtungen bewundern können, die Elemente, deren die Koryphäen der Jetztzeit sich mit solchem Erfolge bemächtigten, daß sie fast maßgebend für die Anerkennung in weiteren Kreisen geworden, sind bei ihm nur in geringem Grade vertreten, — und dessen ungeachtet haben seine Gedichte wiederholte Auflagen erlebt. Wir wollen hier die Ziffer dieser letzteren nicht mit ängstlicher Genauigkeit controliren (etwa weil die vorliegende zehnte Auflage vom J. 1848 mit der sechsten vom J. 1846 an Inhalt und Seitenzahl vollkommen übereinstimmt, und Hinrich's Bücherverzeichniß, zwischen der siebenten vom J. 1847 und der gegenwärtigen, die zwei neuen Auflagen in einem und demselben Jahre, nämlich die achte und neunte, nicht aufgenommen hat) — uns genügt es, daß die Octavausgabe vom J. 1846, also drei Jahre nach dem Erscheinen der zweiten, bereits als fünfte bezeichnet war, und jedenfalls die Theilnahme des Publikums an diesem Dichter, als einem sogenannten „Tendenzlosen," eine ganz ungewöhnliche genannt zu werden verdient. Fragen wir, was ihn so populär gemacht haben mag, so ist es ohne Zweifel die Singbarkeit seiner Lieder, welche, getragen von den Tönen der beliebtesten Componisten unserer Zeit, in kurzer Zeit die Runde durch ganz Deutschland machten. Eben diese Thatsache aber ist zugleich der sicherste Beweis, daß seine Lieder das sind, was sie seyn sollen, denn nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen. Dazu kommt noch eine seltene Gabe, ohne Einbuße der dichterischen Selbstständigkeit, den schönen Formen liebgewordener Dichter sich anzuschmiegen, und in allen poetischen Gestaltungsweisen mit Freiheit und Geschick sich zu bewegen. In ersterer Beziehung finden wir uns hin und wieder an Uhland, Heine (S. 18, 36, 67, 68, 143), Freiligrath (S. 291

332 u. a. a. O.) gemahnt, in letzterer, nebst den gewöhnlichen lyrischen Versmaßen, die Ottave (S. 151), das Ghasel (S. 205), die Terzine (S. 326), den Alexandriner (S. 210, 307, 332) und vorzugsweise das Sonett und das elegische Metrum mit künstlerischer Vollendung behandelt. Diese Versatilität bei so reichen Fonds kann der Wirkung nicht verfehlen, zumal wo Natürlichkeit mit Geschmack, Wärme mit Mäßigung, wahres Gefühl mit reifer Lebenserfahrung gepaart ist. Wir wollen daher einzelner kleiner Mängel wegen (wie z. B. S. 126: die Wolken zieh'n in dunkler Lage (?), S. 132: ob die Farben in der Sicht (?), S. 214: Winter — — war mir immer leid, S. 210, 222, 223 u. a. O. diese Gärten, schweifen, eilte u. dgl. (Abnormitäten, worin besonders Heine, Freiligrath u. a. sich gefallen; S. 252 Stimme, Zinne als Reime u. s. w.) nicht rechten; — Emanuel Geibel, ein Norddeutscher von echt süddeutscher Dichter-Individualität, ist und bleibt jedenfalls ein Dichter von Bedeutung, der im Herzen des Volkes sich immer mehr einbürgern wird und noch in der Vollkraft seines Wirkens, wozu es ihm an Ermunterung nie fehlen möge, voll freudigen Bewußtseyns im Stillen wird widerrufen können, was er (S. 70) von sich selber sang:

> Tonlos werd' ich hinübergeh'n,
> Man wird mich stumm zu Grabe tragen,
> Und wenn die Feier ist gescheh'n,
> Wird niemand weiter nach mir fragen.

Die Auflage (Berlin, bei Alex. Duncker, kön. Hofbuchhändler) ist höchst elegant, eine jener netten, freilich für junge oder wenigstens gesunde Augen berechneten Miniatur-Ausgaben, die sich zu einem willkommenen Vademecum auf Reisen und Spaziergängen so trefflich eignen und gewissermaßen die Elzevire der deutschen Typographie zu werden versprechen.

2) Der zweite Dichter, dessen Sammlung wir näher besprechen wollen, ist ein Oesterreicher, welcher bereits seit mehr als zwanzig Jahren auf dem Felde der Belletristik nach verschiedenen Richtungen hin seine Thätigkeit bewährte. Auch seine Gedichte erlebten wiederholte Auflagen, weßhalb wir uns für verpflichtet erachten, ihm unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders da er vielleicht eben in seiner eigenen Heimat weniger gekannt und daher auch weniger geschätzt ist als im Auslande.

Dräxler (Carl Ferdinand) ist am 17. Juni 1805 zu Lemberg geboren und in Prag, wohin sein Vater später übersiedelte, erzogen. Schon im J. 1826 trat er unter dem Falschnamen

Manfred, den er auf Tieck's Veranlassung gewählt haben soll, mit einer Sammlung von Romanzen, Liedern und Sonetten auf, welche von unbestreitbarem Talente zeugten. Da er in der Folge auch seinem wahren Namen in der literarischen Welt Geltung verschaffte, ohne deßhalb seinen Pseudonamen ganz fallen zu lassen, so kam es, daß man ihn unter beiden zu nennen gewohnt wurde und er auch beide fortan gemeinschaftlich führte. Uebrigens ließ er auch unter anderen Namen, so wie anonym zahlreiche Schriften drucken, welche wir hier unerwähnt lassen, da wir es zunächst nur mit dem Lyriker zu thun haben. Als solcher gab er nicht nur die obenerwähnte Sammlung, sondern auch im J. 1828 einen Band neuerer Gedichte und im J. 1835 eine verbesserte und geläuterte Gesammtausgabe seiner bis dahin erschienenen lyrischen Poesien. Gegenwärtig lebt D.-M. zu Darmstadt. Die höchst elegant ausgestattete, mit einem netten, von L. Richter gezeichneten und von Ch. Hoffmeister gestochenem Titelbilde geschmückte, dem Herzoge von Nassau gewidmete, Miniatur-Ausgabe (Frankfurt a. M. bei J. P. Sauerländer, 1848) ist als dritte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage bezeichnet. Sie enthält im Ganzen 179 Gedichte und hat im Vergleiche mit der zweiten, im J. 1839 erschienenen Auflage wesentliche Veränderungen erfahren, indem aus letzterer 56 gänzlich ausgeschieden, 48 umgearbeitet und nur 75 unverändert beibehalten wurden; 56 sind neu hinzugekommen. Schon dieser Umstand beweist, daß es dem Verfasser Ernst ist mit der Kunst und daß er nichts verabsäumt, um dasjenige, was er bringt, so vollkommen als möglich zu bringen.

Die Sammlung zerfällt in fünf Bücher. Das erste derselben, „Bilder“ überschrieben, gibt Gedichte aus einem Zeitraume von mehr als zwei Decennien, nämlich vom J. 1823—1847. Es dürfte nicht uninteressant seyn zur Charakteristik des Dichters das älteste Gedicht der ganzen Collection „Blumensonntag“ (S. 10) hier anzuführen:

Hast du Blumen schon gesehen,
Wenn es Sonntag ist im Lenz,
Wie sie in dem Kreise stehen
Ihres duft'gen Elements?

Rose haucht die Duftgebete
Himmelaufwärts fromm und mild,
Wo die lichte Morgenröthe
Prangt, ihr gold'nes Spiegelbild.

Nelke steht im Spitzenkleide,
Fein geschnürt in grünen Sammt,
Betet zu dem Luftgebäude,
Wo die Purpurleuchte flammt.

Tulipane, sie die Fromme,
Oeffnet ihren Blütenschrein,
Daß des Himmels Feuer komme,
Tauche ganz in sie hinein.

Veilchen sind gar gute Kleine,
Freu'n sich, daß es Sonntag ist,
Wo im Abendlustvereine
Vöglein sie und Glühwurm küßt.

In der großen Duftfamilie
Steht, ein milder Priestergreis,
In dem Festgewand die Lilie
Mit dem Haupte silberweiß.

Lies't in jenem großen Buche,
Das gewebt aus Luftazur,
Wo, vereint zum Gottesspruche,
Sterne steh'n in blauer Flur;

Lies't die Wundercharaktere,
Die erkennbar nur zu Nacht,
Doch vor ihres Auges Kläre
Auch am Tage steh'n in Pracht.

Bebend stehet jede Blume
In dem Kreise weit und groß,
Vor des Altars Heiligthume,
Der geziert mit seid'nem Moos.

Horch, da weh'n des Glöckleins Halle
Von der nahen Kirche her,
Und sie schaukeln frömmig alle
Ihre Häupter hin und her.

So breit in der Anlage, so schwankend und überschwänglich im Ausdrucke, so wenig prägnant in den einzelnen Bildern und so unverhältnißmäßig in der Anordnung dieses Gedicht auch seyn mag, so zeugt es doch von einer lebhaften Phantasie, von innigem Verständnisse des Naturlebens, von großer Leichtigkeit der Gestaltung; wie es denn auch das Muster nicht verkennen läßt, das dem Dichter bei seinen ersten jugendlichen Ergießungen vorgeschwebt haben mag, nämlich Rückert. Vergleichen wir damit das jüngste Gedicht dieses Buches: „Am Fenster" (S. 45) vom Jahre 1847, dem letzten, welches in der Sammlung vertreten ist:

Das Fenster eine Epheunische,
Dahinter seid'ne Draperien,
Vorn Blumen, die in heller Frische
Die Mauer blühend überzieh'n.

Dazwischen blickt ein Engelsköpfchen
Stillsinnend in das Himmelsblau,
Des Haares glattgeschlung'ne Zöpfchen
Umschmeicheln hold der Stirne Brau.

Die Wangen Schnee in Rosenstrahlen,
Das Auge schwimmender Saphir,
Und mit Rubin und Perlen malen
Sich reizend Mund und Lippen ihr.

So blickt sie auf in stillen Träumen,
Das Auge froh verklärt und rein,
Ein Sonnenstrahl aus blauen Räumen
Umglänzt sie wie ein Heiligschein.

O bleibe, süßes Kind, dort oben,
Wo Blumendüfte dich umweh'n,
Wohin das Glück dich hat erhoben,
Daß alle auf wir zu dir seh'n.

Umrahmt von seidenen Gardinen,
Umathmet von geweihter Ruh',
Gepflegt mit zartbesorgten Mienen,
Des Glück's, der Liebe Schooskind du!

Dort deinen Träumen überlassen,
O zartes Wesen sinn' und schwärm'!
Hier unten in den lauten Gassen
Ist Wind, Gedränge, Koth und Lärm.

Besudelt würde deine Reinheit,
Erröthen müßte deine Scham,
Du zittertest, wenn die Gemeinheit
Laut höhnend dir entgegenkam (?).

O bleibe, süßes Kind, dort oben,
Und wer sich sehnt nach deiner Zier,
Der fühle sich zu dir erhoben,
Und huldige dort oben dir.

Wie schön, wenn Herzen dich erheben;
Du, der Natur den Zauber gab,
O laß empor sie zu dir streben,
Du selber steige nie herab!

Wir finden in diesem Gedichte denselben Dichter mit allen seinen Vorzügen und Fehlern wieder, nur gereifter, selbstbewußter, nicht mehr an der äußeren Erscheinung haftend, sondern dem Bilde eine tiefere Bedeutung leihend, und obwohl nicht ganz losgerissen von dem Hange zu abschweifender Breite, doch bereits hinlänglich seiner selbst Herr, um das nöthige Maß zu halten. — Diese beiden, fast ein Vierteljahrhundert aus einander liegenden Gedichte geben auch den erfreulichen Beweis, daß der Dichter nicht gealtert habe. Auch bilden sie zugleich die beiden Gränzpuncte, innerhalb welcher die meisten von den 33 Stücken, die dieses Buch enthält, sich bewegen. Der Verf. bezeichnet sie richtig als „Bilder;" sie sind was sie heißen: Abspiegelungen einzelner Manifestationen des Natur- oder Seelenlebens im Reflexe spielender

Vergleichung oder sinnender Betrachtung. Die Gedichte der ersteren Gattung tragen, trotz des reichlichen Zuflusses an poetischen Bildern und glänzenden Einzelnheiten, doch mitunter etwas Unentschiedenes, Zerfahrenes an sich, was der künstlerischen Einheit und Haltung Abbruch thut. Es sind größtentheils nette, freundliche Musivarbeiten, die durch ihre geschmackvolle Zusammensetzung, durch ihren artigen Dessin, möcht' ich sagen, überraschen, allein jenes organischen Zusammenhanges ermangeln, welcher poetischen Schöpfungen doch allein wahrhaftes Leben zu gewähren vermag. Jedenfalls werthvoller sind diejenigen Lieder dieses Buches, worin die Reflexion vorwaltet oder welche die Anschauung zum Symbol erheben, wie z. B.: O pflanzet Bäume (S. 33), Hausbau (S. 35), Alte Frauen (S. 47), Aus der Wirklichkeit (S. 49), Allein (S. 59) u. m. a., vor Allen: „Unbewußt" (S. 41), ein wahres Seelen-Daguerreotyp.

Das zweite Buch: „Liebe" (S. 66—131), worin der Verf. größtentheils Lieder aus dem ersten Decennium seines Dichterlebens gibt, behandeln das erotische Element in den verschiedenartigsten dichterischen Formen. Zartheit der Gedanken, Innigkeit der Empfindung, Gefälligkeit der Darstellung sind ihm, wie wenigen, eigen. Tändelnde Galanterie wechselt mit herzlicher Natürlichkeit; manches erinnert lebhaft an die Weisen der alten Minnesänger, denen der Verf. auch an künstlicher Verschlingung der Verse und an launenhafter Wahl des Metrums es nachthut, das ihm durchaus keine Schwierigkeiten zu bereiten scheint. Außer dem singbaren einfachen Liede finden wir die Form der Canzone, der Siciliane, des Sonettes u. m. a. angewendet, und insbesondere ist die letztere mit großem Geschicke gehandhabt. Wir enthalten uns hier einer Probe, weil Liebeslieder den Schmetterlingen gleichen, denen man selbst bei vorsichtiger Berührung nur allzuleicht den Flügelstaub abstreift, der ihr eigenthümlichster Schmuck ist. Auch in dieser Abtheilung kann D.-M. sein Vorbild Rückert nicht verläugnen, dem er hin und wieder bis zum Verwechseln ähnelt. Besonders wohlthuend aber ist es, daß er gerade in dieser Gattung, wo die Verlockung dazu so nahe liegt, jenes affectirten Schmerzes und jener epigrammatischen Selbst-Ironie sich enthält, worin die meisten erotischen Dichter, seit Heine sich gefallen; ein Beweis mehr, daß erlebte, nicht gemachte Empfindungen und Situationen sind, die seinen Liebesliedern zu Grunde liegen. Sie werden daher auch vielfachen Anklang finden, und namentlich den Compositeuren willkommenen Stoff zur Betonung darbieten.

Das dritte Buch (S. 135—213) deutet schon durch die

Ueberschrift „Gestalten" auf die mehr epische Natur der darin enthaltenen 25 Poesien hin. Es sind Romanzen, Balladen, Mähren, Rhapsodien, poetische Erzählungen u. s. w. in bunter Reihe. Der Verf. weiß seine Stoffe gut zu wählen und den gewählten eine passende Einkleidung zu geben. Am glücklichsten bewegt er sich in der poetischen Erzählung, wofür auch seine Hinneigung zur behaglichen Ausführlichkeit, zur bilderreichen Schilderung und zur Entfaltung seiner nicht gewöhnlichen metrischen Fertigkeit vorzugsweise ihn eignen. Localität und Färbung wechseln mit kluger Berechnung ab; bald führt uns der Dichter an sein eigenes Krankenlager, bald in eine sonnige Frühlingslandschaft, jetzt in den kerzenstrahlenden Ballsaal, jetzt in das düstere Stübchen eines todessiechen Künstlers; hier in das Maskentreiben des San Marco-Platzes, dort in eine stille Rebenlaube am deutschen Rheine. Iskender, Griechenlands großer Alexander, Almansor auf Alpuhara's Thürmen, Suleiman vor der Felsenwohnung eines frommen Eremiten, die treue Spanierin auf dem Schlosse von Compostella und der racheglühende Ammokläufer auf Java, die schöne Negerkönigin im Palmenkraal und der Juwelier von Bassora, der heimatmüde Auswanderer und der weise König Salomo sind, nebst interessanten idealen Figuren, die der Dichter zu Trägern seiner Gedanken schuf, die „Gestalten," die er in Situationen und Conflicten, wie theils Geschichte und Sage sie gibt, theils wie er selbst sie ersann, in dieser Abtheilung vor unser Auge bringt. Seine epischen Dichtungen sind keine versificirten Anekdoten oder Chronikenbruchstücke, dergleichen uns jetzt, in lässig schlotternden Niebelungen-Strophen, häufig für Balladen verkauft werden; auch keine schwülstigen, mit fremdartigen Reimen verbrämten Paraphrasen aus Reisebeschreibungen, womit Freiligrath's talentlose Nachtreter das Ohr des Lesers zu bestechen suchen, sondern großentheils echte Gedichte, Verkörperungen bedeutsamer Ideen, ansprechende Erlebnisse, ergreifende Begebenheiten, — wenn auch zuweilen in zu reicher Draperie, doch nie unter den Falten derselben nichtssagende Hohlheit oder leeres Scheinleben versteckend. — Als besonders gelungen heben wir hervor: Die Schwester (S. 139), Die Entsagende (S. 147), Das Märchen beim Weine (S. 166), Eine Scene auf Java (S. 183), Die Negerin (S. 186), Der Auswanderer (S. 208) u. m. a. Zur Bestätigung unseres obigen Urtheils möge das schöne, durch echt humane Gesinnung wie durch Einfachheit der Darstellung gleich ausgezeichnete Gedicht: „Der König" (S. 180) hier Platz finden:

Es war ein König einst, der fühlte sich schwach
Dem Körper nur, doch nicht dem Geiste nach;

Die Zeit des Sterbens rückte langsam herbei:
Er aber hatte der blühenden Söhne drei,
Drei Jünglinge von Kraft und schönen Mienen,
Und hätte gern gewußt, wer unter ihnen
Nach ihm zu herrschen der würdigste sei.
 D'rum ließ er sie eines Tages berufen
Als Vater und Fürst an seines Thrones Stufen,
Und sprach: »Das Leben verlangt seinen Zoll:
Doch daß euch kein Streit entzweien soll
Um dieses Landes gesegnetes Erbe,
Wenn ich dereinst in Frieden sterbe,
So sollt ihr, Böses zu vermeiden,
Jetzt selber euer Loos entscheiden.
Der Schatzmeister wird nach meinen Befehlen
Euch jedem zehntausend Goldstücke zählen,
Die nehmt und wählt euern Weg mit Bedacht.
Und wer von euch, wenn ein Jahr vollbracht,
Den edelsten Gebrauch davon gemacht,
Den ich loben muß vor den anderen Zwei'n,
Der soll nach mir des Volkes Vater seyn.
Die Söhne gelobten Gehorsam dem Wort,
Empfingen das Gold und zogen fort.
Der König herrschte weise, daß Alles gedieh,
D'rum schwand das Jahr, man wußte nicht wie.
 Und kaum war es um, so kam der eine Prinz,
Lastträger hinter sich und Reihen Gesind's,
Die trugen an prachtvollen Kleidern schwer,
An Geschirren und Waffen und anderm mehr,
Geschmeide und Zierath von blendender Pracht,
Das fremde Prunksucht mühsam erdacht;
»Ein Herrscher« — so meinte der älteste Sohn —
»Muß sitzen in Pracht auf dem fürstlichen Thron.«
 Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: »Ich hätte nicht geglaubt,
Daß Glanz dem Fürsten nöthig sei.« —
Da kam der zweite Sohn herbei.
 In Händen trug er eine Schilderei,
Die er dem Vater selbstgefällig wies,
Die zeigt ein Schloß mit Mauern und Verließ,
Das er im Lande sich erbauen ließ,
Zugbrücke, Wälle, Thürme, Stein auf Stein,
Vor Feinden und Meuterern sicher zu seyn.
 Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: »Ich hätte doch geglaubt,
Ein Volk sei seines Fürsten stärkster Wall,
Und fester als Burgen und Schlösser all.«
 Da kam der jüngste Sohn heran,
Mit verschossenen Kleidern angethan,
Vom Sonnenbrand gebräunt, doch heiter gesinnt,
Und an jeder Hand führend ein ärmliches Kind.
Der beugt sich vor dem Fürsten und spricht:
»O Vater, sie gaben dir falschen Bericht,

Sie sagten dir stets von des Volkes Segen,
Und von Zufriedenheit auf allen Wegen,
Von fröhlichen Hütten und schwellender Saat, —
Ich aber, wo ich das Land betrat,
Ich fand so viel der Gebeugten und Armen,
Die still aufseufzten um mein Erbarmen,
Daß bald verschwand des Schatzmeisters Gold,
Das ich edel und fürstlich verwenden gesollt.
Und wie ich, nun selber arm, heimwärts zog,
Fand ich am Weg diese zwei Kinder noch;
Ihr Vater liegt siech daheim und arm,
Du bist reich und gut, dein Herz ist warm;
O hilf, und sei gnädig der Kleinen bedacht,
Die ich statt reichen Kaufes heimgebracht.
Der alte König weint vor Vaterlust,
Er drückt den Jüngling freudig an die Brust: —
»Wer zweifelt nach solcher Schatzverwendung
An deinem Fürstengeist und deiner Sendung!
Du sollst der Erbe dieser Länderei'n,
Des Volkes und der Armen Vater seyn;
Denn wer die Armen und Leidenden erhebt,
Der hat die schönste Krone sich erstrebt!« —

Im vierten Buche (S. 217—270), mit der Ueberschrift: „Der Dichter," blicken wir, so zu sagen, in die geheime Werkstätte des Poeten und belauschen ihn bei seinem seltsamen Treiben. In 25 Gedichten wird dem Leser manches von der Art und Weise verrathen, wie, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen, unter welchen Hoffnungen und Befürchtungen, von welchen Einflüssen und Gewalten begünstigt oder angefeindet das Lied in des Dichters Herzen entsteht, und aus dem Herzen auf das Blatt vor ihm heraustritt, und seinen Flug dann durch die weite Welt nimmt, um entweder an verwandten Herzen freundliche Aufnahme zu finden oder spurlos vom Winde fortgerissen zu werden. Ref. weiß nicht, ob es so unbedingt zu billigen sei, wenn der Dichter allzuwillig sich in die Karten blicken läßt; es ist ihm vielmehr immer wie eine Art von Profanation vorgekommen. Jede Kunst ist ein Schaffen, ein Zeugen; gleichwie nun die Natur den Act des Zeugens in den heiligen Schleier des Geheimnisses hüllt, so sollte auch der Künstler in dem Momente geistiger Zeugung sich nicht belauschen lassen. Auch kümmert es die Menge wenig, wie der Dichter schafft, sie fragt nur nach seiner Schöpfung, und diese wird einen um so tieferen Eindruck machen, je weniger man ihr die Mühe des Schaffens abmerkt. Die Persönlichkeit des Dichters muß in seinem Werke aufgehen, und nur aus diesem selbst wieder muß sie der Leser sich schaffen und erklären. Fast eben so wenig kümmert es die Menge, unter welchen Verhältnissen und Einflüssen ein Dichterwerk entstanden

ist, denn ihr gilt nur das fertige, nicht das werdende. Der zu früh vergessene Houwald läßt seinen Spinarosa diesen Gedanken in ein schönes Gleichniß kleiden. Wie die Menschen sich an der schönen oder seltsamen Form einer Wolke am Himmel erfreuen, ohne zu fragen, ob sie aus dem Weihrauchdampfe eines Dankopfers oder aus dem Brande einer Hütte entstanden ist, — eben so erfreuen sie sich auch an einem herzlichen oder ergreifenden Liede, ohne zu fragen, ob es einem glücklichen oder zerrissenen Herzen entquollen, ob es mit Lust oder mit Qual geboren ist. In sofern gehören Revelationen aus dieser geheimnißvollen Sphäre des Dichterlebens immer zu den mißlichen Versuchen, sich Anerkennung zu verschaffen, indem gewöhnlich mehr dabei gewagt als gewonnen wird. Es sieht stets wie eine kleine Eitelkeit aus, sich selbst im Spiegel zu beschauen und den Leuten dann zu sagen, wie man sich darin vorgekommen. Auch haftet solchen Selbstporträten in der Regel etwas Geziertes, Steifes, mitunter fast Unheimliches an, wie den Helden und Heldinnen der sogenannten klassischen französischen Tragödie, die da immer sagen, wie verliebt, wie muthig, wie entzückt, wie rasend sie sind, aber dabei nie recht zum Lieben, Kämpfen, Jubeln und Toben es bringen können. Wir gingen daher auch nicht ohne Vorurtheil an dieses vierte Buch der Dräxler'schen Gedichte, weil wir eines ähnlichen unbefriedigenden Eindruckes gewärtig waren, wie wir ihn fast jedesmal empfanden, wenn wir solche Geständnisse und Beichten lasen, wodurch die Poeten dem Publikum sich interessant zu machen glauben. Zu unserer angenehmen Ueberraschung aber fanden wir uns in unserer Besorgniß großentheils getäuscht. Die Zahl der Lieder, worin D.-M. den erwähnten Ton anschlägt, ist nur gering, und selbst diese beziehen sich nicht sowohl auf seine eigene Persönlichkeit, als vielmehr auf ästhetische Probleme im Allgemeinen, die der Verf. so geschickt unter einen subjectiven Standpunct zu bringen weiß, daß die Lösung selbst zu einem ansprechenden poetischen Resultat wird. Das Ganze bildet eine Reihe von Erörterungen über poetische Anregung, über das Verhältniß des Dichters zur Außenwelt, über die Art und Weise dichterischer Auffassung, über den Entwickelungsgang des Dichters und die Einwirkung seiner Umgebung auf diesen, über Gedanken und Gefühle, über die Bedeutung des Reimes, über die metrische Schmiegsamkeit der deutschen Sprache u. s. w., also gleichsam eine kurze Theorie der Lyrik in lyrischen Beispielen, woran nebst einigen schönen, zunächst auf Poesie bezüglichen Parabeln ein locker gewundener Kranz von Gnomen und Xenien sich anschließt. — Auch dieses Buch enthält viel Gelungenes, wozu wir vorzüglich Die Boten (S. 219), Dichten (S. 221), Die sieben Musi-

kanten (S. 251), Die Weigerung (S. 256) u. a. rechnen. Ein allerliebster Scherz ist das Gedicht: „Deutsche Muse" (S. 247), eigentlich eine Ode mit gereimten alcäischen Strophen, gleichsam als practischer Beweis, wie sehr die deutsche Sprache des Reimes mächtig ist, und wie dieser „selbst dem Gigantenrumpf antiker Rhythmen seine geflügelten Hermesfüße" zu leihen im Stande wäre. Unter den Xenien haben uns einige nicht angenehm berührt, namentlich die achte und neunte Vierzeile, worin die „Moral" doch wohl allzu leichtfertig dem „Talente" untergeordnet wird, und die eilfte auf die „Kritikastergimpel."

Das fünfte und letzte Buch (S. 273—341) bringt unter dem Titel: „Buntes" wirklich Buntes. Es ist eine Concession, die unsere besonnensten Talente der Zeit machen zu müssen glauben, daß sie wenigstens in einigen ihrer Lieder den Ton anschlagen, welcher von den Stimmführern der Partei zum herrschenden erhoben worden ist. Auch D.-M. kann von seinen Lesern nicht Abschied nehmen, ohne ihnen den Beweis geliefert zu haben, daß er, wenn es ihm darum zu thun wäre, auch andere Weisen anzustimmen und den Richtungen und Ansichten der Gegenwart eine poetische Seite abzugewinnen wüßte. Als Beleg hiefür gibt er uns in diesem Buche mehrere Gedichte, welchen theils das socialistische, theils das politische Element zu Grunde liegt, und jene gereizte Stimmung, jenes absichtliche Trübsehen, jene herausfordernde Picanterie anhaftet, die uns aus so vielen in neuerer und neuester Zeit erschienenen Sammlungen nur allzuwohl bekannt ist. Jede Meinung ist ehrenwerth, wenn sie Ausfluß der Ueberzeugung ist, und jede Meinung mag vor dem ästhetischen Forum ihre Rechtfertigung finden, in sofern sie wahrhaft poetisch vertreten wird und nicht, in Folge leidenschaftlicher Tendenzhascherei, ganz in's Unschöne ausartet. Letzteres ist bei D.-M. nicht der Fall; vielmehr tragen seine hieher gehörigen Gedichte zu sehr das Gepräge des Dichters an sich, um für Spiegelungen gewisser Zeitideen zu gelten, wofür sie denn doch eigentlich gelten wollen. Daß dieses leise, unentschiedene Auftreten keinen besonders günstigen Eindruck machen kann, ist natürlich, und wir können nicht umhin, zu gestehen, daß es uns lieber gewesen wäre, wenn der Verf. seine Sammlung in dieser Beziehung ganz rein erhalten hätte. Ohne uns daher in eine genauere Beurtheilung dieser, ohnehin nicht sehr zahlreichen Partie einzulassen, wenden wir uns lieber denjenigen der 28 in diesem Buche enthaltenen Stücke zu, welche dem Andenken an bedeutende Persönlichkeiten gewidmet sind. Dem gewaltigen Goethe bringt der Verf. in einem schönen, aus 16 originell combinirten Strophen bestehenden Gesange seine dichterische Huldigung dar. Auf Ferdinand

Raimund's, des echten, noch nicht ersetzten Volksdichters Grab ist eine tiefgefühlte Canzone niedergelegt. Auch F. A. Kanne's wird mit rührenden Worten gedacht, des reichbegabten Sonderlings, der im Kampfe mit widrigen Verhältnissen und mit einer ungeregelten, dem praktischen Leben nicht leicht anzupassenden Individualität unterging (am 16. Dezember 1833). An dem wenig bekannten Sänger Wilhelm Genth (geb. am 6. März 1803, gest. am 16. Juli 1844), dessen Dichtungen 1844 erschienen, weist uns der Verf. in einer ergreifenden Elegie nach, wie ein Dichterherz an den Qualen einer ihm widerstrebenden Beschäftigung verblutet; Genth, der gemüthliche Lyriker, war nämlich — Kriminalrichter:

Vielleicht vom bösen Diebe
Jetzt stockend angeschielt,
Indeß ein Lied von Liebe
Des Dichters Seele spielt;

Vielleicht vor sich das Weinen
Der Kindesmörderin,
Derweil bei seinen Kleinen
Frommsegnend weilt sein Sinn.

Und weh, vielleicht ein Irren
Im schrecklichen Beruf!
O Gott, der solche Wirren
Für Menschenherzen schuf!

Die Lerche steigt nicht wieder,
Wo sie zu dir geschwebt,
Wenn Flügel und Gefieder
Blutstropfen ihr verklebt!

Dem berühmten Kenner des Orients, Hammer-Purgstall, ist ein sinniges Ghasel gewidmet. — Seinem Vorbilde Rückert bezeugt der Verf. in klangvollen Ottaverimen seine Verehrung:

— — — — — — — — — — —

Begeistert denk' ich sein aus Jünglingstagen,
Zu dem begeistert ich als Mann mich kehre.
Sie werden noch in späten Zeiten sagen
Von seiner Kraft und deutschen Dichterehre:
Vielleicht von Einem auch, der ihm sich neigte,
Und vor der Welt die Liebe ihm bezeigte.

Das Gedicht: „Irgendwo," versetzt uns im Geiste an den Hügel, unter dem einst der Sänger ruhen wird, eingesegnet von einem Freunde seiner Lieder mit den Worten:

»Ein Dichter ist er ganz und gut dabei gewesen.«

Zum Epiloge der Sammlung hat der Verf., wie zu deren Prolog, eines seiner frühesten Lieder gewählt, welches mit dem herzlichen Wandersprüche schließt:

Nun wohlan, du Liederkraft,
Zieh' hinaus in Luft und Wehen,
Aus des Herzens stiller Haft,
Laß die Welt dein Wollen sehen!
Wem ein Herz im Busen schlägt,
Wird dich gern und ganz verstehen,
Und wo keines sich bewegt,
Magst du still vorübergehen.

Wir glauben dem Verf. das Prognostikon stellen zu können, daß es ihm an Herzen, die ihn gern und ganz verstehen, nicht fehlen wird, indem er in der That ein nicht gewöhnliches poetisches Talent besitzt und dasselbe auf wirksame Weise geltend zu machen versteht. Sollten wir dasselbe kurz bezeichnen, so würden wir es ein vorherrschend lyrisches nennen, welches am glücklichsten in der Sphäre des Elegischen sich bewegt. D.-M. hat in dieser Beziehung viele Aehnlichkeit mit dem vorher besprochenen Dichter, oder vielmehr haben beide ihr Talent vorzugsweise in dieser Richtung cultivirt, die einer Zeit, wie die unsrige, wo man, getheilt zwischen Erinnerung und Sehnsucht, zwischen Furcht und Erwartung, zwischen Einst und Jetzt, Heute und Morgen, in fortwährenden Antithesen hinlebt, wie jeder Uebergangsperiode, am nächsten liegt. Nur ist es, wenn man beide Dichter vergleicht, eine auffallende Erscheinung, daß sie die Stellen, die ihnen durch ihre Nationalität angewiesen sind, gewissermaßen getauscht haben, indem Geibel, der Norddeutsche, mehr vom Gefühle, Dräxler-Manfred, der Süddeutsche, mehr vom Verstande influirt erscheint. Nur selten nämlich begegnen wir bei letzterem dem freien, unmittelbaren Ergusse der Empfindung; allenthalben macht sich jene berechnende, vermittelnde Anordnung bemerkbar, welche das Wort eher wägt, bevor sie es ausspricht, während dem Ersteren nicht selten das Herz mit dem Kopfe davonläuft. Daher kommt es auch, daß man bei D.-M. hie und da das Absichtliche des Bildes oder Reimes herausmerkt und des Anlaufes gewahr wird, den er nahm, um seine Idee, einer gewissen vorbestimmten Richtung gemäß, auszuführen, weßhalb auch die meisten seiner Gedichte so gut pointirt sind. Daß diese Gestaltungsweise in des Dichters Absicht lag, erhellt daraus, weil sie in seinen früheren Poesien, wie wir schon oben bemerkten, minder deutlich hervortritt. Ein großer Vorzug aber, den der Verf. mit den meisten norddeutschen Dichtern theilt, ist der Geschmack, der den süddeutschen, bei den ausgesprochensten Talenten, nur allzuoft fehlt, — und eben hierin dürfte er vielen der

letzteren zum Muster dienen. Eine gewisse Sauberkeit und Rundung, ein richtiges Einhalten des Maßes, ein besonnener Tact in Bild und Wort ist fast nirgend zu verkennen, und in dieser Beziehung übertrifft er bisweilen sogar seine Vorbilder, die nicht immer von Ueberschwänglichkeit frei sind. — In der metrischen Form besitzt er eine seltene Gewandtheit, und manche Gedichte sind mit einer solchen Leichtigkeit und Virtuosität behandelt, daß man Rückert'sche oder Freiligrath'sche Verse zu lesen glaubt. Nur ausnahmsweise stößt man auf Reime, wie hangt, rankt (S. 6), rings, Winks (S. 12), Mädchen, Blättchen (S. 136), Fäden, Jedem (S. 221), Liederwerk, Berg (S. 269) u. dgl., oder auf sogenannte reiche Reime. Störend wirkt die ein paarmal wiederkehrende Anwendung der anzeigenden Art statt der verbindenden, wie z. B. S. 46: — — „Du (wärdest zittern), wenn die Gemeinheit dir entgegen kam," statt entgegen käme; ein Gräcismus, der sich wohl nur im Plusquamperfect anwenden läßt, z. B. wenn du nicht kamst, war ich verloren, statt: wenn du nicht gekommen wärst, so wär' ich verloren gewesen. — Doch das sind unbedeutende Mängel, deren wir nur erwähnen, um dem Verf. zu bezeugen, wie aufmerksam wir seine Sammlung durchgelesen haben. Jedenfalls ist Draxler-Manfred ein Poet, welcher den vorzüglicheren vaterländischen angereihet zu werden und allgemeine Anerkennung zu finden verdient, die ihm auch gewiß nicht entgehen wird *). Er hat sich mit dieser Sammlung, dem Resultate zwanzigjährigen poetischen Wirkens und Schaffens, den gerechtesten Anspruch auf eine ehrenvolle Stelle in der deutschen Literatur begründet.

3) Auch der dritte Dichter, dessen Sammlung uns zur Besprechung vorliegt, gehört unserem Vaterlande an. Friedrich Bach, von Geburt ein Prager, gegenwärtig, wenn wir nicht irren, als Arzt im südlichen Ungarn thätig, erweckte zuerst durch seine „Sensitiven," einen kleinen Strauß lyrischer Blüten, die Aufmerksamkeit der Lesewelt. Diese Erstlinge, 79 an der Zahl, mit 70 neueren Gedichten vermehrt, bilden den Inhalt des 219 Seiten starken Bändchens, in welchem mehr Poesie steckt, als in mancher anderen Sammlung von doppeltem Umfange. Dasselbe zerfällt in sieben Abtheilungen, wovon vier der früheren, drei der späteren Lebensperiode des Dichters angehören, der übrigens, so viel uns bekannt ist, eben in der Blüte des Mannesalters steht.

*) Se. Majestät der König von Würtemberg hat dem Dichter für die Ueberreichung dieser Auflage die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Wir wollen die einzelnen Stücke näher betrachten, um einen Dichter, der im großen Publikum noch wenig gekannt ist, als würdig der Theilnahme darzustellen, die er bis jetzt im Kreise Mitstrebender und Geistesverwandter gefunden hat.

Der einfache, in reimlosen Trochäen geschriebene Prolog entschuldiget, unter den Gleichnissen der Blume und des Blattes, die, obwohl einzeln zur Feier des Sommertages zu unbedeutend, im Chor von tausend Blumen und tausend Blättern dennoch ihr bescheidenes Plätzchen ausfüllen, das Wagestück, mit einer so kleinen Liedersammlung in die Oeffentlichkeit zu treten; allein diese Lieder wollen ja nicht für sich allein heraus=, sondern nur in der großen Harmonie mitgehört werden.

Die erste Abtheilung: „Liebesfrühling" (S. 7—20), enthält 14 durch Innigkeit und Zartheit ausgezeichnete erotische Gedichte. Freude und Schmerz, leiser Hader und warnender Vorwurf wechseln mit Beziehungen auf Scenen und Erlebnisse, wie sie in der Geschichte von zwei liebenden Herzen vorkommen, und bilden einen kleinen Roman, durchwebt von dem Doppelfaden der Wehmuth und Ahnung, und gleichsam darauf vorbereitend, daß ihm die letzte Seite fehlen wird. So entsprechend und lieblich diese Liedchen sind, so schwer machen sie es uns, sie mit kritischer Sonde zu prüfen. Sie sind zu wenig palpabel, zu duftig hingehaucht, zu durchsichtig, um fester angegriffen zu werden. Uebrigens ist keines davon so klein und so flüchtig hingeworfen, daß es nicht einen schönen, sinnigen, wohl auch neuen oder mindestens neu gebrachten Gedanken bärge. Als Beleg, ohne Wahl, nur eines, z. B. „Die Locke" (S. 18):

In dem Garten blüht die Blume,
In dem Garten welkt die Blume,
Und in Staub zerfällt die Blume! —

Doch die Blume, ausgerissen
Aus der mütterlichen Erde,
Kannst du in's Gedenkbuch legen,
Daß sie nicht zu Moder werde. —

In die Fremde mußt' ich zieh'n,
Von dem Haupte der Geliebten
Löst' ich eine dunkle Locke
Ab in wildem Liebesglüh'n!

Monde wechseln, Jahre flieh'n,
Seh' ich einstens dich als Greis.
Darf ich wohl mit Thränen klagen:
»Uns're Haare werden weiß!«

Doch die Locke, abgeschnitten
Von dem jugendlichen Haupte,
Dankbar wird sie noch nach Jahren
Ihre dunkle Farbe wahren!

Und die Liebe, aus der Heimat
Ihrer Freuden, ihrer Schmerzen
Mit Gewalt herausgerissen, —
Ewig bleibt sie grün im Herzen!

Wie kunstlos und einfach und doch wie rührend und klar ist hier die Idee zur Anschauung gebracht, „daß junger Liebe gerade durch gewaltsame Losreißung von dem geliebten Gegenstande ewige Dauer gesichert wird." Wir fragen: welcher Mittel bedürfte mancher unserer Ueberschwänglichen, um dieses psychologische Paradoxon durchzuführen, — und wie leicht, wie natürlich, wie so ganz ohne Aufwand ist das hier geleistet! — Wie nett ist das anakreontische: „Die Vogelbeere" (S. 4), wie schmerzlich-innig: „Vorwurf" Nr. 1 (S. 8), wie anspruchlos, trotz seiner viel mißbrauchten Form, Nr. 4 (S. 10), welches ganz hieher zu setzen wir uns nicht enthalten können:

Dafür, daß du den Felsen zerspalten mit schwerem Schlag,
Bringt dir die off'ne Wunde den Edelstein zu Tag!

Dafür, daß du die Erde zerpflügt mit scharfem Schwert,
Hat sie dir schön're Blüthen und reich're Früchte bescheert!

Dafür, daß du in's Wasser gesenkt den schweren Stein,
Glänzt es in Silberschaume, im Regenbogenschein!

Dafür, daß du den Käfig verhängt der Nachtigall,
Singt sie dir schön're Weisen mit wundersüßem Schall.

Dafür, daß du am Baume gerüttelt hast im Groll,
Verhaucht er süße Düfte, schneit dich mit Blüthen voll.

O Mädchen, das mich hinhält, mich quält und dann noch flieht,
Auch meine Rach' ist edel, ist nur ein zartes Lied!

Die zweite Abtheilung bringt 15 „Wanderlieder" (S. 28—38) voll Sehnsucht und Wehmuth. Wir heben das vierte heraus; es lautet:

Eitles Müh'n, entflammte Kerzen
Ruhig mit sich fortzutragen!
Sehnend wird die Flammenspitze
Sich nach rückwärts überschlagen.

Eitles Müh'n, dem Vaterlande
Deiner Liebe zu entsagen!
Vorwärts werden dich die Füße,
Rückwärts die Gedanken tragen!

Das Bild von der Kerzenflamme, die im Vorwärtstragen vom Luftzuge zurückgeweht wird, ist eben so neu und natürlich gewählt, als deutlich und kurz ausgedrückt. Es gehört ein eigener Tact dazu, ein sprödes Gegenbild, das im Detail gar leicht in's Prosaische oder Triviale umschlägt, so mühelos zu schmeiden,

wie dieß hier und mehrfach bei unserem Dichter der Fall ist. Nur das simultane Auftauchen von Haupt- und Gegenbild bedingt dieses sichere Treffen des rechten Wortes, wonach man bei successiver Entwickelung des Vergleichungsactes wohl vergeblich suchen dürfte.

Die dritte Abtheilung: „Natur und Gemüth“ (S. 41 — 75) umfaßt 30 Gedichte, deren Stoff theils der Naturanschauung, theils dem Tiefblicke in's eigene Herz entnommen ist. Auch unter diesen findet sich vieles Schöne und wahrhaft Poetische, nur artet der schwermüthige Ton, der sie insgesammt durchklingt, mitunter zu sehr in's Schwüle und Trostlose aus, um nicht drückend und abspannend zu wirken. Wie ein Traumwandler schreitet der Dichter im Leben umher; alles, was er sieht, was er hört, wird ihm zum Symbole seiner Trauer und seines Schmerzes. Daher kommt es, daß jedes einzelne Gedicht ergreift, rührt überrascht, — alle zusammen genommen aber, wenn gleich jedenfalls einen tiefen, nachhältigen, doch keinen befriedigenden, günstigen Eindruck machen; ja es wird dem Leser unter diesen von allen Bäumen, aus allen Wiesen, allen Blumen, allen Wässern ihm entgegen summenden, flirrenden und rauschenden fremdartigen und doch ahnungsverwandten Klängen und Klagen am Ende selbst so träumerisch, so visionartig zu Muthe, daß er eine gute Weile braucht, um sich wieder zurecht zu finden, wie es Einem etwa ergehen mag, wenn er längere Zeit den Offenbarungen einer Hellseherin gelauscht und ihren Ideengang zu verfolgen sich bemüht hat. Als ein Beispiel des rhapsodischen Charakters dieser elegischen Improvisationen mögen zwei der kürzeren hier stehen:

5. (S. 60.)

Wenn ich diese Welt verlasse,
Will ich's thun, wie der Geist im Schauspiel,
Der nach ausgespielter Rolle
In der Versenkung verschwindet.
Freudig eilt er hinweg,
Oder schleicht sich wohlbehaglich
Hinter die Coulissen;
Unbeachtet, ungesehen
Sieht er zu, wie sie sich noch abmüh'n,
Die anderen Schauspieler,
In armseligem Treiben,
In peinlicher Verstellung!

2. (S. 74.)

Da wandelt allein der Greis! —
Er hat begraben die Spiele der Kindheit,
Die Träume der Jugend, die Kraft des Mannes;
Es fiel ihm hinab vom Haupte
Zur Erde die dunkle Locke —

Die Jahre streift er von sich
Wie gleißende Schuppenringe,
Wie jährige Blätter der Baum!
Nur er noch will nicht ruhen,
Er wandelt allein und sinnt! —

So lehnt noch ein wüster Träumer
Spät um die Geisterstunde,
Wenn Alles, Alles ruht,
Die Kleider von sich geworfen,
Schlaflos allein am Fenster,
Und starret hinaus in die dunkle Nacht!

Eine gleich düstere Stimmung waltet in den 14 „Liedern vom Sterben," welche die vierte Abtheilung (S. 79—96) bilden. Wer das Leben von einer so trostlosen Seite auffaßt, wie der Verf., dem es nichts ist, als eine armselige Komödie, worin wir Menschen in peinlicher Verstellung agiren, dem kann auch der Moment des Sterbens als kein erschütternder erscheinen, sondern nur als ein indifferenter; und so ist es auch. Ihm ist der Tod weder ein Aufschwung in schönere Räume, noch die Erlösung aus einem Kerker, noch die herzbrechende Trennung von allem Lieben und Theueren, sondern ein simples Ausziehen aus einer unbehaglichen Wohnung, ein Loswerden nachziehender Sterbegedanken, ein unvermeidlicher Blätterfall, ein unbeachtet vorübergehender Augenblick, der die Welt eben so gleichgültig läßt, als sie uns in Augenblicken höchster Freude und höchster Betrübniß. Daß solch' eine Passivität doch poetisch werden könne, erklärt sich nur aus dem schneidenden, fast zur Ironie sich steigernden Contraste, den sie zur gewöhnlichen Ansicht bildet. Wie poetisch aber der Verf. die seinige zu gestalten wisse, beweisen die Lieder: „Beim Augenzudrücken" (S. 81), „Wenn ich nur wüßte!" (S. 82), worin sein poetischer Skepticismus am klarsten sich ausspricht; „Es kömmt ja von selbst" (S. 90), „Contrast" (S. 96). Wir führen als Beleg das erste der genannten an:

Der Vogel ist ausgeflogen,
Der Käfig öd' und leer;
Es hüpft in euch, ihr Augen,
Kein helles Flämmchen mehr.

Die Fensterlein werden trüber,
Kein Miethmann hält die Wacht;
So will ich die Läden schließen,
Wohlan denn: »Gute Nacht!«

Wer, der dieses Liedchen je gelesen hat, wird an dem Sterbelager eines theuren Freundes oder eines lieben Angehörigen stehen können, ohne unter heißen Thränen, wie ein Gebet, im Stillen es vor sich hinzusprechen? — In 5 Schlußgedichten (S. 99

— 103) nimmt der Verf. Abschied von seinen Liedern, die ihm der Verlust seiner Liebe entlockt hat; er bezeichnet sie als den Schlummergesang, womit er sein Herz einwiegte, als die abgewehten Blüthen seines Lebensfrühlings, als die blutigen Flügel seiner vom Geier entführten Lieblingstaube, als die von stürmischer See am Strande zurückgelassenen Perlen, als aufgescheuchte Falter, Vögel und Rehe. — So weit die „Sensitiven," womit der Verf. sich seinen Ruf begründet hat. Die Wahl des Titels war in der That eine passende, denn gleichwie die Mimosa sensitiva ihre reizbaren Blättchen an dornenbesetzten Zweigen trägt, so fehlt auch Bach's berührungscheuen Herzensblättern der scharfe Dorn des Schmerzes nicht.

Mit S. 107 beginnt die zweite Hälfte des Büchleins, welche die „neueren Gedichte" enthält. Die Stimmung des Dichters in den „Sensitiven" wird namentlich gegen den Schluß hin eine so abnorme, ja krankhafte, daß eine neue Phase seiner Entwickelung fast als nothwendig bedingt erscheint. Wir gingen daher mit freudiger Erwartung zu den neueren Gedichten über, weil wir hofften, den Verf., geläutert durch die Flammen des Schmerzes, aus seinem Kampfe mit den Gewalten, die ihn aufzureiben drohten, siegreich hervorgehen und mit erhöhter Schnellkraft den verjüngten Flug nach oben nehmen zu sehen. Allein schon das elegische Widmungsgedicht, ein wie schöner Abdruck rührender Entsagung es auch seyn mag, ließ uns befürchten, in unserer Erwartung uns getäuscht zu sehen. Je weiter wir lasen, desto mehr fanden wir in dieser unerfreulichen Wahrnehmung uns bestärkt. Es ist wohl eine neue Phase, die Bach antrat, allein keine Phase geistiger Erkräftigung, männlich stolzer Erhebung über das Unvermeidliche, selbstbewußten Aufschwunges aus seiner erschlaffenden Abspannung, sondern nur stiller Resignation, unterdrückten Schmerzes, wehmüthiger Erinnerung nicht ohne momentane Rückfälle in einzelne seiner früheren Stimmungen. So wenigstens gibt er sich vorerst in den 22 Gedichten der ersten Abtheilung: „Album" (S. 111 — 141), worin er sein Herz befreundeten Herzen gegenüber ausschüttet. Sie enthalten zwar viel Schönes, doch ein einziges darunter: „Zuruf" (S. 136) schlägt einen kräftigeren Ton an und macht den Wunsch in uns laut, daß der Dichter sich selbst ebenfalls zurufe:

Nicht des Kämpfers stolze Stirne
Ziert der Liebe Friedenskranz;
Flur und Hütte nicht die Firne,
Nur des Wetters rother Glanz! —
Einsam zieh'n des Himmels Lichter,
Einsam schweifet der Komet,
Einsam ragt im Volk der Dichter,
Keinen Herd hat der Prophet.

Denn am Ende ist trotzige Abgeschlossenheit doch besser, als langsames Verbluten an stiller Herzenswunde; jene machte einen Byron als Dichter groß, dieses erniedrigt zuletzt das kräftigste Talent zum Sclaven kränkelnder Sentimentalität. Beherzige darum Bach seine eigenen Worte:

Wohl, ich kenne diese Schmerzen! —
Manches Flammenmeteor,
Das geleuchtet meinem Herzen,
Ist verzischt im trüben Moor.
Doch mit nied'rem Erdenglücke
Rechte nicht der starke Geist,
Der uns mächtige Geschicke,
Der uns kühne That verheißt.

Einen interessanten Blick in das Stillleben eines, durch ein bedeutendes Bühnenwerk (Spartacus) uns lieb gewordenen Dichters gewähren uns die schönen Strophen an Vinz. P. Weber (S. 138 — 141).

Die zweite Abtheilung: „Nachklänge der Liebe" (S. 145 — 176), die unter 24 Gedichten manches bringt, was uns an die schönsten Stücke aus Th. Moore's „Irish melodies" erinnert hat, verrückt durch einige nicht zusammenstimmende Züge die Skizze, die wir uns, bei Durchlesung der „Sensitiven," von dem Lebens- und Liebesromane des Dichters entworfen haben.

Die dritte und letzte Abtheilung: „Einsame Wege" (S. 179 — 219) beginnt mit einem höchst bedeutsamen Gedichte: „Deukalion," welches abermal die Hoffnung erweckt, den Verf. über das Element, womit er bisher rang, hinausgehoben zu erblicken:

Des Lebens Woge schwoll, und was mir lieb und werth,
Hat sie mit wilder Kraft vertragen und zerstört.

Verdorben lag vor mir der Hoffnung reiche Saat,
Am Boden fraß der Rost das scharfe Schwert der That!

Und klaglos zog ich fort, wie Einer, der's verschmerzt,
Daß er ein böses Kind gezogen und geherzt.

Doch war ich kaum allein, so wälzt ich kraftbewußt
Des Schmerzes Lasten all' gefaßt von meiner Brust.

Und wie Deukalion, warf ich mit starker Hand
Die schweren Steine weit zurück in's eb'ne Land.

Nun hör' ich hinter mir ein Flüstern, Rufen, Schrei'n,
Ein neckend Liedervolk entwuchs dem schweren Stein.

Herzlich froh begrüßen wir die Verkündigung dieser deukalionischen Schöpfung; denn glückauf dem Dichter, welchem es gelungen ist, den Schmerz, der zentnerschwer auf seinem Herzen

lag, in flüsternde, neckende Lieder umzugestalten! Allein die beiden Schlußzeilen schleppen wieder unerfreulich nach:

Doch zieh' ich achtlos fort, daß einst mein Herz vergißt,
Daß ihm die Jugendzeit nicht treu geblieben ist.

Schon das zweite Gedicht: „Trug" (S. 180) und vor Allem das vierte: „Der Baum" (S. 182) und das fünfte: „Meine Lieder" (S. 183) und so fort und fort die Mehrzahl, obschon an und für sich höchst poetisch, bezeugen nur allzudeutlich, wie schwer es dem Dichter fällt, sich von seinem Schmerze loszureißen. Jedem halben Entschluß folgt, wo nicht ein förmlicher Rückfall, doch ein unentschiedenes Schwanken, eine schmerzliche Selbstentschuldigung oder eine abwehrende Bitte an Alle, die ihn durch besorgte Mahnung oder tadelnden Vorwurf aus seiner unmuthigen Verschlossenheit herausreißen wollen. Solchen Inhaltes sind die meisten von den 23 Gedichten dieser Abtheilung. Ein herzlicher Nachruf an den leider allzufrüh verstorbenen böhmischen Dichter K. Macha (S. 209) paßt in sofern in diese Serie, als der Besungene auch ein Pilger auf „einsamen Wegen" war, herabgestiegen von dort zu kurzer Rast in's Erdenleben,

Um sich ein buntes Sterbekleid zu weben.

In dem Gedichte: „Schicksal" (S. 216) beschuldigt der Dichter Jene, die ihm sein stilles Insichversinken vorwerfen, sogar des Hohnes:

Und wo ich liebte, hat man's kaum geglaubt;
Die Freunde mieden mich, weil mein Gefühl
Nicht schmeichlerisch um ihr verwöhntes Haupt
Gleich einem duft'gen Blumenregen fiel.

Erst das letzte Gedicht der Sammlung: „Wendepunct" (S. 218) zeigt uns den Verf. wieder auf jenem Puncte, wo wir schon am Anfange der zweiten Hälfte seines Buches ihn zu sehen wünschten. Sein Entschluß ist gefaßt; er sieht ein, daß es so mit ihm nicht bleiben könne, daß er noch eine andere Aufgabe vor sich habe. Allein er brauche Ruhe, um sich zu sammeln; was er bisher gab, sei nur eine Anfrage gewesen, ob er zum Dichter berufen sei. Die Sommersaat bedürfe des Regens, die Wintersaat des Schnees: unglückliche Liebe habe ihm Beides gebracht. Nun wolle er seinen Geist still in's Dunkel verschließen:

Wie man den Becher stellt in kühle Nacht,
Daß die Krystalle an einander schießen, —
Noch hat er seine Sendung nicht vollbracht.

Er sehne sich nach der Einsamkeit, um sich einzuspinnen wie die Raupe, und dann bei Anbruch des Frühlings verjüngt als Falter in die Welt hinauszufliegen. Man möge ihn darum

gewähren lassen und ihm sein seltsames Benehmen weder als Stolz noch als Selbstverachtung auslegen; denn, fährt er fort:

Ich fühl' es tief, daß ernste Selbstbetrachtung
Mir einstens schöne Früchte tragen soll.

Denn eine höh're Liebe fühl' ich reifen —
Sie tagt in mir wie Morgensonnenschein,
In meines Herzens Saiten wird sie greifen —
Lebt, Freunde, wohl und laßt mich nun allein!

Und das wollen wir vom Herzen, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß er recht bald sich selbst gewinne, um sein Wort einzulösen; denn er ist eine durch und durch dichterische Individualität, die nur noch, vielleicht sich selbst unbewußt, zwischen Heine und Lenau schwankend, der Consolidirung bedarf, um auf dem Gebiete der Lyrik ganz Eigenthümliches und Treffliches zu leisten. Wenn Bach es dahin bringt, aus der Traumwelt, in der er jetzt sich ergeht, auf das Gebiet der Wirklichkeit überzutreten, seinem Hange zur Sentimentalität Meister zu werden und die Welt, die seinem Dichterblicke so offen daliegt, von einem minder düsteren Standpuncte aus anzuschauen, so zweifeln wir nicht, daß wir ihn bald mit vollem Rechte den ausgezeichnetsten Dichtern unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes werden an die Seite stellen können, und daß er keinen Grund haben wird, seinen Liedern zuzurufen (S. 183):

Bald seid ihr vergessen! Nicht lange —
Und wie das sterbende Vöglein,
Die verirrte Karavane,
Begräbt euch der stäubende Flugsand,
Die flüchtige Zeit,
Im rastlosen Drange!

Schließlich halten wir es noch für unsere Pflicht, der äußerst geschmackvollen, wenn gleich einfachen, Ausstattung aus dem Verlage des unermüdlich thätigen J. J. Weber in Leipzig zu erwähnen, welche durch herrliches Papier, ungemein schönen Druck (von F. A. Brockhaus) und anständiges Format ein wahres Labsal für das Auge des Lesers ist, wie denn überhaupt die Weber'sche Handlung nicht nur durch die Menge und Eleganz, sondern auch durch die Wahl ihrer Verlagsartikel sich rühmlich hervorthut.

4) Noch haben wir eine vierte, und zwar unter den vorliegenden die umfangreichste, Sammlung zu besprechen; auch sie rührt, wenn wir gut berichtet sind, von einem österreichischen Dichter her. Auf 360 Octavseiten werden uns in vier Abtheilungen 228 Gedichte geboten. — Die erste Abtheilung (S. 3—80)

enthält 25 Stücke, die der Verf. selbst als „Jugendlieder“ bezeichnet. Sie verdanken ihr Entstehen Naturanschauungen, Eindrücken der Liebe, Blicken in's eigene Herz, Seelenerlebnissen, jugendlichen Gefühlen und Träumen, und bekunden lebhafte Empfänglichkeit, warmes Gefühl, poetische Auffassung des Lebens und eine lobenswerthe Gewandtheit in der Form. Es sind Gedichte, welche sich leicht und angenehm lesen lassen, und uns den Dichter eben so achtenswerth wegen seiner Gesinnung, als liebenswürdig wegen seiner Darstellungsweise machen. Unangenehm berührt hat uns in dieser Abtheilung das Gedicht „Rekrut“ (S. 58), welches das Soldatenleben von einer wohl allzu abschreckenden Seite auffaßt. In sofern es die Aufgabe der Poesie ist, das Leben zu verschönern, halten wir es für ein verfehltes Bemühen, die alltägliche prosaische Ansicht von einem Verhältnisse dadurch zur Poesie erheben zu wollen, daß man es auf die Spitze stellt. Ein Rekrut, der all' seine früheren Hoffnungen in die Schanze schlägt, um dem lustigen grünen Sträußlein auf seinem Hute Ehre zu machen, ist doch gewiß eine poetischere Gestalt, als ein sentimentaler Souffre-douleur, der, als feiger Ausreißer eingebracht, seinen Kameraden für die mörderische Kugel dankt, wodurch sie ihn von Pflichten entbinden, denen zu genügen er nicht die Kraft hat. Wie ganz anders ist eine ähnliche Idee in A. Grün's „Deserteur“ durchgeführt, wo die Katastrophe durch den Conflict des reinmenschlichen Gefühles mit den positiven Satzungen motivirt erscheint!

Die zweite Abtheilung: „Wanderbüchlein“ (S. 83—164) bringt in 37 Gedichten die Ergebnisse der Ausflüge, welche der Verf. in die Welt, namentlich nach Italien, gemacht hat. Sie zeigen uns das Talent, welches in den Jugendliedern noch des sicheren Halts entbehrte, bereits gereifter. Daß der Verf. die Gegenden, die er durchzog, mit dichterischem Auge betrachtete, unterliegt keinem Zweifel; jedes neue Vorkommniß fordert ihm einen Liederzoll ab. Lobenswerth ist es, daß er sich nicht auf bloße Schilderung beschränkt, sondern seine subjective Empfindung in die äußere Erscheinung hineinträgt; was ihn nicht poetisch ansieht, das sieht wenigstens er poetisch an. So gewinnt Manches, durch erotische Färbung, mitunter auch durch ernste Reflexion, an Interesse. Wir erlauben uns, aus dieser Abtheilung eines der kürzeren Gedichte (S. 128) als Probe anzuführen:

Bevor ich dich gesehen,
Bevor ich dich gekannt,
War wunderbar mein Leben
In deinen Reiz gebannt.

Seitdem ich all' mein Lieben
In deinem Reize fand,
Liegt's zwischen uns wie Berge,
Als trennt' uns Meer und Land.

Ich muß von dir entfliehen,
Wenn ich bei dir will seyn,
Und wenn ich dich vergessen,
Bin ich erst wahrhaft dein.

Ansprechend und charakteristisch sind die Erinnerungen an Venedig (S. 136), Genua (S. 139), San Remo (S. 123, 142), Florenz (S. 144), Neapel (S. 146), Sicilien (S. 149), Camaldoli (S. 152). Der Anblick Roms veranlaßt den Dichter zu Betrachtungen (S. 164), welche durch die Einseitigkeit des Urtheils verletzen, ohne, wie dieß bei einem bekannten, auf demselben Boden entstandenen Gedichte unseres trefflichen Grillparzer der Fall ist, durch poetischen Schwung dafür zu entschädigen.

Die dritte Abtheilung: „Heimkehr“ (S. 167—343), ist die reichste; sie enthält 94 Gedichte, größtentheils lyrischen Inhalts, in bunt abwechselnden Formen. Lied, Elegie, Parabel, Rhapsodie, Hymne u. s. w. sind vertreten und liefern einen Beweis für die Gabe des Verf.'s, sein Talent nach den mannigfaltigsten Richtungen der Lyrik hin geltend zu machen. Wir stoßen hier ebenfalls auf manches Gelungene. Auch Anklängen an gewisse Schlagwörter der Jetztzeit (S. 233, 306) begegnen wir. Wie wenig übrigens der Verfasser den Uebergriffen der modernen Poesie hold ist, möge folgende Parabel beweisen, die wir zugleich als Beleg für seine Befähigung zur Behandlung compacterer Stoffe auszugsweise hierhersetzen:

Zu Vater Zeus — ich kann das Wann nicht sagen —
Kam Poesie verstört, ihr Leid zu klagen.

O Vater, sprach sie, rufe mich zurück, ich kann nicht länger bei den Menschen verweilen. Sie muthen mir Dinge zu, die nicht in meiner Sphäre zu liegen scheinen. Man will mich, deren Beruf es ist, aufzubauen, zum Zerstören zwingen. Man will mich zur dienenden Magd erniedrigen.

Hier soll ich gaukelnd auf den Märkten leiern,
Dort Trommeln rühren, Armaturen scheuern,
Hier Spinn' und Motten stäuben, Körner fegen,
Dort Arzenei für Seuch' und Fieber wägen;

Krawalle anstiften, Streitrosse tummeln, in die Lärmtrompete stoßen, Nachtwächter, Henker, Scherge seyn,

Und streck' ich einmal mich in's Thaugras nieder,
Und sende froh in's Blaue meine Lieder,

Gleich schelten sie: »Ei seht die eitle Magd,
Was macht sie träg auf bunte Wolken Jagd?
Hollah! zur Arbeit! Willst du ewig dahlen
Mit Blüthenflocken und mit Lenzesstrahlen?
Vorüber braust des Weltgeschickes Wagen,
Voran! sein flatterndes Panier zu tragen;
Zu furchen ihm die Gleise, auszuhauen
Die Pfade ihm durch altverwachs'ne Auen;
Zu rufen mit des Herolds Donnerstimme:
Es naht der neue Gott in seinem Grimme!«

Vergebens entschuldigte ich mich damit, daß ich ein Himmelskind sei, das mit solchen Dingen nichts zu schaffen und dafür auch weder Beruf noch Geschick habe.

Die Saat müßt ihr verstreu'n mit rüst'gen Händen,
Nur Thau und Licht kann ich dazu euch spenden;
Und wollt ihr ernten, schwingt die Schnitterwaffen,
Ich hab' mit ird'schem Werkzeug nichts zu schaffen;
Der Zeit Bedürfniß wechselt mit der Zeit,
Und meine Heimat ist die Ewigkeit.

Darum gönnet mir, das Schöne und Wahre nach meiner Weise zu offenbaren und nur vermittelnd in das Treiben der Welt einzugreifen.

Dem alten Chaos ist der Haß entgohren,
Zu sühnen ihn, dazu ward ich erkoren.

Allein sie schrien Zeter über meine Reden, schalten sie eitel, im Widerspruche mit der Zeit, und stießen mich grollend von sich weg:

»Wir können nicht mit dir die Zeit versäumen,
Zieh' heim, in deinem Himmel magst du träumen.«
Der ew'ge Vater hörte milde lächelnd
Des Kindes Klag'; die heiße Stirn' ihm fächelnd
Erwiedert er: »Sei, liebes Kind, getrost!
Zu bald verlangt der Mensch die süße Kost
Zurück, die jetzo er von sich gestoßen;
Denn hat er erst das »Gute« ausgenossen,
Verlangt er sehnend nach dem Schönen wieder.
D'rum laß an meinem Thron derweil dich nieder,
Und trockne diese kind'schen Unmuthzähren!
Es kann der Mensch so wenig dich entbehren,
Als du den Menschen; wenn die Fluthen toben
Ist selbst der Himmel wüst darin zerstoben;
Doch wenn sie ruhig worden, wiederstrahlt
Daraus mein Antlitz, selig, tausendfalt.

Die letzte Abtheilung: „Eintagsfliegen” (S. 347—360) erörtert in 62 Xenien allerlei Fragen aus dem Gebiete der Aesthetik, der Moral und des socialen Lebens. Manche darunter sind recht geistreich, z. B.:

Allen verständlich seyn,
Du wirst es nie erreichen;
Von Allen verstanden seyn,
Es hieße Allen gleichen.

Du brauchst nicht erst zu klauben,
Streu' deinen Samen aus,
Was nicht behagt den Tauben,
Dient Sperlingen zum Schmaus.

Verzage nicht, die schlimmsten Stunden
Bestehen nur aus peinlichen Secunden.

Den Wölfen kannst du dich entziehen,
Den Mücken wirst du nicht entfliehen.

Betheur' es Einem durch ein Jahr,
Er glaubt's am End' und wird ein Narr.

Vox populi, vox Dei — Ist's nur feist,
Wer fragt darnach, womit sich's fett gespeist.

Die Auflage vereint Eleganz mit Einfachheit. Gewidmet hat der Verf. das Buch seinem Jugendfreunde (dem unter dem Falschnamen Friedrich Dornau bekannt gewordenen Novellisten) Friedrich von Hentl in einem herzlichen Eingangsgedichte.

Im Ganzen genommen zeigt sich uns der Pseudonyme Theodor Stamm (nicht zu verwechseln mit dem rechtnamigen Dr. Fernand Stamm, vulgo Fernand), dem geist- und gemüthreichen Verf. des zu wenig gewürdigten Romans: „Leben und Lieben, Dichten und Trachten des Amtsschreibers Michael Häderlein) als ein anerkennenswerthes Talent, dem wir nur wünschen, daß es mehr in die Tiefe, als in die Breite sich entwickeln möge, denn letztere vor Allem ist's, woran es bis jetzt am fühlbarsten leidet. Von einzelnen Unrichtigkeiten in der Form, die der Verf. in der Regel mit hinlänglicher Fertigkeit handhabt, wollen wir nur im Vorbeigehen Kenntniß nehmen, wir rechnen darunter falsche Reime, wie: „Blumen, Summen" (S. 145), „flammen, Amen" (S. 163), „Sohlen, dornenvollen" (S. 250) u. dgl., durch die sich die Aussprache des Oesterreichers verräth; Härten, wie das fast unaussprechbare: „Prometheus'schen Raubes, Prometheus'scher Qual" (S. 109) st. prometheischen; ferner Grachen st. Gracchen (S. 160), Termen st. Thermen (ebend.) u. m. a. Was soll S. 162 der Vers:

Dein stolzes Scepter ward zum Kinderschnare?

Wir kennen nur „die Schnarre," aber nicht „den Schnar." — „Cherubim" (S. 163) ist die Mehrzahl von „Cherub." — Ungrammatikalisch ist S. 169 die Construction:

Ja könnte Alles lügen,
Das Eine bleibt mir treu,
Daß dir mit allem Blute
Mein Herz verpfändet sei (st. ist).

Auch an einzelnen Reminiscenzen fehlt es nicht; so erinnert Nr. 7. S. 172 doch gar zu auffallend an H. Heine's:

Und manche schöne Perle
In seinen Tiefen ruht.

Uebrigens begrüßen wir den Verf. freudig als einen der Wenigen, denen die Poesie noch mehr ist, als ein Vehikel, um Tendenzen zu fördern, die von nichts ferner abliegen, als eben von — der Poesie.

Dr. J. S.

Art. VIII. Geschichte der Colonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen daselbst im J. 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im J. 1692. Nach den Quellen bearbeitet von Talvj. Nebst einer Karte von Neu-England im J. 1674. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847. 709 S. gr. 8.

Das vorliegende umfangreiche, aus dem genauesten Quellenstudium hervorgegangene Werk ist um so erfreulicher, da es bei seiner vielseitigen Brauchbarkeit Zeugenschaft gibt, daß die moderne Klage, unsere Zeit sei bedeutenden und ernsten literarischen Bestrebungen fremd geworden, eine ungegründete ist und eine lächerliche, da sie in der Regel gerade von jenen Leuten ausgeht, welche selbst weder Kenntniß noch Willen haben, bedeutende wissenschaftliche Untersuchungen zu verstehen und zu würdigen, oder auch nur Gefallen daran zu finden.

Der Verfasser führt in der Vorrede seines vorzugsweise dadurch ausgezeichneten Werkes, daß es bei seiner wissenschaftlichen Bedeutung, alle Trockenheit vermeidend, eben so dem Gelehrten wie dem Leser interessant ist, die Quellen an, welche er bei seiner Arbeit benützte. Hauptquellen dieses geschichtlichen Anfanges der Vereinigten Staaten waren, außer den Regierungs- und Kirchenarchiven der Zeit, die von einigen der bedeutendsten Männer unter den ersten Ansiedlern gehaltenen Tagebücher, so wie die Berichte der Augenzeugen und Theilnehmer der frühesten Anpflanzungen. Obenan steht darunter:

1) Das Tagebuch William Bradford's, Gouverneurs von Neu-Plymouth, das leider nur fragmentweise auf uns gekommen ist. Nathanael Morton, Neffe des Verfassers, legte die Abschrift eines wichtigen Theils desselben in den Kirchenregistern von Plymouth nieder, dessen Identität mit dem ursprünglichen Werke Bradford's erst vor wenigen Jahren von Herrn A. Young

in Boston entdeckt und zur Genüge dargethan ist. Außerdem benützte Morton, oft in wörtlicher Abschrift, das Geschichtswerk seines Oheims in seinem „New-Englands Memorial," worauf wir später zurückkommen werden. Auch Hutchinson, besonders aber Prince, in dessen Händen das Manuscript war, benutzten es und gaben uns Auszüge daraus. Die werthvolle Bibliothek dieses Letztern ward nach seinem Tode im Thurme der Kirche aufbewahrt, an welcher er einst Prediger gewesen. Während die brittischen Truppen im Revolutionskriege diese Kirche als Barake brauchten, verschwand das Manuscript mit mehreren anderen und ist wahrscheinlich für immer verloren. Außerdem sind manche inhaltreiche Papiere und sonstige kleine Schriften des Verfassers auf die Nachwelt gekommen, die über viele Puncte Licht geben.

2) Das oben genannte „New-Englands Memorial," das zuerst 1669 auf Kosten der Regierung von Plymouth gedruckt ward. Das Büchlein, in welchem ohne Urtheil und oft nicht ohne Confusion interessante Thatsachen zusammengestellt sind, hat erst durch die gehaltreichen Anmerkungen und Zusätze, die Herr John Davis im J. 1826 der fünften Auflage desselben beifügte, seinen vollen Werth bekommen.

3) Mehrere kleine Schriften Edwards Winslow's, eines der Häupter der ersten Pflanzer, nebst einigen Berichten seiner Gefährten, deren vollständige Titel ihres Ortes unter dem Texte des vorliegenden Werkes angeführt sind.

4) John Wintrops, ersten Gouverneurs von Massachusetts, Geschichte von Neu-England ist vielleicht das wichtigste von allen der auf die Colonisation Neu-Englands bezüglichen Werke. Es blieb bis 1790 als bloße Handschrift in den Händen seiner Nachkommen. Cotton Mather und Hubbard benutzten es, ja Letzterer schrieb es zum Theil wörtlich ab, ohne seine Quelle zu nennen. Eine von Hutchinson's Hauptautoritäten war Hubbard, ohne daß er genau gewußt zu haben scheint, woher dessen Weisheit eigentlich stamme. Prince kannte und gebrauchte die unschätzbare Handschrift, so weit sie der chronologischen Ordnung seines Werkes diente. Erst vor einigen und fünfzig Jahren aber ward der größte Theil derselben, die Geschichte von Massachusetts, bis zum J. 1644, unter dem Titel: „A Journal of the Transactions and Occurrences in the Settlement of Massachusetts etc." Hartf. 1790, die schwierige Handschrift, jedoch unvollkommen entziffert, dem Publikum mitgetheilt. Der Schluß des Werks aber ward nicht vor 1816 aufgefunden und neun Jahre später (1825) zusammen mit dem schon Bekannten, aber von Neuem und mit äußerster Sorgfalt durchgesehen und von inhaltschweren Erläuterungen begleitet, von Herrn James Savage in Boston heraus-

gegeben. Das bedeutende Werk, das in die rechte Hand gefallen war, erhielt nun den Titel, den der Verfasser, obgleich er es in Tagebuchform geschrieben, ihm eigentlich scheint zugedacht zu haben: „The History of New-England etc. by John Winthrop." Es diente dem Verfasser im vorliegenden Buche in der Periode zwischen den Jahren 1630 — 1649 zum Hauptführer.

5) Ein Bericht über die Hauptansiedlung in Massachusetts im J. 1680 vom Vicegouverneur Thomas Dudley, in einem historischen Briefe an die Gräfin von Lincoln, Patronin der Colonisten.

6) Edward Johnson's Geschichte von Neu-England, die im Geschmacke der Zeit unter dem Titel: „Wonderworking Providence of Zions Saviour etc." im J. 1654 in London herauskam.

7) Zahlreiche kleinere Schriften und Briefe, theils über einzelne Begebenheiten, theils als Eindrücke des Ganzen von Ansiedlern und Reisenden, alle Mitlebende, zum Theil Mitwirkende, wie die Darstellungen von Higginson, Wood, Welde, Lechford, Josselyn u.s.w., deren Titel ihres Orts unter dem Texte angeführt sind. Hierher gehören auch zum Theil die Dokumente, welche so eben Herr Prediger Alexander Young in Boston in einer werthvollen Sammlung veröffentlicht hat, unter dem Titel: „Chronicles of the first planters of the Colony of Massachusetts from 1623 to 1636."

8) Sir Ferdinando Gorges „Brief Narration of the original Undertakings and the advancement of the Plantations etc." Lond. 1658. Der Verfasser, einer der Hauptabenteurer im neuengländischen Colonisationsplan, war zwar selbst nie in Amerika, allein von den darauf bezüglichen Angelegenheiten in England wußte er, als einer der ersten Unternehmer und Gründer der Gesellschaft von Plymouth, besser als Einer Auskunft zu geben.

9) Die Berichte über den Pequodenkrieg von Mason, Underhill, Gardiner und Vincent, sämmtlich Mitglieder in der blutigen Tragödie.

10) Ueber die Ansiedelungen in Providence und Rhode-Island die Berichte der ersten Gründer, wie Clarke, Gorton u. a. m., nebst zahlreichen Briefen und kleinen Schriften von Roger Williams und andern Zeitgenossen, die ihres Orts angeführt sind.

Das Buch selbst zerfällt in sechs und zwanzig Abschnitte. Der erste handelt von der Entdeckung und dem frühesten Besuche von Neu-England.

Kein Staat in der Welt kann sich einer so rein moralischen Basis rühmen, als diejenigen der nordamerikanischen Freistaaten, die unter dem gemeinsamen Namen von Neu-England begriffen werden. Ruhmsucht, Herrschbegierde und der edle Drang nach

Unabhängigkeit haben Reiche gestiftet; Ehrgeiz und Geldburst neue Regionen entdeckt und erobert; aber keines dieser Motive, wie Großes sie auch sonst immer hervorgebracht, hatte Antheil an dem Entschlusse des Häufleins heldenmüthiger Männer, die das Vaterland mit einer Wildniß vertauschten, um dem Herrn einen Tempel zu bauen, in welchem sie allein ihn nach ihren Gewissen anbeten zu können glaubten, und in Formen, die sie allein dem Höchsten wohlgefällig wähnten. Eng verwoben wie in ihrer Ueberzeugung das Dießseits und Jenseits des Christen, ward dieser Tempel zugleich auch die Grundveste ihres bürgerlichen Daseyns.

Der erste englische Versuch einer Ansiedlung in Amerika fällt in den Lauf der fünfzig Jahre von 1504 bis 1549. Vereinzelt eben, wie er in der Geschichte der Colonie dasteht, und erst nach mehr wie zwanzig Jahren von einem zweiten glücklichen Erfolge gekrönt, weist der Verfasser den Antheil nach, den nach fünfzigjähriger Pause, als ihm endlich unter dem edlen Heinrich IV. ein neuer Tag anbrach, Frankreich an der Colonisation Amerika's nahm. Der Handel mit Pelzen und Fischen war unterdessen ohne Unterlaß fortgeführt. Auch hatte Coligny, nachdem ein erster Versuch, seinen Glaubensgenossen in Brasilien eine Heimat zu gründen, verunglückt war, im J. 1564 eine Gesellschaft von Hugenotten nach dem von den Spaniern aufgegebenen Florida geschickt, die jedoch von dem grausamen Fanatismus der Wiederkehrenden (1565) schmählich geopfert ward. Aber dieses wie jenes waren Privatunternehmungen, von denen die Regierung keine Notiz nahm. Im J. 1598 jedoch trat der Gedanke, ein überseeisches Frankreich zu schaffen, von Neuem in's Leben. Die ersten Versuche schlugen fehl. Aber der Ausdauer eines wackern Seeoffiziers, Champlaine's, der seinen Namen dem lieblichen See hinterließ, dem östlichsten der wunderbaren Wasserspiegel, welche die Vereinigten Staaten von Canada scheiden, und dem Eifer eines warmherzigen Calvinisten, De Monts, der seinen Glaubensgenossen für die drohende Zukunft ein Asyl zu sichern wünschte, gelang es, alle Hindernisse zu überwinden. Gerüstet mit einem Patent für das Fürstenthum Akadien, dessen eingebildete Grenzen sich von Montreal bis Philadelphia erstreckten, nahmen sie das heutige Neu-Braunschweig und Nova Scotia in Besitz (1604), Port Royal und Quebek wurden gegründet (1605—1609), die nördlichen Ufer des Penobscot angebaut, und von den später folgenden Jesuiten durch die wechselweise geführten Waffen der Schlauheit und der christlichen Liebe die Herzen derjenigen Indianerstämme erobert (1611), die das Schwert der Eroberer nicht hatte besiegen können. Gern sehen wir in den

Werken der Liebe auch Frauen thätig. Eine Dame, die fromme Frau von Guercheville, eben so reich an Bekehrungseifer wie an Gütern, wußte sich von der Regierung eine Besitzurkunde für ganz Nordamerika vom Lorenzfluß bis nach Florida zu verschaffen, und ihr Wappen, in Vereinigung mit dem Kreuzeszeichen, ward von ihren Leuten aufgepflanzt, die von zwei Jesuiten begleitet und geführt wurden.

Die frühere Mission verpflanzte darauf das Kreuz nach einem Eiland, das von Champlaine Mont Desert, von ihnen aber, unwissentlich wo sie sich befanden, St. Sauveur genannt wurde (1630). Hier überfiel sie Kapitän Argall, der von Virginien zum Fischfang hierher gekommen, aber jeden, der nicht Engländer war, auf nordamerikanischem Boden als Usurpator betrachtete. Die Colonisten wurden als Opfer seiner grenzenlosen Brutalität zum Theil getödtet, zum Theil gefangen nach Virginien geschleppt. Port Royal und alle übrigen französischen Niederlassungen, die unterhalb des 46. Breitegrades lagen, traf noch im nämlichen Jahre von seiner rohen Hand dasselbe Schicksal. An die Stelle der Kreuze der Jesuiten pflanzte er die Wappen des Königs von England. Dieß geschah zu einer Zeit, wo Frankreich und England im tiefsten Frieden lebten. Das Patent der Gesellschaft von Virginien gab dieser zwar ein anmaßliches Recht auf den ungeheuren Landstrich zwischen dem 34sten und 45sten Grade nördlicher Breite, aber das, was De Monts von seinem Könige erhalten und das auf Frau von Guercheville übergegangen war, erstreckte sich vom 40sten bis zum 46sten, und war zwei Jahre älter. Auch das Recht des ersten Besitzes war auf Seiten der Franzosen, die bereits im J. 1604, lange ehe an die Karte von Virginien gedacht wurde, Niederlassungen unterhalb des 45sten Grades hatten. Der einzige Grund, auf welchen die barbarische Verletzung des Völkerrechtes sich stützen konnte, war demnach die erste, vor mehr als hundert Jahren geschehene und unbenützte Entdeckung. So wenig Werth legte jedoch die französische Regierung auf diese Besitzungen, daß sie die That gänzlich ungeahndet geschehen ließ. Der König von England baute darauf weiter, und ertheilte mit seiner gewohnten wohlfeilen Liberalität acht Jahre später neue Patente auf diese Länder.

Geldmangel und vielseitige Beschäftigung mit den innern Angelegenheiten hatte bisher die englischen Monarchen abgehalten, in der Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen die glänzende Rolle zu spielen, nach der ihr Ehrgeiz verlangte. Auch Elisabeth ließ sich auf die kühnen Seeunternehmungen ihrer Unterthanen, angefeuert von dem geld- und ehrgierigen Geiste, der das Jahrhundert beherrschte, mit großer Vorsicht ein; und erst

als Martin Frobisher von den Küsten nördlich von Labrador einen Stein mitbrachte, der von den weisen Goldschmieden von London für Gold erklärt ward, entschloß sie sich zu einem Antheil an einer zweiten Unternehmung, und die nordwestliche Durchfahrt und alle reellen Handelsvortheile wurden eine Zeitlang einer Art Wahnsinn aufgeopfert, der seinen Ursprung in den niedrigsten Leidenschaften der Menschen hatte. Unser Zeitalter lacht über den Gedanken, Gold und Juwelen unter den Esquimaux zu suchen; aber so arg verwoben hatten die Erfolge der Portugiesen in Indien und Peru die Vorstellungen von Schätzen mit den von neuen Entdeckungen im Geiste des sechzehnten Jahrhunderts, daß mehr als zwei bis drei Menschenalter vergehen mußten, ehe der Zauber schwand. Mit Ladungen von werthlosen Steinen und Schutt beschwert, kehrten die Schiffe heim. Frobisher arbeitete wie der gemeinste Tagelöhner, sie mit einer Art gelblicher Erde zu befrachten, die er für Goldstaub hielt. Die Menge der Spinnen galt ihnen dabei für ein Zeichen der Nähe des Goldes. Noch dreißig Jahre später, bei der ersten Anpflanzung in Virginien, wendete dieser Wahnsinn die Gemüther ab von allem nützlichen, ja nothwendigen Schaffen, und statt Bäume zu fällen und Verschanzungen und Wohnhäuser zu bauen, wühlten die Arbeiter halbe Tage lang in der Erde nach Goldstaub und Edelsteinen.

Dem unermüdlichen Eifer der beiden großen Brüder Sir Humphry Gilbert und Sir Walter Raleigh gelang es endlich, den Gedanken an Colonisation wieder zu wecken, der seit Cabot geschlummert hatte. Gilbert nahm Neu-Foundland im Namen seiner Königin in Besitz. Raleigh, zufolge eines (1583) ausgedehnten Patentes, das ihn zum fast unbeschränkten Landesherrn machte, den schönsten Theil der heutigen Vereinigten Staaten, den die Königin in selbstgefälliger Eitelkeit, ihrem gepriesenen jungfräulichen Stande zu Ehren, Virginien nannte. Eine in Nord-Carolina von ihm angelegte Colonie (1534), die durch Alles begünstigt ward, was ein ähnliches Unternehmen erfolgreich machen kann, ein mildes Klima, ein fruchtbarer Boden, Freundlichkeit der Einwohner und Ueberfluß der Mittel, ward durch den Wankelmuth und die Feigheit der Colonisten vereitelt, die nicht einmal die reichliche und pünktlich zugesendete Zufuhr abwarteten, sondern die erste Gelegenheit wahrnahmen, um nach England zurückzukehren. Ein zweiter Versuch, durch den nämlichen ausgezeichneten Mann (1586) in's Werk gestellt, mißlang gleichfalls (1587) durch die Verzögerung der der Colonie zugesendeten Zufuhr; als diese, durch einen Zusammenfluß von Umständen verspätet, endlich ankam, war die Gesellschaft Unglücklicher, die in der Wildniß ihr Glück gesucht, spurlos verschwunden. Das Un-

gemach, das bald darauf (1590) über Raleigh einbrach, band ihm die Hände, mehr für Virginien, das geliebte Land seiner Hoffnungen, zu thun. Doch sendete er wiederholt Schiffe ab, die Verlornen zu suchen, oder beauftragte die Führer von Handelsfahrzeugen, alles umsonst! und nie sollte ihr Vaterland wieder von ihnen vernehmen.

Das folgende Jahrhundert sah gleich bei seinem Anbruche den Entdeckungsdurst wieder in's Leben treten, dem die Erde zu klein schien und der seither so wunderbare Früchte hervorgelockt. Bartholomäus Gosnold, ein wackerer Seemann, wagte zum ersten Male den direkten Weg nach Nordamerika, ohne um die canarischen Inseln herum und dicht bei Westindien vorbeizusegeln (1602). Nach sieben Wochen sah er Land und nannte es, der Menge dort gefangener Stockfische (Codfish, Cod) wegen, Cap Cod, ein Name, den es noch jetzt führt; auch die zunächst liegenden Landspitzen und Inseln entdeckte er und benannte sie mit Namen, die zum Theil noch gelten. Einer kleinen Colonie, welche er auf der Elisabethinsel zurücklassen wollte, sank aber bei seiner Abreise der Muth und sie kehrten mit ihm nach England zurück. Ihm folgten (1603) Gilbert und Prinz, die zwar minder glücklich waren, aber doch auch das Ihrige beitrugen, für die Colonisation Virginiens in England wieder ein thätigeres Interesse zu erwecken. Weymouth, der kurz darauf vom Grafen von Southampton und Lord Arundel zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausgesendet ward, tief in die Mündung des Flusses Penobscot ein, die er wahrscheinlich durch die Aehnlichkeit des Klanges bestimmt, da eben Pfingsten war, Pentecost-Hafen nannte. So trat die virginische Küste im Norden und Süden in immer deutlicheren Zügen hervor, und einige der bedeutendsten Männer Englands, Sir Ferdinando Gorges, der Lord Oberrichter Popham und Andere, besonders aber Richard Hakluyt, Canonicus von Westminster, entwarfen den Plan einer großartigen und dauernden Ansiedelung.

Auf Anstiften dieses Letzteren insbesondere trat eine Gesellschaft von Unternehmern zusammen (1606), und König Jakob fand sich leicht willig, das Patent Raleigh's, das durch die Anklage des Hochverraths, die den Letztern getroffen, von selbst aufgehoben war, auf sie zu übertragen und zu erweitern. Das neue Patent umfaßte ziemlich denselben Landstrich, den Verrazzani einst Neu-Frankreich genannt, von dem 34sten bis 45sten Grad der nördlichen Breite, alles unter dem Namen Virginien einbegriffen. Die Gesellschaft zerfiel in zwei Theile, so wie ebenfalls das Land in zwei Distrikte oder Colonien geschieden ward. Dem einen Theil, aus Londoner Handels- und Edelleuten bestehend,

ward der südliche Distrikt, der den Landstrich zwischen dem 34sten und 38sten Grad in sich schloß, zur Colonisation übergeben; den andern, Gutsbesitzern und Kaufleuten im Westen Englands, der nördliche Theil zwischen dem 42sten und 45sten Grad der Colonisation angewiesen. Der Strich zwischen dem 38sten und 42sten Grade ward der Competition beider Gesellschaften frei gegeben. Ein Colonialrath in England, aus dreizehn von dem Könige selbst zu ernennenden Gliedern bestehend, sollte die Angelegenheiten jeder der beiden Colonien lenken, und ein zweiter Rath, der in der Colonie selbst residirte, ihm untergeordnet seyn. Die Colonisten und ihre Kinder sollten Engländer bleiben und sieben Jahre lang ihre Bedürfnisse aus England zollfrei empfangen, auch Handels- und Münzfreiheit haben; ihre Abgaben in nichts, als in dem fünften Theile alles Goldes und Silbers und dem fünfzehnten des Kupfers bestehen, und erst nach ein und zwanzig Jahren der auf fremde Schiffe zu erhebende Zoll dem Könige zufallen. Die legislative Gewalt behielt sich der Letztere vor, und mit der eitlen Prahlerei, die ihn charakterisirte, arbeitete er persönlich einen Codex für die Colonie aus. Die innere Verwaltung war ausschließlich in den Händen des Rathes, und den Colonisten selbst kein Schatten von Antheil vergönnt. Noch zweimal wurden die Charten von Virginien erneuert und erweitert, ohne daß die Verfassung der Colonie ihren rein aristokratischen Charakter verlor; erst nachdem sie vierzehn Jahre eine kümmerliche Existenz fortgeschleppt, ward ihr das Vorrecht einer provinziellen Legislatur bewilligt, das sie sich zwei Jahre früher schon selbst zugeeignet, eine Epoche, von welcher der Amerikaner der südlichen Staaten gern die demokratische Freiheit datirt, die er anderthalbhundert Jahre später sich erst mit dem Schwerte erfocht.

Die Gesellschaft von Süd-Virginien, oder wie sie gewöhnlich genannt werden, die Abenteurer von London, schritten schnell an's Werk (1607). Eine Anzahl Auswanderer ward abgesendet, die eigentlich nach Raonoke, dem Sitze von Raleigh's verlorner Colonie, wollten, aber in die Bai von Chesapeak geriethen und Jamestown erbauten. Bedeutende Summen wurden auf glücklichen Erfolg gewendet, aber die schnöde Gier nach unmittelbarem Gewinn, die bei dem Unternehmen vorherrschte, die Untauglichkeit der drei oder vier ersten Colonistenzufuhren und die unkluge Anmaßung, mit der die lenkenden Glieder des hohen Rathes ohne Unterlaß willkürlich in die Bewegungen einer Maschine eingriffen, von der sie aus der Ferne sich keine richtige Erkenntniß verschaffen konnten, ließen das Ganze nicht zum rechten Gedeihen kommen, und des ritterlichen John Smith's beste Kräfte gingen in nutzlosen Mühen zu Grunde. Erst nach jahrelangem Aufopfern ungeheurer

Mittel erstarkte das kränkelnde Gewächs, um dann mit einem Male seine Wurzeln im weiten Umkreis in dem nun heimisch gewordenen Boden zu verbreiten, und in seinem kühnen Aufschuß endlich dem Mutterlande selbst gefährlich zu werden.

Näher liegen uns die Bestrebungen der andern Gesellschaft, die ihren Sitz in Plymouth hatte. Zwar zeigte dieselbe viel geringere Thätigkeit, als die Londoner, indessen sendeten zwei angesehene Mitglieder derselben, die beiden obgenannten Sir Ferdinando Gorges und Popham, Oberrichter von England, sogleich zwei Schiffe aus, auf der Küste von Nord-Virginien weitere Entdeckungen, und kurz darauf zwei andere, um daselbst eine Anpflanzung zu machen. Sie landeten (1607) auf einer Insel in der Mündung des Kennebeck im heutigen Staate Maine, und fünf und vierzig Mann mit Georg Popham, Bruder des Oberrichters, als Präsidenten, und mit allem Nöthigen versehen, wurden als Ansiedler dort zurückgelassen. Aber der strenge Winter, der Tod ihres Präsidenten und eine ausgebrochene Feuersbrunst, die ihre Vorräthe verzehrte, entmuthigte die Colonisten so vollständig, daß sie schon im folgenden Jahre mit den Schiffen, die ihnen Provisionen und sonstige Zufuhr brachten, nach England zurückkehrten.

Dieses unerwartete Fehlschlagen ihres Planes verdroß die Unternehmer mit Recht, und da überdem der Lord Oberrichter, dessen Hauptbeförderer, unterdessen gestorben war, so kam die Colonisation von Nord-Virginien für geraume Zeit ganz in's Stocken. Die Gesellschaft von Plymouth begnügte sich, von Zeit zu Zeit Fischerschiffe an die Küsten zu schicken, die jedoch um Neufoundland herum noch reichere Beute fanden; weßwegen, um auch dieses zu einem Monopol zu machen, eine andere Gesellschaft von Abenteurern und Pflanzern, meist Kaufleute von London und Bristol, sich ein Patent auf den Theil von Amerika zwischen dem 46sten und 52sten Grad auswirkte und auf Neufoundland in der Bai Conception eine kleine Colonie anlegte (1610). Die Franzosen aber benutzten indessen die Unthätigkeit der Engländer und dehnten sich in friedlichen kleinen Niederlassungen bis tief nach Maine hinein aus.

Unterdessen war Hauptmann John Smith, einer der kühnsten, unternehmendsten Abenteurer dieser an verwegenen Abenteurern so reichen Periode, der den ritterlichen Geist einer untergegangenen Zeit mit in dieses Jahrhundert des Handelstriebes und Golddurstes hinübergetragen, von Virginien zurückgekehrt. Seine Hoffnungen auf die dort neu zu schaffende Welt waren an der Engherzigkeit seiner Obern und an der Treulosigkeit seiner Genossen zerschellt; aber sein Geist konnte nicht ruhen, und so wandte

sich seine immer rege Phantasie ganz dem nördlichen Theile von Virginien und den Vortheilen der Colonisation desselben zu. Im J. 1614 unternahm er zum Theil auf eigene Kosten, zum Theil auf Rechnung von vier Kaufleuten eine Handelsreise nach diesem Lande, das bei dieser Gelegenheit zum ersten Male von ihm und nachher von dem Prinzen Carl, den er dafür zu interessiren wußte, bestätigt, Neu-England genannt wurde.

Ein reichlicher pecuniärer Gewinn und die erste Karte von Neu-England, von ihm, wie früher die erste der Chesapeak-Bay mit Liebe und Geschick entworfen, waren die unmittelbaren Resultate dieser Reise. Durch die Namen, die er einigen der aufgefundenen Stellen gab, rief er sich die Haupterinnerungen seines abenteuerlichen Lebens zurück. Das nördliche Vorgebirge der Massachusettsbay, jetzt Cap Ann, nannte er zum Andenken an eine schöne Türkin, deren Sclave er als Kriegsgefangener in Constantinopel gewesen, Cap Tregabigzanda; die drei kleinen Inseln dicht dabei zu Ehren einer seiner glänzendsten Ritterthaten, die drei Türkenköpfe; eine andere mehr nördliche Gruppe Smiths Inseln. Keinen dieser Namen ist die Nachwelt dankbar genug gewesen zu bewahren. Von diesem Zeitpunkte an war sein ganzes Leben der Förderung der Colonisation von Neu-England gewidmet, und wirklich gelang es ihm auch, das Interesse der Abenteurer von Plymouth wieder für dieselbe zu erwecken, von denen er förmlich zum Admiral von Neu-England ernannt wurde.

Eine Reise, die er dahin in ihren Diensten unternahm, scheiterte zwar, erst durch heftige Stürme, die ihn zurücktrieben, und bei wiederholtem Versuche an dem Verrathe seiner Gefährten und seiner eigenen Gefangenschaft; allein sein Zweck war erreicht: das Interesse für Neu-England war erregt, und nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft und Rückkehr nach England war und blieb sein ganzes Leben dieser Einen Idee gewidmet. Alles, was Ueberredung in Schriften und persönlichem Verkehr ausrichten kann, wendete er an die Ausführung seines Lieblingsplanes, für Neu-England eine Bevölkerung von sächsischem Blute zu gewinnen. Ob es seine wahren Ansichten von dem Klima des Landes waren, wenn er Massachusetts wiederholt ein Paradies nennt oder behauptet, daß er von allen vier Welttheilen dieses Land am liebsten bewohnen möchte, und den unendlichen Reiz, „auf den stillen Gewässern der Bai zwischen blühenden Inseln Abends dahin zu gleiten," mit fast poetischem Schwunge schilderte, oder nur dadurch die englischen Pflanzer zu locken wünschte, läßt sich schwer ausfindig machen; genug, daß er redlich genug war, entschieden hervorzuheben, daß nur Arbeit, Arbeit allein das Unternehmen gelingen machen könne.

Leider war John Smith's erster Besuch Neu-Englands ohne seine Schuld durch eine so schwarze Unthat bezeichnet, daß das Andenken daran für lange unter den Eingebornen einen Fluch an den englischen Namen heftete. Smith ließ bei seiner Abreise eines der unter seinem Oberbefehle stehenden Schiffe, vom Kapitän Hunt geführt, in Neu-England zurück, mit dem Auftrage, nach eingenommener Ladung nach Malaga zu segeln und letztere dort zu verkaufen. Hunt aber wußte vor seiner Abreise sieben und zwanzig Indianer von Patuxet und Nauset, den Ufern der Bai vom Cap Cod, auf sein Schiff zu locken, die er mit fortführte und meistentheils in Malaga verkaufte. Die Eingebornen entbrannten vor Wuth und Haß gegen die verrätherischen Fremdlinge, und als kurz darauf ein anderes Schiff von der Gesellschaft nach Plymouth an dasselbe Ufer geschickt ward, welches zwei von Hunt erst nach England geführte Indianer zurückbrachte, um ihnen bei einer beabsichtigten Niederlassung beizustehen, wußten jene sich des Einen — der Andere starb gleich nach der Ankunft — mit Entschlossenheit zu bemächtigen. Ein Scharmützel entstand, und eine Ansiedelung unter den als feindlich Erkannten mußte für jetzt aufgegeben werden (1619). Noch nach fünf Jahren, als Kapitän Dermer, der in Diensten der Plymouther Compagnie in Monhiggan lag, an diesen Küsten streifte, wurde er mit wüthendem Haß empfangen, und sein Leben wäre verloren gewesen, wenn nicht einer der weggeschleppten und von ihm wiedergebrachten Indianer selbst, Namens Squanto, der die Weißen bei näherer Bekanntschaft lieb gewonnen, ihn gerettet hätte.

Hunt's verbrecherische Handlung, vor der unser veredeltes Gefühl schaudert, war übrigens bei weitem nicht die erste der Art, die an nordamerikanischen Küsten verübt ward. Daß ein Kapitän, der der Untersuchung oder des Handels wegen hier anlegte, einen oder ein Paar der Eingebornen mit hinwegführte, gleichsam als Trophäe, oder um in seiner Heimat die Neugierigen zu befriedigen, war ein ganz alltägliches Ereigniß. Es läßt sich voraussetzen, daß wenige nur freiwillig gingen. Ein Bewohner der Küste, nördlich vom Labrador, den Frobisher mit fortnahm, biß sich in der Verzweiflung ein Stück von der Zunge ab und starb gleich nach seiner Ankunft in England. Verrazzani führte ein Kind mit fort und bemühte sich, ein junges Frauenzimmer auf das Schiff zu locken, die den Listen des Verrathes noch glücklich entging. Vasquez des Ayllon ladete die Bewohner der Küste von Florida mit heuchlerischer Höflichkeit ein, die Schiffe zu besuchen, und als die Unglücklichen, die noch keine Kenntniß der Europäer mißtrauisch gemacht, freudig zuströmten, führte er hundert und dreißig als Sclaven zur Bergwerksarbeit in Domingo mit fort.

Heiden zu hintergehen war in jenen düstern Zeiten des Christenthums noch kein Verbrechen. Die Zeiten Hunt's waren erleuchteter und seine schwarze That erregte so allgemeinen Abscheu, daß die Gesellschaft von Plymouth ihn zur Verantwortung zog und aus ihren Diensten entließ.

Mit den Landesbewohnern in gutem Vernehmen zu bleiben, mußte ihnen allerdings auch um so wünschenswerther seyn, als sie mit erweiterten Plänen zur Ansiedelung umgingen und bedeutendere Mittel zu diesem Zwecke in's Werk zu setzen beabsichtigten. Die großen Privilegien, welche der südvirginischen Gesellschaft durch ihre spätern Charten zugesichert waren, hatten allmälig die Eifersucht der Andern geweckt. Durch den Beitritt einiger der einflußreichsten Großen und Höflinge verstärkt, ward ihr vermöge des Einflusses derselben auf den schwachen König „zur Anpflanzung, Lenkung, Ordnung und Regierung von Neu-England" ein neues Patent zugetheilt, das alles Land zwischen dem 40sten und 48sten Grad nördlicher Breite und von einem Meere zum andern der Länge nach zu ihrem unbeschränkten Eigenthume machte, und ihr ein Monopol auf allen Handel desselben, so wie auf den Fischfang an seinen Küsten gab. Der ungeheure Umfang dieses Privilegiums selbst wirkte ihm entgegen. Die Eifersucht des Hauses der Gemeinen ward erregt, und schon nach zwei Jahren mußte der Fischfang wieder frei gegeben werden. In Rücksicht auf den Besitz des Landes aber begnügte sich die Gesellschaft geraume Zeit, ihre Gerechtsame in Patenten auf gewisse Bezirke an Einzelne oder kleinere Gesellschaften zu verkaufen. Ehe sie aber nur noch ein einziges losschlagen, ja selbst ehe noch das Recht dazu, das ihr durch die königliche Gunst zugetheilt, in's Leben getreten, hatte die Vorsehung in ihrer unerforschlichen Weisheit ein Häuflein Pioniere in die ihr zugetheilte Wildniß geführt, um Tausenden von minder kräftigen Landsleuten mit gottvertrauendem Sinne und eisernem Willen den schweren Weg zu bahnen.

Die nächsten zwei Kapitel handeln von den Puritanern, dem Conformitätszwang und der Trennung von der Staatskirche; das vierte enthält die detaillirte frühere Geschichte der ersten Ansiedler in Neu-England von 1602 bis 1620. Die folgenden Abschnitte handeln von der Anlegung von Neu-Plymouth und den Schicksalen der zweiten Colonie. Der achte bis zwölfte Abschnitt schildert die Gründung und Schicksale der Colonie von Massachusetts, der dreizehnte bis fünfzehnte die Gründung von Connecticut, der sechzehnte bis zwanzigste die Einverleibung von Neu-Hampshire und die Verhältnisse der Vereinigung der Colonien und die zu England.

Das Decennium, das dem Jahre 1675 voranging, mag

wohl die Blüthenzeit der Colonie genannt werden. Die Zahl der Einwohner zwar mochte wohl, Maine und Neu-Hampshire eingeschlossen, kaum 85,000 Seelen erreichen, während die gesammte Bevölkerung der übrigen Colonien etwa 10,000 weniger betragen mochte, mithin die weiße Bevölkerung von ganz Neu-England zu dieser Zeit ungefähr auf 50- bis 60,000 Seelen zu rechnen ist. Erinnern wir uns nun, daß die Zahl der Eingewanderten im J. 1642 auf 21,200 angegeben wird, wobei die Europäer, die sich damals bereits in Maine und Neu-Hampshire niedergelassen, nicht mitgezählt wurden, so können wir doch wohl um diese Zeit gegen 25,000 Einwohner in ganz Neu-England annehmen. Die Bevölkerung hatte sich demnach in mehr als dreißig Jahren nicht viel mehr als verdoppelt. Allein die Einwanderung von Europa nach Neu-England hatte seitdem fast ganz aufgehört, und jene Zahl ist demnach lediglich und allein als die natürliche Vermehrung der vier- bis fünftausend Familien zu betrachten, die 1642 bereits im Lande waren. Nach Hutchinson, der kurz vor dem Unabhängigkeitskriege schrieb, waren von dieser Epoche an bis zu seiner Zeit mehr Personen aus Neu-England ausgewandert, als in dasselbe eingewandert.

Wenn demnach die weiße Bevölkerung dieses Landes noch dünn genug war, so hatten Thätigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Ausdauer, noch jetzt die Tugenden, durch die sich die Bewohner Neu-Englands vor ihren südlichen Nachbarn auszeichnen, einem großen Theil derselben einen unabhängigen Wohlstand gesichert und dem andern seinen Lebensunterhalt verbürgt. Eigentliche Reiche gab es Wenige, vielleicht keine nach unsern jetzigen Begriffen. Gegen fünfzehn Kaufleute, in den Handelsstädten Portsmouth, Salem, Boston und Charlestown vertheilt, von denen jeder nicht unter fünftausend Pfund Sterling im Vermögen hatte, nicht ein Drittel davon zehntausend, diese wurden als die Reichsten genannt. Dagegen konnte man über die ganze Colonie zerstreut wohl fünfhundert zählen, die gegen dreitausend besaßen, was ihnen bei dem hohen Zinsfuß und den einfachen Sitten der Zeit ein gemächliches Einkommen gab. Schiffe aus allen Theilen der Welt fuhren in den Hafen von Massachusetts aus und ein. Von der Navigationsakte ward keine Notiz genommen. Regierung und Volk hatten die Ueberzeugung, daß Parlamentsakte sie nur in sofern bänden, als sie mit ihrer Charte verträglich seien. Fahrzeuge, in den Colonien von Neu-England billig und rasch erbaut, wenige über 100 Tonnen groß, kaum eines über 250, fuhren nach Madagaskar und Guinea, nach Portugal und Spanien, wie nach den Hansestädten. Massachusetts versorgte die übrigen Colonien von Neu-England, die keinen andern Handel

hatten, außer unter einander oder mit Neu-York. Allein auch die südlicheren Colonien und die von Westindien ließen sich gern von Bostoner Schiffen die Güter zutragen, die sie sonst auf in England geladenen empfangen und mit doppelten Preisen hatten bezahlen müssen. Der westliche Handel des Mutterlandes war sichtlich gefährdet.

Zu gleich blühendem Zustande war, bei fleißigem Anbau, geringen Abgaben und bei vollkommenem Frieden die Landwirthschaft gediehen. Durch das ganze Land erfreuten sich die wohlhabenden Landwirthe bequemer Häuser und wohlbebauter Felder. Eine reichliche gastliche Lebensart war allgemein unter ihnen. Die Niederlassungen an dem Theile des Connecticut, der innerhalb der Grenzlinie von Massachusetts floß, waren zu vieren angewachsen (1662) und bildeten den Bezirk Hampshire. Durch ganz Neu-England waren, mit Ausnahme dieser Pflanzungen am Connecticut, die große Mehrzahl der Ortschaften dem Meere nahe erbaut. Nicht weniger als hundert und zwanzig waren um diese Zeit bereits angelegt, allein noch ging der Weg von Boston und seinem Umkreise von blühenden Dörfern nach dem Connecticut durch eine von wenigen einsamen Niederlassungen unterbrochene Wildniß. Die Indianer, die mitten unter ihnen lebten, theils in Diensten der Weißen, theils in ihren abgesonderten Dörfern, fürchtete keiner.

Unter den Ortschaften zeichnete sich Boston an Größe und Reichthum aus, jedoch wegen seiner anfänglichen krummen und winkeligen Bauart nicht an Schönheit. Es hatte meist hölzerne Häuser, wenige von Backstein, nicht zwanzig darunter, die mehr als zehn Zimmer faßten, keines war in ganz Neu-England das zwanzig hatte. Die Zahl seiner Einwohner mochte schwerlich 7000 übersteigen. Im J. 1673 werden 1500 Familien angegeben. Die Lebensart hatte noch nicht ihren aristokratisch-patriarchalischen Charakter verloren, obwohl die natürlichen Früchte republikanischer Formen sich schon in vielen einzelnen demokratischen Zügen zu zeigen begonnen! Nüchterne Einfachheit und religiöse Strenge hielten noch immer die Gesellschaft in den engsten Schranken. Musikanten und Gewerbe gab es nicht. Die Eröffnung einer Tanzschule ward einmal versucht, aber sogleich Einhalt gethan; jedoch ward eine Fechtschule errichtet. Gelesen ward viel. — Im J. 1685 gab es bereits fünf Buchhandlungen in Boston, die freilich die sämmtlichen Colonien zu versorgen hatten. Boston, obwohl der Regierungssitz und Wohnort des Gouverneurs, war deßwegen doch nicht der nothwendige Aufenthalt aller Assistenten. Der Rath, der wöchentlich zwei regelmäßige Sitzungen hatte und in außerordentlichen Fällen vom Gouverneur zusammenberufen wurde, war

aus denjenigen Assistenten zusammengesetzt, die gerade in Boston gegenwärtig waren. Keiner derselben hatte mehr als 30 Pfd. St. Gehalt; während der Versammlungen ward ihnen wie den Deputirten ein Tisch auf Kosten des Gemeinwesens gehalten. Eben so wurden die Richter nur während der Sitzungen besoldet; außerdem hatten nur die niedern Beamten, als Schreiber, Constabel u. s. w. und der Gouverneur einen bestimmten Gehalt, welcher letztere in 100 Pfd. St. bestand: eine Summe, die bestimmt war, seine außerordentlichen Ausgaben zu decken, schwerlich aber in irgend einem Falle dazu hinreichte. Die Kosten der Regierung, mehr als gedeckt durch eine Kopfsteuer, die jedem erwachsenen Individuum einen Schilling und acht Pfenninge auferlegte, durch Land- und Gewerbstaxen, einen Pfenning auf jedes Pfund Sterling, durch mäßige Einfuhrzölle und unbeträchtliche Auflagen auf Prozesse und andere gerichtliche Acte, endlich durch die so beliebten Geldstrafen — beliefen sich nie auf volle 2000 Pfund. Was vom Uebrigbleibenden in den Schatz gesammelt ward, reichte bei weitem nicht hin, die ungeheuren Ausgaben des grimmigen Krieges zu decken, welcher der Colonie eine schwere Schuldenlast aufbürdete. Wir finden nicht, daß die Regierung dem Volke je Rechenschaft über die Verwaltung der Gelder gegeben, oder daß die Abgeordneten je eine Rechnung gefordert hätten, obwohl im Anfang einmal Murren wegen einer Schenkung an einen ihrer Beamten entstand. Im Gegentheil bemerkten ihre Feinde ausdrücklich, daß nie Rechnung abgelegt werde, und gründeten den gehässigsten Argwohn darauf. Nur ein unbedingtes Vertrauen, ohne Zweifel durch die anerkannte Redlichkeit und die einfache Lebensart sämmtlicher Regierungsbeamten erzeugt, kann die Unterlassung einer Maßregel erklären, die heut zu Tage in den kleinsten und unverwickeltsten Associationen zur Erhaltung der Ordnung unerläßlich nothwendig erscheint.

Unter allen Segnungen des Glücks wie in Trübsal und Prüfung blieb der Geist der Regierung wesentlich derselbe. Strenge Zuchtgesetze und die genaueste Wachsamkeit auf Sitten und Gesinnungen sollten das erwählte Volk in der Gnade des Herrn aufrecht erhalten.

Der intellectuelle Charakter der Colonien von Neu-England kann kaum besser in's Licht gestellt werden, als wenn wir ihren Zustand in dieser Periode mit der ältern Schwestercolonie in Virginien vergleichen. Mehr als zwanzig Jahre früher und mit allen verschwenderischen Mitteln eines hohen Adels und einer reichen Handelscorporation gegründet, erst Aristokratie, dann Despotie, wiederholt durch Unglücksfälle und die Unklugheit einer Verwaltung dem Untergange nahe und immer wieder durch neue Verstär-

kung, neue Zufuhr aus dem Mutterlande erhalten, hatte es sich ebenfalls frühe eine gewisse Unabhängigkeit von diesem zu sichern gewußt. Aber, wenn auch politisch schon in der Kindheit erzogen, die religiösen und moralischen Motive der Colonisten von Neu-England waren denen von Virginien fremd geblieben. Diese hatten alle Zustände des Mutterlandes mit über das Meer genommen: so auch die Kirche von England. Unter dem Volke zwar fanden die puritanischen Prediger, die Neu-England von Zeit zu Zeit sandte, Anhang genug, aber die Regierung fürchtete ihren Einfluß und vertrieb sie mit derselben schonungslosen Härte, die sie aus England verbannt hatte. In Neu-England gab es, außer jener künstlich moralischen der Kirchengliederschaft, keine Aristokratie, und die Allgemeinheit des biblischen Unterrichts sollte jede Spur davon verwischen. In Virginien bildete sich bald auf die natürlichste Weise eine solche aus den großen Landeigenthümern und ihrer intellectuellen Ueberlegenheit über die Armen, die zum Theil als verdungene Diener, zum Theil als transportirte Verbrecher in's Land gekommen waren. An Bevölkerung zwar übertraf Virginien Massachusetts einigermaßen; es zählte im J. 1671 an 40,000 Einwohner, im J. 1675 bereits 50,000. Aber während die Einwanderung in Neu-England längst aufgehört, konnte die ältere Colonie so sich nicht halten, ohne alljährlich mit 1500 in die Dienstbarkeit verkauften Personen aus England, Schottland und Irland rekrutirt zu werden. Auch waren 2- bis 3000 schwarze Sclaven in jene Zahl eingeschlossen. An Wohlstand und glücklichem Anbau aber war es weit hinter den Colonien von Neu-England zurückgeblieben. Während Boston im Laufe von einigen dreißig Jahren zu einer blühenden Handelsstadt emporgewachsen war, auf die Englands reiche Kaufmannschaft mit Mißgunst blickte, war Jamestown, der Sitz der Regierung, bei 16 bis 18 Häusern über einen Strich von ¾ Meilen verbreitet, stehen geblieben. Während die Pflanzer dort sich in geselliger Ordnung zusammenhielten und sich zu Ortsgenossenschaften bildeten, lagen hier die Häuser einstöckig, ohne Glasfenster, vereinzelt in den Wäldern zerstreut, statt durch Landstraßen, durch Fuß- und Roßpfade verbunden, und durch Flüsse getrennt, über die keine Brücke den Uebergang erleichterte. Während dort Regierung und Volk ihren gerechten Stolz in eine allgemeine Erziehung und sorglich erhaltene Schulen setzten, konnte der Gouverneur von Virginien auf die Fragen des Handels-Colonial-Directoriums antworten: Außerhalb den Städten unterrichtet hier jedermann seine eigenen Kinder, so gut er es im Stande ist. Freie Schulen gibt es hier so wenig als Druckerpressen.

Den größten Contrast aber bieten diese beiden Hauptcolonien

Englands gegen einander, wenn wir ihre Gesetze in Bezug auf Sclaverei vergleichen. Die Regierungen der neuengländischen Colonien erschwerten, wie wir oben gesehen, die Einführung von Schwarzen möglichst. Konnten sie selbe nicht ganz hindern, so sicherte doch das Gesetz dem unglücklichen Sclaven eine menschliche Behandlung. Zur Zeit, die jetzt vor uns liegt, waren kaum 200 in Massachusetts, kaum 30 in Connecticut, in den kleineren Colonien nach Verhältniß. Schiffe von Guinea oder Madagaskar oder Barbados heimkehrend, hatten diese Schlachtopfer des menschlichen Gelddurstes einzeln mitgebracht; von einem eigentlichen Sclavenmarkt ist nicht die Rede. Die Sündlichkeit des Menschenverkaufs ward schon damals von einzelnen frommen Männern empfunden. Oberrichter Sewall schrieb eine Flugschrift unter dem Titel: „Der verkaufte Joseph," gegen den Menschenhandel. Ganz anders in Virginien, wo schwarze Sclaven, seit mehr als fünfzig Jahren eingeführt, bereits einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung ausmachten. Hier gab das Gesetz dem Herrn ein so unbeschränktes Recht über sein menschliches „Eigenthum," wie über den Baum in seinem Garten oder das Bett in seiner Kammer. Selbst den Flüchtigen bei der Verfolgung zu verwunden oder zu tödten erklärte ein ruchloses Gesetz für nicht strafbar, und sein Mord durch Uebermaß der Züchtigung ward nicht als Todtschlag gerügt. Der verderbliche, ja entsetzliche Einfluß dieser tiefsten aller Entwürdigungen der Menschheit, Sclaverei genannt, zeigte sich durch tiefe Schatten auf Denkungsart und Sitten des Volks.

Für die Colonien von Neu-England sollte nach einem Vierteljahrhundert friedlichen Gedeihens ein nicht viel kürzerer Zeitraum von schweren Kämpfen beginnen, unter denen der kurze, aber furchtbar blutige Krieg mit den Eingebornen nun den Anfang machte. Alle die Sterne, die unter der ersten Generation der Einwanderer geleuchtet, waren nun untergegangen. Zwei Jahre nach Endricott (1667) starb Wilson, einer der Führer des Volkes Gottes in der Wildniß, an dessen demüthiger und wahrhafter Frömmigkeit, welche die Annalen seiner Zeit preisen, uns seine Verfolgung der Antinomier und Quäcker, die er für Gottes Gebot hielt, nicht irre machen darf. Auch Davenport, der Hohepriester voll Kraft und Stolzes, war heimgegangen (1670), zerfallen mit der Welt, die anfing, andere Götzen zu begehren. Bellingham, der Letzte unter den ursprünglichen Patentkäufern (1672), Thomas Prince, der würdige Nachfolger Bradfords (1673), und Eduard Winslow — alle waren nach und nach zu ihren Vätern gegangen. Kurz vor Ausbruch des Krieges starb der alte Blackstone (1675), der ein halbes Jahrhundert in der transatlantischen Heimat gelebt, vielleicht der früheste weiße Ein-

wohner von Massachusetts; mitten in den Stürmen desselben der edle Winthrop, beklagt als einer der weisesten und trefflichsten Männer seiner Zeit. Ihm folgten nach wenigen Jahren alle die, welche die ersten Kämpfe der werdenden Gemeinwesen bestanden, und dann ihre Blüthe gesehen, jetzt aber wie Denkmäler einer untergegangenen Zeit in die nächste hinausragten. Roger Conant, Benedict Arnold und Wheelwright (1678—1680), alle Greise in den achtziger Jahren. Ein zweites Geschlecht bewegte sich auf der Bühne, und schon war auch einer der vorzüglichsten Helden desselben, Josiah Winslow, Eduards Sohn und der Führer im Kriege gegen Philipp, dem Greisenalter nahe, dahin, als noch immer der Menschenfreund Roger Williams und der ehrwürdige Apostel der Indianer, John Elliot, unter den Lebenden wandelten.

Der vier und zwanzigste Abschnitt, König Philipps Krieg behandelnd, ist besonders durch die Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnet. Der fünf und zwanzigste und sechs und zwanzigste Abschnitt handeln von Maine und Neu-Hampshire, der Einziehung der Charte, dem Schicksale der übrigen Colonien und der Revolution in England von 1685 bis 1689; der sieben und zwanzigste von der neuen Charte, dem Zustande und der Bevölkerung von Neu-England von 1689 bis 1692; der acht und zwanzigste von der Stimmung und dem Geiste der Colonien von Neu-England.

Jene Stimmung war keineswegs eine erfreuliche zu nennen. Die Ertheilung und Einführung der neuen Verfassung fiel in eine Periode düsterer Verworrenheit und zahlloser Drangsale. Eine gedrückte, niedergeschlagene Stimmung herrschte im ganzen nördlichen und östlichen Theile von Neu-England. Die genaue Beobachtung der Navigationsacten und die Erpressungen gewissenloser Beamten hatten das Land arm gemacht. Die alte noch nicht abgetragene Schuldenlast war durch den verunglückten Feldzug bedeutend vermehrt worden. Der Handel lag gänzlich darnieder. Seeräuber und französische Caperschiffe hielten die Küsten umlagert. Wenige Fahrzeuge trauten sich hinaus und wenigere noch unter diesen entgingen jenen. An den Grenzen zehrte der Krieg mit den Indianern das Mark des Landes auf; kein offener, ehrlicher Kampf, der, wenn er den Menschen des gemüthlichen Genusses seines Daseyns beraubt, dafür seine edelsten Kräfte emporruft, und seinen Blick über die Forderungen des Alltaglebens erhebt. Es war fort und fort jener heimliche hämische Ueberfallkrieg gegen Wehrlose, jenes ehrlose Morden aus dem Hinterhalt, das keine Gegenwehr zuläßt. Von Frankreich war für ihr verunglücktes Unternehmen blutige Rache zu fürchten. Im Innern wütheten tödtliche Krankheiten. Außer der immer wiederkehrenden

Pest der Pocken hatten die Truppen eine giftige Feldkrankheit zurückgebracht, die sich gleich verderblich erwies. Aber das ärgste Uebel war eine gewisse krankhafte Stimmung der Seelen, die sich der Masse des Volks bemächtigt und den Wahn unter ihnen erzeugt hatte, vom Himmel um ihrer Sünden willen verlassen zu seyn, ja die Sage im Volke verbreitete, daß der Teufel in Person unter ihnen los sei.

Nur durch diese eigenthümliche Seelenverfassung, der die finstern Religionsansichten der Colonisten die reichste Nahrung zutrugen, können wir uns den seltsamen Paroxismus erklären, der um diese Zeit einen Theil von Neu-England wie ein Wahnsinn ergriff, um, nachdem er sich mit zwanzig Menschenleben und unendlichem Familienelend und Drangsal gesättigt, eben so schnell und spurlos wieder zu verschwinden. Der Glaube an die teuflischen Künste der Hexerei war um diese Zeit noch unter allen christlichen Völkern allgemein. Weder das Aufblühen der Wissenschaften noch die Erleuchtung der Reformation hatten den Wahn einer lebendigen und persönlichen Einwirkung des Teufels hemmen können. Noch hatten in Deutschland Becker und Thomasius nicht ihre siegreichen Waffen geführt; noch galt der Zweifel an das wirkliche Daseyn der Hexerei für gottlosen Skepticismus, Unglauben an den Teufel für Unglauben an Gott.

Als die Puritaner England verließen stand dort der Aberglaube in seiner vollsten Blüthe. Das Leben in der Wildniß mit seinen mannigfachen Schrecken und Gefahren war nicht geeignet, die Auswanderer von einer Krankheit zu heilen, die durch das eigenthümlich finstere, strenge Gepräge ihres Christenthums nur genährt werden konnte. Die Eingebornen galten überdem für Anbeter des Teufels und mußten die hassen, die seiner Macht entgegenwirkten. Die Ansiedler in der Wildniß konnten noch Jahre lang nach ihrem ersten Anbau in nächtlicher Stille aus den nahen Wäldern hungrige Wölfe und wilde Katzen heulen hören. In vielen Gegenden blieb die Gefahr eines Ueberfalles der eingebornen Barbaren selbst in Friedenszeiten immer wach. War es ein Wunder, daß die Phantasie der Colonisten sich mit düstern Bildern füllte? daß sie, denen die Vorsehung des Herrn so sichtlich auf ihren Wegen über Meer und Land beigestanden, auch in den anscheinenden Gegenwirkungen der Gnade den besonderen Einfluß des bösen Feindes zu erkennen glaubten, und zuletzt, durch einige seltsame Erscheinungen aufgeregt, ihn lebendig mitten unter sich wähnten?

Die fortschreitende Zeit hatte überdem nach und nach mit unwiderstehlichen, leisen Händen manches Band der Gemüther gelöst. Die Geistlichen verglichen mit schmerzlichem Neide das

jetzige zerfallene Gemeinwesen, mit der stolzen freien Theokratie ihrer Väter. Es galt das neue, entartete Geschlecht zu der geistigen Verwandtschaft zurückzuführen, unter der ihre Voraltern so groß geworden waren und die Gnade des Herrn genossen hatten. Die vielfältigen Unglücksfälle der letzten sechzehn Jahre sprachen in unüberhörbaren Stimmen von seinem Zorne. Von allen Kanzeln tönten die Mahnungen zur Buße; Bet- und Fasttage der vereinigten Gemeinden sollten den Himmel versöhnen. Als plötzlich die räthselhaften Geberden einiger scheinbar Besessenen sie aufschreckten, waren die Gemüther vollkommen vorbereitet, in ihnen den unmittelbaren Einfluß des Teufels selbst zu erkennen, den der beleidigte Gott ihrer Väter nicht mehr von ihnen zurückhalte.

Die Zahl der Unglücklichen, die seit 45 Jahren in den Colonien von Neu-England wegen angeschuldigter Hexereien den Tod erlitten, belief sich höchstens auf sieben oder acht.

Die Wirkungen des Aberglaubens stellten sich auf eine furchtbare, vielleicht nie erlebte Weise dar, wovon der Verfasser die merkwürdigsten Beispiele anführt.

Im J. 1685, als eben die Gemüther um des Verlustes ihrer bürgerlichen Freiheiten willen in tiefster Niedergeschlagenheit befangen waren und Angst vor dem Bevorstehenden die Blicke umnebelte, fand eine eben erschienene Schrift Cotton Mather's willkommene Aufnahme, in der alle in Neu-England vorgefallenen Ereignisse gesammelt waren, die in Bezug auf die höllischen Mächte gebracht werden konnten, um darzuthun, wie viele Verbündete der böse Feind sich bereits in den Colonien erworben habe, und wie seiner um sich greifenden Herrschaft allein durch Beten und Fasten Schranken zu setzen sei. Ungefähr gleichzeitig ward ein Bericht über die blutigen Hexenprozesse von Suffolk in England, bei denen ein hochverehrter Jurist, Sir Mathias Hale, zu Gericht gesessen, vielfältig gelesen. Dieses Werk enthält in der That so ähnliche Scenen mit denen, die man nun hier erleben sollte, daß es wirklich kaum begreiflich ist, daß, wenn die Gesellschaft dadurch in dem Hexenglauben bestärkt ward, sie nicht auch zugleich auf den dabei zu spielenden Betrug vorbereitet ward. Denn kurz darauf fingen vier Kinder eines achtbaren Mannes in Boston, Namens Goodwyn, an, ohne sichtbare Veranlassung sich auf das Wunderlichste zu geberden. Bald lagen sie oder wälzten sich in Zuckungen, fielen plötzlich in die unnatürlichsten Verrenkungen und schienen sich in Kämpfen und Sprüngen in Lebensgefahr zu setzen; bald bellten sie wie Hunde, schrieen wie Katzen oder flogen, so wird berichtet, mit ausgebreiteten Armen, Gänsen gleich, an zwanzig Schritte weit über den Boden hin, ohne ihn mit den Zehen zu berühren. Bald waren sie taub,

bald blind, bald stumm, bald alles zusammen. Dann auf einmal kreischten sie laut mit fürchterlichem Wehegeschrei auf: es schneide sie ein Messer, oder es brenne sie ein Feuer oder dergleichen, während kein Anderer davon etwas sah noch fühlte. Die älteste Tochter, ein Mädchen von dreizehn Jahren, ging voran, die andern folgten. Geschah irgend ein Unfug im Hause, zerriß sich einer ein Kleid, zerbrach einem ein Gefäß, so brachen sie alle vier in ein ungeheures Gelächter aus. Der geringste Verweis ihrer Aeltern veranlaßte dagegen ein endloses Gestöhne und Gebrüll. Die Krämpfe erreichten jedesmal den höchsten Grad, wenn die Kinder angezogen werden sollten, so daß ihnen bei der Verrenkung aller ihrer Glieder gar nicht beizukommen war. Was aber das Wunderbarste war, sobald der Abend kam, war Alles vorbei. Die Kinder legten sich todtmüde zu Bett und schliefen bis den nächsten Morgen.

Wer fragt nicht hier: Ist es möglich, daß der Betrug dieser ruchlosen jungen Geschöpfe nicht erkannt ward? Vielmehr schickten die Aeltern in namenloser Angst zu den „erfahrensten" Aerzten, die, keine Medicin gegen solche Kapriolen kennend, sie für behext erklärten. Die ganze Nachbarschaft war in Aufruhr. Goodwyn war Mitglied von Dr. Cotton Mather's Kirche, die Kinder in Gottesfurcht und zu allem Fleiß und Guten auferzogen, galten für tadellos und besonders begabt. Die Geistlichen von Boston wurden zusammenberufen, die bösen Geister wegzubeten. Aber nun fingen die Kinder an, ein höllisches Getöse zu machen, hielten sich die Ohren mit beiden Händen zu und geberdeten sich unbändiger wie zuvor, bis sie endlich, mit Gewalt still gehalten, die himmlische Arzenei mußten über sich ausgießen lassen. Das Kleinste, ein Knabe zwischen vier und fünf Jahren, ward der Sache endlich überdrüßig; auch mochten ihm die Gebete zu lange dauern. Kurz, er hörte plötzlich auf, den Besessenen zu spielen, fiel nie wieder in das alte Unwesen und ward von den erfreuten Aeltern und den selbstzufriedenen Betern, die daraus erkannten, wie viel sie beim lieben Gott galten, für geheilt erklärt. Mit den Andern blieb's beim Alten.

Nun hatte das älteste Mädchen unmittelbar vor ihren Anfällen einen Zank mit einem rohen und anrüchigen alten Weibe gehabt, deren Tochter, eine Wäscherin, sie des Diebstahls einiger fehlenden Kleidungsstücke geziehen hatte. Die Mutter, eine der irländischen Halbwilden, die während des Verwüstungskrieges im unglücklichen Irland hierher in die Sclaverei geschickt worden, war darauf in heftige Schmähworte ausgebrochen: Schmähworte wie Wünsche nehmen in der halborientalischen, hibernischen Sprechweise die Form von Verfluchungen und Prophezeihungen an. Wer

konnte das Mädchen anders behext haben, als diese ruchlose Papistin? Die Nachbarn hatten längst Verdacht gegen sie gehegt, abgeschmackte Gevattergeschichten, sechs Jahre alt, wurden gegen sie vorgebracht, ihre Wohnung untersucht und Heiligenbilder und Talismane als gleiche Beweise ihrer Schuld angesehen. Durch Dolmetscher in einer Sprache examinirt, die sie nur halb verstand, gestand sie alles willig ein, bekannte sich zur Hexerei und gab in wilden Reden und Bewegungen ihren Zusammenhang mit dem Bösen zu erkennen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie selbst wähnte, etwas von der schwarzen Kunst zu verstehen, und wenn nicht die Macht, doch den Willen hatte, sie zu üben. Nachdem fünf bis sechs Aerzte ihr das Zeugniß gegeben, bei gesundem Verstande zu seyn, ward sie zum Tode verurtheilt, und ihr letztes Wort war, daß die geplagten Kinder nicht durch diesen Mord geheilt werden sollten.

Der Spuk dauerte auch wirklich fort. Cotton Mather, dem dieser Vorfall in seiner Gemeinde eine erwünschte Gelegenheit gab, vor das Publikum zu treten, nahm die älteste Tochter in sein eigenes Haus, nicht, wie man vermuthen konnte, um desto besser untersuchen zu können, ob nicht hier Betrug walte, sondern nur, um gegen den Sadducäismus dieses verderbten Zeitalters Beweise zu sammeln. Er selbst brachte bald darauf seine Beobachtungen vor die Welt, und vielleicht ist kaum je ein schlagenderer Beitrag zur Geschichte der menschlichen Thorheit geliefert, als durch diesen Bericht. Das ruchlose junge Geschöpf wußte mehrere Wochen lang alle Schwächen des eiteln, leichtgläubigen, bigotten Priesters auf die verschmitzteste Weise zu benutzen und endlich ihn glauben zu machen, daß er nach dreitägigem, rastlosem Ringen mit Gott im Gebet die bösen Geister gebannt. Kaum gab es einen wilden Streich, den sie, vom Dämon besessen, der Familie nicht spielte; kaum eine wunderliche Verrenkung, durch die sie dieselbe nicht erschreckt hälte. Nur an den ehrwürdigen Doctor selbst, den Mann Gottes, den Auserwählten des Herrn, wagten sich die Kobolde nicht. Des Mädchens aufgehobene Faust glitt machtlos an ihm hernieder; wenn er eines seiner endlosen Gebete begann, verstopfte sie umsonst dagegen zuerst die Ohren, bis die unwiderstehliche Macht desselben den Teufel besiegte; nur Gewalt konnte sie in sein Studirzimmer bringen, war sie aber einmal darin, so verlor der Böse seine Gewalt über sie, und man hörte ihn („gerade als ob eine Maus lief") aus ihr herausgehen. Quäckerbücher, Papistenschriften, philosophische Beweise, daß es keine Hexen gibt, ja das allgemeine Gebetbuch der Kirche von England konnte sie ohne Anstoß lesen: aber der Anblick der Bibel oder der Schriften Cotton Mather's und anderer gottseligen Pu-

ritaner versetzte sie in Krämpfe. Wohl fragen wir uns, ist es möglich, daß der Aberwitz der Zeit so weit gehen konnte, da nicht Betrug zu ahnen, wo er unsern Augen so offen liegt, daß der beschränkteste Blick ihn gewahren muß? Der unbedingte Glaube, welchen selbst die ausschweifendsten Erscheinungen des Somnambulismus in unsern Tagen gefunden, mag darauf antworten. Cotton Mather's umständlicher Bericht über diese Heimsuchung des Teufels ward, von allen Predigern Bostons und Charlestowns beglaubigt, in London gedruckt und von Richard Barter, einem der berühmtesten Gottesgelehrten unter den englischen Dissentern, mit einer Vorrede begleitet, in welcher er behauptete, „der müsse ein hartnäckiger Sadducäer seyn, der den Beweisen dieser Schrift nicht glaube."

Noch hatte man sich auf Verhöre und auf Einkerkerungen beschränkt, als etwa drei Monate nach Anfang des Unfugs am 14. Mai Phipps mit der neuen Charte ankam. Jetzt sollte ein kurzer Prozeß gemacht werden. Ein Gerichtshof ward eingesetzt, der Art, wie er in der englischen Rechtssprache court of oyer and terminer genannt wird, d. h. ein Gericht, welches Untersuchung, Entscheidung und Vollstreckung des Urtheils in sich schließt. Die Charte sprach dem Gouverneur das Recht zu, die Richter zu einem solchen Gerichtshofe zu ernennen; das Gericht selbst durfte nur von der Generalversammlung eingesetzt und bevollmächtigt werden. Jetzt aber machte Gouverneur und Rath die Sache eigenmächtig ab, ohne daß wir hören, daß von irgend einer Seite Einspruch gethan ward.

Das Tribunal bestand aus sechs angesehenen Männern, alle aus der Zahl der früheren Assistenten und Richter, mit Stoughton, dem Vicepräsidenten, an ihrer Spitze. Stoughton hatte in voraus die Ueberzeugung und diese laut ausgesprochen, daß der Teufel nicht die Macht habe, in Gestalt eines tugendhaften Menschen zu erscheinen; daß also alle die, deren Gespenster die Besessenen quälten, schon darum ihm verfallen seyn müßten, weil er ihre Gestalt annehmen dürfe. Demzufolge ward gleich bei der ersten Sitzung eine alte Frau, die schon vor zehn Jahren einmal als Hexe vor Gericht gestanden und freigesprochen war, zum Tode verurtheilt. Es war eine jener Unglücklichen, welche Mißgestalt zum Auswurf der Menschheit macht. Als sie in Ketten bei der Kirche vorbeigeführt ward, warf sie einen Blick auf das Gebäude — vielleicht schien es ihr in diesem Augenblicke nur Gott zum Hohne errichtet. Sogleich, berichtet Cotton Mather, riß ein unsichtbarer Dämon den Pfeiler der Kirche nieder, auf den ihr Blick gefallen; kein Mensch war darin zu sehen. Auch dieß galt als ein Beweis ihrer Schuld.

Nach diesem ersten Justizmord fragten der Gouverneur und Rath, nach dem alten Gebrauche, die Geistlichen um ihre Meinung, ob sie in dieser Weise fortfahren sollten. Das schriftliche Gutachten derselben war von Cotton Mather verfaßt. Es empfahl den Richtern die äußerste Vorsicht, namentlich sich nicht mit den gespenstischen Zeugnissen (spectrical evidence) zu begnügen — denn sie theilten nicht Stoughton's vorgefaßte Meinung, daß der Teufel nicht vermöge die Gestalt eines Unschuldigen anzunehmen — sonst aber fleißig und energisch nach den Gesetzen Gottes und den Statuten der englischen Nation fortzufahren.

Das Gericht berücksichtigte, wie es scheint, ausschließlich den letzteren Theil dieser Empfehlung und fuhr in seiner grausenhaften Thätigkeit mit aller den Geistlichen erwünschten Energie fort. Bis Anfang September fanden noch drei Sessionen Statt, während denen sechs und zwanzig sogenannte Hexen und Hexenmeister zum Tode verurtheilt wurden; acht davon retteten sich durch Bekenntnisse, daß sie schuldig seien, worauf ihnen Begnadigung ward. Außerdem hatten noch gegen fünfzig Unglückliche durch Geständnisse einer Schuld, von denen ihr Herz nichts wußte, und indem sie erst durch Angabe anderer Unschuldigen eine Sünde auf sich luden, ihr Leben gerettet. Ein achtzigjähriger Greis, der erst vor einem Jahre öffentlich für ein Leben voll sündlicher Weltlichkeit Buße gethan und sich der Kirche angeschlossen hatte, verweigerte dem Gerichte Rede zu stehen, und ward, dem englischen, noch nie in der Colonie ausgeübten Gesetze zufolge, vermittelst aufgelegter Steine zu Tode gepreßt. Während der dreizehn Wochen, in denen dieses blutige Gericht seine vier gräßlichen Sitzungen hielt, waren demnach zwanzig Menschenleben sein Opfer geworden.

Die Prozesse der Unglücklichen wurden unter Stoughton's Leitung rasch genug geführt. Das Protokoll der früheren Verhöre ward verlesen, dazu kam in manchen Fällen eine Untersuchung des Körpers durch eine höllische Bande von acht dazu angestellten Weibern und einem Arzt, die jeden kleinen Leber- oder sonstigen Hautfleck für ein Hexenmaal erklärten. Nadelstiche wurden über den ganzen Körper versucht und dazu das Haupt geschoren. Ward irgend ein horniger Fleck gefunden, der für den Stich nicht empfänglich war, so war die Hexe überführt.

Eine andere Probe war: ob die Beklagten weinen konnten. Eine wahre Hexe sollte keine Thräne vergießen können. Schreck, Entsetzen, oft auch Alter beraubte die Unseligen oft dieses Rettungsmittels. Ferner sollte eine Hexe das Vaterunser nicht ohne zu stocken oder zu irren hersagen können. Diese Probe stammte aus katholischer Zeit her. Für die Puritaner hatte das Gebet des

Herrn wegen seines Mißbrauchs durch die Paternoster der römischen Kirche seine Heiligkeit verloren, und es ward selten in ihren Kirchen gehört. Kein Wunder, daß viele der alten Weiber hier und da einen Irrthum begingen. Eine unter ihnen sagte es vollkommen her. Der einzige Fehler, der ihr nachzuweisen, war, daß sie der Bitte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern,“ die rührenden Worte hinzufügte: „So thue ich.“

Unter den Hingerichteten — dreizehn Frauen und sechs Männer — waren viele von tadellosem Rufe und anerkannter Frömmigkeit. Einer der Männer, ein Bürger von bestem Rufe aus Boston, ward nur darum der Hexerei beschuldigt, weil er seine angeklagte Gattin vertheidigte; ein anderer, weil er als Gerichtsbeamter nicht mehr dem blutigen Tribunale dienen wollte.

Die höchste Absurdität in dieser unseligen Verwirrung bleibt noch zu berichten: auch Thiere wurden für die Hölle verfallen erklärt. Zwei Hunde wurden aufgeknüpft; auf einem derselben sollte der jüngere Bradstreet durch die Luft geritten seyn.

Der unglückliche Zustand der Gesellschaft unter diesen Verhältnissen ist begreiflich. In Salem stockten alle Geschäfte. Wer immer konnte, hatte die Stadt verlassen. Auf jedem Gesichte war Angst und Trauer gemalt; nach Sonnenuntergang herrschte die tiefste Stille auf den Straßen, und wo Menschen zusammenkamen, hatten sie nur Nachrichten des Entsetzens einander mitzutheilen. In dieser Stimmung sahen sie der Generalversammlung entgegen, die, wie man hoffte, der Noth ein Ende machen sollte.

Der Fieberwahnsinn hatte noch nicht ein volles Jahr gedauert. Was diese Begebenheit zu einer der seltensten macht, die uns in der Geschichte noch vorgekommen, ist nicht die Menge der Opfer — im Jahre 1646 wurden durch des sogenannten Generalhexenfinders Mathias Hopkin, der in Calamy's und Baxter's Begleitung das Land bereiste, in einer einzigen Grafschaft mehr wie dreimal so viele gehenkt; in Schweden sollen einige zwanzig Jahre später fünf und achtzig Hexen, darunter zwanzig Kinder, auf einmal verbrannt worden seyn; auch nicht der Widerspruch der fortschreitenden Zeit mit so starrem Aberglauben: noch lange nachher wurden in Schottland, in der Schweiz und leider im katholischen Deutschland Unglückliche ihm geopfert; — es ist das reißend schnelle Umsichgreifen der Flamme, nachdem sie bis dahin nur in einzelnen Fünkchen geglimmt, und ihr viel rascheres gänzliches Verlöschen. Denn nachdem sie sich so theuer losgekauft, hat unter dem Volke von Neu-England nie wieder ein Hexenprozeß Statt gefunden.

Lange noch, nachdem das Ungewitter vorübergezogen, blieb die Schwüle der Atmosphäre dem freien Athmen hinderlich. Gegen die wörtlichen Auslegungen der heiligen Schrift durch eine nicht länger ohne Widerspruch herrschende Geistlichkeit drängten sich dreist und dreister Zweifel empor. Neben den puritanischen Kirchen erhoben sich in friedlicher, wenn nicht in freundlicher Duldung baptistische, bischöfliche, ja Quäckerbethäuser. Das Gemeinwesen war aus seinen Fugen gerückt. Die Einwohner von Massachusetts konnten lange sich nicht darin zurecht finden und gewöhnten sich, Opposition gegen den königlichen Einfluß und Patriotismus für gleichbedeutend zu halten. Die Dissonanz, in welcher die alten Verhältnisse abgebrochen, tönte in dem neuen vibrirend fort, bis ein kräftig entwickeltes Enkelgeschlecht mit einem energischen Griff in die Saiten sie auflöste.

Unterdessen hatte der Geist der Unabhängigkeit, in Massachusetts zurückgedrängt, einen stillen Eingang in die andern Colonien gefunden. Connecticut und Rhode-Island hielten an jedem Buchstaben der Freiheitsbriefe fest, welche die Laune eines Königs ihnen gewährt und die Versäumniß eines andern ihnen gelassen hatte; Neu-York erklärte laut und bestimmt sein Recht zu einer repräsentativen Verfassung. In Virginien bekamen die Ideen einer bedingten Abhängigkeit eine festere Gestaltung, und Nicholson, der königliche Gouverneur von Maryland, mußte in seinen Berichten nach England (1698) gestehen, daß die Ansichten von der Autorität englischer Parlamentsacten, die vor zwanzig Jahren nur in Neu-England gegolten, jetzt in sämmtlichen Colonien die herrschenden seien, und sie thörichter Weise so lange sich nicht durch ein Gesetz von England verbunden hielten, als sie selbst nicht im Parlament repräsentirt würden. — So frühe ward der dreiviertel Jahrhundert spätere Abfall eingeleitet.

Art. IX. Das Erdbeben und seine Erscheinungen. Von J. Boegner, der Medicin und Chirurgie Doctor, praktischer Arzt in Frankfurt am Main, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Frankfurt am Main, Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner, 1847. 8. 208 S.

Ueber die Entstehung dieses, durch bedeutendes Interesse und allgemeine Brauchbarkeit ausgezeichneten Werkes äußert der Verfasser, daß der geographische Verein in Frankfurt am Main es sich zur Aufgabe gemacht habe, das Neueste im Gebiete der Erdkunde in regelmäßigen Vorlesungen mitzutheilen, und gegenwärtiges Werk der Abdruck derjenigen Vorträge sei, die der Verfasser im October 1846 in diesem Vereine gehalten hat.

Die Erderschütterung vom 29. Juli, ausgezeichnet sowohl durch ihre weite Verbreitung, als auch ihre ungewohnte Heftigkeit in der betroffenen Gegend, hat die Aufmerksamkeit Aller gebieterisch in Anspruch genommen; der Verfasser glaubt dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, wenn er, dem Zwecke des Vereins gemäß, in diesen Vorträgen das Wissenswürdigste über diese Naturerscheinung zusammenfaßt.

Um den Gegenstand dieser Mittheilung nach allen Seiten zu beleuchten, jede einzelne Erscheinung bei Erdbeben würdigen zu können, zerfällt die Abhandlung in zwei Abschnitte. Der erste gibt das Allgemeine, der zweite eine Chronik der Erdbeben im mittleren Deutschland von 786 n. Chr. bis auf den heutigen Tag; letzterer Abschnitt dient besonders zu Vergleichungen mit früheren Jahren, und ist bestimmt, dem Leser Zeit zu ersparen und Schlüsse zu erleichtern.

Im ersten Abschnitte folgte der Verfasser besonders Friedrich Hoffmann, Hoff, Schnurrer und Peter Frank. Die chronologische Uebersicht der letzteren Jahre wurde periodischen Schriften, öffentlichen Blättern und brieflichen Mittheilungen entnommen.

Was nun die Wahl jener Mittheilungen und Nebenkenntnisse betrifft, so ist sie darin zu loben, daß dabei immer auf das Wesentlichste Rücksicht genommen und eine praktisch brauchbare Ueberschau desselben geboten wurde; dagegen muß der ungleichartige Ton des Werkes als zuweilen störend bemerkt werden.

Der erste Abschnitt handelt von den Erdbeben im Allgemeinen, ihrer Stärke, Dauer, Richtung und Fortpflanzung, Wiederholungen am selben Orte, dem unterirdischen Getöse bei Erdbeben, der geographischen Verbreitung, dem Erdbebenmesser, dem Antheile der Atmosphäre am Erdbeben, dem Zusammenhange der Erdbeben mit den Jahreszeiten, den Begleitern der Erdbeben, als: Nebel, Windstöße, elektrische Meteore, Lichterscheinungen, dem Verhalten des Barometers bei Erdbeben, den Flammen- und Gasausbrüchen, der Beunruhigung der Thiere und Menschen bei Erdbeben, den Ursachen der Erdbeben und den vulkanischen Ausbrüchen, von den Erscheinungen, welche den Erdbeben vorhergehen und als Vorzeichen derselben betrachtet werden, und von den Vorkehrungen, die man an einigen Orten und mit welchem Erfolge versucht hat, die Gewalt des Erdbebens zu brechen und seine Wiederkehr zu verhüten.

Die Gesammtansicht über die Beschaffenheit der Erdbeben spricht sich in dem aus, was über die Richtung und Fortpflanzung derselben gesagt wird. Es ist durch zahlreiche Vergleichung bewährt, daß eine große Zahl gerade der stärksten Erdbeben sich an der Oberfläche strahlenförmig mehr oder minder concentrisch

um einen gemeinsamen Mittelpunkt verbreiten, in der Weise etwa wie die Wellen auf der Oberfläche eines Wasserspiegels, welche durch einen Steinwurf erschüttert werden, oder wie die Erschütterungen in den Umgebungen des Explosionspunktes einer Mine sich fortpflanzen. Sehr deutlich ließ sich diese Thatsache in den Verbreitungsverhältnissen des großen Erdbebens von Calabrien 1783 nachweisen, und hier ist sie ganz insbesondere von Hamilton deutlich herausgestellt worden. Der Hauptsitz und auch der Zeit nach entschieden der Anfangspunkt dieser furchtbaren Katastrophe war der südlichste Theil von Calabrien, von der Südspitze Italiens, Capo delle Armi, bis zu der merklichen Verengerung desselben zwischen den beiden Meerbusen Euphemia und Squillace. Dieser Theil von Italien ist eine von dem übrigen Festlande desselben durch einen weiten flachen Thalgrund sehr natürlich abgesonderte Berginsel, von etwa 24 geograph. Meilen Länge und 6 bis 8 geograph. Meilen mittlerer Breite. In diesem so scharf von der Natur umgränzten Landstriche lag das Centrum des ersten und heftigsten Erdstoßes, welcher die hauptsächlichsten Verheerungen anrichtete, überaus deutlich in der Umgegend des kleinen Städtchens Oppido; denn rings um dasselbe im Umkreise eines Radius von etwa 5 ½ geographischen Meilen war von Grund aus alles zerstört worden. Dörfer, Berge und Städte waren so umgestürzt und durch einander geschoben, daß von dem früher vorhandenen Zustande kaum eine Erinnerung mehr übrig blieb. Schrecklich freilich, doch bei weitem nicht so furchtbar, waren die Zerstörungen, welche sich von hier aus bis an die Grenze dieses Landstriches ausdehnten, und unmittelbar an ihm selbst liegt noch namentlich das so sehr mitgenommene Messina, dessen Zerstörung so bekannt ward. Endlich noch weiter, etwa in einem Umkreise von 18 geograph. Meilen Halbmesser, waren die Wirkungen des Erdbebens noch sehr auffallend, und man empfand sie auf den liparischen Inseln sehr deutlich, als von Oppido her sich einstellend; ja selbst von Messina wissen wir durch die uns von Spallanzani gegebenen Nachrichten, daß die Erschütterungen sich sehr deutlich von Calabrien durch die Nordostspitze Siciliens und von dort längs der Küste bis zur Stadt hin fortpflanzten. Als man dort das gewöhnlich mit Erdbeben verbundene rasselnde Geräusch vernahm, sah man Calabrien in Staub gehüllt und die Häuser der Küste Siciliens stürzten deutlich nach einander ein, bis die Schwankungen auch die prächtige Reihe von Palästen erreichten, welche die Einfassung des Hafens zierten.

Ganz in ähnlicher Weise war auch das Erdbeben von Lissabon ein sehr deutlich centrales, dessen Mittelpunkt unglücklicher Weise der volkreichen Hauptstadt sehr nahe lag; denn gleichzeitige

Beobachter erzählen, daß die an der Mündung des Tajo bemerkten heftigen Stöße zu Colares sehr deutlich von Lissabon herkommend bemerkt wurden, noch bevor man von der Katastrophe der Hauptstadt etwas erfahren hatte; auf den Azoren — Madeira — erschienen diese Erschütterungen gleichzeitig von Norden her, in den Antillen und an den Küsten des mexikanischen Meerbusens von Nordost, in England war zuerst sehr deutlich die Südküste und diese auch bei weitem am stärksten erschüttert; nur in der Schweiz zeigten sich Unregelmäßigkeiten, indem uns erzählt wird, daß die Stöße zu Brieg in Wallis von Nord nach Süd, die zu Neufchatel von West nach Ost gingen. Hier mag indeß die dazwischen liegende Alpenkette wohl veränderte Einflüsse geübt haben.

Bei dem furchtbaren Erdbeben, welches im Jahre 1746 am 28. October Lima und seine Hafenstadt Callao von Grund aus vernichtete, war den Berichten zufolge diese Umgebung sehr deutlich der Mittelpunkt der Bewegungen, welche sich von dort aus längs der Küsten des Oceans gegen Nord und Süd ausbreiteten; denn es wird ausdrücklich bemerkt, daß die am Strande ausgestellten Wachposten die Erschütterungen nach einander immer schwächer und auch wohl später spürten, je weiter sie von Callao entfernt standen.

Unter den Central-Erdbeben erscheint gleichfalls jenes, welches am 23. Februar 1828 vom Main und Rhein bis in die Niederlande verspürt worden ist, worüber wir eine sehr lehrreiche Beschreibung nebst einer Karte von Egen — in Poggendorf's Annalen, XIII. Bd. S. 153 — und eben eine solche von Noeggerath besitzen. Man ersieht daraus, daß die stärksten und frühesten Wirkungen sich in der Gegend von Brüssel, Waterloo, Lüttich und Maestricht in einem Raume zeigten, welcher die Form eines von West nach Ost gedehnten Ellipsoides hat. Die Stöße pflanzten sich von dort aus strahlenförmig und mit zum Theil äußerst deutlich beobachteten Richtungen fort, gingen namentlich das Rhein- und das Maasthal hinauf und reichten in Ost nach Soest in Westphalen, in West bis nach Middelburg und Vliessingen.

Ungemein häufig bemerkt man gleichfalls, daß die Fortpflanzung der Erdbeben, anstatt central, linear ist, und sich an eine sehr bestimmt vorgezeichnete Richtung hält, und zwar sind es gewöhnlich die Gebirgsketten, welche in dieser Beziehung einen sehr bemerkbaren Einfluß üben. Das Hauptstreichen nach gewissen Weltgegenden ist merkwürdiger Weise auch die Richtung der in ihnen auftretenden Erdbeben, und so wie wir die erste Grundursache desselben in dem Aufbersten der Erdrinde durch vulkanische Kräfte erkannt haben, so sehen wir auch noch die gegenwärtig sich zutragenden unbedeutenden Versuche ähnlicher Art genau wieder

derselben Richtung folgen. Sehr selten ist es, daß Erdbeben über Bergketten in transversaler Richtung sich fortpflanzen, und sie halten sich entweder innerhalb derselben oder an einem ihrer Abhänge.

Ein sehr ausgezeichnetes und merkwürdiges Beispiel zeigt uns wieder das Erdbeben von Calabrien, denn nach einstimmigen Zeugnissen hielt sich dasselbe insbesondere auf der Westseite der diesen Theil des Landes von Südwest nach Nordost durchlaufenden hohen Bergkette; auf der Ostseite, dem entgegengesetzten Abhange, schien es nur in schwachem Nachklange zu wirken, denn der dort angerichtete Schaden war ganz unbedeutend. Merkwürdig aber ist noch eine andere von Dolomieu zuerst mitgetheilte Wahrnehmung bei demselben. Auf den ersten und zugleich furchtbarsten aller Stöße, welche dieses Erdbeben bezeichneten, am 5. Februar, folgten in der ganzen Periode desselben hauptsächlich noch zwei andere von besonderer Bedeutung, nämlich am 7. Februar, und der letzte und sehr heftige am 28. März; diese beiden Erschütterungen aber gingen sehr deutlich nicht mehr von dem früher bezeichneten Centrum bei Oppido aus, sondern der Mittelpunkt des zweiten war um etwa 4 — 5 Meilen weiter nach Nordost, in die Nähe von Soriano gerückt, und der dritte hatte seinen Sitz wieder 5 — 6 Meilen weiter nördlich, bei Girifalco, unmittelbar auf dem Isthmus, derselbe wurde gleichzeitig sehr stark in Messina empfunden, ohne daß das zwischenliegende Calabrien davon besonders wäre berührt worden. Wenn man nun aber die Orte Oppido, Soriano und Girifalco in ihrer gegenseitigen Lage betrachtet, so sieht man sehr bald, daß sie fast genau in einer von Südwest nach Nordost gerichteten Linie liegen, welche dem Streichen der hohen Bergkette von Aspromonte parallel läuft, und wir können also nicht umhin, diese Erscheinung mit der Bildung einer Spalte längs dem Gebirge zu vergleichen, auf welcher an verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten die von innen wirkenden Kräfte sich Luft zu machen strebten; gerade wie Aehnliches bei der reihenförmigen Anordnung der vulkanischen Berge eintritt. So wie hier sich also eine sehr bestimmte Andeutung eines Zusammenhanges zwischen den Richtungen der Erdbeben und den Streichungslinien der Gebirge findet, so ist dieselbe Erscheinung noch aus vielen andern Gegenden bekannt geworden.

Die in den Pyrenäen häufigen Erdbeben hat Palassou sorgfältig beschrieben, und er bemerkt ausdrücklich dabei, daß dieselben ganz gewöhnlich der so sehr deutlich ausgesprochenen Kettenrichtung des Gebirges von Westnordwest nach Ostsüdost folgen, und zwar am häufigsten an der Südseite. So wurde durch einen sehr interessanten Bericht von Gray über das Erdbeben, welches am

18. November 1795 in England Statt fand, nachgewiesen, daß eine deutliche und langsame Fortpflanzung desselben von Südwest nach Nordost Statt gefunden habe, und gerade dieß ist auch die Hauptstreichungslinie der englischen Gebirgsreihen. Ungefähr dieselbe Richtung haben nach Gray auch einige frühere englische Erdbeben genommen, wie diejenigen vom 30. September 1750, 14. September 1777 und 25. Februar 1792. Auch bei dem oben angeführten Erdbeben in den Niederlanden, am Rhein und Main vom Februar 1828 ist es den Berichterstattern aufgefallen, daß die Hauptlängenerstreckung des erschütterten Landstriches dem Streichen des belgischen Tonschiefergebirges, seiner Grenze mit dem aufgelagerten jüngeren Gebirge und des Steinkohlengebirges folgte. Alle zwischen Namür und Aachen von diesem Erdbeben hart betroffenen Orte liegen in dem Streichen dieses Steinkohlengebirges; auch die Orte, an welchen das Erdbeben auf dem rechten Ufer des Rheines fortsetzend bemerkt wurde, liegen auf der Fortsetzung desselben, wie Essen, Dortmund, Soest.

Was wir indeß von den Richtungen der Erdbeben in unserem Welttheile zwar deutlich, aber doch immer nur in großen räumlichen Beschränkungen bemerkt haben, das zeigt sich mit merkwürdiger Beständigkeit und im großartigsten Maßstabe in den Aequinoctialgegenden Amerika's wieder. Dort gibt es hauptsächlich zwei Gebirgslinien, welche den Wirkungen der verheerendsten Erdbebenkatastrophen in mehrfach wiederholten Zeiträumen unterworfen erscheinen; die eine ist das Gebiet jener mächtigen Cordillerenkette, welche sich in der Hauptrichtung von Süd nach Nord (oder von Südsüdost nach Nordnordost) von Chili durch Peru an der Küste mit mehrfach verändertem Charakter bis weit über Mexiko hinaus fortsetzt; die andere dagegen ist der Seitenzweig dieses großen Gebirges, welches in nahe darauf rechtwinkliger Richtung mit der Insel Trinidad anfängt und von dort aus längs den Küsten von Neu-Andalusien, Venezuela, Caracas nach Neu-Granada reicht, und welche von Humboldt mit dem Namen der großen Küstenkette von Venezuela belegt hat. Aus beiden Gebieten sind uns genaue Beschreibungen von furchtbaren Erdbebenkatastrophen bewahrt, und wir dürfen hierbei nur an die in der Geschichte der Erdbeben so folgenreichen Namen von Lima, Callao, Riobamba, Quito, Pasto, Cumana, Caracas erinnern, bei deren Erschütterungen zuweilen bis 40000 Menschen auf einmal den Tod fanden. Von all diesen Erdbeben aber ist es sicher und deutlich erwiesen, daß sie nicht nur in ihren Hauptrichtungen auf das Gebiet dieser Bergketten und deren muthmaßlichen Verbindungen mit den Antillen beschränkt waren, sondern daß sie auch genau den Richtungen derselben und zwar insbesondere an den Küstenrändern gefolgt sind.

So wird von dem furchtbaren Erdbeben, welches im Jahre 1746 Lima und seine Hafenstadt Callao zerstörte, ausdrücklich berichtet, daß es, nach den Aussagen der Wachposten, von dem Hauptpunkte seiner Zerstörungen sich deutlich längs der Küstenlinie von Nord nach Süd und von Süd nach Nord hin fortpflanzte. Von dem letzten großen Erdbeben, welches jene Gegenden betraf, dem vom 20. November 1822, welches durch die bleibende Erhebung jener Küste so merkwürdig wurde, sagt eine unterrichtete Beobachterin, Miß Graham, man habe dabei die Empfindung gehabt, als ob der Boden in der Richtung von Nord nach Süd plötzlich gehoben und dann schnell wieder niedergesenkt würde. Bei dem Erdbeben, welches am 14. Dezember 1797 Cumana zerstörte, führt v. Humboldt ausdrücklich an, daß die Fortpflanzung der Zerstörungen in der Richtung der Küste oder der ihr parallel streifenden Gebirgskette erfolgte; eben so pflanzten sich die Zerstörungen bei der Katastrophe von Caracas den 26. März 1812 am stärksten in einer Linie von Ostnordost nach Westsüdwest, und zwar hier nicht mehr so längs der Küste, sondern im Innern der Gebirgskette fort, so weit ihre Centralkette besonders aus Gneiß und Glimmerschiefer gebildet wird. Aber nicht nur theilen sich zuweilen an den Küsten des stillen Meeres die Erschütterungen der ganzen Basis der Kordilleren von Chili bis nach Guayaquil auf einer Längenausdehnung von etwa 300 Meilen fast augenblicklich mit, sondern wenn man die Zeitfolge der in diesem Gebiete von Chili bis Mexiko vorgefallenen Erdbebenereignisse in Verbindung mit Ausbrüchen berücksichtigt, findet man deutlich darin die fortschreitenden Wirkungen einer inneren Thätigkeit, welche langsam in gewissen Zeiträumen von Süd nach Nord und dann einmal wieder in entgegengesetzter Richtung vom Centrum zum Centrum unter der Gebirgsmasse fortrückt. Von Fällen, in welchen Erdbeben quer über Gebirgsketten sich fortpflanzen, lassen sich nur wenige und meist nur unbedeutende anführen. Quer über die Alpenkette sind Erschütterungen wohl nur höchst selten beobachtet worden, ohnerachtet die Südseite derselben an Erdbeben so reich ist. Dagegen ereignete sich ein sehr auffallendes Beispiel von dem Uebersetzen eines Erdbebens über die Apenninenkette zwischen dem 8.—10. October 1828 in starken Stößen, deren vorwaltende Richtung von Nordost nach Südwest von Boghera über die Bocchetta nach Genua Statt fand. Als v. Humboldt zu Cumana war, erlebte er dort am 4. November 1801 ein Erdbeben, dessen Richtung ausnahmsweise quer über die Küsten-Cordilleren von Nord nach Süd ging. V. Hoff hat uns endlich auf eine ähnliche Erscheinung in den Tiroler Alpen aufmerksam gemacht, indem nämlich dort ein Erdbeben am 23. und 24. Juni 1826 quer auf

die Richtung des südlichen Theiles derselben in linearer Richtung von Brixen bis Mantua fortsetzte, wobei offenbar die weitgeöffnete Spalte des Etschthales die Gelegenheit zur leichten Verbreitung darbot. Höchst wahrscheinlich dieselben Erschütterungen sind indeß auch zu Zürch verspürt worden. Die oben erwähnte große Querspalte von Mexiko zeigt am großartigsten eine solche quer auf das Gebirge gerichtete Kraft.

Von anderen, wie es scheint mehr zufälligen Richtungen läßt sich nur anführen, daß am 10. Februar 1822 in einem großen Theile von Frankreich ein Erdbeben bemerkt wurde, das über Lyon nach Paris sich genau in der Richtung des magnetischen Meridians fortsetzte.

Auch die Flüsse leiten die Erschütterungen weiter. Den 14. Januar 1810 pflanzte sich das Erdbeben, das von dem Berge Csoka in Ungarn ausging, wahrscheinlich nur durch die Donau nach Wien fort; denn während es nur schwach auf der Sternwarte empfunden wurde, sprengte die Donau ihre Eisdecke und trat über ihre Ufer.

Von vielem Interesse ist die den zweiten Abschnitt füllende chronologische Uebersicht derjenigen Erdbeben, die im mittleren Deutschland beobachtet worden sind, ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge mit vulkanischen Erscheinungen in entfernten Ländern von dem Jahre 786 n. Chr. bis Juli 1846.

Mehrere unter den anzugebenden Beobachtungen von Erdbeben haben, weil sie ganz isolirt dastehen, nur einen geschichtlichen Werth, da man in früherer Zeit eine jede Gegend für sich allein zu berücksichtigen gewohnt war, und an den Zusammenhang dieser mit entfernten vulkanischen Vorgängen nicht dachte. Der Verfasser gibt diese Nachrichten wie er sie fand. Nur bei der Angabe derjenigen Erdbeben, welche Hauptepochen in der Geschichte unserer Erde bezeichnen, wie bei dem von 1755, wo Lissabon zerstört wurde, 1759, wo in der Provinz Valladolid in Mexiko die in der Geschichte einzige Begebenheit Statt fand, der noch thätige Vulkan Xorullo unter den Augen der Menschen in einer Gegend sich erhob, wo man vorher nie etwas von unterirdischer vulkanischer Thätigkeit beobachtete, und dem Erdbeben von 1783, welches Calabrien zerstörte und Messina zertrümmerte, finden umständlichere Mittheilungen Statt. Diese betreffen das merkwürdige Erdbeben vom 7. Nov. 1755 in Lissabon, die Bildung des Vulkans Xorullo in der Intendantschaft von Valladolid westlich von Mexiko am 29. Sept. 1759, das Erdbeben in Calabrien und Sicilien am 5. Febr. 1783 und die Erdbeben i. J. 1846.

Art. X. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merk. Eine selbstständige Folge der beiden in den Jahren 1835 und 1838 erschienenen Merkischen Briefsammlungen. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. Carl Wagner. Leipzig, Ernst Fleischer, 1847. 8°. 373 S.

Wir sind dem Herausgeber verpflichtet, uns mit Eifer und Treue eine für Wissenschaft und Kunst fortwährend denkwürdige Periode, in welcher durch den regsten spirituellen Verkehr sich Geist an Geist entzündete, vorübergeführt zu haben.

Es gibt Zeiten, sagt der Herausgeber in dem Vorworte, aus denen man sich in die Vergangenheit flüchtete, um die trostlose Gegenwart zu verschmerzen; eine solche hat wesentlich dazu beigetragen, die romantische Schule hervorzurufen, und aus einer solchen suchte sich Goethe durch Bearbeitung des altdeutschen Reinecke Fuchs zu retten; eine solche ist die unsere nicht. Es gibt aber auch Zeiten, zu denen man, auch ohne der Gegenwart zu grollen, nicht nur wie in der Kindheit Rosengarten in froher Erinnerung mit Dank und Wonnegefühl zurückkehrt, in die man sich auch wiederholt wie in einen Jungbrunnen versenken soll, um zu neuem Fortschritt gekräftigt daraus hervorzugehen. Eine solche Kraft zu verjüngen und zu begeistern liegt in jener Frühlings- und Auferstehungszeit des deutschen Geistes, als dieser nach langem Winterschlafe zur Selbstständigkeit des Lebens und Wirkens erwachte, als Winckelmann, Lessing, Herder mit dem feinsten Schönheitsgefühle und mit der Fackel des Rationalismus, als Goethe und Schiller, erst getrennt, dann wie das Brüderpaar der Dioskuren als eine sich ergänzende Einheit mit schöpferischem Geiste für Deutschland und die Welt das Gebiet der bildenden Künste und schönen Wissenschaften umgestaltete. Als in jener Zeit viele hochbegabte Geister ihren Ruf: „Es werde!“ erhoben, und nach langem Zwielicht der sonnenhelle Morgen angebrochen war, da wurde mannigfaltiger Same gestreut, wurden Werke für alle Zeiten geschaffen, Vorbilder den kommenden Jahrhunderten gegeben und nach den reinsten Maßen der Naturgesetze ein Bau gegründet, in dem sich, wie in Raphaels Schule von Athen, die Meister und Jünger aller Musenkünste in wohlgeordneten Gruppen an einander reihen können. Wieland's deutscher Merkur, Schiller's Thalia und Horen und andere Zeitschriften trugen die Stimme des Aufrufs nach allen Gauen weiter, und setzten die schöne Literatur mit der wissenschaftlichen in lebendigere Wechselwirkung. Dem Aufschwung jener folgte die Umgestaltuug auf allen Gebieten der strengen Wissenschaft. Kant, Spittler, Fr. A. Wolf, Hugo und andere ruhmwerthe Denker rückten ihre Disciplinen auf neue Standpunkte; das Licht der Forscher drang nach allen

Richtungen geistiger Thätigkeit, und es zeigte sich in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft ein so schwellender Trieb des Schaffens und Gestaltens, wie nur je zur üppigsten Frühlingszeit in dem wunderkräftigen Wirken der Natur. Knospen, Blüthen, Früchte drängten eins das andere, und mit den gelungensten Werken des Geistes wetteiferte eine Empfänglichkeit der Gemüther, eine Tüchtigkeit der Gesinnung und ein Ernst des Strebens, welche der edlen Begeisterung lange Dauer zu geben versprachen. Eine ähnliche begeisterte Theilnahme und Rührigkeit für Entfesselung und Neugestaltung haben wir seitdem nur wieder auf politischem Boden im Jahre 1813 erlebt, und auf beiden Epochen der Emancipation verweilt unser Blick mit freudigem Selbstbewußtseyn, und den Sängern des Cid, des Götz und des Tell und den Siegern bei Kulm, an der Katzbach und bei Leipzig gehören in gleich gerechter Liebe unsere Herzen an.

Auf das Sinnen und Thun von einigen jener bedeutendsten Begründer der neueren deutschen Literatur, von einigen der tüchtigsten Werkleute jenes Baues, der sorgsamsten Pflanzer jener Saaten, der entschiedensten männlichen Charaktere jener Zeit sollen die nachfolgenden Bogen von Neuem hinlenken und bewähren, daß die innere Geschichte jener Periode noch keine abgestorbene Pflanze, sondern ein noch nicht erschöpfter Brunnen des Lebens, eine noch immer reiche Fundgrube zur That anregender Anschauungen ist.

„Die heilige Schrift," sagt Luther, „meint es auch darum so gut mit uns, daß sie nicht bloß mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an den Tag gibt und so den innern Grund ihres Herzens aufschließt." Und sind auch die Männer, deren Inneres sich in den nachfolgenden Briefen und Aufsätzen erschließt, gerade keine heiligen Männer im biblischen Sinne, keine Propheten und Priester (wofern man nicht alle Dichter Propheten des göttlichen Geistes und Herder vorzugsweise einen Priester der Humanität nennen will), so wird doch ihr Andenken, ihr großes Wollen und Vollbringen Jedem immer heilig bleiben, in dessen Geist ein Strahl vom Lichte ihres Geistes gedrungen ist, und es gehören namentlich die vier Männer, auf die in den nachfolgenden Bildern das hellste Licht fällt, in ihrem ganzen Wesen der Kulturgeschichte an. Goethe und Herder sind in ihrer Größe allgemein anerkannt; um sie als Sonnen kreisen Planeten und Trabanten, während ihnen selbst das Geistig-Freie und Sittlich-Schöne als Centralsonne die Bahn vorzeichnet. In Höpfner streiten der große Rechtsgelehrte und der edle liebenswürdige Mensch um den Vorrang, und von ihnen gilt des Dichters Wort; „Wer den Besten seiner Zeit

genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." Merk's Bedeutsamkeit endlich, die früher nur eine mephistophelische schien, ist durch die bereits früher von mir vorgelegten Thatsachen und Urkunden zum Umfang einer vielseitig, selbst positiv förderlichen Thätigkeit erwachsen. Diese Führer der Massen auch in's Familienleben, in den Kreis der Vertrauten zu begleiten, ist ein interessanter Gang; sie im Gespräch mit den Amts- und Fachgenossen zu hören, ihre Neigungen entstehen, ihre Entschließungen reifen, ihre Versuche beginnen, sich umgestalten, vollenden zu sehen, ist ein lehrreicher Einblick in die vielbefähigte Menschennatur, denn sie ist auch die unsere und „der Mensch erkennt sich nur im Menschen." Denke man sich nicht die bezeichnenden Kreise und Verhältnisse als getrennt von der wissenschaftlichen und amtlichen Wirksamkeit, als in keinem beachtenswerthen Zusammenhange mit dieser stehend und ohne helles Licht auf Anderes zu verbreiten. Nein, so wahr die Familie die trefflichste Pflanzschule guter Bürger ist, so gewiß müssen auch häusliche Freude oder Trübsal die nach außen wirkenden Kräfte stärken oder schwächen. Wie Aspasia über Athen herrschte, weil sie über Perikles geherrscht, und wie Themistokles im ernsten Scherz sein Söhnchen den mächtigsten Hellenen nannte, so ist auch der Kreis unserer Angehörigen vom wesentlichsten Einfluß auf unser geistiges Seyn und Werden bei schöpferischen Naturen gar nicht von deren öffentlichem Auftreten zu trennen: denn sie sind überall sie selbst, tragen das Gepräge ihres Geistes in jeder Sphäre, legen kein Amtskleid ab, schließen kein Büreau. Aus Atomen bildet die Natur größere Körper, aus der Beobachtung vieler Einzelheiten gestalten wir uns erst das richtige Bild eines Menschen. Da gilt es hier ein vertrauliches Wort, hier eine leise Regung des Gefühls, da ein zügelloses Hervortreten der Leidenschaft mit einander verbinden und in Einklang zu bringen. Solcher Beiträge zur Würdigung bedeutender Menschen und einer hochwichtigen Zeit sind hiernächst unzählbar viele dargeboten, theils in vollständigem Gefühls- und Gedankenaustausch, theils in Fingerzeigen, Worten und abgebrochenen Gedanken. Aber es gibt bekanntlich Worte, welche Thaten sind, und oftmals ist ein abgebrochener Gedanke, eine Gedankenskizze, fruchtbarer, als einer, der in Lebensgröße ausgeführt ist.

Ueber die Art, wie der Herausgeber in den Besitz der hier zum ersten Male erscheinenden Originalbriefe und Aufsätze gekommen, oder ermächtigt worden ist, öffentlichen Gebrauch von ihrem Inhalte zu machen, äußert er sich folgendermaßen. „Ein reich beglückendes Vertrauen ehrenwerther Freunde unserer Literatur und Geschichte hat mich durch die uneigennützigste Mittheilung

von literarischen Reliquien von Neuem in den Stand gesetzt, die Stimmen großer Todten über das, was sie im Leben bewegte, vernehmen zu lassen, und damit manches Räthsel ihres Thuns zu lösen und in manches Dunkel ihrer Zeit hineinzuleuchten. Vor Allem hat mir unseres Merk's Enkel, Herr Medizinalrath E. Merk dahier, mit einer mir jederzeit bewährten Freundschaft alle neuerdings aufgefundenen, auf seinen Großvater bezüglichen Handschriften, und eben so ein Enkel unseres Höpfner, der großherzogl. Oberfinanzrath Frhr. A. v. Dalwigk, mit gleich rühmenswerther Liberalität die im Nachlasse seines Oheims Höpfner aufbewahrten Briefe an seinen Großvater zur freien Benützung mitgetheilt; Hr. Dr. Parthey in Berlin, Enkel Nicolai's, war so gut gesinnt, mir mit beeiferter Gefälligkeit genaue Abschriften von fünfzehn Briefen Merk's an Nicolai zur Veröffentlichung zu übersenden. Solche Nepoten müssen mich mit diesem Namen befreunden. Von Nr. 41, 54—56 hat mir Herr Geheimrath Dr. Böckmann, von Nr. 75 Frau Geheimräthin Hallwachs dahier, von Nr. 45 Herr Senator Dr. Gwinner in Frankfurt und von Nr. 9 Herr Hofrath Wolf in Hofheim Abschrift zu nehmen gütigst verstattet. Ich bleibe diesen freundlichen Gebern dankbar verpflichtet. Das Uebrige hat ein mir freundliches Geschick in meine Hände gelegt, Anderes des Schicksals Ungunst mir versagt oder weise einem besseren Benutzer vorbehalten. Möge es namentlich einem Andern glücken, den Schatz Merkischer Briefe aus dem Archive in Weimar zu heben, wie mir ein solcher Versuch mißlungen ist.»

Die mitgetheilten Briefe sind nicht alle von gleichem Werthe, viele aber von sehr bedeutendem. Sie geben Aufschluß über die Entstehung, Befestigung und oft auch Lösung geistiger Gewalten, denen Deutschland viel zu verdanken hat. Merkwürdig in dieser Beziehung sind die zwei Briefe, welche zwischen Klopstock und Goethe gewechselt wurden, welche wir hier mittheilen.

Klopstock an Goethe *).

»Auch als Freund ist Klopstock Eiche, die dem Orcane steht.«
H. P. Sturz.

Hamburg, den 8. März 1776.

Hier einen Beweis meiner Freundschaft, liebster Goethe. Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würd' ich schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, drein reden wolle;

*) Dieser und die beiden folgenden Briefe wurden von Klopstock in eigenhändiger Abschrift seinem Freunde, dem Prof. Hofrath Böckmann in Karlsruhe mitgetheilt.

auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in diesem und jenem andere Grundsätze haben, als ich, streng verurtheile. Aber Grundsätze — Ihre und meine bei Seite, was wird denn der unfehlbare Erfolg seyn, wenn er fortfährt? Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben [1]). Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Weise früh hingeopfert.....

Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen [2]). Sie nehmen itzund den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen seyn, was ich fürchte, daß geschehen werde? — Die Herzogin wird vielleicht itzt ihren Schmerz noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der etwa auch niederhalten? Louisens Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich..... Ich muß noch ein Wort von meinem Stollberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge — er soll doch also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Copenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stollbergen schreiben. Was soll ich ihm schreiben?

Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzoge diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe Nichts dawider. Im Gegentheil. Denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag.

Ihr

Klopstock.

Goethe an Klopstock.

Weimar, den 21. März 76.

Verschonen Sie nur künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen Nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich muß als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache. Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that es einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie, von mir wissen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stollberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und will es Gott besser, als er uns selbst gesehen hat. G.

---

[1]) Karl August wurde 71 Jahre alt.

[2]) Schiller: »Von dem größten deutschen Sohne, — Von des großen Friedrichs Throne — Ging sie (die deutsche Muse) schutzlos, ungeehrt.« — Dem Markgrafen von Ansbach mußte es erst der Papst sagen, daß er so glücklich sei (in dem Assessor Uz) einen der ersten Dichter (schon 27 Jahre) in seinen Diensten zu haben.

Klopstock an Goethe.

Hamburg, den 9. Mai 76.

Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war; groß besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun.

Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe.

Stollberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört.

Klopstock.

Von selbstständigen Aufsätzen sind die 46 Gedichte von Herder unter der Ueberschrift: „Alte Fabeln mit neuer Anwendung,“ und der die Moser'sche Administration betreffende mit Zusätzen des Herausgebers von großem Interesse.

Briefe wurden von folgenden Verfassern mitgetheilt: Bouterweck Friedr.; Brentano Clemens; Büchner Joh. Gottfr. Sigism. Albr.; Bürger Gottfr. Aug.; Eberhard Joh. Aug., der Philosoph; Glück Christ. Friedr. v., der Pandektist; Gmelin Christ. Gottl.; Goethe Joh. Kasp.; Goethe Katharina Elisabeth, geb. Textor, die Frau Räthin oder Frau Aja; Goethe Joh. Wolfg. v.; Grün Albertine v.; Grün Mariane v.; Grolmann, Dr. Carl v.; Herder Joh. Gottfr. v.; Hesse Andr. Peter; Hohenfeld, Frhr. v.; Höpfner Ludw. Jul. Friedr.; Hugo Gustav; Jaup Helwig Bernhard; Klopstock Friedr. Gottl.; Knebel Christian v.; Koch Joh. Christ.; Kranz, Kammermusikus in Weimar; Laroche Sophie v.; Leuchsenring Franz Michael; Lichtenberg Georg Christoph; Medicus Wilh. Ludw.; Merck Joh. Heinrich; Meurer Heinrich, Dr. juris; Nicolai Christoph Friedr.; Runde Justus Friedr.; Senkenberg Renatus Carl Freih.; Strak Ludw.; Tischbein Wilhelm, der Neapolitaner; Wenk Helf. Bernh.; Weber Adolph Dietrich; Wieland Christoph Martin.

Deinhardstein.

Art. XI. Paris, oder die Wissenschaften, öffentlichen Anstalten und die Sitten im neunzehnten Jahrhundert, von Alphons Esquiros. Zwei Bände. Stuttgart, J. B. Müller's Verlagsbuchhandlung, 1848.

Dieses durch Tendenz und Durchführung eigenthümliche Werk ist vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß es, von einem universellen Standpunkte ausgehend, Paris in allen seinen Eigenthümlichkeiten darstellt, und dabei die Entstehung und Verbindung derselben und ihren Einfluß auf die Verhältnisse der Länder angibt.

Der Verfasser versucht vor Allem, die innige und nothwendige Verbindung der Geschichte mit der Naturwissenschaft anschaulich zu machen. Eine Universalgeschichte, sagt er, müßte in Zukunft neben der Aufzählung menschlicher Begebenheiten, deren Andenken die Welt aufbewahrt hat, auch die Schilderungen der Vorgänge und Operationen in der Natur enthalten. Man müßte zu allererst jene Vorgänge der Erdbildung prüfen, welche den Schauplatz gebildet hatten, worauf die alten und neueren Menschengesellschaften nach einander ihre Rollen gespielt haben. Dieser Hinblick auf die Urwelten, deren Umwälzungen denen aller bekannten Völker vorangegangen sind, würde aber nicht nur den Vortheil haben, den Horizont der Geschichte zu erweitern, sondern auch noch den Erfolg, uns über die Beziehungen aufzuklären, welche die verschiedenen Reihen von Thatsachen unter einander verknüpfen. Wie die Welt, worauf wir leben, sich gebildet hat, so bildet sich auch die Menschheit. Die Entwickelung derselben Gesetze lenkt von ferne die Offenbarung der Lebens- wie der moralischen Kraft auf dem Erdballe. Der Verfasser eines Buches deutet in der Vorrede gerne den Verlauf an, welchen er dem späteren Inhalt seines Werkes gegeben hat: so kann man auch sagen, Gott habe in der Vorrede zur Welt, in jenen fernen Zeiten, welche der Sündfluth vorangegangen sind, schon durch die Ordnung und Verkettung der Schöpfungsfacta den regelrechten Verlauf der Gemeinverhältnisse und Zwecke bezeichnet; welchen das Menschengeschlecht später auf der ganzen Erde befolgen würde.

Wir wissen wohl, um diese Weltansicht zu bestätigen, müßte man eigentlich dem Leser eine Darstellung der Naturbegebenheiten im Vergleiche mit der der geschichtlichen Ereignisse vorführen. Das gäbe aber Stoff zu einem eigenen Buche; trotz dem wird man in dem vorliegenden Züge genug vorfinden, welche eine derartige moralische Folgerung ahnen lassen. Die erste Reproduktion Gottes im Zeitlichen ist die Schöpfung, die zweite die Menschheit: obwohl diese Manifestationen sich ihrem Wesen nach unterscheiden, so ist doch der aufsteigende Stufengang der Entwicklung bei beiden gleich, und das Menschengeschlecht kommt seiner Bestimmung in derselben Ordnung nach, in welcher sich die Materie zu einer Welt gebildet hat.

Die Schöpfung, die Menschheit sind zwei Glieder, denen man noch ein drittes, die Heimat, beifügen muß. Die Gesellschaften sind das verjüngte Abbild der Menschheit. Wenn sich der Kreis auch verengt, bleiben gleichwohl die Proportionen sich unter einander gleich, und bieten bei der Verkleinerung wenigstens den Vortheil, unserem schwachen Auge verständlicher zu werden. Man kann

sagen, der menschliche Geist sei, da er auf der Erdoberfläche erst eine Aera noch unvollendeter Entwicklung durchlaufen habe, fast schüchtern, wenn er geschichtlichen Spuren nachgeht, seinen Verlauf zu beschreiben und ihm Gesetze zu geben. Wie könnte man auch mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln die Bewegung der Civilisation von Anbeginn der Welt umfassen, ohne von einem Volke auf das andere Zwischenräume anzutreffen, welche den Gang der Geschichte total aufhalten?

Der Mangel an authentischen Denkmälern in den ältesten Zeiten, die unbestimmten, vom Aberglauben geweihten Erzählungen, welche größtentheils fortwährend die Wahrheit aufhalten, die finstere Nacht und stumme Oede, in welche der menschliche Geist nach dem Zerfalle fertiger Gesellschaften zurückversinkt, — Alles trägt dazu bei, den Denker in seinen Forschungen irre und in seinem Urtheile wankend zu machen. Auch darf man diese gewaltigen Schwierigkeiten nicht Auge in Auge angreifen, die Kenntniß der allgemeinen Gesetze der Philosophie der Geschichte will auf mancherlei Umwegen erlangt seyn, und diese seither fast verachteten Wege sind die der Analogie. Wie das Leben der Menschheit durch seine Ausdehnung dem Kreise unserer Beobachtungen entgeht, so muß man auch die verschiedenen auf einander folgenden Zustände im Leben eines Volkes studiren, um durch ihre Vergleichung die Reihenfolge der Fortschritte der Civilisation auf dem Erdballe herzustellen.

Das ist aber noch nicht einmal Alles: die philosophische Geschichte der Menschen vor und nach seiner Geburt zeichnet im verjüngten Maßstabe auch die Geschichte der Entwicklung der Gesellschaften ab.

Man müßte abermals diesem Grundgesetze die volle Gewähr eines mathematischen Beweises geben, und würde dahin gelangen, indem man die Zeiten des Daseyns beim Menschen und bei den Nationen gegen einander hielte, um eine Reihe homogener Charaktere daraus zu entwickeln. Die Formen sind bei dem Menschen besonders in den ersten Zeitaltern in fortwährender Erneuerung begriffen, so daß in dem Maße, als die alten von Tag zu Tag verschwinden, dafür alsbald neue an deren Stelle treten; eben so die Zustände der Gesellschaft: auch sie verlassen während ihres Wachsthums fortwährend die abgenützten Formen, um neue anzunehmen, die — wie oben bei dem Individuum — mit der bisherigen Lebensentfaltung besser im Einklange stehen.

Ein solches Geschäft der Vergleichung hat der Verfasser vorgenommen. Ueberall fand er die Wiederholung derselben fortgesetzten Erscheinungen, die Aufrechthaltung der nämlichen Gesetze auf's Deutlichste hervortreten; die Kreise erweitern oder verengen

sich, das Leben oscillirt unter allen Formen, aber das Verhältniß der Dinge verändert sich nicht — und welch ein schönes Motiv der Bewunderung ist aber dieser Anblick der merkwürdigen Einheit! Dasselbe Prinzip genügt bei seiner fortwährenden Umgestaltung in der Mannigfaltigkeit der Systeme für sämmtliche Bedingungen des physischen wie des geistigen Lebens. Von der Höhe dieses Gesichtspunktes gesehen, erscheint der Fortschritt wie ein universelles Factum, woran der Mensch, die Nation und die Menschheit, zwar nach ungleichem, aber doch nach solchem Maßstabe Theil nehmen, wie die Natur ihrer Beziehungen und die Zeit ihrer Existenz ihn festsetzen, während die Expansionsbewegung dieser drei sich gegenseitig reproducirenden Phasen, wie wir oben gesagt haben, immer noch in den Kreis der schöpferischen Macht eingeschlossen bleibt.

Aus diesen allgemeinen Ideen ergibt sich, daß die Geschichte im engeren Sinne in der Naturgeschichte Wurzel fassen muß. Die Geologie, die uns den Ursprung der Dinge auf der Oberfläche unseres Planeten enthüllt; die Embryogenie, welche das Fortschreiten des menschlichen Organismus während der dunklen Periode seiner Bildung im Mutterleibe erzählt; die vergleichende Anthropologie, die das Daseyn der menschlichen Rassen an das Leben der Erdkugel selbst anknüpft; die Physiologie des Gehirns, welche die materiellen Functionen dieses Organs mit der Entwicklung der Seelenvermögen in Verbindung setzt — all' diese Wissenschaften müssen fortan ihr gewichtiges Licht über das Studium der Civilisation ausströmen.

Von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet ist unser Werk bloß die erste Anwendung der Naturwissenschaften und die Philosophie der Geschichte: weit entfernt, eine solche Auslegung zu verwerfen, würden wir uns vielmehr Glück wünschen, wenn wir in diesem Buche eine Reihenfolge von Nachforschungen angebahnt hätten, welche bei gehöriger Leitung — wenn wir uns nicht sehr täuschen — zu den unerwartetsten Entdeckungen führen mußten. Bis jetzt hatten die ernsten Wissenschaften eine andere, die eines Tages zur Vervollständigung ihrer Aller dienen sollte, gänzlich bei Seite gelassen — wir meinen die der Vergleichung der Thatsachen. Schon jetzt glauben wir als Frucht gewissenhafter Studien folgende Wahrheit aussprechen zu dürfen, zwischen dem physischen und geistigen Universum findet eine innige Wechselbeziehung Statt; ein gemeinsamer Plan bezeichnet zum Voraus die Richtung der menschlichen Gesellschaften auf dem Wege der Materie in den organischen Combinationen des Lebens, woraus schon von selbst folgt, daß die, wenn auch unvollständige Kenntniß der Naturgesetze auf die Kenntniß der Gesetze der Geschichte wie der Civilisation ein helles Licht werfen muß.

Die Kühnheit dieser Ansichten wird ohne Zweifel mehr als Einen Einwurf herausfordern. Dieser Vorwurf ermangelt jeder ernsten Begründung: die unumstößlichen Wahrheiten der Wissenschaft, der Moral, der Religion wie der Philosophie haben im Anfange gleichfalls als Systeme begonnen, und es bedurfte der Probe der Zeit und der Beistimmung der intelligenten Majorität des Menschengeschlechtes, um ihnen den Rang anzuweisen, den sie heutigen Tages einnehmen. Es gibt noch einen andern anscheinend verwundbaren Fleck, auf den die Kritik ihre Angriffe richten wird: man wird einwerfen, daß die Naturwissenschaften weder in ihren Prinzipien so stabil, noch auf ihrer Bahn so weit vorgedrungen seien, daß man ohne Gefahr einen Gesammtbau moralischer und historischer Gesetze auf sie begründen könne.

Dieß Alles hat vielleicht den äußern Anschein für sich, ist aber dennoch falsch; es ist nicht wahr, daß die Geologie, die Embryogenie, die Physiologie des Gehirns und die philosophische Medicin bis jetzt bloß zweifelhafte Neuerungen darbieten. Die solche Sprache führen, haben jene Disciplinen meist gar nicht studirt, und man muß sich doch — wie überall, so auch in der Wissenschaft — dem Lichte erst nähern, wenn man dadurch erleuchtet seyn will. Nur strenge Auswahl hätte hier vor dem Irrthume bewahren können, denn unter den wissenschaftlichen Errungenschaften unsers Jahrhunderts sind alle diejenigen, die durch ihre Unabhängigkeit oder Bizarrerie mehr oder weniger dem Gebiete der Hypothesen verfielen, in neuerer Zeit wieder aufgegeben worden, und wir haben von den großen Gesetzen der Naturgeschichte bloß diejenigen aufgenommen, die schon bei ihrer Geburt die glänzende Bestätigung der Thatsachen für sich hatten. Man sieht also, daß die Elemente zur Aufklärung der Geschichte der Civilisation durch das philosophische Studium der Wissenschaften wirklich existiren, und daß es sich nur darum handelt, dieselben nun auch in Anwendung zu bringen.

Diese allgemeinen Ideen wurden vom Verfasser in einen bestimmten Rahmen eingeschlossen, in den der Stadt Paris. Die Formation einer großen Stadt gibt uns ein Bild von der Gestaltung jeder menschlichen Gesellschaft: beide bestehen aus Kreisen, die sich mehr und mehr concentriren, ohne daß sie die großen Gesetze der Wechselbezüge innerhalb der Reihenfolge paralleler Thatsachen irgend veränderten, nur daß der Geist in einem verengten Horizont, dessen Grenze er sich selbst festsetzt, um so schärfer entschieden wird. Aus diesem Grunde scheint Paris, dieses Haupt europäischer Civilisation, diese Welt im Kleinen, ein glücklich gewählter Boden, um die Umrisse und Hauptzüge der Idee darin niederzulegen.

Der Verf. macht darauf aufmerksam, wie er die scharf gesonderten Abschnitte, welche in Paris bestehen, nicht weiter verfolgt

habe, da er sich lieber eine geistige Geographie entwarf, bei der er mehr die Ordnung und logische Verkettung der Thatsachen, als die Erfordernisse des Municipalregiments im Auge behalten konnte. Wenn er statt von der Cité, dem eigentlichen Centrum von Paris, von dem Jardin des Plantes ausging, so geschah dieß, weil die Civilisation, deren Verlauf man in unsern großen Städten verfolgen kann, mitten in der Natur und im Reiche des Thiere — mit der wilden Menschheit angefangen hat. Aus diesen niedrigen dunklen Lebensregionen ist das Menschengeschlecht im Laufe der Zeit hervorgegangen; durch den raschen Verlauf seiner Fortschritte hat es das Thierreich hinter sich geworfen, um trotz seiner ursprünglichen Gebrechen, von denen es die Civilisation wenigstens theilweise geheilt hat, bei einem größeren, höheren Ziele anzulangen. Indem wir diese Reihe von Instituten, worin die Hauptstadt alles Elend des Leibes und der Seele in der Absicht der Heilung concentrirte, an unsern Augen vorüberziehen lassen, folgen wir zugleich dem Gange des Menschengeschlechts durch die Tiefen des Blödsinnes, die Finsternisse des Irrsinnes, das Schweigen der Taubstummen, die Unbeweglichkeit der blinden Natur, kurz als jene alten Krankheiten, die zwar noch heute, aber nur noch als Ueberreste, als aufgesparte Ueberbleibsel auf dem Erdboden existiren. Sogar bis auf die Begräbnißplätze können wir das Bild des natürlichen Zustandes des Menschen vor der Civilisation, worin er von Geburt an gleichsam von einem Leichentuche umschlossen war, verfolgen. Die Vermischung der Geschlechter, in der Kindheit sich selbst überlassen, gab den Ausgangspunkt für die menschlichen Rassen. So hat der Verf. überall sein Augenmerk auf das Wesentliche und Nothwendige gerichtet, und läßt das Zufällige entweder unbeachtet oder zeigt, wie es jenen Namen mit Unrecht trage und in inniger Verbindung mit dem Nothwendigen stehe.

Ohne den administrativen Theil unserer großen öffentlichen Etablissements zu vernachlässigen, sagt der Verf., haben wir auf diesen Schauplätzen der Thatsachen doch vorzugsweise einen Gegenstand für wissenschaftliche und moralische Studien gesucht, indem wir aus Veranlassung der Irrenhäuser eine Skizze der Geschichte und Behandlung der Geisteskrankheiten entwarfen, beim Taubstummen-Institut den Ursprung der Sprache und bei den Eisenbahnen den Einfluß des Dampfes auf die Beziehungen und die Geschicke der Nationen abhandelten. So betrachtet wird Paris zu einem wahrhaften philosophischen Lehrkurs. Zu diesem Zwecke mußten wir uns mit den Vorstehern unserer hocherleuchteten Institute in Verbindung setzen, denn ein Menschenleben hätte nicht genügt, um aus eigenen Kräften die lange Reihe von Beobachtungen zu schöpfen, auf denen man in der Medizin, in der Physiologie,

in der Naturgeschichte wie in der politischen Oekonomie eine, wenn auch nur einigermaßen logische Ordnung von Kenntnissen zu begründen pflegt. Unsere Schritte wurden besonders von Seiten der Aerzte mit einer unerhörten Zuvorkommenheit aufgenommen: Männer, gereift in achtungswerthen Specialitäten, haben sich beeifert, die Schlüssel der Wissenschaft in unsere neugierigen Hände niederzulegen, und es ist uns eine hochwillkommene Pflicht, im Verlaufe dieses Werkes die Namen derjenigen zu verzeichnen, welche die Früchte ihrer emsigen Forschungen uns mitzutheilen nicht verschmäht haben. Während wir aber die Arbeiten unserer Zeitgenossen wiedergeben, waren wir fortwährend bemüht, mit eigenen Augen zu sehen und unsere eigenen von den schon vorhandenen Ideen frei zu machen; eben weil wir von einem anderen Punkte des philosophischen Horizontes ausgingen, ist es eher möglich, daß wir in den abstrakten Beziehungen der Dinge gewisse Naturgesetze entdecken mochten, die seither von den Gelehrten entweder vernachläßigt oder nur flüchtig betrachtet worden waren.

Von den zwei Arten der Geschichtschreibung, der erzählenden und der erklärenden, wählt der Verf. die zweite. Paris wird dabei nicht nur als Schauplatz der Ideen, auch als interessante Bühne für die Sittengeschichte dargestellt, eine Ueberschau der Totalität von Paris wird geliefert. Vermöge ihrer geographischen Lage und ihres weit ausgebreiteten Handels strahlt diese Hauptstadt über den ganzen Erdball: mehr aber noch als durch alles Andere imponirt sie dem Fremden durch ihr geistiges Ansehen, denn Paris ist nicht bloß eine Stadt — es ist der Thermometer der Civilisation. Wollen wir wissen, wie es mit der menschlichen Intelligenz im neunzehnten Jahrhundert steht, so brauchen wir uns bloß umzusehen. Alles was denkt, was glaubt und nachforscht, besitzt in seinen Mauern seine Institute und Monumente: die Intelligenz hat hier ihre Akademien, der Glaube seine Kirchen, das Studium die Bibliotheken, die Kunst ihre Museen und die Schulen sorgen für die Ausbreitung der Intelligenz; was in den höheren Regionen von Paris gedruckt und gesprochen wird, wird alsbald an den vier Enden der Welt wiederholt, und die große Stadt umfaßt als lebendige Encyklopädie sämmtliche Wissenschaften in ihren öffentlichen Instituten. Im Palaste der Thermen repräsentirt sie den Ursprung unserer Geschichte — im Observatorium umarmt sie den Himmel — auf der medizinischen Schule behandelt sie die menschliche Hülle; das Collège de France ist so zu sagen das Laboratorium der die Welt beherrschenden politischen und literarischen Ideen. Von Tag zu Tag erweitert sich der Gesichtskreis für das leibliche wie für das geistige Auge. Paris gibt das Signal zu allen großen Entdeckungen, die das Antlitz der Nationen verändern, und wenn

es dieselben auch nicht erfindet, so macht es doch immer den Anfang mit deren Anwendung, und erst von diesem Tage an gewinnen jene Entdeckungen einen geistigen Werth für die Welt. Durch die Eisenbahnen wird Paris wie jetzt schon Brüssel, so in Kurzem auch Wien, Berlin, Petersburg, Cadix und Rom berühren; die Telegraphen werden eine Idee in kürzerer Zeit durch ganz Europa verbreiten, als früher und noch im siebzehnten Jahrhundert ein König von Frankreich bedurfte, um sich vom Schlosse der Tuilerien nach seinem Parke zu Fontainebleau zu begeben.

Von allen Büchern, die je des Menschen Hand geschrieben, ist Paris für das Studium das allerinteressanteste, denn seine Geschichte ist fast allein schon eine Geschichte von Frankreich; seit den hölzernen Mauern und Hütten, mit denen das Schicksal dieser Stadt auf der Insel der Cité begonnen, bis zu den neueren Bauten bietet Paris eine fortlaufende Kette des Niederreißens und des Wachsthums: die barbarischen Heere ziehen in starrer Verwunderung an dieser alten hölzernen Stadt vorüber, die sich allmälig in Stein verwandelt. Paris stellt sich dem ersten Blick als eine compacte homogene Masse dar; gleichwie man aber beim Nachgraben in den Eingeweiden der Erde von Schichte zu Schichte die von der Hand der Natur aufbewahrten Ueberreste immer älterer Formationen entdeckt, eben so könnte man bei tiefem, gewissenhaftem Studium der verschiedenen Lagen die Ueberbleibsel mehrerer älterer Gesellschaften unter der jetzigen Oberfläche des Pariser Lebens nicht verkennen. Die den einzelnen Einwohnerklassen eigenthümlichen physiologischen Charakterzüge bilden für das geübte Auge eben so viele bestimmte Rassen, die sich zwar berühren, aber nicht vermischen; jedes Jahrhundert der Civilisation hat so zu sagen in einem Stadtviertel seine Spur und seine lebenden Ueberreste niedergelegt, und das Gesetz der Geburten, der Heiraten, der Sterbefälle, der leiblichen Schwächen, des fehlerhaften Körperbaues und sonstiger Ursachen zur Befreiung vom Waffendienste ist keineswegs für alle Arrondissements das gleiche. Die Nationalökonomen, die durch allgemeine Berechnungen auf so heterogene Theile zu wirken versuchten, sind sämmtlich zu völlig nichtigen und irrigen Resultaten gelangt, denn man muß nothwendig die Elemente der Pariser Bevölkerung von einander trennen, und statt in Paris eine einige, aus derselben Klasse von Ergebnissen in Bausch und Bogen hervorgegangene Stadt zu sehen, werden wir in den unteren Klassen wesentliche Züge anerkennen müssen, worin sich der primitive Charakter der Bevölkerung kund gibt. So werden uns dann die verschiedenen Quartiere in dem Maße, als der moralische Zustand ihrer Bewohner an's Licht tritt, eben so viele Gradationen anzeigen, welche die Pariser Bevölkerung vor Erreichung ihres Mannesalters

durchzumachen hatte, und die relative Gestalt der Behausungen, der Zustand der Sitten und Erkenntnisse in Verbindung mit den Charakteren der menschlichen Organisation, die Ungleichheit der physischen wie der geistigen Entwicklungen sind lauter seither vernachläßigte Denkmale, welche allein die Statistik auf ihre wahren Grundlagen zurückzuführen vermögen.

Die Arbeit des Verfassers besteht darin: das Profil der Pariser Civilisation in seinen Hauptzügen vom religiösen, moralischen, wissenschaftlichen und industriellen Standpunkte in gedrängtem Zusammenhange zu schildern; die Plane der Administration der Prüfung zu unterwerfen, das intellectuelle eben so gut wie das monumentale Paris in dem Rahmen einzuschließen und nöthigen Falles bei der Statistik der Beobachtung und der Physiologie Belehrung zu holen. Das Interesse ähnlicher Forschungen bleibt nicht bei den Mauern der Stadt Paris stehen; ganz Frankreich ist dabei betheiligt, daß Paris stark und aufgeklärt sei und materiell gedeihe, denn von dort kommt ihm seine Macht, und eine Stadt wie die genannte ist überdieß vor der Zukunft verantwortlich. Die Oberfläche von Paris hat sich schon mehrmals erneuert; unter seiner modernen Hülle findet man gleichsam als fossile Ueberreste jene alten Formen, die es allmälig angenommen und wieder abgelegt hat, bis es sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitend, seinem jetzigen glänzenden Zustande nähert.

Für den Verfasser dieses Buches verknüpft sich noch ein nationales Gefühl mit dem Gegenstande, den er behandelt. Als Pariser Kind liebt er die Hauptstadt, weil er Frankreich liebt. Seine Augen waren kaum geöffnet, als er wie im Traume die äußere Majestät der großen Stadt, die er seither nie mehr verließ, aufgehen sah; in der alten Vorstadt Saint-Antoine, mitten unter den Klöstern und Fabriken — dem alten und dem neuen Paris — zur Welt gekommen, hat er sich für die Luft seiner Geburtsstadt eine nie erlöschende Sympathie erhalten. Dieß war im Jahre 14: seine Wiege schwamm auf der Sündfluth, welche Frankreich damals bedeckte, und wie diejenigen Söhne die Mutter am innigsten lieben, welche sie unter Schmerzen geboren hat, eben so hängt sein Herz nur um so inniger an der historischen Stadt und dem Vaterlande.

Die Gegenstände, welche in den vorliegenden zwei Bänden behandelt werden, sind der Jardin des Plantes — das zoologische Museum, die Zukunft der Thiere — das anthropologische Museum — das Fortschreiten der Menschenrassen — die Irrenhäuser, die Findelhäuser und die Taubstummen.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXXI.

Acht ungedruckte Briefe Johann Kepler's.

Nach den in der k. k. Universitätsbibliothek zu Grätz befindlichen Originalien herausgegeben vom Bibliothekar Joh. Kraussler.

R. D. P. Joanni Gulden, Soc. Jesu Professori Mathematico in Academia Graecensi D. amico meo.

Grätz.

Reverende et doctissime Vir, schedam D. T. inclusam literis R. D. I. Deckerii libenter legi. Et quidem proxenetis ad contrahendam amicitiam non videtur opus esse inter eos, quos Creator deus ad publicum spectaculum motuum coelestium creaturarumque omnium invitatos coegit, in qua panegyri se mutuo contuentur. Dioptricorum exemplar habeo unicum, unde curavi per vestrae soc. homines locum fidei causa excribi. Scriptus est liber anno MDCX Electore Coloniensi Pragae praesente, cui ante discessum oblatus est, impressus anno MDCXI.

Grätium venire opto potius, quam cogito. Nam ultroneus adventus polliceri aliquid videtur, quod mihi in animo non est polliceri. Et superiori anno bis iter feci, diu abfui, non sunt molestandi amplius patroni, sed salarium, quod ab ipsis habeo magni faciendum, quia a Caesarianis contra quidem Caesaris mandata in sol . . . . deseror, ut per eos mihi meisque fame perire liceat.

Tu si de hac desertione loqueris, meam vicem te dolere significans, salva res est; sin aliud quid subsumendum, in sollicitudine me constituis, quid illud sit.

Sane, si de re nummaria agitur, etiam Grätii deglubitus sum, contra mandata Ser^mi^ Regis, sed id dudum. Cum omnes meos libros, omnes Brahei, meis comparatos sumptibus, obtulerim; cum saepe audissem, decreta mihi honoraria: favoris Archiducalis testimonia, nihil tamen unquam est mihi numeratum. At contra vicesimae bonorum a discedente exactae, a privignae bonis postliminio repetitae, et frustra annitente P. Deckerio, frustra extortis mandatis revocatoriis ad hanc usque diem sine ulla spe retentae.

Vale et aures praepara audiendae Harmoniae coelesti. Nam valde angor de raritate auditorum, id est lectorum intelligentium. Lincii 16. Martii 1618

R. D. T.
Off.

J. Kepler.

Reverendo Viro, D. Paulo Gulden, e Soc. Jesu Sacerdoti etc. Domino observandissimo.

Wien, im Jesuiter-Collegio.

S. P. D.

Reverende vir! In hoc agone computationum laboris continui et taediosissimi non mediocriter sum recreatus lectione Tuarum. Ut igitur Tui et occupationibus parcam, parcus ero verborum; nec enim ignorare me sinit circumstantia temporis, quae nunc Tu construas, quae dissolvas problemata.

Harmonicórum et Mysterii exemplar accipe ex mei tabellarii manu; absit, ut praeter Αγγιλίον quantulum videbitur, quicquam vel ego a vestratibus, vel meus ille abs R. D. T$^{a.}$ pretii accipiat. Quinpotius hoc abs Te vicissim officii peto, ut primum atque P. Queco quid literarum transmiseris, ei significes, Te, qui donationis ab illo factae mihi fuisti interpres, nunc etiam mei αντιδωρου sequestrum a me esse exoratum.

Est vero cujus me peropportune commonefacit hujus libelli facta mentio. Dedicatum vides corpori Procerum Styriae; exemplaria dedicationis factae causa, comitiis anni 1623 cum transmisissem offerenda, jam comitia erant dissipata. Suasit igitur amicorum unus, ut dedicationis hujus memoriam ea forma renovarem, quam a me vides attentatam in praefatione Prognostici hujus anni. Consilium hoc male cessit; causa penitus inopinata planeque accidentaria, quam cupio aeterno silentio sepultam. Itaque Mysterii exemplaria nuda sine Calendario praesentata sunt comitiis nuperis, res ad D. D. Ordinarios remissa. Illi, ut e fide dignissimus accepi, decreverant honorarium luculentissimum, jamque promissio de transmittendo facta est per D. Abbatem de Rein. Ne igitur υπουλόντι lateat fallaci obductum cicatrice, et ut bene cepta suum sortiantur exitum, Illustrissimus Comes Trautmansdorffius epistola breviuscula commendatitia ad D Abbatem praedictum facillime efficeret, si abs R. D. T$^{a.}$ proxime congressu per ocium a gravioribus sollicitationibus ad hoc permoveri posset. Exemplar pro Ill. Gen^{te} Sua expectat eius adventum Graecium apud M. Maulium, mei negocii gestorem ibidem.

De Evangeliis quod consilium suppeditas, in prae ipuae benevolentiae signum accipio. Parebitur. Nec enim hujus temporis consilium fuit illa varietatis affectatio, sed pertingit ex annis superioribus. Etenim cum me quam paucissimis expedire studerem, commisi puero transscriptionem omnium, quae ex Calendariis annorum superiorum jam exoletis manere poterant. In iis igitur fuerunt et Evangelia. Quod affectationem Theologiae notas. Rem tenere Te puta; non satisfaciebant mei 5. Maji, 16. Junii, 18. Augusti. Illos igitur docendos quasi, aut monendos censui. Sed tunc iis solis scribebam, et florentibus, qui tamen, ne nunc quidem humiliati, jam concoquunt illa 14. Jan., 10. Mar., 24. Mar., 14. April, 4. Aug.; 17. Nov. et alibi passim latrant icti (uti putant) 21. Jan, 3. Mar., 7. Apr., 26. Mai, 24. Jul., 4 Aug., 22. Sept. Quanto aequius est, me vereri Vos, quos Deus tot victoriis omnium arbitros constituit. Redeatur igitur ad Notationes usitatas, quae, si me non extra culpam, quam nullam invenio, certe extra suspicionem culpae constituent.

De Rudolfinis pauca. Si motus medii etc. Apheliorum valere debent illi, qui observationes Braheanas nostri temporis ad unguem, Ptolomaicas vero paucas, quam propinquissime datur, exprimant, jam confectas affirmo Tabulas et ad imprimendum paratas.

Earumque effectus est iste, ut ad certum temporis momentum, quod est ante initium Annorum Christi 3992 et quantum de 3993 currit a 24. Julii (die Lunae sole oriente in India) ad finem anni; ad hoc, inquam, momentum exhibeant Ap. ☉ in ◦◦ ♈. Motum ☉ medium in ◦ ♋. Ap. ☽ in ◦ ♎. Caput Draconis in ◦◦ ♋ et ☌ ☉ ☽ veram in Africa, unde (si tibi licet hoc passionis tempore ingruente videre) datur intelligi, unde Chuso Chamitae posterisque sua nigredo. Motum medium ♄ in primo decano ♎ extimi, intimi ☿ in primo decano ♈ opposito, reliquorum 4 intermediorum in locis intermediis, ♃ in primo dec. ♑, ♂ in primo decano ♋, terrae in principio (ut oppositum in ☉) ♑; Ap.)[1]) ☿ in primo decano ♋, Ap. ♄ in finē ♌, ♃ in fine ♋ ♄[2]) in medio ♉, ♀ in ♎ ☿ ♌. Qui potest articulatiorem et simul concinniorem in articulis singulis invenire dispositionem initialem (dico et historia magis consentaneam) faciat. Deest tamen hoc 1. quod ♄ ♃, ♂ ♀ ☿ quinis, denis, senis, octonis gr. puncta cardinalia superant, 2. quod in locis Apheliorum ☽ nulla concinnitas, 3. quod observationes fere singulae singulorum ex quinque. ac tamen ☿ et ☿ plusculae, habitae 400 annis ante Ptolomaeum, non ad votum attinguntur, et in ♂ differentia est $1^2/_3$ gr. 4 Quod caput est, quaeque hoc ipso tempore mea crux est et flagellatio, ut nulla arbitraria mihi sit opus. Testantur observationes Regiomontani, Waltheri etc. satis copiosae nec incertissimae hanc motuum mediorum aequabilitatem saecularem minime locum habere ante annos 170, 160, 150 etc. 120. Quod est ακρόαμα omnibus Mathematicis, quotquot hactenus fuerunt, auditu absurdissimum. Hic tentare circulos, quibus infinita volvantur saecula, cum habeamus unius solius Waltheriani testimonium, labor est invisus et poenitendus. Ut nesciam profitenda sit haec anomalia propter candorem et posteritatem, an occultanda, ad tuendam existimationem artis contra audaculos imperitiae lenones et popularis inscitiae palpatores scepticos. Et sum ad imperia accipienda de editione paratus in utrumque. Sed hoc scito, si Caesari exhibendum opus, parturiant montes, nascetur ridiculus mus. Ex carro chartis viginti amplius annorum onusto, paucissimae pagellae rem exhibebunt. Facio enim professionem brevitatis Tabularum et laboris computandi, et ad velandum supellectilem tam curtam cogito publice provocare omnes, qui rem eandem brevius, seu perscribere, seu computare possint.

Vale tandem et ignosce promissioni brevis scripturae fallaci. 24. Martii 1624. Lincii.

R. D. T.

(Die Namensfertigung ist weggeschnitten.)

S. P. D.

Reverende Pater, fautor observande! Domum reversus 22. Augusti ex itinere suevico, quod eram ingressus 15. Aprilis, literas abs D. T. monitorias inveni, scriptas 24. Junii, quibus mentio fit prioris alicujus epistolae, quae neque ad me, neque ad meos perlata fuit. Petis exemplaria mei Hyperaspistis. Mira mea infoelicitas, qui suasorem libri scribendi, ne petentem quidem, post quatuor jam ab editione menses, juvare non possum. Hanc ego mutuorum officiorum perturbationem tanti facio, ut prolixe censeam excusandam expositione historiae itineris mei, ne quid ex ea neglecta existat offensionis.

---

1) Ap. fehlt im Original.
2) Statt ♄ sollte seyn ♂.

Nosti, quibus mandatis ad urbes imperiales instructus post Cal. Jan. Vienna discesserim. Caeterum, cum vererer id quod res erat, ne Noriberga tergiversaretur, interventu actionis Principis Eggenbergii cum Legato Noribergico sic conventum fuit, ut ego Lincii responsum Noribergensium exspectarem. Id erat recusatorium, potitusque eo sum mense Februario. E vestigio retuli ad Praesidem Camerae, adque D. Rechpergerum Sed ille nihil, iste primo quidem hoc rescripsit, mirari Principem Eggepergium, quod secus quam sperasset eveniat: itaque dispiciendum esse, ut aliunde mihi de summa Noribergensi satisfiat. Dum igitur novam ego assignationem expecto, Martius abiit: cognitoque D. Praesulem de Crembsmünster Praesidem brevi affuturum Lincii, ejus adventum ratus sum expectandum, interimque pluribus rem meam egi apud D. Rechpergerum. Simul itaque et Praeses affuit, et literae D. Rechpergeri secundae mihi sunt redditae, quibus certiorem me fecit, et Caesarem et Principem Eggepergium respondisse curaturos se, ut Noribergenses petitioni Caesaris de summa mihi commodanda, diutius non refragentur. Igitur collocutus ea super re cum D. Praeside, et negocii cura uni curialium cameralium relicta, iter sum ingressus, Augustam versus. Primam ibi moram injecerunt Officiales Quaesturae Imperialis, qui recusarunt Quitantias ad Campidunos, Memminganos et Noribergenses, uti erat ipsis imperatum mihi tradere. Itaque recurrendum mihi fuit ad Cameram, transmisso libello supplici per eos ipsos Officiales, qui spem responsi fecerunt, intra mensem Augustam transmittendi. Ego interim profectionem ad Campidunenses et Memminganos suscepi: cumque mandatis Caesaris redditis promptos invenirem ad parendum, fretus ejus pecuniae fiducia, cepi cum papyrariis ejus loci agere, deque papyro prospicere Neque tamen confici poterat negocium pecuniarium, nisi Quitantia Augustana expedita. Ut igitur quod reliquum erat temporis bene collocarem et sine magno sumptu: contuli me ad curam corporis et scabiei molestissimae, quam Vienna adduxeram, usus acidulis Göppingensibus apud sororem, quae in illa habitat vicinia. Ex illo loco Francofurtum scripsi petens exemplaria Hyperaspistis et Logarithmorum, et responsum, quisnam Supplementum Chiliadis de usu columnarum singularum et junctarum, quod Viennae et Lincii adornaveram, Tuos in eo secutus hortatus, quis id, inquam, sumpserit excudendum. Scripsi 11. Junii, quippe cum nec Tubingae, nec Stuccardiae exemplaria venalia interim comperissem. Caeterum magno meo dolore factum, ut nullum mihi responsum afferrent celeres; quorum statio vicinissima erat loco commorationis meae. Postquam vidi spem meam responsi Viennensis propediem Augusta recipiendi, eludi: abrupto acidularum usu Erbachium supra Ulmam accurri ad Vicecancellarium Imperii D. ab Ulm; eum narratis impedimentis meis permovi, ut ad D. Praesidem Camerae scriberet, remoras istas intercessione sua amoliretur. Id ita factum: scriptum ad eius intercessionem, alterum mandatum ad Officiales Augustanos die 12. Julii transmissumque ad ipsum Erbachium, qui id mihi tradi curavit Ulmae 24. Julii. Eo recepto, negocium pecuniarium Campiduni et Memmingae confectum fuit, quamvis absente in thermis altero Officialium Augustanorum, nec praesente illa Quitantia. Viderunt enim urbes, se illa potituras ad primum absentis reditum. Ulmae nullum exemplar Hyperaspistis; Augustam igitur scripsi ad Sebastianum Miller, qui unum mihi transmisit Ulmam, nec plura petii, ratus inventurum me exemplaria Noribergae, quorsum me jam statim accinxi quamvis ne ad illum quidem Senatum instructus Quitantia, quippe adhuc absenti Officiali Augustano. Primum id exemplum vidi Hyperaspistis mediocri diligentia excusum, nec adeo multa errata, quantum properanti

lustratione consequi potui. Relictum id Ulmae hospiti et amico viro doctissimo in omni philologia. Noribergam veni 7. Augusti. Ibi reperi alterum mandatum, seu potius petitionem Caesaris ad Noribergenses scriptum 13. Maji quod meum adventum expectabat apud amicum, uti constitueram. Caeterum infoelix et inauspicatus fuit meus adventus et epistolae Caesaris exhibitio, quippe eodem ipso tempore Princeps a Waltstein seu Fridland ad 100 millia, ut ajebant, extorserat, pecuniae partim praesentis, partim promissae, uti se suosque subditos tutos et immunes de caetero praestarent ab exercitibus Caesarianis transeuntibus. Itaque perstant illi in se Caesari excusando. Literas, quas scripserunt ad Caesarem, transmittam, ubi primum comperero, ubi Caesar commoretur et Camera. Noribergae literas Francofurto nullas, fasciculum exemplarium nullum, venale Hyperaspistis unicum 40 cruciferis redemi, mecumque Lincium attuli, quod ipsum tamen ad Te transmitterem, si te nullum penitus Viennae conspexisse autumarem. Ibi venalem typographiam, venalem et operam typographi mariti seu mariti deprehendi, parati ad me Lincium descendere, typographiam sarcire, literas colligere, impressorem alere, si noster Lincianus, ut constituit, discessurus est Ita voluntati Caesaris et de loco impressionis plene satisfieret, ut jam porro nihil nisi pecunia desit. Nam suevica in papyrum impenditur: nec transferri jam alio, dividive potest, re semel constituta. spe alterius Noribergensis in caeteros sumptus accessurae. Lincium reversus die supra scripta, tandem Francofurto accepi literas responsorias ad eas, quas $^{1}/_{11}$ Junii eo miseram; sunt autem datae $^{11}/_{21}$ Julii. Ait se primis illis nundinis, quod dolendum, non 100 exemplaria distraxisse nec ab eo quemquam quicquam eorum petiisse sibi transmitti; fasciculum exemplarium Logarithmorum Chiliadis, quod ad me mitti velit Landgravius, sese retinere ob pecunias adjunctas, ne ea periclitentur; habere se et libros ex Anglia ad me spectantes Briggii Arithmeticam logarithmicam fol. et 30. Bainbridge Sphaeram Procli graecolat. in 4to. Ejus literas ad me praemisit. Scriptae sunt 24. Febr. styli veteris Oxonii, ubi medicinae doctorem et astronomiae professorem Savilianum se scribit. Ait, novisse se illam Sphaeram Procli, mihi non notam, has vero (Hypotheses Ptolemaei, librum accessorium) nondum mihi visas putare, Ptolomai scilicet δευτερας φροντιδας Visurum me hic meae Hypotheseos latitudinum πρωτοτυπον et explicat particulatim ex meis commentariis de Marte. Itaque gratulatur mihi de consensu cum Ptolemaeo jam seniore. Magna res, nisi recentior aliquis praestigias mihi offundit, sub nomine Ptolemai jam senioris latitans. Sed ad Francofurtenses literas revertor. Pollicetur, cum primum resciverit, me Lincium esse reversum, se omnia ista una cum 30 exemplis Hyperaspistis convasata ad praesentes jam nundinas Bartholomaeanas transmissurum. Ad eum vero et Ulma et Noriberga scripsi, me in reditu esse. Scit itaque, necdum tamen comparet promissa merces. Adjunxit autem et literas Langravii Philippi, qui promittit Chemlinum Marpurgensem et Supplementum de usu per hanc aestatem impressurum et venale habiturum nundinis autumnalibus, etiam typos numericos apicatos fusurum, sed conditionem addit, si tempori submittatur titulus, dedicatio, appendix, index, infoelici errore, sunt enim istae partes Hyperaspistis, et scripseram ego Vienna ad utrumque typographum de iisdem, eo consilio, ut uter literas meas prior nancisceretur, is alterum admoneret. Ecce fatum. Admonebo illum primo quoque tempore, si forte processerit interim typus. Titulum non habet supplementum Chiliadis, dedicatio nulla erit, nisi ad Philippum Landgravium Hassiae, ut Chiliadis ipsius. Appendix nulla sequitur, sed haec

ipsa est appendix ad Chiliada. Index est ipsa Chilias, stupide. Sed ita est, si cui res est cum idiota. Habes, quantum habeo ipse; necdum tamen habes quicquam Toleremus. I[n]terim. hoc moneo, si R. P. Nigronus (cui salutem officiosam adscribo) exemplaria in Italiam mittet, non incommode illum ea, quae Augustae puto reperiri, Mediolanum directurum, ut sumptibus vectoriis et tempori parcatur. Saluto et R. P. Quecum. Sed obsecro omnes ex Vestra Societate, miserrimum Erasmum Starembergium, benefactorum meorum Coryphaeum, qui nunc jactura .....
(Das Uebrige fehlt.)

(Dieser Brief ist, mit Ausnahme der bemerkten Stellen, nicht eigenhändig von Kepler geschrieben.)

S. P. D.

Reverende et Clarissime Vir, tandem quarto Decembris accepi exemplaria Hyperaspistis 23, Logarithmorum 10, Supplementi duo sola. Etsi igitur R. D. T. scripsit, se jam emisse mitto tamen Hyperaspistis quinque, de quibus rogo unum transmittat ad D. D. de Stralendorf, duo D. D. Commissariis meis, S. C. M^tis^ personae medicis D. Gisberto et D. Rechpergero, logarithmorum Chiliada habet Stralendorfius, mitto ergo duo pro dictis medicis, unum pro R. D. T^a.^ Supplementum, rogo, ne e manibus dimittat, quoad plura fuero nactus exemplaria. Unum Hyperaspistis in plicas confractum, quod dudum Ulma ad me transmissum erat, accepisse Te puto opera societatis. Et solverunt quidem pro eo Linceenses cerevisia mihi sine pretio data.

D. D. Rechpergerus liberalissime pollicetur de 2. Novembris. Rogo R. D. T. currentem incitet. Ad hanc usque diem durant impedimenta typi, quae molior perrumpere etiam cum impendio bonorum tutelarium liberorum meorum ex priori matrimonio. Papyrum tamen rebus ita stantibus Ulmae reliqui si forte Caesar conditionem impressionis hujus Austriam mihi remittat. Sperare me jubent aliqui, si Noribergae locus esset impressionis, habiturum me Senatum illum aequiorem circa 4000 florenos. Etsi ille se quidem excusavit inopia fisci et pactionibus cum exercitu Caesaris. Praeter impedimenta caetera quidam et hoc mihi minitantur, fore ut primo quoque tempore ejiciar rursus e domo Provinciali, quam omnes Proceres, etiam ecclesiastici, communi suffragio mihi concesserunt habitandam. Dici vix potest, quanta hoc conjunctum esset cum jactura temporis propter confusionem bibliothecae chartaceae. Rogo R. D. T., sicubi hujus rei mentio incidat, uti me adjuvet: quod spero facile fieri posse, si vel parum aequis habitatoribus, pars ista domus transcribatur, propter ipsas conclavium conditiones. Advenerunt una Logarithmi Briggii Angli, liber in folio, Is proportionem decuplam metitur numero rotundo, quam ego metior numero 230258 51. Itaque translatio omnium logarithmorum facilis est Nam si mihi 230258.51 fit illi 100000.00 quid mihi 6931472 sequitur 3010300 et ille, cum ad suam unitatem ponat .... 0.00000.00000.0000 ad proximum binarium ponit 0.30102.99956.6398, ita crescunt illi logarithmi cum numeris absolutis, sicut et mihi ex chiliade crescunt privativi cum ipsis absolutis semidiametrum excedentibus. Gaudent Neperiani penes me jure praeventionis; nec ullam video commoditatem Briggianorum prae his, praeterquam in capite Supplementi mei octavo: in quo tamen tractantur aliena a Tabulis Rudolphinis. Itaque non est operae novare aliquid in Heptacosiade mea.

Etiam Ptolemaicum graecum libellum, cum caeteris acceptum,

pervolvi. Fide dignus est [1]). Instructionem et continet et profitetur, pro mechanices theoriarum fabricatoribus. Profitetur etiam emendationem nonnullorum, quae sunt in opere magno constituta; quae inter licet agnoscere illam Epicyclorum inclinationem fixam, etsi Ptolemaeus de ea in specie nihil moneat lectorem. Inter caetera est etiam hoc, quod inclinationem Martis maximam facit 1.50 cum in opere magno ponitur 1.0, quasi illic unum ν graecum σημαντικὸν excidisset. De hac re vide Epitomes astronomicae librum septimum fol. 930. Cum autem ego prodam inclinationem illam solo semisse scrupuli majorem hodie: hinc ingens momentum accedit argumentis meis contra obliquitatem Eclipticae olim majorem. Jamque paulatim fit aliqua manus suffragantium. Lege Christianum Severini Longimontanum in Astronomia danica; Philippum Landspergium in prima parte Astronomiae restauratae; Willebrordum Snellium in Observationibus Landgravianis et Tychonicis nonnullis, cujus ut et operis ejus Cometici exemplaria bina hic sunt [2]). Sed desino. Valeat R. D. T. Dabam Lincii, 10. Decembris 1625.

R. D. T.

Officiosus
Jo. Keplerus.

Reverendo Patri, Domino Paulo Gulden, Societatis Jesu Theologo, Presbytero etc. Domino fautori honorandissimo.

Wien.

S. P. D.

Reverende D. P. Binas abs R. T. literas accepi per Archigrammateum nostrum, unas 14. alteras 19. Januarii scriptas. Ruborem mihi excitavit mentio operae mihi praestitae in tradendis exemplaribus, dum ea me commonefecit, ausum me id petere abs R. T. ordinis dignioris, quam ut ad ista descendat. Sed recollegi me, nihil hic abs Te tributum personae, sed arti. Gratias tamen ago et artis et meo nomine. Spero, quos polliceris stimulos apud D. D. Rechpergerum, non fore hac occasione irritos, praesertim, si consensu inter vos inito, Praeses Camerae, Reverendissimus Praesul admoneatur promissionum expressarum, quas hinc discedens testibus praesentibus mihi fecit, de numerandis D. D. Rechpergero 300 florenis de meo salario aulico, pro redimenda mea Quitantia apud illum deposita, ut iis receptis initium typi fieri possit. Utinam Viennae praesens ipse esse possim sine sumtuum et temporis impendio. Praevideo namque pericula, ne D. Praesul, scripto Decreto Camerali ad Pensionarium aulicum, defunctus sibi videatur opera fideque liberasse, dum interim illud Pensionarii excusationibus patiatur eludi, omnesque, quorum opera mihi absenti utendum est, defatigati, curam extorquendae pecuniae dimittant. Sed insero mentionem hanc, ut praevisa tela minus noceant. Existimo enim, vel Tuis ipsius vel D. Rechpergeri suggestionibus posse D. Praesidem Camerae permoveri, ut aliquid de superfluo faciat ad redimendum tempus, quod caeteris ad Cameram concurrentibus non fit; si nimirum ille D. Pensionario imperet, ut praesente D. Rechpergero, summam hanc deferri curet ad Cameram ipsam aulicam.

---

1) Die hieher bezügliche Randbemerkung des Originals: Materia est, quae in Purbachii theoriis. credideris hunc libellum illi lectum, ist von Kepler's Hand.

2) Von hier an eigenhändig von Kepler.

Quod duos Snellii libros non mitto, causa est, quia Reformationis Commissarii, per D. Decanum et Secretarium ad libros hereticos avocandos subdelegatos, in genere omnium in domo Provinciali habitantium libros obsignarunt, itaque tota mea bibliotheca, exceptis paucissimis libris ad exercitium artis pertinentibus, inde a Prid. Cal. Jan. est obsignata. Defertur quidem mihi conditio aperiendi, si ipse velim seligere tradendos, hoc est, si canicula jubeatur unum e catulis prodere. Nam et urit nota servitutis tantae, ut malim astare spectator, et interlocutor seligentibus ipsis, et cum paucos habeam libros, nullus fere est, cum quo non aliquid perdam de studiis meis, propter obeliscos, ungues, manus, flexuras, notas scriptas. Ex Calvinianis vix tres habeo, sed contra quos ipse scripsi aut justis libellis aut ad marginem. Quos inter est graeca editio Novi Testamenti in folio, quo nolim pro maximo pretio carere propter varias lectiones. Nam notas et versionem pro paleis habeo, et lituris, ut dixi, Calvinismos expunxi. Sic est de Bibliis germanicis, versione Lutheri, vere meae memoriae promptuario saltem ob chronologica. Unam habeo Postillam Brentii antiquissimam, quam amo ob typos ligneos optimos. Nuper hac de re sum locutus D. Patri Kellero, sperabam ipsum R. Tuae nomine pro me intercessurum, sed praeter spem inveni ipsum asperum et difficilem, et conversationis nostrae navalis in pejorem partem memorem, etsi pacatiorem reliqui, quam adivi. Ajebat, audire se, me docere in occulto. Sentio ergo ipsum suspicionibus forsan et susurronibus variis indulgere. Ego si conditionem docendi ultro offerrem nemo tamen auderet me audire: nemo vellet, cum Tubingenses me publicis typis excommunicaverint, quia Ubiquitista esse recuso, et quia clamoribus ipsorum tribunitiis semper intercessi, odique calumnias et in hostem. Doceo et examino meos liberos, etiam cum Vestra templa frequentant, et doceo ea, quae ad pacem, quae scilicet utrobique communia. Hoc facio ut pater familias, et facerem et sine liberis.

Quam primum resignabitur bibliothecula mea, faxo, ut videas duos Snellii libellos, forsan et habeas. Nam petit eos a me Procerum unus Viennae, ad quem et ipsos et Tuum postulatum perscribam. Briggii vero et Longimontani exemplaria alia non habeo. Etsi Briggii opus ad inspiciendum Tibi commodare sine damno studiorum facile possum, si idoneum nanciscar latorem et relatorem. Sunt ii Logarithmi accommodatissimi multiplicandis in se mutuo numeris absolutis exacte, praestantque vicariam operam Chiliadis meae Supplemento circa finem. Sed nihil in iis tamen invenio, quod commodius inferatur in tabulas, quam sunt ea, quae ego in iis ordinavi.

Utinam brevi nanciscerer observationes eclipsium indicas, aut si quae uspiam extant. Nam fixarum catalogus ultimo imprimetur, fertque moram longiorem supplementis conquirendis. At locorum catalogus praecedit, eaque in parte adhuc mancae sunt Tabulae. Sed nihil me morabuntur promissa eclipsium, si caetera requisita ad typum adsint. Cogito enim, nisi et tibi et cultoribus artis aliter videatur, praeter urbes mediterraneas singulares (quas inter vellem referre omnes academias et omnia et singula Societatis Vestrae collegia) addere ex aliqua mappa universali, periplum partium orbis, aut si consultius et compendiosius videbitur; esto mappula chartacea in angustam contracta, quae sit distincta in meridianos horarios, primum per Huennam, astronomiae Tychonicae sedem et per Romam; coincidunt enim caeteros bipartitos, numerationis versus Orientem adjectoriae, usque ad Japonas et in meridie ultra Novam Guineam, versus Occidentem subtractoriae usque ad fretum Anian, etsi horas

ultra 12 excrescunt et hiatum inter Japonas et Anian, interque Novam Guineam et Paxaros insulam. ut sciat computista, sibi non licere transcendere illum hiatum cogitatione itineris continuati, nisi simul mutet numerationem dierum unitate. Quin imo poterit loco talis hiatus servire ipsa ratio explicandi globi in plano, margineque ejus, sinister quidem versus Occidentem complexus jam antea totam Americam usque ad fretum Anian, dehiscens vero, ubi Guineam Novam et Salomonias antiquitus erat complexus, dexter vero versus Orientem in superiori quidem parte Japonas complexus, versus Meridiem vero procurrens longius ad Orientem, ut complectatur et Manilhas, Salomonias et Novam Guineam. Hoc ideo, ne ulla ex notis Continentibus dividatur inter Orientem et Occidentem, sed ut hoc discrimen potius oceano fluxili permittatur, ut discrimina dierum tenebris noctis interjectae. Jam expecto judicium R. T. et super hac ordinatione superque delectu modorum et quamnam ex chartis geographicis sciat esse omnium optimam.

Si Noribergenses numerassent mihi summam a S. C. M^te^ mihi cessam, jam forte typus talis esset in manibus. Conduxeram enim Tubingae hominem caelandi peritum, et astronomiae cupidissimum. Et is quidem audito Reformationis fervore, imo quod suspicor, audito me spe esse frustratum, me, quod promiserat, Lincium non est secutus: at D. Praesidis nostri D. Comitis ab Herberstorff aequaminitate factum ut D. D. Reformationis Commissarii mihi licentiam impertirentur, alendi homines idoneos, citra religionis respectum usque ad finem operis. Ita nihil nisi sumptus desunt. Sed de Vestra hoc est, de promotorum artis in me benevolentia omnia spero; et cum hoc verbo desino me commendans. Vale 7. Febr. 1626 Lincii.

R. D. T.

Colens

Joannes Keplerus,

Mathematicus.

P. S Etsi Tabularum praecepta non videntur indecore farcienda disputationibus chronologicis propter epocham tamen creationis, quae consentanea occurrit anno ante aeram nostram 3993. 24. Julii H. o. 33. 24. Uraniburgi ... eatidem allubescit mihi addere conciliationem numerorum sacrae scripturae. Nam illi 1903, quos anno Nabonassai 124 Callisthenes invenit apud Babylonios incepti ab 104 post diluvium et 4 post terrae divisionem et initia turris conciliantur optime. Est autem prioris illius conciliationis pars ista, in chartis adjectis, quae cum scripturae literam attingat, ut si esset alia aliqua historia, habet tamen aliquid invidiae ex eo, conciliator non theologus. Rogo autem. R. V. legat, censeat, sive ut opinor et opto omittenda. Quin et suppresso authoris nomine tradat Patri Philippo censenda, tantum ut chartae ad me remittantur.

Admodum Reverendo D. P. Paulo Guldin, Societatis Jesu Theologo Presbytero, D. fautori meo colendissimo.

Wien.

S. P. D.

Reverende D. P. Ultimas Tuas, quibus monuisti viderem, quibus libros missos crediderim, accepi, paulo ante conclusionem istam diuturnam urbis nostrae. Ego vero jam tum responsum habui ejus ad quem libros

miseram, quo significat, omnes libros in salvo esse. Sic autem disposueram, ut qui ad R. T. spectabant, eos ad manus D. D. Rechpergeri transmitteret, cui R. Tuam familiariter notam sciebam Non est igitur, cur dubitem, quin acceperis. Atque ex iis tres sunt, quibus inscripsi remittendos esse. Sunt autem hi: Logarithmi in folio, Procli de Sphaera et Ptolemai de Theoriis faciendis, graecolatinus, in 4to, vel 8vo, Landsbergii de Aequinoctiis et cursu solis. Eos igitur expecto. Si R. Tua eos famulo D. D. Rechpergeri tradiderit, eadem via, qua sunt missi, et per easdem personas redibunt ad me.

Ante dies circiter 40 misi libellum supplicem ad Ces. M^tem^, ac cum non liceret citra suspicionem praesidii urbani alias scribere literas, libello inscripsi, ut daretur et R. T^ae^ inspiciendus.

Ex ea voluntatis meae significatione intellecturum Te speravi, Tibi quoque patrocinium operis et promotionem postulatorum meorum commendari. Miro fato impedior, aliis super alios casibus ingruentibus, nulla mea propria culpa. Sed caput et origo omnium impedimentorum est hoc, quod cum S^ae^ C^ae^ M^ti^ electionem loci proposuissem, M^tas^ Sua pro Imperio Austriam, pro Ulma Lincium elegit. Jam enim opus absolutum haberem, si ante 16 menses, cum esset mihi proficiscendum alias Ulmam, assignatae pecuniae causa, statim ibi, vel Francofurti, vel Augustae typum inchoassem. Hoc cum eventus testetur; ne igitur simile quid denuo patiar, et denique, vel ut infoelix, vel ut negligens, vel ut impostor Caesaris offensam incurram, non est mihi idem faciendum, quod feci ante annum, ut scilicet Germaniam pervager operarum Lincii instaurandarum causa, ubi omnia vergunt in interitum, sed simul et semel cum omni apparatu locus is est adeundus, in quo omnia typo necessaria suppetunt, Ulmam dico, ubi jam me expectat papyrus, ubi typographus ingeniosus, promptus et aequum postulans, ubi denique pax. Etsi vero metus me cruciat inopiae, si a Sua M^te^ deseror (nam nervi pecuniarii salarii mei Supra-Anisani et reditus de propriis, huic corpori Provincialium collocatis, ut et societati ferrariae Stirensi, sunt hoc tempore intercisi) tamen in hunc eventum cogito vel emendicare potius sumptus a summis, infimis, medioxumis, quam diutius typum differe.

Quaeris, quid egerim per hanc diuturnam obsidionem? Quaere primum, quid potuerim inter medios milites. Beneficium videbatur Procerum, quod ante annum in aedes Provinciales commigravi. At infoelicitate temporum factum est, ut mali genii maleficium hoc fuisse fere persuadear. Domus caeterae raros excipiebant milites, domus Procerum in muro est; milites omnes toto tempore in propugnaculis erant dispositi; plena cohors vexillaria domum insedit istam, qui aures sclopetorum ejaculatoribus, nasum foetoribus, oculos incendiis oppugnarunt indesinenter, quibus patere jussae sunt omnes januae, qui transcursionibus noctu somnum, interdiu studia turbarent. Et tamen magni beneficii loco fuit, quod D. Praeses Provinciae mihi copiam habitandi fecit in conclavibus, unde in fossam et suburbia prospectus est, unde pugnandum erat, si qua vis ingrueret. Inter hac tamen incommoda hoc egi, ut quod praesidiarii nostri in rusticos, ego in Scaligerum susciperem. Disputationem institui luculentam de Epochis, praeclarissimas ubique notas lectio Scaligeri suppeditabat, et excerpta ex plurimis authoribus laboriosissima rarissime tamen inveni, Scaligerum iis bene utentem. Perpetuus pene Elenchus est Scaligeri disputatio ista, excrevitque in tantum, ut verear partem operis facere, plus enim paginarum occuparet, quam omnia reliqua praecepta. Sed commode titulum habere poterit accessionis vel appendicis. Nam si

nullo vinculo Tabulis eum tractatum annecterem plane seorsim editum, imperfectum opus videri posset. Ad Tabulas vero appendicem facere de Epochis et aeris et annorum formis usualibus apud nationes varias, speciem habet necessitatis, quia nisi cognitis temporibus computari motus coelestes non possunt. Itaque facile veniam merebor, etsi non tota Scaligeri opera interpolem. Nam ejus invectivas in Clavium plane tango nuspiam, id non studio devitans, sed quia materia est jejuna et sterilis, et aliena a scopo Tabularum. Uno enim verbo protestor, secundum festa mobilia nullas institui computationes siderum, quippe, cum suppetat nobis fixus annus. Itaque reductio Gregorianorum temporum ad Juliana facili praecepto absolvitur. Secus est cum anno arabico et graeco Hipparchi, qui se ipsos regunt, non reguntur a fixo Juliano, ut nostra festa mobilia. Hoc pugnax scribendi genus multum mihi taedii detersit ab obsidionis incommodis et impedimentis operis. In hoc, si non incidissem, erat, quod agerem aliud, Tabulis perficiendis utilius. In Epitome astronomiae modum tradidi latitudinum Lunae, ex quo nulla sequitur permutatio latitudinum, cum Luna et Nodi in octavis partibus Zodiaci a Sole versantur. Itaque hoc mutandum est, Tychonis asseveratio exprimenda, ut Luna, in gradu 45° à ☉ et simul in ☊ vel circa cum aequali ratione computatur circiter 4′ sc. Sept. possit esse circiter 5 sc. Australis. Id non obtineo, nisi Nodo indulgeam Librationem semimenstruam ut Tycho. Atqui omnia alia, quae ipse facit semimenstrua, ego facio semestralia eodem effectu. Mordet itaque me haec in latitudine singularitas; incipio dubitare, num duae illae observationes ☽ in ☊ vel ☋ in 45° vel 135° ante vel post Solem, quibus Tycho illustravit praeceptum computandi latitudines, num inquam, tam sint fide dignae, ut nulla contra eas valeat exceptio num, nam aliis et vicibus ☽ in hoc situ observata consentiat illis positis a Tychone. Hoc, si per hanc diuturnam obsidionem inquisivissem per omnes observationum libros, adhibito calculo Rudolphino et tractatibus parallaxibus et refractionibus, fuisset equidem, quod agerem. At nunc in Epochas et Scaligerum incidi, nectens aliud ex alio, nec prospiciens animo diuturnitatem temporis, quod eram insumpturus: quippe et obsidio semper tempus prorogabat. Sed de his alias plura. Finiam in praesens consueto. Vale. Lincii 1. Oct. 1626.

R. D. T^a

Observantiss....

(Das Uebrige der Unterschrift ist weggeschnitten.)

Reverendo Patri D. Paulo Guldin, S. I. Presbytero, Domino colendissimo.

Viennam.

S. P. D.

Gratissimae mihi fuerunt R. D. Tuae literae, cum propter authorem, tum quia intellexi, et Bossium ad R. D. T. venisse, cui exemplar Tabularum pro Bibliotheca Caesarea dederam, et libros meos ante biennium missos salvos mihi esse penes Te. Cuperem eos primo quoque tempore recipere, at, quam Tibi viam monstrem mittendi, anceps haereo. Quod attinet illos, quos concessi in proprietatem: equidem est, quod mihi petam ignosci, memoriam amitto, reminiscentia viget. Dono missos esse, id plane excidit. at, cum post reditum e Suevia me inopia Ratisponae exciperet, recordatus sum, Te pretium pro illis libris et percontatum et pollicitum esse. Quod si de donatione testantur meae literae, donum

revocare non potero. Tabulae Rudolphi exemplaria in commune possidemus ego et Braheani haeredes: si quid donarem, semissem haeredibus deberem. In praesens sane neque ad donandum, neque ad vendendum ulla ad manus habeo. Interim utamini exemplaribus Viennam missis. Admonet me mentio Bossiani exemplaris, correctionem in capite de obliquitate Eclipticae exscriptam a Bossio ex meo sed illam supervacuam, tenendus est textus impressus, repudiata correctione per calamum facta. Minuta Paralaxi ⊙ omnino minuitur et obl. Eclipticae, si scilicet altitudo Poli sit explorata per circumpolares, exque ea deducatur alt. aequatoris, et comparetur cum ea alt. ⊙ in ∩ ♋. Fasciculos exemplarium ad 16 vel 15 vel 14. Ulmae deposui; si mihi constiterit de tanto numero emptorum, dabo negocium nautis Ulmanis, ut unum Viennam asportent. Interim Vos conferte symbolos, quibus redimatis illum exemplar vilioris papyri, ut rescisse te puto ex Bossio, venit 3 florenis, pretium hoc dictum est Francofurti a Commissario libb. Caesareo; mundioris papyri exemplar insuper 40 cruciferos addit. Claramontio non puto respondendum, nisi forte moraliter. Nescivi nimirum, senatorem, legatum, legislatorem esse; putavi juvenculum esse hominem, qui de schola prodeat.

Priusquam edam commentarium de aeris in Tabb. Rud., totus mihi Petavius legendus erit: adeo frequenter eandem pulsamus chordam. Mireris, idem ab utroque responderi Scaligero, nisi perpenderis unum solum esse, quod responderi possit. Sed tamen nimium alicubi detrahit ille Scaligero. Etiamque mihi formam Attici anni Popilianae similem, nullo jure adimit. Jam est illa a me defensa et illustrata amplius. Id auctarium erit mei commentarii, quanquam extra metas Tabularum excurrens. Spero, me in ditionibus Mtis Sae haereditariis mansurum. Male vero cum pietate mea in Deum hactenus fuerit actum, si nunc demum incipere debeam, fieri catholicus, qui primo statim in vitae limine a parentibus in ecclesiam catholicam illatus, sacro lavacro aspersus, et in eo spiritu adoptionis filiorum Dei donatus sum, nec ab eo tempore unquam ex ecclesia exivi, non aliter, nisi in doctrina ecclesiae propria institutus fui. quam Augustani conventus gloriationem nemo est, qui refutavit unquam. Si vero Tu hoc dicis, ecclesiam coetum hominum sub uno capite congregatorum ad propagandos imperandosque conscientiis abusus, ab Augustanis recusatos; nae Tu ecclesiam mihi a nota tali describis, a qua ecclesiam ego, si solam eam haberet, nequaquam agnoscerem. Itaque miseret me Tui studii praeposteri, qui sanctam putas esse obedientiam, recipere, imitare, probare talia, quae et instructio ecclesiae seu Apostolorum successoribus ad homines ablegatis, est data a Christo et communis sensus Dei beneficio mihi concessus, et maxime omnium το χρίσμα, quod accepi ab eo, quodque in me manet, testantur esse zizania, per somnum saeculorum, a Christo praedictum, interspersa tritico verbi Dei. Ecclesia si quid mihi praecipit, quod non pugnet cum instructione sua, quam ipsa ostentat, obediam illi lubens, honorabo legantem in legato. Absurdum est, ut legato, naevos suorum majorum pallianti, soli credam, interpretationem instructionis suae. Spiritus idem est, qui et hanc illi conscripsit instructionem, et jam mihi datus est in Baptismo, ut non necesse habeam, ut quispiam me doceat aliquid ultra ea, quae in hac instructione et credentialibus lego: sed sicut ipsa unctio docet me, sic verum est, et non est mendacium. Haec enim est fiducia, quam habemus apud Deum; quod si petierimus secundum voluntatem ejus (dirigi in discretione zizaniae a tritico, fermenti a massa sana) audit nos. Quod si nos oppugnamus splendoribus eorum, qui defendunt inveteratos abusus: equidem videmus in iis, sensu

communi judice, concupiscentiam carnis, seu abundantiam oculorum, seu opes amplissimas, videmus superbiam vitae, seu pompas, axiom ...., dignitates, praesumptiones: videmus, inquam, illos a.... in his mundanis inhaerescere. Scimus vero, quod mun.... in quantum mundus, spiritum Dei non habeat. Scimus, quod nos ex Deo sumus, et mundus totus in malo constitutus est. Scimus autem, quod filius Dei venit, et dedit nobis mentem, ut cognoscamus verum. Proinde diligenter attendimus ad adhortationem illius, cujus se successores esse dicunt hodierni, obedientiam a nobis requirentes absolutam sic dicentis; sicque concludentis, Filioli (ecce vocem matris ecclesiae), cavete vobis ab idolis: cavemus igitur etiam ab occasione a cultu scilicet latriae exhibendo imagini crucifixi, quae redundet in prototypum. Scimus enim, quod cautio optima a malo sit vitatio occasionis ad malum. Cavemus, inquam, et ab hoc, et ab adoratione ejus, quod saecula posteriora Christum esse docent sub specie nudae panis existentem. Nos citra respectum comestionis sacrae, panem esse tenemus; cavemus, ne in cultu Dei visibili litaniarum, juxta Deum invocemus et Sanctos; cavemus, ne gloriam redemptionis nostrae a sacrificio in ara crucis oblato extendamus in oblationem ejus, quod citra respectum comestionis secundum mandatum Christi, panem esse tenemus, denique studemus in celebratione Eucharistiae nos accommodare primae institutioni, quae facta est in utraque specie, quam institutionem nos ex repetitione D. Pauli et usu ecclesiae Corinthiorum pro praecepto Christi veneramur, malumusque in talibus stare cum ecclesia 1200 annorum, quo toto tempore nunquam fuit intermissa a laicis altera species in publicis conventibus, quam cum ecclesia, quae a 400 annis et disputare incipit, praeceptum non esse, et causas commenta est, ob quas altera species prohibenda sit laicis; et denique miserrimos laicos Christi praeceptis hic se obedire perpendentes, exclusione ab ecclesia, et per consequens privatione omnium, quae sunt in vita charissima (ut sunt patria, amici victusque in ea) ulciscitur. Haec paucula sunt, quae mihi remoram injiciunt, quo minus ecclesiae nostri Occidentis metropolitanae et patriarchali plenarie possim obedire, quod recuso, non ex superbia, sed quia Christo, ejus capiti, plus obediendum esse censeo, et quia Christi admonitiones summae severitatis in metu me constituunt, ne forte illa in nonnullis talibus additionibus posteriorum seculorum labatur, erret, ne olim dormierit, ne insidiis hostis circumventa sit, zizania clam spargentis, ut praedixit Christus. Itaque hoc de me habeto, amicorum optime, me sic manere in ecclesia catholica, ut pro recusatione talium, quae non agnosco pro apostolicis, eoque non pro catholicis paratus sim, non tantum praemia, quae mihi nunc ostentantur, et in quibus S. C. M^tas magnificentissime et liberalissime consensit, sed etiam ditiones Austriacas, totum Imperium, et quod omnibus gravius est, astronomiam ipsam dimittere. Adderem et vitam, sed non potest homo sibi quicquam sumere, quod non fuerit illi datum desuper. Animus mihi est optimus. si Deus me voluerit esse testem in diem novissimam contra eos, qui obedientiam ecclesiae debitam ad haec puncta extendunt: age, fiat voluntas ejus per virtutem spiritus ejus. Interim ego ecclesiam catholicam teneo firmiter, ejusque communioni pleno charitatis affectu, et cum saevit et ferit, quantum humana patitur infirmitas consocior; et si quidem toleror, illa paucula recusans, paratus sum, in silentio et patientia artem meam inter medios factionis praedominantis homines excolere et absolvere, abstinens ab omnibus contumeliis, subsannationibus, sinistris interpretationibus, hyperbolicis exaggerationibus, calumniis, depravationibus bonum sensum habentium. Ex

sacris concionibus tantum quovis tempore decerpturus, quantum affulserit gratiae divinae; processiones vero et similes actus vitabo, ne cui sim scandalo, non quod damnem eos, qui intersunt, sed quia duo, cum faciunt idem, non est idem. Quin imo, et aliqua conditio, sub qua et interesse Missae et preces meas precibus ecclesiae reliquae (licet errati circa pertensum sacrificium) jungere possum: si nimirum recipiatur mea meorumque omnium protestatio, quod non consentiamus in id, quod errorem esse persuasi sumus, sed in illud tantum generale et ultimum intentum missae sanctum et catholicum offerendi Deo preces nostras et sacrificium laudis et bonorum operum in nomine sacrificii illius unici in ara crucis peracti illudque vera fide nobis applicandi, et ecclesiam per actos illos visibiles instruendi de hac applicatione deque commemoratione mortis domini. Equidem dicere Te puto, siquidem me amas, favere meae ingenuitati, cum scias regulam: Qui dijudicat, si ederit, condemnatus est, quoniam non ex fide, etiamsi per se nihil sit commune, nisi ei, qui id commune existimat. Sed haec fusius justo, pro duabus lineis totidem paginas. Intelliges ex iis, quo nunc hic aestu animi coquar. Nec opus est responsione ad ista. Astronomiam repetamus. Vale. Pragae, 24. Febr. 1627.

R. D. T.

Officiosissimus

J. Kepler.

S. P. D.

Reverende D. P. Accepi literas Vestras 29. Martii scriptas. Praevideram ego importunum a me misceri negocium collationibus suavissimis: eoque contestatus sum in fine, non opus esse responso ad illud. Vicit, ut video, Ordinis respectus et existimationis cura, ut ex diligentia responsionis conjecturam caperem magnitudinis mei in Te amoris. Sed quia ingrata erat materia, nec similis caeteris, quas inter nos tractamus, quia molesta conversationis nostrae interturbatio, succenturiatum aliquem placuit Tuo loco adhibere, cujus scriptum et vidisse Te et approbasse asseris: et medullam quadamtenus ipsam ex tota oratione in Tuas literas transsumpsisti. Quod ego vicissim agerem? At non erat ocii Tui, prolixum meum examen legere, novo suscepto labore id prolixius adhuc refutare, non mei pudoris, amicum in hanc necessitatem conjicere, cui quid imponat Ordinis cogitatio in tali casu, ignorare non poteram. Mitteremne responsionem meam, tamquam scriptori illo succenturato tradendam? At ignorabam, an amicus meus meam illam priorum literarum importunitatem ulcisceretur objecto mihi larvato adversario, homine fortasse ejusmodi, quem minime mihi imaginer; et quid si homine non ex collegio Viennensi, sed hic Pragae mihi proximo? Negligerem igitur scriptum duas plenas paginas longum? Contemnerem sumptum mei causa laborem? At hoc et superbum erat in amicum, et impium in Deum, cujus quicunque se legatum profitetur, quicunque jussum illius prae se fert, hortandi me, hunc vel propter ipsius Dei honorem audire hactenus consuevi. Hoc igitur feci, hortationem, cujuscunque illa sit, de verbo ad verbum examinavi, paginas implevi quinque totas scriptura, qualis ista est, etiamque minutiore: ponderavi omnia momenta diligentissime. Hoc tamen quantum quantum est, non putavi mittendum. Scio enim, quantacunque Tu mole negociorum obruaris, non tamen fuisse Tui temperaturum saltem a lectione. Ergo et ego, quod in Te supra suspectavi, faciam contra, miscebo ludos seriis. Et primo, si mihi ludos exhibuisti in persona respondentis, ludo ex contra, sed cum honoris praefatione, ignosce, quod solent provocato-

res timidi, pollicem Tibi e mediis digitis prominentem ostendo, sed sub mensa, ne videas, ulciscarisque. Profiteor, inquam, me refutasse, professionis testem sisto D. Curatorem harum; refutationem tamen non mitto. Verumtamen ne existimato, me cum periculo animae meae ludere: ad seria transeo, sancte Tibi affirmo, me longissime a ludendi animo abfuisse, cum scriberem, et omnino proposuisse transmittere, quod scripsi. Quod autem non mitto, causae sunt istae: parco tuis occupationibus, praesertim hoc tempore; cupio litem non ampliare, sed contrahere. Quid enim? Duobus a lineis Tuis initio facto, reposui ego plenum folium; duplica Tua quattuor dedit, quadruplica mea jam daret decem. Egone hoc abs Te petam, ut tot verba impune profuderim? neque patiar, ut Tuus ille quinquaginta aliis me confodiat? Et quis tandem finis erit? Itaque sufficit exitum scriptionis Rev. T^ae insinuare, quo cognito et testimonium habeas in conscientia Tua, Te officio Tuo functum in amico admonendo et offensione vaces a me, quasi vel Vestrum hoc officium, vel me ipsum negligam. Est aliqua, fateor, instantior causa, mos ingeniosorum hujus temporis pessimus, dicta juris sui tuendi causa rapere in crimen laesi juris alieni. Vestigia nonnulla jam apparent in scripto vestro quantum vis et rebus et professione sua lenissimo: dum quae ego dixi explicandi causa mei animi penetralia, arripiuntur, quasi crimen intentatum publicae religioni romanae; quod in hoc mundo publice a me fiet nunquam, in altero sane publice ventilabitur reseratis omnium hominum conscientiis Sed major metus mihi impendet, non a Te, sed a Vobis, si nimirum inter Vos communicetis scripta: ne quoties argumentationis Vestrae majorem propositionem ego enervo per instantiam, haec quanto evidentior, tanto magis rapiatur in invidiam ex comparatione ejus cum subsumpto. Verbi causa. Tot victoriae, tanta felicitas non permittitur a Deo ei, qui errat in fide. Si ego instem (etsi aliter in scripto) primos imperatores fuisse plane infideles et possedisse omnia regna terrarum. Ergo inferret disputator infensus et infestus Caesarem Tu cum infidelibus comparas? Promptum mihi esset respondere, non sequi: at invidia obturatis auribus abit, clamans, et diffamans omnino sequi. Est igitur haec summa responsionis meae: Confutatorem aberrasse a scopo meo. Nullo animi aestu torqueor ex dubitatione vel minima torqueor vero a violentis flagitationibus Consiliariorum Caesaris, seu potius ipsius voti Caesaris mihi ob oculos adducti. Gravissimum enim est, Caesari aliqua a me petenti non posse obsecundare. Aberratum secundo in hoc, quod mihi tribuitur, pudore me cohibere, si nunc demum incipiam fieri catholicus, ego vero non loquebar de metu pudoris ex futuro, sed de admiratione erroris ex praeterito. Aberratum tertio in eo, quod mea promissio patientiae et silentii (quae scriptionis meae primae summa, et praecipuus scopus fuit, longissime ultra et literas et personas meam et Tuam sese efferre gestiens) trahitur in professionem consolationis alicujus, aut pollicitationis de felicitate. Aberratum quarto a scopo literarum mearum, dum ut excusator et pugnator convellor et revellor, qui ut excusator et confessor ingenuus adveneram. Aberratum quinto, quod erat mihi dicendum, quod Augustanam confessionem Vobis hac vice pro Achille objecerim, quasi Vobis exprobrans: ego enim hanc ejus gloriationem pro meo affirmato allegavi; quod ea sit protestatio, confessores manere in omnibus primariis articulis doctrinae catholicae, qui sunt fundamentum ecclesiae, certamen de abusibus accessorum. Praeterea multa in me sunt directa, quae in alios competunt. Ego ecclesiam unam et eandem omnibus temporibus agnosco, ejus membra mortalia. Erat ecclesia cum Roma,

ejus pars non esset nedum Witeberga. Quomodo inter ejusdem reipublicae cives, vel factiones existunt lites, sic inter ejusdem ecclesiae membra locis, vel temporibus differentia existunt ex humana infirmitate errores. Si illi leges, nos spiritum suadentem optima sequimur, sanantur haec vulnera. Disputate cum illo, qui Romam plane rescindit ab ecclesia, qui nescit distinguere inter templum Dei, et sedentem in illo. Disputate cum illo, qui ecclesiam omnem Augustam concludit. De reliquis, quae disputationem de recipiendis a Romana ecclesia iis, quae pro abusibus habeo, attinent, haec summa est: quam ipsis verbis exscribo: Ego vero non visu assequor, nec manibus contrecto, ullam a Te in tribus primis foliis (usque ad haec verba signata) prolatam deceptionem, in qua haeream. Non hoc dico contentionis causa, ut in disputando: sed tanquam hactenus Tibi nihil e mentis meae penetralibus foras enunciaverim, ex quo tute ipse potueris conjecturam facere, quod recte et candide hoc a me negetur; alia Te via certiorem de hoc faciam; quippe quum dederis tantum amicitiae nostrae, ut laborem subires scribendi; fidem etiam habebis meis, amici, verbis, fidem asseverationibus. Juro igitur Tibi per Deum judicem venturum, qui corda scrutatur: me lecta Tua hucusque epistola, ne minimum quidem deprehendere potuisse σφάλμα, in quo haeream, ut ais, implicatus, excepto unico, quod parum ad rem, an numerus ille 1200 annorum sit plane exactissimus. Juro rursum, Te omnibus Tuis machinis in propositum meum explosis, quantum quidem ad respectum Dei et futuri saeculi, confirmasse me potius, tantum abest, ut quassaveris vel minimum. Quantum vero ad temporalia attinet horrorem mihi incussisti non minimum refricatione eorum, quae dudum ego mecum ipse saepe cogitavi: quod me sit futurum, si Monarcha domi forisque victor non totam tantum Germaniam sub jugum mittat abusuum, quos dudum illius pars magna rejecerat sed etiam me ipsum tandem, aut B. Virginis auxilium implorare species adorare, Deo pro peccatorum expiatione, panem in Missa offerre, sub una communicare . . . .

(Das Uebrige fehlt.)

Reverendo Patri D. N. Gulden. Pro Joanne Keplero, Mathematico memoriae mandanda.

1) Illud animal generis neutri non mihi signat aliquam domum celsam, sed ordinem hominum, quibus, cum sint vitiosissimi, bene tamen cupio, ut debeo. Nisi quis afferat talem interpretationem, qua omnia concilientur mea dicta de hac re: illum statim ego refutare potero veritate rei, quae omnia conciliat. Et qua non attinet D. Patrem, nec eos, quibus ipse locuturus est, nihil igitur opus est, plura addere.

2) Sub manibus habeo Tabulas Rudolphi, curandas a successoribus ob honorem familiae.

3) Libros Observationum Brahei accepi ab Imp. Matthia p. m. et ab haeredibus Braheanis, quos inter D. Tengnaglius, Arch. Leopoldi Cancellarius.

4) Indigeo salario pro me et familia ad absolvenda opera.

5) Ut cum Austriacis Praelatis supra Anisam agatur, ut retineam salarium, eclipses sub eodem meridiano observare, Tabulas absolvere possim.

6) Quia premuntur illi valde: ut igitur Styriacis commender, ut aliquid ipsi pensionis annuae mihi assignent. Hoc apud Max. de Trautmannstorff. Commendatio Imperatoris omne feret punctum.

7) Prima mihi uxor Styriaca fuit; ejus et meis liberis debeo, quam ad me dotem et patrimonium attulit. Ejus partem credidi Superioribus Austriacis, partem compenso meritorum residuis, quae mihi sunt a Rudolpho Imp. devoluta ad Cameram Silesiacam, posteriora a Matthia Imp. ad telonium Lincense.

8) In omnibus indigeo tutela, patrocinio, gratia et favore Imperatoris Ferdinandi, quae quominus hucusque coram petere potuerim tristissimae me causa impediunt: quae me nunc iterato vocant in Wirtembergiam.

Historische Untersuchungen über die heutigen sogenannten Cimbern in den Sette-Comuni.

Von Joseph Bergmann.

(Schluß.)

Literatur und Sprachproben. Das älteste gedruckte Denkmal ist der auf Befehl des Paduaner Bischofs Marco Cornaro zu Vicenza bei Hans Peter Zanini im J. 1602 gedruckte Katechismus (mit XII und 65, respect. 67 Seiten in 12mo), den ich im J. 1834 von einem italienischen Gelehrten zum Andenken bekommen, und im J. 1838 dem Herrn Custos Schmeller zum Behufe seiner gelehrten Abhandlung (s. daselbst S. 610) zugesendet habe. Dieses Büchelchen ist von solcher Seltenheit, daß der hochbetagte Costa zu Asiago sich erinnerte, in seiner Jugend einmal ein solches Exemplar gesehen zu haben. Mein Exemplar wurde von diesem Greise, der sich viel mit der Cimbersprache, besonders mit deren Lexikographie, beschäftigte, als Juwel geschätzt und gewünscht, und von mehreren Geistlichen als solches geküßt. Wenn es dem sprachliebenden Publikum gedient ist, so werde ich dieses cimbrische Kleinod in demselben Formate abdrucken lassen.

Der zweite, sogenannte cimbrische Katechismus ist auf Veranstaltung des Paduaner Bischofs Francesco Scipione Dondi dall' Orologio zur Zeit des Königreichs Italien im J. 1813 erschienen, mit dem Titel: „Dar klóane Catechismo vor dez Béloseland *) vortrághet in z' Gaprecht von siben Perghen. In Seminarien von Padebe 1813." Mit der Vorrede 39 Seiten in klein Octav.

Der dritte vom gegenwärtigen Bischofe Modesto Farina lautet: „Dar klóane Catechismo vor z' Béloseland vortrághet in z'Gaprécht von siben Kaméün un a viar halghe Gasang. In Seminarien von Pádebe 1842. Auf dem Rücken des Umschlags: Verth Kreüzer 7." Von gleichfalls 39 S. mit größeren Lettern und engerem Satze in etwas größerem Formate. In den beiden letzten sind dreizehn gleichlautende Schulen oder Lectionen in Fragen und Antworten, nebst Morgen- und Abendgebet. Der jüngste Katechismus hat noch vier halghe Gasang in bald gereimten, bald reimlosen, mit Anapästen gemischten Jamben, als: de büartenghe (Geburt) von Jesu Christ; dar Osterntak; andarz Osterngasang; übar in Finkestag (Pfingsten).

---

*) Bélos. d. i. welsch, Béloseland, Welschland.

Sprachprobe aus den gaistliken Lauden im Katechismus vom J. 1602, S. 57: „Lobonghe IV. Mit belder sik lobet (si loda) de Haileghe Giunfrau.

Giunkfrau birtik aller loben, vnt eren
Giunkfrau hailega Kuneghin von me himelen,
Mak daz du ghedenkest aff daine kinlen.
Giunkfrau deuda ist volla aller liebe,
Pitt dain oneghen sun ime himélen,
Daz er af vz ghedenke daine kinlen.
Mit dainder milke zokdu vnzern heren,
Der da vor alle sunter ghelíden hat,
Mak dazar aff vz alle habe ghedakt.

Einige Wort- und Formerklärungen. Vers 2: me, eigentlich aus deme, 'ime, 'me; — 3 daz und 6 uz oder üz, sprich daʒ oder üʒ, d. i. uns; — 4 deu statt die, so auch seu statt sie, aus den altdeutschen Formen diu und siu.

Zu deutsch: Lobung (Lobgesang) IV, mit welcher die h. Jungfrau gelobt wird.

Jungfrau, würdig aller Lobe (sic) und Ehren;
Jungfrau, heilige Königin von dem Himmel,
Mach, daß du gedenkest auf deine Kindlein.
Jungfrau, die da ist voll aller Liebe,
Bitt deinen einigen Sohn im Himmel,
Daß er auf uns gedenke, deine Kindlein.
Mit deiner Milch säugtest du unsern Herrn,
Der da für alle Sünder gelitten hat,
Mach, daß er auf uns alle habe gedacht.

Aus dem Katechismus vom J. 1842, S. 33: „De Büartenghe von Jesu Christ."

Darnaach viartáusong jahr
Az dar Adam hat gavélt,
Ist kemmet af disa belt
Dar ünzar libe Gott.
Ear af dar belte kammet,
Un steet vor hörtan hía,
Büartenten von María,
Zo raicheren in mann.
Köt von Engheln in Schafarn
Baz gang in Betlem gamacht,
Seü gheent in de mittenacht
Zo naighen z' halghe Kint.
De vennenz da in an pearnle
Affan an minsche höbe,
In an hüderle gröbe.
Un ist von Gott dar Sun!
Gabüart in bintar - zait
In armakot, un vrise,
Z' öxle allóan, mit plise,
Un z' esele haltenz barm.

Gasegt an stearn in hümmel,
Drai mann von morgond läntar
In könighe gaväntar
Leghensich af an bek.
Un nach von demme marche
Seü vor Sionne känten,
Den Gott gabüartet vänten
Von Betlem in an stall.
Se' naighent alle drai
Ihn, un de libe Vrau,
Un schenkent gaknighet au
Vairoch, Miarn un gold.
Oh Gott ba d'allez möghet!
Von eüch beghen ist hümmel,
D'earda, dar gliz, dar tümmel.
Un Jart gabüart só arm!
Mit disar hoghe schule
Jart liernet, Vater ündar,
Üz andarn armen sündar
Beln bek zo treffen ist.

Erklärungen. Vers 2: az aus daz, daß; der deutsche Leser wird sich leicht zu Recht finden, wann er dieses z wie unser älteres z (s—ß), und wann er dasselbe wie z aussprechen soll; — 3 kemmet, part. perf. statt gekommen, so V. 21 gasegt statt gesehen und 27 gabüartet, geboren; — 8 in, eigentlich 'n statt den, s. Schmeller's Abhandlung S. 671; — V. 9: köt von köden, s. Bd. CXX. S. 31, und über die ganz italienische Ausdrucksweise sowohl in dieser Stelle, als V. 17 und 21, S. 28; — 13 zo naighen z'halghe Kint, mit dem Accus. nach dem ital. inchinare uno und inchinarsi ad uno; z'halghe Kint, die der deutschen Rechtschreibung wenig kundigen Cimbern setzen das Zeichen des Apostrophs nach z' statt vor 'z, im mhd. daz heilige Kint, z'här statt 'z har rc.; — 13 vennenz st. finden sie; d und b, wenn noch ein Vokal folgt, assimiliren sich gern den ihnen vorangehenden Liquidis m und n, so auch verkünnen statt verkünden, linnekot aus Lindekeit; — 13 pearnle, demin. vom mhd. bâren, der Barn, Futterkrippe; höbe, vgl. das mhd. höuwe, Heu; — 15 hüderle, von Huder, Hader, d. i. Lumpen; — 18 vrise, Frost, daher vriesen, frieren; — 25 marche, n. die Marke, das Zeichen; — 26 känten aus kemen, kommen, Schmeller S. 690; ba, wa, wo, ein viel gebräuchliches, unabänderliches Relativpronomen für alle drei Geschlechter und beide Zahlen im Nominativ und Accusativ, wie das bekanntere so, welches ich dafür in der Uebertragung setzte; — 35 gliz, m., Lichtglanz, hier Blitz, davon glitzern; tümmel, m., Donner, vgl. Ge—tümmel, hier wohl des Reimes wegen, indem man in jenen Bergen tonder und tondar sagt; — 37 schule, Schule, hier Lehre, Lection, nach den beiden Katechismen von den Jahren 1813 und 1842; — 38 ündar statt ünzar, durch Uebergang des z in d (ð), vgl. Schmeller S. 666; iart, gewöhnlich iar, d. i. ihr, ist nach demselben S. 670 mit dem italienischen höflichen Voi gleichbedeutend; — 40 beln, aus dem mhd. welhen.

Die Geburt Jesu Christi.

Darnach viertausend Jahr,
Als der Adam hat gefehlt,

Ist gekommen auf diese Welt
Der unser liebe Gott.
Er auf die Welt kam
Und steht für immer hie,
Geboren von Marie,
Zu bereichern die Menschen.
Als verkündigt war von Engeln den Schäfern,
Was für ein Vorgang in Bethlehem geschehen,
Gehen sie in der Mitternacht,
Zu verneigen sich vor dem heil'gen Kind.
Die finden da ihn (statt es) in der Krippe
Auf schlechtem Heu,
In einem groben Hadern.
Und ist von Gott der Sohn!
Geboren in der Winterzeit
In Armuth und Frost,
's Oechslein allein mit Blasen
Und 's Eselein halten's warm.
Als gesehen ward ein Stern am Himmel,
Drei Männer von den Morgenländern,
In königlichen Gewändern,
Legen sich auf den Weg.
Und nach diesem Zeichen
Sie vor Sion kamen,
Den als Gott Gebornen fanden sie
Zu Bethlehem in einem Stall.
Sie neigen alle drei
Sich vor ihm und der lieben Frau,
Und schenken kniend auch
Weihrauch, Myrrhen und Gold.
O Gott, so Alles vermag!
Von Euretwegen ist Himmel,
Die Erde, der Blitz, der Donner,
Und Ihr waret geboren so arm!
Mit dieser hohen Lehre
Ihr lehret, unser Vater,
Uns andere armen Sünder,
Welcher Weg zu treffen ist.

Diese Berggemeinden hatten stets tüchtige und kircheneifrige Männer aus ihrer Mitte, die in Padua studirten und unter den Ihrigen in der Seelsorge am ersprießlichsten wirkten, aber auch, in Italien erzogen und geschult, natürlicher Weise wesentlich zur Verwelschung beitrugen und noch beitragen, da sie den Jargon ihrer Kindheit und ersten Jugend mehr oder weniger vergessen haben und leichter italienisch lehren und verkehren. Die dermalige Cimbersprache, um mich doch so auszudrücken, ähnelt der eines hochbetagten Greises, der lallend nach dem Worte, dem Ausdrucke ringet. Die Leute denken italienisch und suchen übertragend mit Mühe ihr Cimbro; Nennwörter, besonders solche, welche Dinge des alltäglichen einfachen Lebens bezeichnen, und Zeitwörter der gewöhnlichen Begriffe von Thun, Leiden und Seyn, hört man; Verbindung und Satzordnung aber sind häufig italienisch oder fehlen manchmal ganz; fremdes Element hat das Band gelöst und den alten Sprachbau

überwuchert. Es gab wahrscheinlich hier nie einen des Deutschen nur mittelmäßig, geschweige völlig kundigen Lehrer. Wenn auch Venedig einst die Leute unbeirrt bei ihrer alten Sprache ließ, ja sogar für Beamte, welche dieser Mundart praktisch kundig waren, aus dem Volke selbst sorgte, so geschah doch nichts für ihre schulgerechte Aus- und Fortbildung, zumal alle Geschäfte italienisch verhandelt wurden. Noch fand ich den Einen und Andern, besonders ausgediente Militärs *), welche recht vielen Sinn und unvertilgte Vorliebe für unser Deutsches zeigen, das sie natürlicher Weise leichter und besser als die übrigen Italiener erlernen, und die sich bald durch die Kenntniß des deutschen Commando's, als der österreichischen Armeesprache, zu Unterofficieren in den italienischen Regimentern befähigen. Dieser und mancher andere Vortheil hebt den Mann und gibt ihm Lernlust. Einige derlei in den k. k. Regimentsschulen in beiden Sprachen wohl unterrichtete Lehrer mit leichtverständlichen deutschen Büchern könnten wohl viel zur Auffrischung des alten deutschen Elementes daselbst wirken, und es wären deren sicher zu finden, wenn ihnen die Aussicht auf anderweitige Beförderung im vielverzweigten Staatsdienste eröffnet würde. Auf diesen Bergen kann der Freund der Geschichte und des Völkerlebens ein klares Beispiel sehen, wie ein Völkerstamm in einem andern ich will nicht sagen untergeht, sondern vielmehr in den andern übergeht.

Proben, wie es mit der deutschen Schriftsprache selbst unter Gelehrten schon vor mehr als vierzig Jahren aussah, geben ein Paar uns bekannte poetische Versuche des gelehrtesten der Cimbern, Johann Costa's. Er wurde im Mai 1737 zu Asiago geboren und zu Padua im Seminarium (wo ich wie in seinem Geburtsorte bei seinem Neffen — dem alten Costa — dessen Porträt sah) erzogen, und ward bald, da er ausgezeichnete Fortschritte in den Wissenschaften, besonders den humanistischen machte, Professor der griechischen und römischen Literatur. Die lateinische Poesie war das Feld seines Ruhmes, er schuf leicht wie ein Sohn des alten Latiums. Der Band seiner lateinischen Gedichte gehört unter die besten dieser Art, seine Phantasie ist lebhaft und der Ausdruck selbst ernster und schwerer Gedanken leicht. Er übersetzte mit lautem, ungetheiltem Lobe Pindar's Siegesgesänge in's Lateinische, drei Bände in 4to; ferner »den Menschen« von Alexander Pope, dann Jakob Thomson's und Thomas Gray's auserlesene Gedichte aus dem Englischen, mit einigen eigenen Gedichten im Anhange, Padua 1775; desgleichen sind von ihm: Carmina. Patavii 1796 in 8vo, Lusus poetici, Patavii 1812 in 8vo, und eine Ode Francisco I. Austriae Imperatori Longobardiae et Venetiarum Regi. Patavii, in Folio, ohne Jahrzahl (im J. 1815 oder 1816), in dreizehn schönen alcäischen Strophen. Er versuchte die italienische Poesie mit einer neuen Art Dithyrambe Namens »Artemisia« zu bereichern, und schrieb eine gelehrte Memoria, welche man in den Schriften der Akademie von Padua findet. Er starb im December 1816 in dem Seminarium zu Padua, in welchem er voll Unschuld und kindlicher Frömmigkeit durch Beispiel und Wort lange gewirkt hat.

Wie schön und gerundet ist Costa's lateinisches Elegidion bei Gelegenheit, als Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Johann am 30. Juni 1804 diese Berge besuchte:

---

*) Die Söhne der Sette-Comuni dienen im k. k. Infanterie-Regimente Nr. 16, das vordem seinen Namen von dem allzufrüh verewigten Erzherzoge Friedrich († 5. October 1847) führte, und jetzt Zanini heißt.

Quae Te, quae **Princeps**, Clementia comiter egit
  Visere monticolae pauperiem populi?
Non hic adspicies pendentes vitibus uvas,
  Invida quas nobis ferre recusat humus;
Non dulces alios ullâ super arbore fetus,
  Queis alibi ornari splendida mensa solet;
Non fruges, toto queis victus gaudeat anno,
  Non artes, miseris unde parentur opes.
Vellera si desint ovium, si munera pressi
  Lactis, spes omnis, vitaque adempta cadit.
Ast armis laetam Gentem, invictamque videbis,
  Signantem suam sanguinis imbre fidem.
Augusti nomen Fratris resonare per altos
  Gaudebis montes, magnanimumque Tui
Ingenium Cordis, Mentemque ad grandia natam
  Vulgari alterum Laudis in obsequium.
At mitis Princeps, nostri tutela decusque,
  Cum venies Magni Caesaris ante pedes,
Dic, fido ut Populo semper sua jura tueri
  Detur, et hostiles effugere insidias.
Quid timeat Populus, quem Caesaris obtegit umbra,
  Illius et tanto Frater amore fovet?

Wie ungelenk und schwerfällig sind dagegen die beiden von demselben Costa bei der nämlichen Gelegenheit verfaßten Gedichte in cimbrischer Mundart, von denen eines Kohl in den Eingangs erwähnten Monatsblättern S. 485 mit wörtlicher Verdeutschung mitgetheilt hat; das andere wollen wir hier niederlegen. Am schönsten sind die V. 7 bis 24, in welchen der Dichter des lateinischen Elegidions die Armuth des Bergländchens und seines Volkes malt. Es lautet: Sainten Kan Sleghe Dar Selghe Prinz Hannes Vun Austrich Liber Bruder Vunme Kaiser Vnzer Gutar Vater Franz II z' iar 1804 30 Praghot (Brachmonat) Ghesangh.

Un bela groza gutenghe
  Vüart Digh af dise hant,
  Af hoghen perghe un schimmen
  In arme un bille lant!
  Bear boaz an groza linnekot
  Zo seghen ünzar armekot?
Alloan in disen manot
  Hia spannènsigh de plumen;
  Hia sighesto net klanzeghen
  De baimera vun pomen;
  Hia d'erda minsche un kalt,
  Jer bürten hat inthalt.
Hia schaughensigh net öffele,
  Nogh obaz süze raifen,
  Mit beme saint gavertighet
  De tischer von den raighen;
  Noch ünzer armer tisch
  Sighet den vrischen visch.
Net koarn ba tüüt zu jare
  Bohüt von durre un scheüre,
  Net arbot zu dorbéran

Dez arme vundar teüre.
Üz vundar (sic) kü ghit z' leben
De milgh, un z' hàr vun öben
Borrotet af z' gaharnost
Sighesto starghe leüte,
Samo von ünzarn alten,
Vun bein z' pluut tord de raüte
War ghet, un z' lant zu prennen
Zu an vrömden net dorkennen.
Borst hoarn vil gearn vun allen
Dain Pruder groaz vorkünnen
Mit alme herz di högherstem
Tausenk galücke günnen,
Un dain herze un sain maght
Az seghe nie die naght.
Ah hogher Prinz un liber,
Ünzer galücke un ear,
Gasozt unter dain schatom
Bier vörten nightet mear
Barn nur in grozer erghe
Disen armen siben perghe.
Benne in dain raighen Homent
Du palle abider kearst,
In schozen von dain Pruders
Dise armen lant, ganze earst
Sez, E r und D u man screken
Den vaint ba bill üz heken.
Waz haber nogh zu vörten,
O Cimberleüt, baz saüften?
Der P r u d e r vume K a i s e r
Wia stearn vor üz bort leüghten:
Ear bilme bool gannuch
Ear nia vor In ist kluuch.

Erklärungen. Sainten kan Sleghe rc., d. i. als der Prinz gen Schläge (Asiago) kam. V. 1 gutenghe, auch gutekot, Güte; — 2 af dise h a n t, auf diese Hand, Seite, sopra queste parti; schimme, das ital. c i m a, Bergspitze; — 5 b o a z, praes. von bizzan, mhd. wizzen, wissen; linnekot, Lindigkeit, Milde; — 10 baimera, auch wáimera, Weinbeere; nicht h i e r nur auf den nahen Hügeln und der Ebene des Landes ranken die traubenreichen Reben an den Bäumen empor; — 11 winsche, wenig, gering, schlecht; — 12 bürten, vgl. das mhd. burt, gen. bürte; Geburt; Sinn: hier hat die karge und kalte Erde keine Schöpferkraft; — 13 schaughensigh (ital. qui non s i vedono pomi) statt schaut m a n; — 14 obaz, alt obez, obs, Obst; — 15 beme, vgl. mhd. welhem; gavertighet (von fertig?), bereitet, besetzt, con cui sono a l l e s t i t e le mense dei ricchi; — 18 da das Gebirge zur Regenzeit wohl schnell anschwellende Gießbäche (im Lateinischen und den Töchtersprachen sinnvoll t o r r e n t e s — D ü r r bäche — genannt), aber keine bedeutenden Wasserquellen hat, so gibt es hier keine oder sehr wenige Fische; — 19 wie kümmerlich der Ausdruck: Nicht Korn, so (es) t h u t — genügt — für's Jahr; — 20 scheüre, plur. von Schauer, Hagel, in alter Sprache s c u r a, s. Schmeller III. 386; — 21 dorbéran, erwehren, vgl. das österr. derwehrn, dann

V. 30 dorkenneu; — 23 kua, Kuh, plur. kü; — 24 z' hàr, besser 'z har, vgl. Haar, hier Wolle; so sagt man auch im Bregenzerwalde Schafhaar, doch sagt man auch nach dal Pozzo II. 381 in den Sette-Comuni »wolla; öben, plur. von owa, Schaf; — 25 borrotet, bereitet, bereit; af z' gaharnost, auf das Geharnisch, d. i. alle armi; — 26 raüte, Reute, per le boscagl'e, per le foreste; — 29 ghet statt gegangen, hier geflossen; — 35 und 36 Sinn: Dein Herz und seine Macht mögen nie die Nacht sehen, d. h. mögen nie umnachtet, verdunkelt werden; — 40 vörten, mhd. vürhten, fürchten; — 41 barn, 3. plur. impf. von sain, impf. ich bar etc. se barn, sie waren; ergbe, gleichsam Argheit, böse, schlechte Lage, vom mhd. arc, gen. arges, eigentlich geizig, eigennützig, faul, schlecht, ital. peggio; schade, daß sich daraus nicht peggiorità gebildet hat; — 53 bilme, gleichsam bil 'me, will ihme, ihm; — 54 kluuch, klug, in alter Sprache chluoc. prudens, dann genau, karg, sparsam; vgl. Schmeller II. 355; der Sinn: er ist nie für (gegen) ihn karg, sparsam; in dieser Bedeutung lebt das Wort noch besonders im oberösterreichischen und steiermärkischen Gebirge.

Und welche große Güte
  Führt Dich auf diese Hand,
  Auf hohe Berge und Spitzen
  In's arme und wilde Land,
  Wer weiß die große Milde
  Zu sehen unsere Armuth.
Allein in diesem Monat
  Hier sprießen die Blumen,
  Hier siehst Du nicht glänzen
  Die Weinbeere von den Bäumen,
  Hier hat die Erde, wenig und kalt,
  Ihre Kraft inne gehalten.
Hier sieht man weder Aepfel
  Noch süßes Obst reifen,
  Mit welchem sind besetzet
  Die Tische von den Reichen,
  Noch unser armer Tisch
  Sieht den frischen Fisch.
Nicht Korn, so genügt für's Jahr,
  Behütet vor Dürre und Schauer,
  Nicht Arbeit zu erwehren
  Die Armuth vor der Theurung.
  Uns von den Kühen gibt zu leben
  Die Milch und die Wolle von den Schafen.
Bereit zu den Waffen
  Siehst du starke Leute,
  Samen von unsern Alten,
  Von welchen das Blut durch die Reuten (Wälder)
  War geflossen, und das Land im Brand
  Für einen Fremden nicht zu erkennen.
Wirst hören viel gern von Allen
  Deinen Bruder groß verkünden,
  Von allem Herzen die höchsten Güter,
  Tausend Glück gönnen.
  Und dein Herz und seine Macht,
  Daß sie sehen nie die Nacht!

Ach hoher Prinz und lieber,
  Unser Glück und Ehr'
  Sind gesetzt unter deinen Schatten,
  Wir fürchten nichts mehr
  Als es wären nur schwer im Argen
  Die armen sieben Berge.
Wenn im Deine reiche Heimat
  Du bald wieder kehrst,
  In den Schooß von Deinem Bruder,
  Dieses arme Land ganz zuerst
  Setze, Er und Du vermögt zu schrecken
  Den Feind, so uns will zerfleischen.
Was habt ihr noch zu fürchten,
  O Cimberleut', was zu seufzen?
  Der Bruder von dem Kaiser
  Wie ein Stern vor uns wird leuchten:
  Er will ihm wohl genug,
  Er ist nie gegen Ihn klug.

Das jüngste gedruckte Gedicht ist von Herrn Joseph Bonomo aus Asiago, dermals Pfarrer zu St. Angelo di Sala bei Padua (daher er sich Faff *) vom Lante nennt), auf die Primiz dreier neugeweihter Priester, geborner Slegher. Bemerkenswerth ist der Inhalt der Verse 33 bis 45, in welchen der Verfasser, durch Studium wie auch durch mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Herrn Custos Schmeller belehrt, sich als von der Cimbromanie geheilt ausspricht. Einen Abdruck dieses Gedichtes verdanke ich dem neugeweihten Priester Christian Bonomo, mit einigen Erklärungen über seine Cimbernsprache, in welcher er sich mühsam verständlich machen konnte.

Haüte acht' Agosten MDCCCXLVII in me kemmen gemacht Faffen di gaehrten D.(on) Cristiano Bonomo, D. Domenico Strazzabosco, D. Marco Mosele, Gasang in 'z gaprecht von siben Komaün von Vicenz vürgapracht mit recht ihren Vater-Lante Släghe.

Dort Schimmen, un Thäldar
  In älte, auz Taüsch' land,
  Saynt abar gajucket
  In kutten vihl laüte.
'Zben vainte gaschbéarte,
  Bear hint varz, bear vörvarz
  Dorbischense inschüschen:
  De Nöte un der Naid.
Der krig ist in vaüre;
  Un Cimbre und Romäne
  Hant leghent af 'z krighen,
  Un 'z plut ist garunnet.
Vor Di bar dez bierste:
  Vihl örren boliben
  Auf d'earda gatödtet,
  Di andarn inkinghen.

*) Das Wort Pfaff wird in den Sette-Comuni in seiner ursprünglichen würdevollen Bedeutung gebraucht.

Oh heftegar Laid!
Sait minscher von Disen
Auz trighen ihr lèben,
Un träfen de Perghe.
Drei loadeghe schpise
Vorbunten ihr herze:
Der Toad von ihrn vraünten,
Ihr Scham un ihr Ellend.
In sobelar paine,
Net bêghe, net laüte,
Alloan dicke bäldar,
Ond vigher seü vanten.
Bar diser der Samo
Von Siben un Draiszen
Komaün. Di selben,
Ba gaben üz 'z sayn.
Asò bar gaklòbet,
Un Cimbre genamet
Barn dise Pergmänner
Vor jahrdar draihundart.
De zait un de Briffe,
Der Sinn der vorsüchung
Üz nicht machent Cimbre,
Bul plosz Allemänne.
Von disen biar haben
'Z Gaprecht, de Gabohnkot
Des Christene klòben,
De Gütar, in Hoamond.
Von disen schön prechtet
De halghe Dottrina
Ba neüje ist gadrucket
Vor'n BISCOF FARINA.
Ist Diser der halghe,
Ba libet, ba schbiszet,
Az Alle di Güter
Lang machensich pèszor.
Von Ihme hoach prechtet
Der Beg auz vorkünnet
Dort stoane, dort perghe,
Mit Älte gavaszet.
Ihm' paitent de Faffen
De Kêrcha, de sünter,
Mit ältern di jungheu,
Zo haben in SEGHEND.
Trag vüar, o main Släghe,
Vor minsche dain gaivar,
Un kränze der Halghe
Di dain liben Sühne.
Der morghend ist Diser,
Ba drain neüjen Faffen
Er küt: Leset Misse,
Auz-pintet un knüffelt.

Asò saynt gadüppelt
Dain ehr un 'z galücke,
Un tròhstet mit Dier
Vihl hefteg de Kercha.
Oh tag! über alle
Say hörten gadachet
Von Disen Gabaig'ten,
Laücht hoatar vran Ihnen!
Nach sainer schön lichte
Starch ehret, o Arüne,
Baz lib der Gott - Herre
Hat ghet in Eür'n hänten.
Baz haüte der Bischof
Köt hatach, bohl ächtet:
Un 'z Plut von Eürn ältern
Kaif libet, dorbèart.
'Z Plut boaghe ist diszen,
Von bannond saynt kemmet
De SELGHEN*), de BRÜCKE**),
Un andere Stearn.
Starch haltet von Ältern
Dez Christene klòben,
'Z Gaprecht, de Gabohnkot
Ehrt Güter un Hoamond.
Asò gheht gagröszert
Von Vatern der namo,
Ihrt schaint af der Belte,
Un vennet in Hümmel.

Zo zoghen sain vraünschof un herzekot an Faff vomme Lante — met 'en Boart — Märchern vomme Semin. — von Padebe 'z Jahr MDCCCXLVII.

Erklärungen: In me kemmen gemacht fassen, ist nach dem ital. venendo fati preti. — V. 1 Schimmen, plur. von cima, S. 23; — 3 gajucket, von jucken, springen, hüpfen, salire, einem noch in Südschwaben und Vorarlberg gebräuchlichen Worte, wo man sagt: juck 'rab, thu' an Juck, d. i. einen Sprung. Dieses und andere Wörter zeugen von schwäbischer Beimischung zum Bojoarischen; seü saynt aber gajucket, desiluerunt, descenderunt. — 4 In Kutten, in Schaaren, s. das Bd. CXX. S. 31 erklärte kutt; — 5 gaschbèarte, regelmäßig st. geschworne, so V. 12 garunnet st. geronnen; 80 ghet st. gegeben, 82 köt, gesagt, 86 kemmet, gekommen; — varz, wärts; — 7 dorbischen, österr. derwischen, erwischen, erhaschen; — 13 bierste, Superlat. wohl vom mhd. wirs, d. i. wirsch (schlimm, schlecht), Compar. wirser, Superl. wirseste, wirste; — 14 òrren, schrecklich, vgl. Bd. CXX S. 24; — 22 verbunten, aus verwund'ten; — 32 'z sayn, das Seyn, Daseyn; — 50 schbiszen, schwitzen, sich abmüden, desudare. In diesen Strophen spielt der Dichter auf die festliche Reise des greisen Bischofs Farina aus Padua an, der auch zur Ertheilung der h. Firmung nach Asiago kam. — V. 57 paiten, beiten, warten, harren; — 62 Gaivár, soll Freude bedeuten; — 78 O Arüne, das sind, auf Aaron anspielend, die neugeweiheten Priester; — 82 hatach, enklitisch, hat euch; — 84 kaif, heftig, nachdrücklich, stark, vgl. Schmeller III. 285;

dorhèart, österr. derwehrt, erwehret. — V. 87 *) bezieht sich auf die zu Asiago am 15. August 1606 geborne und am 1. März 1670 im Herrn entschlafene Nonne zu St. Gerolamo in Bassano, Giovanna Maria Bonomo (eine Tochter Peters Bonomo und der Virginia Ceschi aus Valsugana), welche die Kurfürstin von Bayern, Henriette Maria, geb. Prinzessin von Savoyen, im Jahre 1667 in ihrem Kloster besuchte. Ich fand in der Kirche ihres Geburtsortes an einem Altare auf einer silbernen Tafel in sechs Zeilen die Worte: CRUS — DEXTERUM — B.eatae IOANNAE. M.ariae — BONHOMO — ASYLIACENAE — VIRG.inis. — **) De PRÜCKE ist der S. 21 erwähnte Dichter und gelehrte Professor Johann Costa, der diesen Beinamen von dem an einer Brücke gelegenen Hause seiner Aeltern erhalten hat. Auch hier wie anderwärts sind Ueber- und Spitznamen häufig gebräuchlich, z. B. Geigher, weil einer seiner Ahnen ein Geiger war; Hèrle, weil Vater und Großvater den Herrn spielten.

Heute 8. August 1847, als zu Priestern gemacht wurden die geehrten Herren Christian Bonomo, Herr Dominik Strazzabosco und Herr Marcus Mosele. Gesang in die Sprache von den sieben Comunen von Vicenza gebracht und mit Recht ihrem Vaterlande Sleghe gewidmet.

Durch Berge und Thäler
Vor Alters, aus Deutschland
Sind herabgestiegen
In Schaaren viel Leute.
Zwei Feinde, geschworne,
Andere rückwärts, andere vorwärts,
Erhaschten sie inzwischen,
Die Noth und der Neid.
Der Krieg ist im Feuer;
Ein Cimber und Römer
Legen die Hand zum Kriegen,
Und das Blut ist geronnen.
Für diese (eigentl. jene) war das böste:
Schrecklich viel blieben
Auf der Erde getödtet,
Die Andern entgingen.
O heftiges Leid!
Nur Wenige von diesen
Trugen davon ihr Leben,
Und erreichten die Berge.
Drei leidige Spitzen
Verwundeten ihre Herzen:
Der Tod ihrer Freunde,
Ihre Scham und ihr Elend.
In so vieler Pein
Nicht Wege, nicht Leute,
Allein dichte Wälder
Und Thiere sie fanden.
Dieses war der Same
Von den sieben und dreizehn
Gemeinden; dieselben,
So gaben uns das Daseyn.

Also ward geglaubet;
  Und Cimbern genamet
  Waren diese Bergmänner
  Vor dreihundert Jahren.
Die Zeit und die Briefe,
  Der Sinn der Untersuchung
  Uns nicht machen zu Cimbern,
  Wohl bloß zu Alemannen.
Von diesen wir haben
  Die Sprache, die Gewohnheit,
  Des Christen Glauben,
  Die Güter und Heimat.
Von diesen schön spricht
  Die heilige Lehre,
  So neu ist gedrucket
  Vom Bischof Farina.
Dieser ist der Heilige (Geweihte),
  So liebet, so sich mühet,
  Daß alle die Güter
  Weit besser sich machen.
Von ihm hoch (laut) spricht
  Der Weg, er ist verkündet
  Durch Steine, durch Berge,
  (Er) der vom Alter Erfaßte *).
Ihn erwarten die Priester,
  Die Kirche, die Sünder,
  Mit den Aeltern die Jungen,
  Zu haben den Segen.
Trag' vor, o mein Släghe (Asiago),
  Ein wenig deine Freude,
  Und es kränze der Heilige (Geweihte)
  Deine lieben Söhne.
Dieses ist der Morgen,
  Wo dreien neuen Priestern
  Er sagt: »Leset Messe,
  Bindet los und knüpfet.
So sind gedoppelt
  Deine Ehr' und das Glück,
  Und es freut sich mit dir
  Viel heftig die Kirche.
O Tag! über alle (Tage),
  Stets sei (Deiner) gedacht
  Von diesen Geweihten,
  Leuchte heiter ihnen voran.
Nach seinem schönen Lichte
  Stark ehret, o Arone,
  Was liebevoll der Herr — Gott
  Hat gegeben in Eure Hände.
(Das), was heute der Bischof
  Euch gesagt hat, wohl beachtet:
  Und das Blut Euerer Aeltern
  Fest liebet und vertheidigt.

*) Vgl. Bd CXX. Anzeigebl. S. 28.

Hoch (kostbar) ist das Blut hier,
Von wannen sind gekommen
Die Seligen, die Brücke,
Und andere Sterne.
Stark (fest) haltet der Aeltern
Christlichen Glauben,
Sprache, Gewohnheit,
Ehret die Güter und Heimat.
Also gehet vergrößert
Der Väter Name,
Ihr scheinet (leuchtet) auf der Welt,
Und findet den Himmel.

Zu zeigen seine Freundschaft und Herzlichkeit (herzliche Gesinnung) ein Priester vom Lande. — Mit den Buchstaben vom Seminarium zu Padua im Jahre 1847.

Einige Sprichwörter.

1. Bear preghtet horten *), preghtet übel.
Wer immer redet, redet übel.

2. Bear vil pillet, vüllet den Korp (corpo) mit bint.
Wer viel bellt (lärmt), füllet den Leib mit Wind.

3. Hunt dar pillet, paiszet minsche.
Der Hund der bellt, beißet wenig.

4. Bear küt lughe, macsigh nia kloben.
Wer Lügen spricht, macht (verschafft) sich nie Glauben.

5. Bear küt de barhót, ist horten amàrt (amato).
Wer die Wahrheit sagt, ist stets geliebt.

6. Bildu bizen bear ist der odar der andar, luch me beme ear ghêt.
Willst du wissen, wer der oder der andere ist, lug (schau) mit wem er geht.

7. Bear ghêt leise, ghêt bait, iede dinck bil de sein zait.
Wer geht leise, geht weit, jedes Ding will (die) seine Zeit.

8. Bear stêt au me me maan, dear ist horten an brabar man.
Wer aufsteht mit dem Mond, der ist immer ein braver Mann.

9. Bildu bizen bear ist der sun, de toghtar, luch der (sic) Vatar un de mutar.
Willst du wissen, wer (d. i. wie geartet) der Sohn, die Tochter ist, lug' den Vater und die Mutter an.

10. Bildu bizen bear ist der vater on de mutar, ghäin in sine haus, luch sine dienester on sine boart.
Willst du wissen, wer der Vater und die Mutter ist, geh' hin in sein (ihr) Haus, lug' seine (ihre) Dienste — d. i. Werke — und seine (ihre) Worte an.

---

*) Horten, immer, stets, scheint mir aus dem ahd. hart, harte verdorben zu seyn (vgl. Graff IV. 1020 f.); hart gilt in der gemeinen Sprache auch vom Raume, z. B. hart (nahe) bei einander, so hier von der Zeit; vgl. dick, das in der ältern Sprache und in Oberschwaben, im Bregenzerwalde auch oft bedeutet; vgl. das ital. spesso, spesse volte, das latein. crebro, die griechischen Wörtchen θαμά, πυκνά.

11. Ghśin horten mi den, ba bizent meror oder du; asò lirnesigh, zenò vorgheçesigh.
Geh' hin (um) immer mit denen, wo (so oder die) wissen mehr als du; also lernt man, wo nicht (ital. seno' oder se non), vergißt man.

12. Gadenk zo ghén net zovil hoagh,
Brume du vanghest an horran stroagh.
Gedenk nicht zu viel hoch zu gehen,
Weil du einen gewaltigen Streich fangest.

13. 'Z gapréght vun baibar ist dizan on dez, bia 'z gasingach vun cigal (cicàla, cicada); az me dizen onloan, ba ist hie; az de cigal singhent imme sumere on denne sterbense, az 'z baip preghtet wil on horten on sclapet nie.
Die Rede (das Gepręcht) der Weiber ist dieses und das, wie der der Gesang von den Cicaden, nur mit diesem (Unterschiede) allein, der (wo) ist hier: daß die Cicaden singen im Sommer und dann sterben, daß 's Weib viel und immer spricht und nie zerplatzt.

14. Pulten on käse is 'z leben vomme Schaffer; wint on reghen magher net geseghen.
Polente und Käse ist das Leben (die Lust) des Schäfers; Wind und Regen mag er nicht sehen.

15. Tüe net allez baz du mach; gev net allez baz du hást; klob net allez baz du höarst; küt net allez, baz du boaz.
Thue nicht alles was du kannst (ver — magst); gib nicht alles was du hast; glaub' nicht alles was du hörst; sag' nicht alles was du weißt.

16. Giunk frau ane liebe venne sigh net, bia en Alter ane smerze lebet net.
(Eine) junge Frau ohne Liebe findet sich nicht, wie ein Alter ohne Schmerzen nicht lebet.

17. Zeghen jár on kint, zboançk das bilde dink, draiçk on man, vierçk on stamm, viçk man stan, sechçk abe ghen, sibeçk alter graisz, açk allar baaz, neunçk on spoat, undort da nademe got.
Zehn Jahre ein Kind, zwanzig das wilde Ding, dreißig ein Mann, vierzig ein Stamm, fünfzig mag (noch) stehen, sechzig abwärts gehen, siebzig alter Greis, achtzig vor allen weiß, neunzig ein Spott, hundert da g'nade ihm Gott.

18. Bear bil leben in de gesunte, söchele (seiche, minge) offte a bia (als wie) de hunte.

19. Habatar eppe boaz çom aiçen? Minsche so 'z leben ti.
Habt ihr etwa was zum essen? Wenig so (was) dir beliebet.

Der ehrwürdige Herr Costa in Asiago verwahrt von seinem Oheim, dem sel. Joh. Costa, handschriftliche Collectanea cimbrica, darunter einige religiöse Lieder, vier aus Petrarca übersetzte Stücke, nebst einem lang gedehnten „Ghesang vo d' siben Ghemain“ in Knittelversen. Herr Julius Krone schrieb sich ein Paar Sprichwörter heraus, als: „Homo sine pecunia imago mortis; dar man ba da ist ane ghelt, ist totar man af dise belt.“ — „In mensem Januarium: Oh pösar un langher Ghennar, Night du tüar di ganzen taghe, kol une maz holtz prennar, Sparer night un vrezzar allez.“ d. i. O böser und langer Jänner, du Nichtsthuer die ganzen Tage, Kohlen- und ohne Maß Holzbrenner, Nichtssparer und Allesfresser. — Nachstehendes verdanke ich der Güte des Herrn Pfarrers Bonomo:

a) Wenn liebewerbende Jünglinge Abends die Mädchen beim Spinnen besuchen, fragen sie:

Ich grüszach schöne diarn,
Spinnet-ar liber gahrn
Veder dünnen zbiarn,
Ködet miar de barhòt?

Ich grüß' Euch schöne Dirne;
Spinnt Ihr lieber Garn
Oder dünnen Zwirn;
Saget mir die Wahrheit?

Die Mädchen antworten, wenn sie zeigen wollen, daß er ohne ihre Zuneigung gehen könne:

Biar, schönar pube,
Spinnen haar, stuppe,
Un raisten zu machen
In draht vor de shughe.

Wir, schöner Bube,
Spinnen Haar (Flachs) und Werg,
Um Reisten zu machen
Zum Draht für die Schuh' (zum Weitergehen).

b) Auf die der Arbeit entwöhnten Mädchen von Graben und auf der Laiten:

Schöne diarn von me Graben
Un af de Laiten, nu ködet méar
Beltarach och borrahten?
Auf steht vrüh, un ghet in garten,
Machet auf, stoant un rechet,
De härte erda denne prechet,
Machet ach seghen starch un beart
Bia der man, ba traghet schbeart,
Ar bellt seghen in minschen taghen
Laszen 'z haus von me Graben!

Schöne Dirne von dem Graben
Und auf der Laiten, nun saget mir,
Wollt Ihr Euch auch verheiraten?
Früh' steht auf und geht in den Garten,
Mach't auf, stehet und rechet,
Die harte Erde von dannen brechet,
Laßt Euch sehen stark und werth,
Wie der Mann, so trägt das Schwert;
Ihr werdet sehen, in wen'gen Tagen
Verlassen sie 's Haus von dem Graben!

c) Von Knaben im Märzen, wenn die Dielen (Böden) heuleer sind:

1) Schella, schella Märzo
Snea de hia,
Gras de her,
Alle de dillen lêr.

2) Benne der kucko kucket
Plühet der balt (Wald),
Bear lang lebet,
Sterbet alt.

d) Von Knaben, die auf einer Stange oder einem Stricke sich schaukelnd singen:

Rite rite raila,
Der pero (Bär) ist in de Laita,
De kaza ist in me garten,
Bear (wer) bill sich borrahten (verheiraten)
De kink le von Tomäsen,
Baz schenkens'ar *) vor dotte?
An kutta käsen.

Am Schlusse singen sie laut und lachen.

Uebersicht dieser Untersuchung. — Die holz- und weidereiche Hochebene der Sette-Comuni im vicentinischen Gebirge war, wie daselbst aufgefundene Grabstätten und Münzen zeigten, in grauer und unbestimmbarer Vorzeit gewiß, wenn auch sehr spärlich, von Menschen bewohnt. Ob diese Bewohner Rasenen, transpadanische Gallier oder Cimber rc. gewesen, vermag Niemand weder aus Denkmälern noch geschichtlichen Ueberlieferungen zu erweisen. Sollten auch cimbrische Ueberbleibsel auf diesen Alpen ihre Zuflucht und Rettung gesucht haben, so möchten sie dem stets wachen Argusauge der alles bezwingenden Roma schwerlich entgangen seyn. Wie sollte dieser Cimbrismus, bald durch fast zweitausend Jahre von fremden Volkselementen umfluthet, sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Wie können diese Todfeinde des Marius, Söhne des Nordens, annoch in ihrem Uebergange in welsche Sprache und Lebensweise eine süddeutsche Mundart radebrechen, wie sie etwa im zwölften Jahrhunderte im nahen Tirol gesprochen wurde? Sie zu Cimbern zu machen ist eine Ausgeburt italienischer Gelehrten im vierzehnten Jahrhunderte, welche unsere deutsche Sprache und Geschichte nicht kannten. Da man die Unhaltbarkeit dieser Annahme einsah, so verfiel man auf andere Meinungen, die nach und nach auf sieben angewachsen sind.

Außer deutschen Stämmen während der Völkerwanderung haben sich ohne Zweifel auch nachher einzelne größere und kleinere Familien desselben Blutes, z. B. die gewaltigen Ezelini da Romano um Bassano rc., nach geleisteten Kriegsdiensten friedlich auf den italienischen Ebenen der Brenta niedergelassen und Lehen bekommen; selbst das bayerische Bisthum Freising erhielt durch Kaiser Otto I. im Jahre 972 nicht unbedeutende Besitzungen um Castelfranco im Trevisanischen, in welche wohl deutsche Ansiedler und Knechte aus dem freisingischen Innichen in Tirol kommen mochten, wie die vielen deutschen Namen in Urkunden jener Jahrhunderte bestätigen. Viele Bewohner von der Brenta am Fuße des Bergwalles bis über Malo und Schio hin verrathen heute noch in ihrer Gesichtsbildung und ihrer ganzen Haltung deutsche Abstammung. Noch um das Jahr 1405 war zu Malo auch ein deutsch redender Priester wegen der Leute auf Monte di Malo, und vor nicht langer Zeit erlosch das Deutsche um Schio.

Die ersten bestimmten Nachrichten über diese sieben Bergdörfer, die seit ihrem Auftauchen schon ihrer Lage nach grundherrlich und seelsorglich wie in ihrem ganzen Verkehre an Italien gewiesen sind, fallen in's eilfte und zwölfte Jahrhundert. Im Jahre 1085 ist in einer

*) Statt schenken-se-iar: dotto statt des richtigeren dote. Was für eine Mitgift schenken sie ihr? — kutta ist das Bd. CXX. S. 31 erklärte kutt — eine Menge — da unser gut auch cimbrisch guot heißt

sam, gebrochen und bedächtlich wortsuchend ihr Cimbrisch (denn so nennen sie ihre Sprache) herausarbeiten zu hören. Man fühlte mit die Mühe; der Führer und Leiter des Gedankens, die Seele der Empfindung lag im Italienischen; in dieser Sprache fanden sie sich heimisch, waren sie gesprächig, mundfertig. Nur Kinder brauchen unter sich und mit ihren Müttern, dann um von Fremden nicht verstanden zu werden, den Jargon, und zu Fozza soll die nun allmälig erlöschende Cimbersprache noch am meisten in den sieben Gemeinden im Gebrauche seyn. Herr Matthias Mulle, k. k. Preturs-adjunct in Asiago, versicherte mir, daß er in dritthalb Jahren nur zwei gerichtliche Verhöre in deutscher oder cimbrischer Sprache vorgenommen habe, mit einem siebenjährigen Knaben und einem alten Weibe.

Da der Winter diese Höhen um Fozza früher als die niedriger gelegenen andern sechs Gemeinden besucht und die Hirten ihr Vieh während dessen langer Dauer nicht zu ernähren vermögen, so schließen sie, und wie man mir sagte auch die von Enego, gegen die Mitte des Octobers ihre Thüren, und ziehen altherkömmlich mit ihren Familien und Herden in die Ebenen von Vicenza, Treviso, Padua ꝛc. auf die Weide, wo sie für den Unterhalt des Viehes einen Theil des Nutzens dem Grundherrn lassen. Ob sie gleich unter durchaus italienisch Redenden durch ein halbes Jahr leben und ihre Sprache durch alljährlich wiederholten Verkehr lernen und sprechen, so ziehen sie unter sich dort eigensinnig ihr cimbrisch vor, um nicht verstanden zu werden. Wenn die wärmere Südluft den Brentacanal frühlingbringend durchströmt und die Alpenmatten wieder die Herden nähren, ziehen sie mit Weib und Kind sehnsuchtsvoll an ihren eigenen Herd zurück. Wenn sie auch meistens unter sich heiraten, so knüpft doch die allgewaltige Liebe manchmal mit Fremden ein festes Band, welches der Erhaltung der deutschen Mundart eben nicht förderlich ist.

Die Küche in Fozza bot eine sättigende welsche Reissuppe und ein gutgenährtes Huhn mit rothem Weine, der von der Ebene herauf von Saumthieren getragen war, mit freundlichem Gesichte und billigem Preise. Wir fühlten uns recht heimisch bei diesen armen Leuten.

Abends machten wir einen Spaziergang auf dem Bergrücken, der von Fozza gegen Bassano hinläuft, bis zur Südspitze, auf der ein Kirchlein mit einer Einsiedelei zwischen zwei hochragenden Bäumen prangt. Schon Abends zuvor auf der Fahrt durch's Brentathal herauf fesselte lange dieser Punct unsern Blick und weckte die Lust, von da über die unermeßliche Ebene niederzuschauen. Das Auge schweifte nun in schwelgender Lust über die gesegneten Fluren mit ihren zahlreichen Dörfern und gethürmten Städten bis gegen Venedig hin, das schon allmälig der Abendschleier umzog. Seit langer Zeit hat diese Siedelei ihren Bewohner, und findet, nach unseres alten Führers Versicherung, sobald der Besitzer im Frieden dahingeschieden, alsogleich seinen Nachfolger, der in der schönsten Natur in Wahrheit hier das beschaulichste Leben führen kann. Er lebt von den Gaben, die er von wohlthätigen Leuten einsammelt. Der dermalige Inhaber zeigte uns recht artig seine ganze Wirthschaft in engstem Raume. Dessen Vorgänger baute mit 20,000 Lire, die er allenthalben gesammelt hatte, in einem tiefgelegenen Weiler auf dem Wege nach Gallio eine Kapelle, in welche seit etwa 1840 ein Priester aus letztgenanntem Dorfe Mittwochs und Sonnabends kommt, um Messe zu lesen. Von dieser mir unvergeßlichen Stelle genossen wir die schönste Fernsicht aus den Sette-Comuni.

Des andern Morgens besuchten wir die der Himmelfahrt Mariä

geweihte alte Pfarrkirche zu Fozza. Das Hochaltarblatt stellt die h. Jungfrau auf dem Throne mit dem Jesuskinde vor, unten rechts ist der h. Johann Evangelist und links der h. Benedict mit zwei anmuthigen Knaben, die auf den Stufen sitzen. Es ist ein Werk der Gebrüder Francesco und Bartolomeo Nasocchj aus Bassano, die gewöhnlich bis um 1540 mit einander arbeiteten *).

Nun nahmen wir von unsern ehrlichen, gutmüthigen Leuten Abschied, und wanderten im unablässigen Gepràchte (Gespräche) mit unserm alten cimbrischen Führer Franz Sheller gegen Gallio hinab, das seit längerer Zeit schon ganz welsch ist. Hier zog die geräumige und für diesen Ort sehr schöne Pfarrkirche, die dem h. Bartholomäus geweiht ist, vor allem unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Hochaltare sieht man die h. Jungfrau mit dem Kinde sitzend, unten auf der einen Seite den h. Bartholomäus und M. Magdalena, und auf der andern den h. Apostel Petrus und die h. Lucia mit der lateinischen Unterschrift, daß das Bild die so eben genannten Gebrüder Nasocchj am 20. August 1534 vollendet haben. Es hat sich bei dem dortigen Brande um das Jahr 1764 glücklicher Weise erhalten. — An einer Wand hängt eines der gelungensten Bilder des Johann Baptist da Ponte, eines, aber des kunstschwächsten Sohnes (geb. 1553, gest. 1613) des berühmten Jacob da Ponte aus Bassano, und zwar nach Verci S. 214 das einzige, das man mit seinem Namen kennt. Oben gewahrt man den h. Leonhard mit Fesseln an einer Hand und unten den h. Apostel Johannes, St. Sebastian, St. Rochus mit dem Hunde und den h. Abt Antonius. Mit einer langen Inschrift, welche die Namen derjenigen, die das Bild im J. 1593 malen ließen, enthält. Die Sakristei zieret ein h. Franciscus von Assisi und ein h. Dominicus (?) von Dominik Feder im J. 1657 gemalt, die Ecke zeigt des (deutschen?) Künstlers jugendliches Brustbild mit einer Palette.

Eben daselbst ist ein Gemälde von Luca Martinelli († um 1640) aus Bassano, welches die h. Jungfrau mit dem h. Dominik und der h. Rosa knieend und ringsherum die fünfzehn Mysterien vorstellt. Unten eine Menge andächtigen Volkes mit einer Inschrift der Rosenkranzbruderschaft zu Gallio, welche im J. 1596 dieses Bild malen ließ.

Von Gallio wendeten wir uns nach dem etwa eine Stunde Weges entlegenen Asiago, wo wir Mittags ankamen, und besonders bei dem mehrerwähnten Adjuncten Mulle eine freundliche und für unsere Forschungen fördersame Aufnahme fanden. Nachmittags war nach unserm Wunsche alles, was sich regen konnte, auf der Straße des langgedehnten Ortes, indem man den Bischof von Padua, der zur Ertheilung der h. Firmung hieher kam, erwartete. Ich sah, da noch kein Fahrweg nach Asiago gebahnt ist, den feierlichen Einritt des Kirchenhauptes, von vor- und nachreitenden Geistlichen und festlich geschmückten Männern und dem beweglichen Volke begleitet. Leider stellte sich Abends Regenwetter ein, das während unseres Aufenthaltes fast immer andauerte und uns von den gewünschten Excursionen abhielt.

Kunstwerke in beiden Kirchen zu Asiago. — Besonders schön ist der vom Bildhauer Orazio Marinali aus Bassano im J. 1700 verfertigte Tabernakel des Hochaltars in der Pfarrkirche mit Statuen des h. Matthäus, des Kirchenpatrons, und des h. Johann des Evangelisten, nebst geflügelten Engeln und einem Basreliefe, daß den Gang Jesu auf

*) Notizie intorno alla vita e alle opere de' Pittori, Scultori e Intagliatori della città di Bassano, raccolte da Giambattista Verci. In Venezia 1775. p. 30.

den Kalvarienberg vorstellt. Die Mauer der Tribune ziert ein schönes Gemälde von Franz da Ponte († um 1530), dem Vater des berühmten Jacob da Ponte oder Bassano. Es sitzt nämlich die h. Jungfrau mit ihrem Kinde im Arme auf einem erhabenen Sitze, und zu den Seiten der h. Matthäus und der h. Johann der Evangelist; auf der Stufe zu den Füßen Mariens spielt ein schönes Knäblein auf der Zither. Auf dem Altare »zum Namen Jesu« sieht man ein sehr schönes Gemälde voll Geschmack von Jacob da Ponte, mit der Opferung Jesu im Tempel und Simeon im hohenpriesterlichen Gewande (wiewohl unrichtig, da er nie Hohepriester gewesen), nebst mehreren untenstehenden heiligen Personen *). Ein werthvolles Bild von Franz da Ponte dem Jüngern († 27. Juni 1591) ist das vom h. Antonius, dem Abte. In der Mitte ist der Heilige, auf der einen Seite sieht man die h. Justina, Lucia und den h. Rochus, auf der andern den h. Vitus und Modestus nebst einer h. Jungfrau und Martyrin. Von demselben sind auch zehn Frescogemälde in der Kirche zu Enego, welche Handlungen aus dem Leben Christi darstellen. Die Decke der Kirche ist im J. 1706 in Fresco von Cristoforo Menarola gemalt, den Einige in Asiago geboren seyn lassen.

Die Kirche zu St. Rocco in Asiago ziert die h. Maria von Loreto mit dem h. Aegidius und dem h. Franz von Assisi, vom Künstler Alessandro Maganza.

Zu Canove ist ein durch Licht und Schatten ausgezeichnetes Gemälde des Bassanesen Antonio Scajario († um 1640), das die h. Dreifaltigkeit auf gewöhnliche Weise darstellt, unten rechts ist der h. Marcus mit dem Löwen, links Johann der Täufer, der in der Wüste zahlreichem Volke predigt. Von demselben Meister besitzt Roana zwei Bilder, nämlich den h. Karl mit der Jahrzahl 1619 und die h. Lucia, jedes mit mehreren Heiligen; auf ersterem erscheint auch ein Heiliger in Pilgertracht, gemeiniglich St. Valentin genannt, der nach Verci S. 227 stets in diesem Lande verehrt wurde. Wie der bei den vorarlbergischen Walsern verehrte Bischof Theodul unläugbar auf Wallis hinführt, so dürfte vielleicht auch diese althergebrachte Verehrung des h. Valentin auf das Innere von Tirol hinweisen?! Der Pilgerfahrten und des Predigens um Passau, in Bayern und in den rhätischen Alpen müde, lebte er zuletzt als Einsiedler bei dem später verschütteten Maja (im heutigen St. Valentin bei Obermais) nächst Meran, wo er im J. 470 gottselig entschlief. Dessen Gebeine wurden aber 739 erhoben und nach Trient, dann 769 durch Herzog Tassilo II. nach Passau übertragen. Tief wurzelte dessen Verehrung im Volke, an dreißig Kirchen sind ihm in Tirol geweiht.

Das Altarblatt im Dorfkirchlein zu Ronchi, das nach Gallio pfarrgehörig ist, zeigt oben die h. Dreifaltigkeit, in der Mitte die h. Jungfrau auf der einen und M. Magdalena auf der andern Seite knieend dar, und unten drei andere Heilige.

In der Pfarrkirche zu Rozzo ist von dem vorerwähnten Scajario am Altare des h. Anton von Padua mit diesem Heiligen, dem h. Karl von Borromeo ꝛc. auch der h. Valentin zu sehen.

Dafür konnten wir genauere geschichtliche Erhebungen in diesem Centralpuncte über die sieben Berggemeinden machen, und sahen bei dieser Festlichkeit einen großen Theil der Bevölkerung jegliches Alters auch

*) Notizie intorno alla Vita e alle opere de' Pittori, Scultori etc. della città di Bassano, da Giambatista Verci. Venezia 1775. p. 120

aus den entferntern Dörfern und Weilern theils in der Kirche, theils auf der Gasse und im Gasthause, wie man sie sehr selten so zahlreich versammelt findet.

Herr Mulle schildert, mit Herrn Kikinger übereinstimmend, diese Leute als aufrichtige, zutrauliche, gutherzige, gastfreundliche, geradsinnige Leute, nach guter alter deutscher Sitte standhaft in der Freundschaft und treu dem gegebenen Worte. Voll Friedfertigkeit lieben sie weder Streit noch Händel und haben wenig zu rechten, daher sind in Asiago für den ganzen District nur drei Advokaten, von denen besonders nur Einer zu thun hat. Diebstähle sind bei dem armen Volke höchst selten; Waldfrevel sind dessen Hauptvergehen, indem manche sich allzugroße Freiheiten herausnehmen, in Gemeindewaldungen zu holzen. Selbst auf diese rings umschlossenen Berge verlieren sich fremde Bettler.

Das Volk ist im Ganzen arm, da es außer der Viehzucht nur Holzarbeit in den Wäldern und wenig anderes Tagwerk gibt; nur die von Rozzo und Roana ziehen auf den Schnitt in die Ebene. In und um Lusiana ist die Verfertigung von Strohhüten und Strohbändern sehr einträglich, wo aus dem besten Strohe Hüte und Bänder in vollkommenster Schönheit gemacht werden *). Nach einer mündlichen Ueberlieferung lernte ein gewisser Niccolò dal Sasso in Dalmatien oder in der Levante als Galeerensträfling das Verfertigen von Hüten aus einer Sumpfpflanze (gemeiniglich brulo oder grolo genannt), und machte nach seiner Heimkehr um das Jahr 1640 mit wucherndem Glücke den Versuch aus Stroh. Im Jahre 1667 erhielt Lusiana im Vereine mit Conco, St. Luca und Crosara ein Decret, daß diese Manufacturen eben so wie die anderen Erzeugnisse der sieben Gemeinden von jeglicher Abgabe frei seyn sollten. — In Asiago, dem vermöglichsten Orte, sollen wenige Familien ein tägliches Einkommen von zwei Gulden Conventionsmünze haben.

Sie bauen Gerste, Roggen, Hafer, Hülsenfrüchte, dann Patate, d. i. Erdäpfel, die sie tagtäglich essen, und Cappuccj (Kohl), jedoch kaum für ein Drittel des Jahres. Weder Mais noch Obst wachsen um Asiago, Gallio und Fozza wegen des sie umschließenden Gebirges, wohl aber in Rozzo und Roana, wohin die Südluft heraufströmt.

Man hört daselbst selten Sang und Klang, indem das Volk keinen musikalischen Sinn haben soll. Doch hört man bisweilen die Weiber bei ihrer Arbeit cimbrisch singen. Der Gesang besteht in unklaren Sprüchen und Reminiscenzen, deren sie sich größtentheils aus ihrer frühesten Jugend erinnern. Diese Lieder, wenn solche Fragmente je diesen Namen verdienen, wären auch gesammelt sonder Zweifel ohne Belang, da das Volk alldort der poetischen Ader entbehren soll; man könnte daraus nur ersehen, ob auch einige älteren und entfernteren Ursprungs sind.

In der Kirche wird in italienischer Sprache gebetet, gebeichtet und gepredigt, und der cimbrische kleine Katechismus ist ein den guten Leuten gelehrtes und fremdes Curiosum.

Im Gasthause spielen diese vicentinischen Aelpler nach italienischer Weise, und sind keine Freunde von Theatern und Spectakeln, wie die lebhaftern Italiener. Auch haben sie, wie man mich in Asiago versicherte, keine übermäßige Neigung zum Weine; doch lieben sie, nach Kikinger, gastliche Schmausereien; kein Contract, keine Hochzeit, keine Taufe, keine Kirchweih, keine Leiche ohne Schmaus. Was zur Freundschaft gehört

*) Strohhüte- und Strohbänder-Fabrik in den Sette-Comuni, s. Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. Innsbruck 1807. Bd. II. S. 52 ff.; dal Pozzo S. 333.

wird geladen, und da ist des Essens und Trinkens kein Ende. Selbst Gemeindesachen müssen bei vollen Schüsseln und Krügen verhandelt, nämlich am ersten Tage debattirt und am zweiten abgestimmt werden. Ist das nicht echt germanisch?

Die Kleidung von Mann und Weib ist die des italienischen Bergvolkes. Sie tragen gleichfalls Haarlocken, von denen eine lange an jedem Ohre unmalerisch herabhängt. Zudem haben solche Haare (zazzera), wenn sie nicht sehr rein gehalten werden, nichts Angenehmes; wie nett und säuberlich sind dagegen die um die Schläfe gewundenen Zöpfe der Bregenzerwälderin.

Die Männer heiraten frühe, bald nach dem zwanzigsten Jahre, die Mädchen vom achtzehnten bis ein und zwanzigsten. Kikinger [1]) beschreibt nach dal Pozzo S. 223 die Hochzeitfeier auf folgende Weise. Der Bräutigam holt am Morgen mit seinen Verwandten und Freunden die Braut ab, welche sie mit einem Frühstücke bewirthet. Sofort geht der Zug beider Freundschaften unter fortwährenden Flinten- und Pistolenschüssen in die Kirche. Die Braut wird von ihrer Pathin oder sonst einer betagten Frau zum Altare geleitet, und verehrt dem Priester beim Empfange der geweihten Trauringe ein weißes Schnupftuch. Nach der Messe macht der Bräutigam dem Geistlichen ein kleines Geldgeschenk, und läßt die Braut von seinen Brüdern oder Vettern mit dem ganzen Hochzeitzuge unter dem Donner des kleinen Geschützes in sein Haus führen. Oft ist Musik dabei, da wird von Zeit zu Zeit angehalten und ein Tänzchen gemacht. Der Hochzeitschmaus schließt die Feierlichkeit, wobei es toll und voll zugeht, und oft mehr verzehrt wird, als die Mitgift beträgt. Einige Tage nach der Hochzeit muß die Mutter der Braut dem jungen Ehepaare einen Höflichkeitsbesuch (una visita di formalità) machen, welcher das Insokezant [2]) heißt. Nun gehen, wie ich in Asiago hörte, die Hochzeiten viel stiller vor sich. Die Gemeinen halten sie im Gasthause, die Vermöglicheren in ihrem eigenen.

Der Weihnachtblock (lo zocco di Natale, lo zocco di ogni bene, auch il ceppo di Natale), einst über Italien verbreitet und dem heidnischen Norden als Juel-Fest bekannt, wird nach Herrn Kikingen noch getreulich in zahlreicher Gesellschaft angebrannt, und der heilige Abend dabei unter allerlei Spielen und Unterhaltungen hingebracht. Diese Zocco-Feier dauerte vormals drei bis vier Abende nach einander. Vgl. dal Pozzo S. 136 und 224.

Unvergeßlich bleiben in meiner Erinnerung die Paar regnerischen aber sehr lehrreichen Tage in Asiago, das wir in trüber Frühe des 24. Augusts 1847 verließen, begleitet von Herrn Dr. Bordoli, der in Wien Medicin studiert hatte. Wir besahen in der netten Kirche zu Canove das oben S. 38 erwähnte schöne Altarblatt von Antonio Scajario. Nun sagten wir dem freundlichen Begleiter schuldigen warmen Dank und baten ihn unsere herzlichen Grüße an die biedern Bewohner von Asiago mitzunehmen. Von einer steinigen Anhöhe warfen wir unsern Scheideblick nach den sieben Bergen zurück, voll schmerzlichen Gefühls, einen Zweig des weitgeästeten deutschen Baumes, welchen er vor Jahrhunderten auf fremden Boden hinüberbog, für das große Vaterland allmälig abdorren zu

[1]) In der Zeitschrift Echo. Mailand 1841 (nicht 1831, wie es Bd. CXX. Anzeigebl. S. 3 unten irrig heißt) Nr. 19. S. 6.

[2]) In dal Pozzo Infokezant, wohl irrig; mir scheint das Wort aus heimsuchent verdorben zu seyn, und somit Heimsuchung, Besuch zu bedeuten.

schen! Daß diese Auflösung hier nicht schon längst geschehen, gibt Zeugniß von der innern Lebenskraft des deutschen Wesens und Volkes. Priester, Lehrer und Beamte, nur in welscher Sprache und Weise geschult und gebildet, und mit Ausnahme Weniger der cimbrischen Mundart minder kundig als der gemeine Mann, können unmöglich zur Erhaltung des alten Elementes beitragen; der kleine Katechismus vom Jahre 1842 — das einzige gedruckte Buch — ist zum Lehren und Lernen besserer deutscher Sprache unbrauchbar und als Curiosum selbst Wenigen bekannt. Tüchtige Lehrer deutscher Sprache, etwa ausgediente Unterofficiere (wie ich S. 21 andeutete), oder auf deutschen Schulen brauchbar ausgebildete Söhne jener Berge vermöchten mit zweckmäßigen Büchern vielleicht noch — aber es ist höchste Zeit — zur Auffrischung jenes schwachen Lebensflämmchens beizutragen. Möchten auch wohlmeinende Beamte, gebildete Priester und tüchtige Lehrer an der mittlern Etsch in Tirol dafür wachsam sorgen, daß einst nicht auch von ihnen, wie wir von den Sette Comuni, der Vaterlandsfreund mit wehmuthsvollem Gefühle scheide! Nun wandten wir den Blick dem blühenden Italien zu, und stiegen über hals- und fußbrechendes Geklippe, wenn ich nicht irre, durch die Valle Campiello gegen Caltrano und Carrè nach Tiene hinab, von wo wir von heftigem Regen ereilt Abends nach Vicenza fuhren.

Herr Professor Karl Ritter aus Berlin, dessen ruhiger und klarer Geist sich am liebsten mit dem Menschen, als dem Schlußgliede der großen Verkettung der Natur, beschäftigt, besuchte nach dem Congresso letterario zu Venedig in den ersten Octobertagen (1847) diese interessanten Siebenberge. Möge Er, der mit den Alpen und ihren Bewohnern so wohl vertraut ist, die Resultate seiner scharfen Beobachtungen auf dieser Wanderung den Freunden der Länder- und Völkerkunde recht bald mittheilen.

B. Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni im veronesischen Gebirge.

A. Zum Districte und zur Pretura Verona gehören:

a) Zwischen der Etsch und westlich vom Valle dell' Anguilla, und südlich der Monti Lessini auf dem Gebirgsrücken I. Erbezzo mit 939 Einwohnern im Jahre 1846.

b) Oestlich vom Valle dell' Anguilla und dem Val di Squaranto findet man II. Bosco Frizolane oder Chiesa nova, und östlich von diesem III. Val di Porro [1]), beide mit 2431 Menschen; südlich von ihnen IV. Cerro [2]) mit 632 Bewohnern, zusammen 4002 Seelen.

B. Zum Districte Badia Calavena und zur Pretura Tregnago gehören, und sind zwischen dem Val di Squaranto und dem Flusse oder Gießbache Progno gelegen: V. Rovère di Velo mit San Vitale in Arco, und südlich VI. Porcaro, beide mit 1598 Einwohnern; dann östlich VII. Saline mit 758 Menschen; ferner nordöstlich über Rovere di Velo VIII. Velo, IX. Azzarino und X. Campo Silvano, zusammen mit 930 M.; weiter zwischen dem Progno und dem Gießbache Chiampo im Thalgelände des Progno links unten: XI. Badia Calavena, wo der Sitz der Gerichtsverwaltung, ursprüng-

---

[1]) Nicht Valdiporro, wie es im Compartimento territoriale delle Provincie dipendenti dall' I. R. Governo Veneto, 1846, p. 8 irrig genannt wird.

[2]) Cerro, lat. cerrus, Cerreiche, Zirneiche, also Eich.

lich Abbadia Calavena, weil ehedem daselbst Canonici waren, mit 1862 M., mitten XII. Selva di Progno mit dem darüber gelegenen Giazza (auch Ghiazza, d. i. Eisgrube), und tiefer östlich hin im Gebirge Campo Fontana, und am meisten östlich XIII. St. Bartolomeo Tedesco, diese beiden Gemeinden zählen zusammen 2267 Bewohner. Somit sämmtliche Tredeci Comuni 11,417 Menschen, und 10,022 M. weniger als die Sette-Comuni, mit fünfzehn Priestern. Nach der Versicherung mehrerer Leute in Asiago redet man in diesen Gemeinden nur noch in Ghiazza und Campo — Fontana cimbrisch.

Diesen Gemeinden war das Recht, die Ihrigen nach eigenen Gesetzen zu richten, zugestanden. Das geschah vermittelst eines Rathes, der aus einem Oberhaupte, Capo (wie einem Ammann), dreizehn Räthen und einem Gerichtschreiber bestand, und eines großen Rathes von 39 Gliedern, worin der allgemeine Statthalter den Vorsitz hatte. Sie hielten ihre Zusammenkünfte und Berathungen in Velo, und zu Abbadia Calavena waren gewöhnlicher Weise die Gerichte des Vicariates *). Auf gleiche Weise hatten die sieben Berggemeinden zu Asiago ihre Gerichte, die aus zwei Richtern für jede Gemeinde und einem Schreiber (Cancelliere) bestanden, und von wo Abgeordnete nach Venedig und andern Städten gingen, um ihr Bestes zu besorgen.

Eine seltene Landkarte mit Bezeichnung der Wach- und Grenzposten dieses Bergstriches ist: 1) Il territorio Veronese e sua diocese nei suoi veri Confini coi posti di publiche guardie, con lungo studio e fatica di D Gregorio Piccoli della Terra di Erbezzo nella Montagna alta Veronese 1747; dann:

2) Le territoire de Verone dressé sur les meilleures Cartes. A Venise par P. Santini. 1776.

3) Carta del Dipartimento dell' Adige e di una parte dei Dip^{ti} Limitrofi, disegnata ed incisa da F. Richard de Rouvre. Verona, 1812.

4) Die Karte des k. k. Generalquartiermeisterstabes.

C. Die deutsche Gemeinde Sappada nebst Sauris in der Pretura Tolmezzo in Friaul.

Ungefähr zur selben Zeit, als Oberwalliser in den Wildnissen von Davos und auf den weidereichen Alpen Vorarlbergs, dann tirolische Hirten und Holzarbeiter in den Sette-Comuni sich niederließen, kamen auch Ansiedler aus dem östlichen Tirol über die Grenzscheide und lagerten sich in der innersten Einöde des Hochgebirgs, das seine Wasser südwestlich durch die Piave in's adriatische Meer niedersendet, und machten sie urbar und wohnlich. Sappada ist ein anderthalb Stunden langes und eben so breites Hochthal, das rings von Felsen umschlossen ist. Sein Name ist romanisch und ganz einfach von zappa oder in der weichern venetianischen Mundart sappa (vgl. das franz. sappe oder sape, sapeur etc., dann das mittellat. zappa), d. i. Hacke, Haue, Karst, abzuleiten. Da zappata einen Schlag mit der zappa bezeichnet, so mag der Leser diesen Namen mit Schlag oder Schläge — wie auch Asiago bei den Deutschen heißt — sich verdeutschen.

Um diese deutsche Sporade inmitten welscher Zunge geschichtlich zu begründen, wollen wir bergüber in's Drauthal setzen, in welches sich

*) Dei Cimbri Veronesi e Vicentini di Marco Pezzo, 1763, p. 43.

östlich von Sillian das Thal Villgraten unweit des alten Heimfels ausmündet. Schon der letzte bojoarische Herzog Tassilo II. schenkte im letzten Jahre seiner Regierung 788 dem von ihm gestifteten Kloster Innichen (vgl. Bd. CXX. A. Bl. S. 9), wodurch das Thal wie Innichen an die bischöfliche Kirche zu Freising, und später als Lehen derselben an den frommen Grafen Arnold von Greifenstein überging. Unter seiner Herrschaft wurde das weidereiche Alpenthal urbar gemacht und von Menschen bevölkert. Nach dessen Tode kehrte es 1140 wieder an die erwähnte Kirche zurück; aber die gewaltigen Grafen von Görz, welche im Sommer auf dem Schlosse Heimfels, dem Schlüssel zum Thale, Hof hielten, wußten sich in den Besitz dieses ihnen wohlgelegenen Thales zu setzen, und machten daraus einen Thier- und Hetzgarten [1]). Nach Leonhard's, des letzten Grafen von Görz Tode, der am 12. April 1500 auf dem Schlosse Bruck bei Lienz starb, kam Heimfels mit dem Thale an K. Maximilian I., und dieses feste Schloß war eine Niederlage für Pulver und andern Kriegsvorrath in den Kriegen gegen Venedig. Nun zurück nach Sappada, dessen Bewohner aus dem Villgratner-Thale stammen.

Als das Schloß Heimfels, das Einige Heunfels, ja Hunnenfels deuteten, von seinen Zwingherren gebaut wurde, mußten auch die Villgratner Frohndienste leisten und wurden sclavisch behandelt, so daß Mehrere auf den italienischen Boden hinüberflohen. Der Uebertritt soll, nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Pfarrers Joseph Gallanda in Sappada, etwa vor sieben Jahrhunderten geschehen seyn. Sappada war damals ein nur vom Wilde bewohntes Waldthal. Die Flüchtlinge bauten sich unter dem sogenannten Hochstein hölzerne Hütten, lebten von Wildpret und beschäftigten sich mit dem Graben des dortigen Eisenerzes. So wuchs ihre Anzahl auf sieben und zwanzig Familien, welche beschlossen, daselbst beständig zu verbleiben, und zu gleicher Zeit ihren Aufenthalt dem Patriarchen zu Aquileja anzuzeigen. Dieser nahm sie liebevoll in seinen Schutz, gab ihnen Privilegien und Schenkungen, und gestattete nicht nur den Gegenwärtigen, sondern allen noch Kommenden beliebige Niederlassung.

Es war nämlich vom K. Konrad II. Friaul, wohin schon Karl der Große (deutsche?) Lehensleute gesetzt hatte, dem Patriarchen Popo von Aquileja geschenkt, und ihm auch am 13. Sept. 1028 das Münzrecht verliehen. Seine Nachfolger blieben durch beinahe vier Jahrhunderte in dessen Besitze. Als der Patriarch Ludwig, Herzog von Teck, sich im J. 1418 mit Venedig in Krieg eingelassen hatte, nahm und behielt die Republik ddto. 6. Juni 1420 dieses ihr so wohl gelegene Land um so leichter, da ihr die geldbedürftigen Kaiser große ihnen dargeliehene Summen schuldeten. Demnach war auch das friaulische Carniathal [2]), zu dem auch Sappada gehört, bis zum J. 1420 diesen Kirchenfürsten unterthan.

Diese Ansiedler zu Sappada gehörten, bevor sie eine eigene Kirche hatten, zur Pfarre St. Marien in Carnia, sechsthalb Stunden abwärts gegen Udine, wohin sie zur Messe und zum Empfange der Sakramente kamen und auch ihre Todten begruben, wie man noch gegenwärtig die Grabstätte der Sappadiner in gehauenem Steine daselbst sehen kann.

---

1) Vgl. Beda Weber's Land Tirol, Bd. III. S. 471; dann Dr. Staffler's Tirol und Vorarlberg, Bd. II. S. 389 f.

2) Carnia heißt die ganze nordwestliche Gebirgslandschaft von Friaul. S. von Spruner's historischen Atlas Nr. 6, wo in Friaul das Gastaldat Carnea eingezeichnet ist, dann Nr. 70. — Das Patriarchat Aquileja wurde mit Genehmigung des Papstes Benedict XIV. im J. 1751 aufgehoben, und daraus für den österreichischen Antheil das Erzbisthum Görz und für den venetianischen das Erzbisthum (jetzt Bisthum) Udine errichtet.

Damals war diese Marienkirche die einzige und nächste. Wann die erste Kirche in Sappada erbaut wurde, ist nicht bestimmt. Man will behaupten, etwa hundert Jahre nach der Ansiedelung; sie ging im J. 1770 durch den Blitz zu Grunde, und im J. 1778 ward die heutige große und stattliche vollendet. Als Patrone werden besonders die h. Margaretha, dann die Heiligen Hermagoras und Fortunatus, die Patrone der einst berühmten Kirche zu Aquileja, verehrt. Die Priester, welche dieser Pfarre vorstanden, waren theils Italiener, die in Deutschland studirt und sich die deutsche Sprache eigen gemacht hatten, theils geborne Sappadiner. Der dermalige Pfarrer, Herr Gallanda, wurde nach dessen von mir erbetener Mittheilung zu St. Peter in der Schlavania (Slavonien?) geboren, in Cividale, wo seine Aeltern haussäßig waren, erzogen und zu Udine, wo er seine Studien vollendet hatte, zum Priester geweiht. Er war in keiner deutschen Schule, ist aber des Lesens und Schreibens dieser Sprache kundig, wenn er auch letzteres gänzlich außer Uebung gesetzt hat. Als junger Geistlicher verweilte er durch acht Jahre zu Thurn am Hart in Unterkrain bei dem Grafen von Auersperg als Schloßkaplan, und lernte daselbst unsere Sprache. Nach seiner Rückkehr schickte ihn der Bischof von Udine vor 24 Jahren wegen seiner Kenntniß der deutschen Sprache in diese deutsche Berggemeinde. Die beiden Briefe, welche ich aus Sappada erhalten habe, sind in seinem Auftrage vom dortigen Schullehrer Thomas Pichler d'Adamo in ziemlich correctem Deutsch und recht leserlicher deutscher Handschrift geschrieben.

Leider reichen die Tauf- und Sterbebücher zu Sappada nicht über das Jahr 1666 hinauf, in welchem die frühern verbrannt sind. Die Familien führen meistens natürlicher Weise die Namen der Weiler, die sie bewohnen oder von denen sie herstammen, nur manchmal auch mit italienischer Färbung und Vermummung, wie in den Sette-Comuni, z. B. Soldrer, ital. Solero; Pichler, ital. Colle (vom tirolischen Pichel, alemann. Bühel); Quing (in Tirol gibt es noch Kink), Galler, Brunner, ital. Fontana, Hofer, Kratter, Lanner, Obweger, Ecker, Buicher, d. i. Bucher und Benedicter, welche alle tirolischer Abkunft sind; die zwei italienischen Familien heißen Cecon und Pulise; aus Kärnthen sind die Eder und Tassenbacher, welche in neuester Zeit haussäßig geworden sind.

Die Pfarre Sappada zählt dreizehn Dörfchen oder Weiler, und zwar rechts an der Piave hinauf das große Dorf (Granvilla nach der Karte des k. k. Generalquartiermeisterstabes) mit der Kirche, Pichel, Bach, Mühlbach (Milpa auf der Karte), Gattern, Hofe, Brunner (Fontana), Kratten, Weger, Ecke, Buicher, Cretta, und über diesem auf dem linken Ufer der Piave Zupaden oder Cima Sappada.

Auch die Berge, welche Sappada in ausnehmender Schönheit pyramidalisch umschließen, haben deutsche Namen; so der Weißenstein oder Pieralba, mit einem Brunnen auf dem Gipfel gegen Kärnthen, unter welchem in der Alpe Zez die Piave entspringt, in die der Zährenbach, der Mühlbach und Krummbach (auf der Karte R.(ivo) Crum) sich ergießen; auch liegen gegen Norden der Eisenberg (M. Ferro), der Hochstein und Scheibenkofel; der Spitz und Kreuzpichel gegen Mittag; der Eulen- und Eckenkofel gegen Abend. Die vorzüglichen Alpen, auf denen das Vieh weidet, sind Zez oder Zesis (Sesis) und Ecke.

Die Sappadiner sind gesunde und starke Leute, haben wohl-

gebaute Körper und schöne, frische Gesichtsfarbe. Sie sind arbeitsam, betragen sich sittlich und ahmen in Allem mehr dem Deutschen als Italiener nach.

Am Fuße der kahlen Felsen, welche Sappada umschließen, stehen die Wälder, von denen man, weil sie unter Administration stehen, wenig Nutzen hat; dann die Wiesen und im Mittelpuncte die Baugründe, die aber wenig fruchtbar sind, und nur Gerste, Hafer, Bohnen und Erbsen erzeugen. Die Wiesen hingegen geben gutes und reichliches Heu, somit finden die Bewohner durch Viehzucht, Milch, Käse und Schmalz ihre Nahrung. Während des Sommers ist Sappada ein niedlicher, angenehmer Aufenthalt. Niemand klagt über allzugroße Hitze, da es bei 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Es wird gegenwärtig von etwa 1200 Menschen bewohnt; es wären zwar 1400 Einwohner, allein an 200 derselben sind ausgewandert; den Schwalben gleichen viele der jetzigen Einwohner, indem sie bei einbrechendem Herbste ihre Familien verlassen, nach Tirol, Kärnthen, Steiermark, Salzburg, Bayern, ja selbst nach der Schweiz hinausziehen, und im Frühlinge wieder mit ihren Ersparnissen zu den Ihrigen heimkehren. Besonders seit zwei Jahren leidet dieses Bergdorf grosse Noth wegen Fäulniß der Erdäpfel, der Hauptnahrung der Sappadiner.

Ihre Kleidung ist einfach und ehrbar. Die Männer tragen wollene und leinene Halbröcke, die Jugend lange und die Alten kurze Beinkleider; gleichfalls trägt das Frauenzimmer wollene und leinene Spenser und dergleichen schwarze und bunte Röcke.

Die Wohnungen der Sappadiner sind, mit Ausnahme von zwölf Häusern, sämmtlich aus Holz gebaut, mit zwei Stockwerken über der Erde, und haben ohne Keller acht bis zehn Zimmer, in denen auch bisweilen zwei bis drei Familien wohnen. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 130 mit 200 Familien. Von außen fallen sie nicht sehr angenehm in's Auge, weil sie uralt sind; ihr Inneres aber zeugt von deutscher Reinlichkeit. Jede Küche so wie jeder Ofen hat seinen Rauchfang, der über das Dach emporragt.

Die allgemeine Mundart ist die deutsche, und hat seit den drei und zwanzig Jahren, durch welche Herr Gallanda daselbst Pfarrer ist, durch das Auswandern in deutsche Landschaften und Wiederheimkehren sich merklich verbessert. Die Predigt nebst Christenlehre und Beichte wird deutsch, der Schulunterricht aber deutsch und italienisch gehalten. Das männliche Geschlecht spricht auch italienisch, selten hingegen das weibliche.

Da unser Sappada in dem Schooße seiner Kalkberge Eisen-, Blei- und Kupfererz, wie auch Steinkohlen birgt, so würde die Eröffnung dieser Minen das Loos der armen und fleißigen Leute gewiß erträglicher machen. Der mehrerwähnte Herr Pfarrer hat zu seiner großen Freude in seiner Gemeinde einen Marmorbruch von so ungeheurer Größe entdeckt, daß er nach seinem Berichte Europa damit versehen könnte. Dieser Marmor ist weiß und makellos, und wurde in Venedig und Mailand von Sachkennern für besser als der Statuario von Carrara befunden. Dessen Ruf erschallet durch ganz Italien, und viele Kenner haben ihn mit größter Verwunderung besichtigt.

Ueber die kleine Bergpfarre Sauris.

Südlich von Sappada, gleichfalls im Hochgebirge im nämlichen Districte Tolmezzo, liegt Sauris (Sauris di sopra und Sauris di sotto) mit 573 Menschen. Diese armen Sauraner, zu denen —

wie Herr Pfarrer Gallanda mir berichtet — nicht einmal ein Fahrweg angebracht werden kann, gleichen nach dessen Mittheilung weder an Körperbau und Gesichtsfarbe, noch an Bildung und Kleidung den Sappadinern, sondern vielmehr den Bergbewohnern Friauls, wo einige Orte lange deutsche Namen führten. Sollten diese Sauraner ihr letzter Rest seyn? Sie sprechen eine gedehnte, verdorbene deutsche Mundart, die mit italienischen und unverständlichen Wörtern untermischt ist, so daß auch hier die deutsche Zunge bald abgestorben seyn wird. Ihre Häuser sind meist von Holz gebaut; ihre Nahrung gleicht der der Sappadiner. Heu ist das Haupterzeugniß, ihr Vieh gibt ihnen Milch, Käse und Schmalz.

Wie im nordwestlichen Winkel Friauls zu Sappada und Sauris sich deutsche Ansiedler niedergelassen haben, so finden wir auf ähnliche Weise gegen Nordosten derselben Landschaft im Resia-Thale eine slavische Sporade, welche über die karnischen Alpen eingewandert ist. Wir nehmen uns die Freiheit, unsere deutschen Leser auf sie aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß dieselben Erscheinungen, wie ich sie in diesen Jahrbüchern Bd. CVI. S. 54 (und S. 29 f. in den Separatabdrücken) darstellte, nach den gleichen Naturgesetzen sich hier wiederholen, nur daß die beiden Elemente slavisch und italienisch sind. Besonnene und kritische Untersuchungen über die Uebergänge, Mischungen und Schattirungen der slavischen — deutschen — und italienischen Volkselemente in den karnischen und julischen Alpen von land-, sprachen- und volkskundigen Männern würden gewiß überraschende Resultate geben.

D. Das Thal Resia und die Resianer in Friaul.

Nach der Karte des k. k. Generalquartiermeisterstabes zieht sich von Risiutta, einer Poststation auf der Straße von Ponteba nach Udine, östlich gegen das görzische Flitsch hin das Canale della Resia, das von einem gleichnamigen Wildbache durchströmt ist. Auf der linken Seite dieses Resia-Baches liegen thaleinwärts Gniva und Oseacco, auf der rechten St. Giorgio, Resia, Stolvizza, welche alle zusammen nach dem mehr erwähnten Compartimento Territoriale etc. dell' I. R. Governo Veneto, 1846, p. 29, mit einer Bevölkerung von 2739 Menschen die Pfarre Resia in dem Districte und in der Pretura Moggio der Provinz Udine bilden.

In dieses Bergthal wanderten in unbekannter Zeit — am natürlichsten über den hohen Gebirgsrücken, wie die Karte zeigt, aus dem Flitscherboden, hauptsächlich von Raibl und Saaga her — in günstiger Jahreszeit auf die Weide Hirten und in die Wälder Holzarbeiter slavischer Zunge, von denen Höhen, Felsen, Berge, Gräben, Bäche, Thäler, Wälder, Aecker u. s. w. zum Theile heute noch ihre Namen, wenn auch mehr oder minder entstellt, behalten haben. Wir finden auf der genannten Karte in und um das Resiathal viele derlei Namen, von welchen mehrere unser gelehrter Slavist, Herr Dr. Miklosich, Beamter an der k. k. Hofbibliothek, auf bessere Schreibweise gebracht und wie folgt erklärt hat, z. B.:

R.(ivo) Poloch soll wahrscheinlich Potok, siccus, Bach, heißen; R. Suipotoch, d. i. suhi potok, siccus, rivus, das lat. torrens, unser deutsches Dürrenbach, welches Wort ich in den Alpen öfter hörte; R. Cernipotoch, d. i. crni potok, Schwarzenbach; R. Slofigni potoch, d. i. Slovénji potok, Wendenbach; R.

Bila, richtig běla, weiß, vgl. Belgrad, Biela, Bielitz; Zapotoco, slav. za potokom, hinter dem Bache; R. duol = Thalbach, von dol, Thal; dolina, Thälchen, daher der Name Dolliner, pradolino, wahrscheinlich aus dem ital prato, pra, und dem slav. dolina, daher etwa Wiesenthal. Da die Italiener und die Verfertiger der Karte das slavische Potok nicht mehr verstanden, setzten sie pleonastisch Rivo voran.

Berdo, gegen den Monte Babba (d. i. baba, vetula), slav. richtig brdo, Berg, daher die dunkeln Zusammensetzungen Tonperdo, Toperdo.

Pechinie, slav. pečinje, Felsen; cerna p e g, d. i. črna peč, Schwarzenfels.

Pianina, slav. planina, Alpe; Planinizza, slav. planinica, dasselbe.

Podjauer, pl. podjavor, etwa Unterahorn (acer), vgl. Jauer in Schlesien, Jabornigg ꝛc. M.(onte) Tasajavoram, aus dem dunkeln ta · und sajavoram = za javoram, hinter dem Ahorn?

Gniva, slav. njiva, Acker, Feld.

Goriuda, von gora, oben; goregnavas, gorenja vas (Dorf), Oberdorf, Podgora, slav. podgora, Unterberg; vgl. Podgorze bei Krakau.

Jame, Graben, podjama, slav. pod-jama, Untergraben; za juma, slav. zajama, Hintergraben.

Jelina, Tanne.

Las, Wald, daher R.(ivo) Lasnik, d. i. Waldbach, der unweit des Monte Babba in die Resia stürzt; vgl. Lassing-Bach mit seinem schönen Wasserfalle in Niederösterreich.

Laschi cole, laški, Italus, Welsch; cole ist dunkel; laschi plas, d. i. laški plaz, welscher Schneeberg.

Nischivarche, slav. niski vrh, Niederberg.

Oseacco, d. i. Osek; vgl. Ossiach in Kärnthen, Ossegg in Böhmen ꝛc.

Scale, slav. skale, Felsen.

Slatioa, Sauerbrunnen.

Slebe, slav. žleb (?), Rinne.

Sriedni bosch, slav. srédniji und ital. bosco, Mittewald.

Staremlin, slav. stari mlin, alte Mühle, Altmühl.

Starmaz, slav. strmec und starmizza, strmica, steile Höhe.

Ueber diese Slaven im Thale Resia enthalten die vaterländischen Blätter für den österr. Kaiserstaat, Wien 1816, S. 176—180, einige Notizen, welche der selige Kopitar († 1844) aus den in französischer Sprache geschriebenen Papieren des berühmten polnischen Reisenden (um 1790), Johann Grafen von Potocki, die sich in der gräflich Ossolinskischen Bibliothek befinden, zur Vergleichung mit einem ähnlichen Aufsatze von dem dort gewesenen Feldpater Anton Pišely, einem Böhmen, ddto. 14. April 1801 in Dobrowsky's Slavin, Prag 1808, S. 129—127 (dann von Wenzel Hanka, Prag 1834, S. 118—124) zu dem Zwecke mitgetheilt hat, daß dortige Forscher die Untersuchung über diese, lange unter Venedigs Herrschaft isolirten Slaven sich angelegen seyn lassen. Seitdem ist eine »Nachricht über die Resianer« aus einem Schreiben J. Greznieswki's, Professors zu Charkow, an Herrn Custos Wenzel Hanka in Prag, ddto. Cividale 2. Mai 1841, in den Časopis českého Museum 1841, p. 341 niedergelegt. Eine theilweise Uebersetzung aus der böhmischen Časopis verdanke ich der freundlichen Güte

des Herrn Doctors Beck, Erziehers Sr. Durchlaucht des jungen Fürsten Adolf von Schwarzenberg, nach welcher Herr Professor Grezniewski vier Dörfer nennt, welche die Resianer bewohnen, als: Bjila, Njiva, Osean, Solbica, und vier Marktflecken (?!): Rawenetz, Lipowetz, Kuritis, Učei (sprich Utschej), und außerdem in einzelnen Gehöften, als: na Križecich, za Mlinom, u Kolištji, u Martina, na Lazu, u Hözdi, u Lištjace, na starim mlinu, na černim potoci, pod Rusštji, na Gospodnici. In diesem letzten Hofe soll der gemeinsame Ahnherr aller Resianer gewohnt haben, der nach dem hochwürdigen Herrn Odorico Buttolo aus Rusia, d. i. Rußland gekommen ist (?). In Rawenz, das wohl der heimische Name für Resia ist, steht nach dem Grafen von Potocki die Hauptkirche auf einer Anhöhe, Prato genannt, ungefähr gleichweit von den vier Dörfern entfernt, in deren jedem nach Grezniewski ein Kirchlein ist. Die Pfarr-Register gehen nach dem Herrn Grafen nur bis zum J. 1590 zurück. Vor 1390 hatte ein benachbartes Kloster die Seelsorge in diesem Thale. Diese Angabe scheint mir, wenn sie sich bestätigt, ein Haltpunct zu weiterer Forschung zu seyn. Dürfte nicht dieses Gotteshaus slavische Dienstleute, Arbeiter und Hirten in diese seine Berge genommen haben, wie sie z. B. St. Gallen in Appenzell, die Mehrerau im Bregenzerwalde und andere anderswo hatten, und so den Grund zur Beurbarung dieser blühenden Berglandschaften legten? Die Familien, die in diesen alten Kirchenbüchern vorkommen, bestanden noch (um 1790) alle. Ihre Namen sind Butul, Folador, Cucus, an einer andern Stelle richtiger Kus (Amsel), Brida, Hrug, Bilina, Quaja, Mosnik; Modot, Longhino, Leonardi, Bobàtz, Clement, Letich, Paletto, Tranchon, Pielich und Andere.

Die Resianer nennen, nach dem Grafen von Potocki, in ihrer Mundart einen Priester Jero oder Jerun. Diese Benennung ist griechischen Ursprungs (ἱερεύς) und scheint zu zeigen, daß sie zu einem der slavischen Zweige gehören, die ihren Glauben von den Griechen und nicht von den Lateinern erhalten haben. Jedoch ist ihre Sprache nur eine Unterart vom Dialekte der Nachbarn.

Die Einwohner leben in der mittlern Region des Thales; unten sind steinige Flächen ohne ein Blättchen Gras, über das Gestein fließt die Resia und drei Bäche, die in sie fallen; oben sind nackte, kaum zugängliche Höhen. Daher nichts als Armuth; das Volk hilft sich so gut es kann. Die Männer ziehen nach Krain und weiter als Taglöhner, und nach Potocki auf den Handel, die Weiber sind nach demselben zu harten und schweren Arbeiten verdammt, nach Grezn. verkaufen sie in der Nachbarschaft ihre Handarbeit (welche?) oder betteln. Die Häuser sind nach Ersterem ohne Rauchfänge und ihre Zimmer gewölbt. Sie machen das Feuer in einem Winkel, und der Rauch geht zur Thüre oder zum Fenster hinaus. Nach Letzterem, etwa fünfzig Jahre später, sind die Häuschen von italienischer Bauart, manche recht hübsch mit zwei oder drei Stockwerken und mit Stuccatur, geweißt, von Mauern eingefaßt, innerlich geputzt. Wenn die Häuschen seit den Neunziger Jahren sich so sehr verschönert haben, so ist das ein Zeichen erhöhten Wohlstandes und bessern Geschmacks. Aber höchst auffallend ist die Verminderung der Bevölkerung. Anton Pisely zählte 7000 (?) von Viehzucht und Ackerbau (?) lebende Menschen im J. 1801 und Prof. Grezniewski vierzig Jahre später 2067 (?), das wäre eine unerhörte Abnahme von 4933 Menschen; fünf Jahre später; im J. 1846, hatte nach beglaubigter Angabe das ganze Thal 2739 Einwohner, das wäre seit 1801 eine jährliche Abnahme von 94 bis 95 Personen.

Die Gäßchen in Resia sind nach Grezniewski schmal, desgleichen die Wege. Sie breiter zu machen ist keine Ursache, weil es im ganzen Thale keinen Wagen, kein Pferd und keinen Ochsen (bei einiger Viehzucht?) gibt. Die Leute gehen zu Fuß und die Aecker sind so klein und schlecht, daß man sie durchaus nur mit der Hand bearbeiten kann. Es gibt auch Gärten und Weingärten. Ihre Hauptnahrung ist Polenta, Käse, Eier und Gemüse; Schweine- und Rindfleisch ist eine Seltenheit. Die Tracht der Männer ist die deutsch-furlanische *); die Weiber tragen einen schwarzen „t'úmazat" mit einem schwarzen Gürtel und ein farbiges Tuch oder eine weiße „péta" am Kopfe, eine einfache aber angenehme Tracht, besonders gefällig ist die seitwärts gebundene pé'ta, welche den Kopf halb deckt, während an der halbentblößten rechten Seite die breiten Bandenden herabhängen und dem Gesichte etwas Leichtes und Keckes geben.

Die Resianer sind lustige Leute. Ihr Hauptfest ist der Maibaum am ersten Mai in Rawenz bei der Pfarrkirche, und deßhalb ohne Tanz und Gesang. Dafür werden aber andere Feste (St. Veit, St. Georg, St. Karl — ein aus Italien eingeführter Heiliger — und St. Florian) und überhaupt alle Sonntage nicht ohne Sang und Klang gefeiert. Die Resianka ist ein schöner Tanz. Die Männer stellen sich in eine Reihe den Mädchen gegenüber, die beiden Reihen nähern und entfernen sich wieder; dann tanzen die Paare auf dem Platze, hierauf bildet sich ein Kreis und bewegt sich rechts und links, endlich schreiten die Paare hinter einander wie bei der Polonaise; dazu wird gesungen. Sie singen verschiedene Lieder, auch viele furlanische.

Daß auch in dem südlich von Resia gelegenen Gebirge, in dem die Landkarte noch viele slavische Namen von Bergen, Bächen und Ortschaften nachweiset, sich noch heut zu Tage slavische Bewohner erhalten haben, erhellet aus einem Schreiben desselben Professors Grezniewski aus Görz am 3. Mai 1841 (s. Časopis S. 34). Von Resia, berichtet derselbe, ging ich nach Venzone, Gemona, Tracento (richtiger Tarcento) und von da links in die Berge. Der Fußpfad führte längs dem Bache Tor in die Höhe über Gestein sehr mühsam empor. Als wir saßen und schwatzten, kam ein Mann aus dem Gebirge, führte eine Kuh und sagte: „Laudato sei'l nomo di Cristo — sei laudato, antwortete ich und fragte; A vy nejste truden, d. i. Ihr seyd nicht müde? Der Mann machte große Augen und wollte nicht glauben, daß ich nicht furlanisch spreche. Das Furlanische (friaulische Volkssprache) herrscht hier so mächtig, daß die Slaven furlanisch beten, die Predigt hören und in der Schule lernen. In zwei Stunden kam ich nach Ter (furlanisch Ložewaw), wo ich in dem Kaplan einen gebornen Slaven zu finden vermuthete.. Dieser war nicht weniger als jener Mann aus dem Gebirge erstaunt, nahm mich so gut als möglich

*) Demnach scheint das deutsche Element einst auch in Friaul eingedrungen zu seyn. Ueber deutsche und welsche Ortsnamen in diesem Lande, z. B. Udine und Weiden, Timau und Tischlerswang, vgl. Bd. CXX. A. Bl. S. 23 *). Vielleicht sind die Bewohner von Sauris noch ein deutsches Ueberbleibsel. Der Friauler Thomasin von Zirclaere (auch Tirkelère) und Thomasin von Clär, aus dem Geschlechte derer von Circlaria, wie v. Karajan in Haupt's Zeitschrift Bd. V. 241 nachweiset, dichtete um 1215 in deutscher Sprache »den welschen Gast,« ein umfangreiches Lehrgedicht voll tiefer, wahrhaft philosophischer Gedanken. Möge Hr. Dr. Georg Karl Frommann in Koburg recht bald mit einer kritischen Ausgabe dieses Gedichtes unsere Literatur bereichern.

auf und erzählte mir von seinen Landsleuten alles was er wußte. Nun ging ich nach seinem Rathe und seiner Marschroute weiter in's Gebirge, und fand einen Slaven in dem Geistlichen zu Nimise (wohl Nimis, dessen Gemeinde 3371 Bewohner zählt). Nur diese zwei Priester sind Slaven, alle übrigen Furlaner und verstehen kein Wort slavisch. Die Zahl der Slaven, die in diesem Gebirge leben, beträgt wenigstens 19,000 Menschen, die arm sind. Die Häuser sind wie bei den Resianern aus Stein nach furlanischem Muster, nur schlechter und nicht so reinlich. Nahrung und Tracht sind dieselben. Die Männer kleiden sich furlanisch. Die Aermeren und die Weiber tragen den Cimezot ähnlich dem resianischen Tjumazat mit einem breiten weißen Gürtel und am Kopfe ein Tuch fast wie in Böhmen. St. Georg ist ihr Hauptfest, an welchem Tage (24. April) die Slaven das Frühlingsfest feiern. Ihr Nationaltanz heißt Douhi (oder dougi) ples, d. i. der lange Tanz, oder auch Kolo (der Reigen); bei den Furlanern laschiava, d. i. der Slaventanz. Die Tänzer fassen sich dabei an den Händen und schreiten singend im Kreise rechts und links. Nicht weit von Mekota ist ein schönes Feld, wo sich am Tage des h. Johanns des Täufers eine Menge Volkes versammelt und um das Feuer tanzend ein bestimmtes Lied singt.

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844.

Von Professor Dr. Tischendorf zu Leipzig.

Arbeiten über die alte lateinische Uebersetzung des neuen Testaments.

II. Die Bobbienser Evangelienfragmente zu Turin.

(Fortsetzung.)

Fol. IX. vereo
fatum fuer· in quod [1]) illut condis
tis habetis [2]) in vobis panem· paca
X, 1. ti estote in illa [3]) invicem et inde pro
fectus venit ad fines judaeae·
trans iordanen et convenit tur
ba iterum ad illum et secundum
consuetudinem docebat illos
v. 2. et interrogabant illum· si licet·
viro docuitimittere [4]) uxorem tenp
v. 5. tantes [5]) eum ille autem respo-

---

[1]) So heißt's, nicht wie Fleck hat: fuerint quod. Von 3. Hand ist jedoch fuerit in quod hergestellt.

[2]) *** corrigirt habete und sodann salem für panem.

[3]) *** corrigirt pacem avete (oder vielmehr, da nur ti es durchstrichen ist, avetote). illa ist ausgestrichen.

[4]) Durch die Punkte über ocuit ist dimittere hergestellt, wohl von der 1. Hand selber. Die 3. Hand bemerkt noch zum Ueberflusse de über oc

[5]) tenptantes (sonst gewöhnlich temptantes) heißt's, nicht temtantes.

dit [1]) et dixit quid vobis mandavit
v. 4. moses· illi autem dixerunt·
jussit mosei [2]) libellum repudi scri
v. 5. bere et sic dimittere respon

* * *

fuerit: in quo illud condietis? Habete in vobis sal, et pacem habete inter vos.

X, 1. Et inde exsurgens venit in fines Judaeae ultra Jordanem: et conveniunt iterum turbae ad eum: et sicut consueverat, iterum docebat illos.
v. 2. Et accedentes Pharisaei interrogabant eum: si
v. 3. licet viro uxorem dimittere? tentantes eum. At ille respondens
dixit eis: Quid vobis praecepit Moyses?
v. 4. Qui dixerunt: Moyses permisit libellum repudii scri-
v. 5. bere et dimittere. Quibus respon

Fol. X. recto

dit autem hs· et dixit illis ad duri
tiam cordis vestri scripsit moses·
v. 6. mandatum istut· ab initio au
tem credimusturae [3]) masculu
v. 7. et feminam fecit di [4]) et propterea
relinquet homo patrem suum
et matrem· et inprobitas [5]) mu
v. 8. lierem· et erunt in una carne·
itaque non erunt duo set una
v. 9. caro quot dom [6]) conjuncxit· ho
v. 10. mo non separet· et in domo in
terrogaverunt eum iterum dis
v. 11. cipuli secreto de isto sermone et
dicit illis· quicumque remiserit·

* * *

dens Jesus ait: Ad duritiam cordis vestri scripsit
v. 6. vobis praeceptum istud. Ab initio autem creaturae
v. 7. masculum et foeminam fecit eos Deus. Propter hoc relinquet
homo patrem suum et matrem, et adhaerebit
v. 8. ad uxorem suam. Et erunt duo in carne una. Itaque
v. 9. jam non sunt duo, sed una caro Quod ergo Deus
v. 10. conjunxit, homo non separet. Et in domo iterum discipuli
v. 11. ejus de eodem interrogaverunt eum. Et ait illis: Quicumque
dimiserit.

---

1) Aus dit ist von *** corrigirt des (also respondens), doch ohne Tilgung des folgenden et.

2) So, nicht Moses, hat das Mſ.

3) Ueber dimus stehen Punkte und über d noch a, so daß vollständig creaturae corrigirt ist, von ** oder *.

4) Die 3. Hand macht daraus ds und setzt noch davor eos.

5) Das s ist von viel kleinerer Schrift. Eine Correctur liegt nicht vor.

6) Aus dom (d. i dominus) hat die 3. Hand ds (d. i. deus) gemacht und nach quot noch ergo hinzugesetzt. Irrig Fleck: »deus (corr. ex deum).«

Fol. X. verso

uxorem suam et dixerit [1]) aliam moe
v. 12. chatur super eam et quae relinquit
mulier virum· et alii nubet moe
v. 13. chatur super illo· [2]) et offere
bant illi infantes ut tangeret
illos· discipuli autem corripi
v. 14. ebant eos· cum vidisset autem
hs indignatus est et dixit illi·s·
inite [3]) pueros venire ad me et
nolite eos vetare saluum [4]) est
v. 15. enim regnum dom· [5]) amen di
co vobis quicumque non ne [6])
ceperit regnum dom [7]) quasi pu
v. 16. er non introivit in illut et

* * *

uxorem suam et aliam duxerit, adulterium committit
v. 12. super eam. Et si uxor dimiserit virum suum et alii
v. 13. nupserit, moechatur. Et offerebant illi parvulos, ut tangeret
illos. Discipuli autem comminabantur offerenti-
v. 14. bus. Quoscum videret Jesus, indigne tulit, et ait illis: Sinite
parvulos venire ad me, et ne prohibueritis eos:
v. 15. talium enim est regnum Dei. Amen dico vobis: Quisquis non
receperit regnum Dei velut parvulus, non intrabit in illud
v. 16. Et

Fol. XI. recto

complexus illos superponebat
manus super illos et benedice
v. 17. bat eos· et cum prodisset genib·
obsecrans illum quidam· inter
rogabat dicens· magister optu [8])
me quit faciam· ut victam [9]) aeter
v. 18. nam consequar hs autem
ait illi quid me vocas optimum
nemo optimus nisi unus· dom [10])
v. 19. Custodi mandatum· ne adulte
rium ammiseris· ne fornicatus

---

1) ** corrigirt doxerit (hier wie öfter o für u).

2) Hier scheint s ausradirt zu seyn.

3) *** corrigirt sinte (wohl compendiös für sinite). Vorher steht illi·s· mit dieser verkehrten Interpunktion.

4) Für s corrigirt *** t, so daß es nun taiunm heißt. Fl. edirt willkürlich talium.

5) Dieß heißt domini (Fl. edirt dei); *** corrigirt dei.

6) *** macht r aus n.

7) Hier ist der gleiche Fall wie unter 5).

8) *** schreibt opteme. So edirt Fleck.

9) *** macht daraus vitam (so edirt Fleck) oder vielmehr, wie es scheint, vietam.

10) Die dritte Hand corrigirt deus. Fl. gibt nur die Correctur an.

fueris· ne furatus fueris· [1]) ne fal
sum testimonium dixeris· 'il'
'le autem respondens dixit' [2])

* * *

complexans eos et imponens manus super illos, bene-
v. 17. dicebat eos. Et cum egressus esset in viam, procurrens quidam
genu flexo ante eum, rogabat eum: Magister bone,
v. 18. quid faciam ut vitam aeternam percipiam? Jesus autem dixit ei:
Quid me dicis bonum? Nemo bonus nisi u-
v. 19. nus Deus. Praecepta nosti: Ne adulteres, Ne occidas, Ne fure-
ris, Ne falsum testimonium dixeris,

Fol. XI. verso

ne abnegaveris· honora patre̅
v. 20. tuum et matrem ille autem
respondens dixit magister
omnia ista observavi a juve̅
ta [3]) mea.
v. 21. H̅s autem inuitus [4]) illum dilexit·
illum et dixit illi unum tibi de
est vade quaecumque habes·
vende et distribue pauperibus·
et habebis thensaurum in cae
v. 22. lo et veni sequere me ille au
tem constristatus [5]) super illum
sermonem abit [6]) tristis fuit eni̅
habens multae divitias et agros

* * *

Ne fraudem feceris, Honora patrem tuum et matrem.
v. 20. At ille respondens ait illi: Magister, haec omnia ob-
v. 21. servavi a juventute mea. Jesus autem intuitus eum dilexit eum,
et dixit ei: Unum tibi deest: vade, quaecumque habes vende et da
pauperibus, et habe-
v. 22. bis thesaurum in coelo: et veni, sequere me. Qui contristatus
in verbo, abiit moerens: erat enim habens multas possessiones.

Fol. XII. recto

v. 34. et circumspexit X̅I̅I̅· h̅s et dixit
discipulis suis· quomodo· dedif
ficulter· qui̅ divitias habent in
v. 24. regnum d̅i intrabunt disci
puli autem ejus admirabantur

---

1) Die Worte ne furatus fueris hat Fleck übersehen.

2) ille bis dixit (was Fl. ohne Weiteres edirt) steht in Klammern, wodurch es vielleicht schon von * getilgt ist.

3) Die zweite Hand notirt te über der Linie, wodurch juventate corrigirt wird.

4) Ist intuitus, nur ist das erste t durch Versehen ausgefallen.

5) Constristatus ist ohne Correctur geblieben, so wie auch multae vor divitias.

6) abit hat das Ms., nicht abiit, wie Fl. angibt.

super sermonem ejus·
hs autem iterum respondens di
cit quam discolum est in regnu
v. 25. di introire· facilius est camel
lum per cavernam acus intro
ire quam divitem in regnum
v. 26. di· illi autem vehementius
admirabantur· ad invicem di
centes et quis poterit salvarii.

* * *

v. 23. et circumspiciens Jesus, ait discipulis suis: Quam difficile
v. 24. qui pecunias habent, in regnum Dei introibunt! Discipuli autem
obstupescebant in verbis ejus. At Jesus rursus respondens ait illis:
Filioli, quam difficile est, confidentes in pecuniis in regnum Dei
v. 25. introire! Facilius est, camelum per foramen acus transire,
v. 26. quam divitem intrare in regnum Dei. Qui magis admirabantur,
dicentes ad semetipsos: Et quis potest salvus fieri?

Fol. XIi. verso

v. 27. contemplatus autem illos hs di
xit aput homines inpossibile
est aput dominum [1]) possibile est·
v. 28. et coepit petrus dicere illi ec
ce nos reliquimus omnia et se
v. 29 cuti sumus te respondit aute
hs dixit amen dico vobis· nemo
est qui reliquerit domum aut
fratres· aut sororem et matre
et filios causa mei et evangeli·
v. 30. et non relinquet [2]) centumplicia
cum persecutionibus in isto sae
culo· in saeculi autem ven
turo vitam aeternam conseque

* * *

v. 27. Et intuens illos Jesus ait: Apud homines impossibile est, sed
non apud Deum: omnia enim possibilia sunt apud Deum.
v. 28. Et coepit ei Petrus dicere: Ecce nos dimisimus omnia, et
v. 29. secuti sumus te. Respondens Jesus ait: Amen dico vobis: Nemo
est, qui reliquerit domum, aut fratres, aut sorores, aut patrem,
aut matrem, aut filios, aut agros, propter
v. 30. me, et propter evangelium, Qui non accipiat centies tantum,
nunc in tempore hoc: domos, et fratres, et sorores, et matres, et
filios, et agros, cum persecutionibus, et in saeculo futuro vitam
aeternam.

---

1) Ueber dominum steht von dritter Hand ein langer Querstrich; wahrscheinlich wollte der Corrector dm (d. i. deum) dafür gelesen wissen.

2) *** corrigirt dafür recipiat und setzt noch zu Anfang der Linie (wohl anstatt et) qui. Darnach heißt es also: qui non recipiat.

Fol. XIII. recto

v. 31. tur· multi autem erunt no
vissimi primi et primo et primi [1])
novissimi·
v. 32. Fuerunt autem in via ascende¯
tes hierosolima· [2]) et admiraban
tur qui sequebantur illum et
adsumpsit duodecim [3]) coepit
illis iterum dicere quae ven
v. 33. tura [4]) essent· dicens ecce as
cendimus hierosolima et fili
us hominis tradetur pontifici
bus [5]) et scribis et damnabunt illu¯
morte et tradent eum nationib· [6])
v. 34. ad [7]) inridendum et crucifigent

* * * *

v. 31. Multi autem erunt primi novissimi, et novissimi primi.
v. 32. Erant autem in via ascendentes Jerosolymam: et praecedebat
illos Jesus, et stupebant: et sequentes timebant. Et assumens iterum
v. 33. duodecim, coepit illis dicere quae essent ei eventura. Quia ecce
ascendimus Jerosolymam, et Filius hominis tradetur principibus
sacerdotum et scribis et senioribus, et dam-
v. 34. nabunt eum morte, et tradent eum gentibus: Et illudent ei, et
conspuent eum, et flagellabunt eum, et interficient.

Fol. XIII. verso

eum et prostriduum resurgebit·
v. 35. et accedunt ad eum jacobus
et johannes fili zepdaei [8]) dicen
tes magister quot [9]) petierimus·
v. 37. dona nobis· et dixerunt illi
da nobis ut unus a dextram [10])
v. 38. et unus a sinistra· h̄s autem
respondens dixit illis· nescitis
quit petatis potestis bibere ca
licem quem ego bibio aut bap
tiziationi [11]) baptiziari quo ego

---

1) So steht im Mſ. Dagegen läßt Fleck et primo weg und schreibt dann et primi erunt novissimi.

2) Sowohl hier als auch im folgenden Verse steht hierosolima; Fl. Hierosolyma.

3) Hier fügt *** noch et ein.

4) Für ventura hat Fl eventura

5) Für pontificibus hat Fl. principibus gelesen.

6) eum ist durch die dritte Hand aus einer verfehlten Schreibart hergestellt. Für nationib. hat Fleck latronib. gelesen.

7) ad ist durchstrichen, wohl von zweiter Hand.

8) Für fili zepdaei steht bei Fl. filii Zebedaei.

9) Hier führt *** e ein; es sollte wohl quot te heißen.

10) a dextram heißt es. Fleck: ad dextram.

11) Für baptiziationi hat Fl. baptistationi.

v. 39. baptizior illi autem dixerunt
possumus· hs autem dixit [1])
illis calicem quidem quem ego

* * *

v. 35. eum: et tertia die resurget. Et accedunt ad eum Jacobus et
Joannes, filii Zebedaei, dicentes: Magister, volumus ut quod-
v. 36. cumque petierimus, facias nobis. At ille dixit eis; Quid vultis
v. 37. ut faciam vobis? Et dixerunt: Da nobis, ut unus ad dexteram
tuam, et alius ad sinistram tuam, sedeamus in gloria tua.
v. 38. Jesus autem ait eis: Nescitis quid petatis: potestis bibere cali-
cem, quem ego bibo; aut baptismo, quo ego baptizor,
v. 39. baptizari? At illi dixerunt ei: Possumus. Jesus autem ait eis:
Calicem quidem, quem ego

Fol. XIV. recto

bibiturus sum bibetis· et baptis
v. 40. ma baptiziamini· sedere aute¯
ad dextera mea· et a sinistra no¯
est meum dare nobis aliis para
v. 41. tum est et cum audissent de
cem coeperunt indignare [2]) de
v. 42. jacobo et johanne et convoca
tis eis hs dicit illis scitis quia qui
videntur imperare nationib·
dominantur earum et majores
v. 43. potentatur eorum· non est
autem ita in vobis set qui volet
in vobis esse magnus· erit ves
v. 44. ter diaconos et qui volet in vobis·

* * *

bibo, bibetis, et baptismo, quo ego baptizor, baptizabimini:
v. 40. Sedere autem ad dexteram meam, vel ad sinistram, non est
v. 41. meum dare vobis, sed quibus paratum est. Et audientes decem, coe-
v. 42. perunt indignari de Jacobo et Joanne. Jesus autem vocans eos,
ait illis: Scitis quia hi, qui videntur principari gentibus, domi-
nantur eis: et principes eorum potestatem habent ipsorum.
v. 43. Non ita est autem in vobis, sed quicumque voluerit fieri
v. 44. major, erit vester minister: Et quicumque voluerit in vobis

Fol. XIV. verso

primus esse· erit omnium ser
v. 45. vus· nam et filius hominis·
non venit ministrari· set mi
nistrare et dare animam sua¯
v. 46. prolium pro multis et veniunt
jerocho [3]) cum turba magna cae

[1]) Nach dixit fügt *** bei ilis und tilgt das folgende illis.
[2]) ** corrigirt indignari.
[3]) ** corrigirt jericho, was Fl. ohne Weiteres edirt.

cus mendicus sedebat ad viam
v. 47. et cum audisset quia hs nazare
nus est coepit clamare et dice
v. 48. re fili david miserere mei hsu et
comperiebant illum ut taceret
ille autem mulge [1]) magis clama
v. 49. bat fili david miserere mei · et
stetit hs et dixit clamate illum

* * *

v. 45. primus esse, erit omnium servus. Nam et filius hominis non
venit ut ministraretur ei, sed ut ministraret, et daret animam
v. 46. suam redemptionem pro multis. Et veniunt Jericho, et profi-
ciscente eo de Jericho, et discipulis ejus, et plurima multitudine,
filius Timaei Bartimaeus caecus sedebat juxta viam mendicans.
v. 47. Qui cum audisset, quia Jesus Nazarenus est, coepit clamare et
v. 48. dicere: Jesu fili David, miserere mei. Et comminabantur ei multi
ut taceret. At ille multo magis clamabat: Fili
v. 49. David, miserere mei. Et stans Jesus praecepit illum vocari.

Fol. XV. recto

et clamaverunt dicentes bono
v. 50. animo esta clammat [2]) te· ille au
tem abjecto vestimento suo
v. 51. exivit et venit ad illum [3]) et respo
dens hs dixit illi quid vis tibi
faciam· caecus antem [4]) edixit [5]) il
v. 52. li rabbi ut videam hs aute
dixit vade fides tua te salva
vit et continuo vidit et seque
XI, 1. batur illum in via· et cum ad
propinquaret hierosolima· [6])
in bethania ad montem eleon [7])
mittit [8]) duo ex discentibus suis· [9])
v. 2. et dicit illis ite in castellum illut·

* * *

Et vocant caecum dicentes ei: Animaequior esto: surge, vocat te.
v. 50. Qui projecto vestimento suo exiliens venit ad eum.

---

1) Von *** ist dafür multo gestrichen.

2) So: esta und clammat; Fl. gibt an: »(a?) sta clamat.«

3) ad illum heißt's, nicht »ad Ihesum,« wie Fl. hat.

4) ** setzt über n ein u, corrigirt also autem.

5) edixit, nicht edicit, wie Fl. hat.

6) Unrichtig ist Fleck's Angabe: Hierosolyma.

7) Zu on in eleon notirt *** »ti.« Darnach scheint es, daß der Corrector eleonti nach der Analogie von oliveti (wie z. B. der Veroneser Codex hat) lesen wollte.

8) *** corrigirt misit.

9) Für suis referirt Fl. ejus.

v. 51. Et respondens Jesus dixit illi: Quid tibi vis faciam? Caecus autem
v. 52. dixit ei: Rabboni, ut videam. Jesus autem ait illi: Vade, fides
tua te salvum fecit. Et confestim vidit, et sequebatur eum in via.
XI, 1. Et cum appropinquarent Jerosolymae et Bethaniae ad Montem Olivarum, mittit duos ex discipulis suis. Et ait illis: Ite in castellum,

Fol. XV. verso

contra et introeuntesibus [1]) vobis
in illud invenietis pullum al
ligatum super quem nemo ho
minum sedit solvite eum et
v. 3. adducite et si qui vobis dixerit
quit [2]) facitis dicite dom necessa
rius est et continuo eum dimit
v. 4. v. 6. sit [3]) et abierunt et dixerunt· sic
ut illis dixit [4]) ds [5]) et dimiserunt
v. 7. eos· pullum ad hs^m et miserunt
super eum vestimentum et
v. 8. sedit super illum et multi ves
timenta sua sternebant in
via· alii autem frondia con

* * *

quod contra vos est, et statim introeuntes illuc invenietis pullum ligatum, super quem nemo adhuc hominum sedit: solvite illum et
v. 3. adducite. Et si quis vobis dixerit: Quid facitis? dicite quia
Domino
v. 4. necessarius est: et continuo illam dimittet huc. Et abeuntes in-
venerunt pullum ligatum ante januam foris in bivio: et solvunt
v. 5. eum. Et quidam de illic stantibus dicebant illis: Quid facitis sol-
v. 6. ventes pullum? Qui dixerunt eis sicut praeceperat illis Jesus,
v. 7. et dimiserunt eis. Et duxerunt pullum ad Jesum: et imponunt
v. 8. illi vestimenta sua, et sedit super eum. Multi autem vestimenta
sua straverunt in via: alii autem frondes

Fol. XVI. recto

cidebant de arboribus· et ster
v. 9. nebant et qui praecedebant eu
et quo [6]) sequebantur clamabant
v. 10. ossana eminentissimo bene
dictus qui venit in regnum pa
tri nostri david ossanna n
v. 11. excelsis et introiverunt

---

1) So hat die erste Hand selbst aus introeuntes corrigirt introeuntibus.

2) quit ist's, nicht quid, wie bei Fl. steht.

3) So steht in der Handschrift. Fleck: dimittet. abierunt.

4) So: illis dixit; Fleck: dixit illis.

5) ds (d. i. deus) läßt sich nicht, wie Fl. thut, durch dominus auflösen.

6) quo, und zwar ohne Correctur. Fleck: quos.

hieroeolima [1]) in templum· et
cum circumspexisset omnia·
cum jam hora serotina esset
v. 12. exivit bethanian cum ·XII· et in
crastinum· cum exirent a be
v. 13. thania· esurivit hs et cum vi
disset fici arborem [2]) de longinquo

* * *

caedebant de arboribus et sternebant in via.
v. 9. Et qui praeibant, et qui sequebantur clamabant dicentes:
v. 10. Hosanna: Benedictus qui venit in nomine Domini Benedictum quod venit regnum patris nostri David: Hosanna in excelsis.
v. 11. Et introivit Jerosolymam in templum: et circumspectis omnibus, cum jam vespera esset hora, exiit in Bethaniam
v. 12. cum duodecim. Et alia die cum exirent a Bethania,
v. 13. esuriit. Cumque vidisset a longe ficum

Fol. XVI. verso

habent filia [3]) venit videre si quit
estet [4]) in illa ut nihil invenit ni
si filia [5]) nomen [6]) erat tempus ficu̅
v. 14. et maladixit dicens ad eam nu̅
quam in sempiternum quequa̅ [7])
fructum ex te manducet et au
v. 15. dierunt discipuli ejus· et veni
unt hierosolyma et cum intro
isset in templum coepit exclu
dere eos qui vendebant qui eme
bant in templo ..m meuses· [8]) nu̅
mulariorum et cathedra eoru̅
v. 16. qui vendebant columbas et
non sinebat ut qui circumfer·

* * *

habentem folia, venit si quid forte inveniret in ea, et cum venisset ad eam, nihil invenit praeter folia: non enim erat tempus
v. 14. ficorum. Et respondens dixit ei: Jam non amplius in aeternum ex te fructum quisquam manducet. Et audiebant discipuli ejus.

---

1) Fl. edirt Hierosolyma.

2) fici arbo ist von der zweiten Hand rescribirt.

3) Ueber t ist ē und über fi ist o von dritter Hand notirt; sie hat also habentem folia corrigirt.

4) Für estet, was wohl esset zu corrigiren ist, edirt Fleck est.

5) Auch hier corrigirt die dritte Hand folia.

6) Zwischen no und men steht von *** über der Linie n; doch ist die Correctur non enim nicht weiter vollzogen.

7) *** setzt s über que und qua̅, so daß es nun quesquam heißt.

8) Nach templo hat *** über zwei ausradirte Buchstaben et gesetzt, so wie über e in ses ein a, während das müßige m durchstrichen ist. Corrigirt ist also et mensas.

v. 15. Et veniunt Jerosolymam. Et cum introisset in templum, coepit
ejicere vendentes et ementes in templo: et mensas nummu-
v. 16. lariorum et cathedras vendentium columbas evertit. Et non sine-
bat ut quisquam transfer

Fol. XVII. recto

v. 17. ret vas per templum et dicebat· [1]
et dicebat illis scriptum est do
mus mea domus adorationis vo
cabitur· vos autem fecistis eam
v. 18. speluncam latronum et audi
erunt pontifices et scribae et
quaerebant quomodo eum per
derent timebant enim eum
quoniam totut [2]) populus admira
v. 19. batur· super docentiam ejus· et
cum serum factum esset veni
v. 20. ebat de civitate et praeteretun
tes illi qui cum eo erant viderunt
arborem fici arefactam a radicib·

* * *

v. 17. ret vas per templum: Et docebat dicens eis: Nonne scriptum
est: Quia domus mea, domus orationis vocabitur omnibus gentibus?
v. 18. Vos autem fecistis eam speluncam latronum. Quo audito prin-
cipes sacerdotum et scribae quaerebant quomodo eum perderent:
timebant enim eum, quoniam universa turba admirabatur su-
v. 19. per doctrina ejus. Et cum vespera facta esset, egrediebatur de
v. 20. civitate. Et cum mane transirent, viderunt ficum aridam factam
a radicibus.

Fol. XVII. verso

v. 21. et commonefactus petrus· dixit
illi rabbi ecce arbor fici quam·
v. 22. devocasti aruit et respondit h̄s
v. 23. dixit illis habete fidem amen
dico vobis· qui dixerit monti hu
ic tollere et mittere in mare·
et non dubitaverit in corde
suo si crediderit quotcumq·
locutus fuerit· et fiet et erit quot
V. 24. dixerit· propterea dico vobis
omnia· quaecumque adoratis
et petitis· credite quia accipie
v. 25. tis et erunt vobis· et cum stete
ritis adorare remittite si quis quit

* * *

v. 21. Et recordatus Petrus dixit ei: Rabbi, ecce ficus, cui male-
v. 22. dixisti, aruit. Et respondens Jesus, ait illis: Habete fidem Dei.

---

1) Ueber i steht o, vielleicht schon von erster Hand; also heißt's: docebat.
2) Daraus hat ** totus corrigirt.

v. 23. Amen dico vobis, quia quicumque dixerit huic monti: Tollere
et mittere in mare; et non haesitaverit in corde suo, sed crediderit
quia quodcumque dixerit fiat, fiet ei.
v. 24. Propterea dico vobis, omnia quaecumque orantes petitis,
v. 25. credite quia accipietis, et evenient vobis. Et cum stabitis ad
orandum, dimittite si quid

Fol. XVIII. recto

habet adversus aliquem ut et
pater vester qui in caelis est di
mittat peccata vestra·
v. 27. Et exiit iterum hierosoluma [1]) et
cum in templo ambularet veni
unt at [2]) eum pontifices et scribae
v. 28. et seniores et dicunt in qua po
v. 29. testate facis haec hs autem di
cit illis intorrogo [3]) vos unum ser
monem respondite mihi et di
cam vobis in qua potestate ista
v. 30. faciam unde fuit baptizma jo
hannis de caelo aut de hominib·
v. 31. dicite mihi et cogitaruntbant [4])

* * *

habetis adversus aliquem: ut et Pater vester, qui in coelis est,
v. 26. dimittat vobis peccata vestra. Quod si vos non dimiseritis: nec
Pater vester, qui in coelis est, dimittet vobis peccata vestra.
v. 27. Et veniunt rursus Jerosolymam. Et cum ambularet in templo,
accedunt ad eum summi sacerdotes et scribae et seniores:
v. 28. Et dicunt ei: In qua potestate haec facis? et quis dedit tibi
v. 29. hanc potestatem ut ista facias? Jesus autem respondens, ait il-
lis: Interrogabo vos et ego unum verbum: et respondete
v. 30. mihi: et dicam vobis in qua potestate haec faciam. Baptismus
v. 31. Joannis de coelo erat, an ex hominibus? Respondete mihi. At
illi cogitabant

Fol. XVIII. verso

aput se dicentes quid illi dicemus
de caelo [5]) quare non credidimus
v. 32. illi set [6]) dicemus ex hominibus·
metuebant populum omnes e
nim sciebant johannen quo
v. 33. niam profeta fuit et respondens [7])

---

1) Hier hat das Mſ. hierosoluma. Fleck edirt y für u. Zeile 2 ſteht bei Fleck, wohl aus Druckverſehen, verater.

2) at; dafür Fleck ad.

3) *** corrigirt interrogo und fügt noch et ego hinzu.

4) So iſt, wohl ſchon von erſter Hand, cogitabant aus cogitarunt corrigirt.

5) *** ſetzt zu Anfang der Zeile hinzu: si dixerimus, und nach caelo: dicto (ſollte wohl dicet ſeyn) novis.

6) Für set lieſ't Fleck et. Die dritte Hand ſetzt nach set hinzu si.

7) Ueber dens ſteht von *** te, wodurch respondentes (ſo edirt Fl.) corrigirt werden ſollte, doch iſt das folgende et unberührt geblieben.

et dixerunt ad [1]) johannen non
scimus et hs dixit neq· ego dico
vobis in qua potestate ista fac.. [2])
XII. 1. coepit autem illi [3]) in similitudini
bus dicere
Vineam novellavit homo et cir
cumdedit vallo et fidis [4]) torcular
et aedificavit turrem et loca

* * *

secum, dicentes: Si dixerimus, De coelo, dicet: Quare ergo non
v. 32. credidistis ei? Si dixerimus, Ex hominibus, timemus populum:
omnes enim habebant Joannem quia vere propheta esset.
v. 33. Et respondentes dicunt Jesu: Nescimus Et respondens Jesus ait
illis: Neque ego dico vobis in qua potestate haec faciam.
XII. 1. Et coepit illis in parabolis loqui: Vineam pastinavit homo, et
circumdedit sepem, et fodit lacum, et aedificavit turrim, et loca

Fol. XIX. recto

vit rusticis et peregrinatus est
v. 2. et misit in tempore servum at
rusticos ut darent illi fructus
v. 3. et appraehenderunt eum et oc
ciderunt et dimiserunt inane‾
v. 4. et iterum· misit ad illos alium ser
v. 5. vum et illum decollaverunt et
alium misit et occiderunt et ali
v. 6. um et alius [5]) multos novissimum
misit filium dicens revertum
v. 7. tur filium meum· rustici au
tem dixerunt ad invicem· hic
est heres venite occidamus il
lum et nostra erit hereditas·

* * *

v. 2. vit eam agricolis, et peregre profectus est. Et misit ad agricolas
in tempore servum, ut ab agricolis acciperet de fructu vineae.
v. 3. Qui apprehensum eum caeciderunt, et dimiserunt vacuum.
v. 4. Et iterum misit ad illos alium servum: et illum in capite vulne-
v. 5. raverunt et contumeliis affecerunt. Et rursum alium misit et il-
lum occiderunt: et plures alios: quosdam caedentes, alios vero
v. 6. occidentes. Adhuc ergo unum habens filium charissimum, et
illum misit ad eos novissimum, dicens: Quia reverebuntur
v. 7. filium meum. Coloni autem dixerunt ad invicem: Hic est heres:
venite, occidamus eum: et nostra erit hereditas.

---

1) ad (von H. I. übergangen) ist ausradirt
2) Auf einer Rasur steht io von ***.
3) Die dritte Hand corrigirt illis.
4) Die zweite Hand corrigirt fodit.
5) Die dritte Hand liest alios. Das folgende revertuntur blieb unverbessert.

Fol. XIX. verso

v. 8. et acceperunt et occiderunt
illum· et abjecerunt extra
v. 9. viniam· tunc dom[1] indig
natus veniet et perdet rusticos
v. 10. et dabit vineam aliis· aut num
quit nec scripturam ipsam le
gitis lapidem quem reprobave
runt aedificantes in factums [1])
v. 11. est in caput anguli a domino·
factu est hic est admirabilis in
v. 12. oculis nostris et quaerebant
eum detinere timuerunt au
tem populum· scierunt enim·
quia ad se similitudinem istam

* * *

v. 8. Et apprehendentes eum occiderunt, et ejecerunt extra vineam.
v. 9. Quid ergo faciet dominus vineae? Veniet, et perdet colonos:
v. 10. et dabit vineam aliis. Nec scripturam hanc legistis: Lapidem
quem reprobaverunt aedificantes, hic factus est in caput
v. 11. anguli: A Domino factum est istud, et est mirabile in oculis
v. 12. nostris? Et quaerebant eum tenere, et timuerunt turbam: cogno-
verunt enim quoniam ad eos parabolam hanc

Fol. XX. recto

dixit· et dimiserunt eum et abi
v. 13. erunt et miserunt quosdam de
farisaeis et herodianis ut eum
v. 14. circumveniens sermone et in
terrogabant eum farisaei dice̅
tes magister scimus quia verax
es et non pertines ad te [2]) de ne
mine non enim vides in facie
hominum set in veritatem via̅
dom dices [3]) dic nobis quit tibi vi
detur· licet dare capitularium
v. 15. caesari dabimus aut non ille au
tem sciens eorum sictam [4]) pronu̅
tiationem· dicit illis· quid me temptas [5])

* * *

v. 13. dixerit. Et relicto eo abierunt. Et mittunt ad eum quosdam ex
v. 14. Pharisaeis et Herodianis, ut eum caperent in verbo. Qui ve-

---

[1]) m ist, wohl von der ersten Hand selber, durchstrichen, in vorher blieb unberührt.

[2]) t in te steht auf einer Rasur. Vorher corrigirt *** pertinet.

[3]) Die zweite Hand verbessert doces.

[4]) tam ist durchstrichen von ***; vielleicht sollte damit das ganze Wort getilgt seyn.

[5]) So hat das Ms. (aufzulösen: temptans).

nientes dicunt ei: Magister, scimus quia verax es, et non curas quemquam: nec enim vides in faciem hominum, sed in veritate viam Dei doces: licet dari tributum
v. 15. Caesari, an non dabimus? Qui sciens versutiam illorum, ait illis: Quid me ten

Fol. XX. verso

v. 16. tatis adferte mihi denarium il
le [1]) autem attulerunt· illi et dicit
illis cujus imago est ista et intri
bus illi autem dixerunt caesa
v. 17. ris dicit illis· redditae quae runt [2])
caesaris caesari e que sunt di
do et admirati sunt super eum·
v. 18. Et veniunt sadducaei ad illum qui
dicunt resurrectionem non
esse· et intorrogabant [3]) illu
v. 19. dicentes moses scripsit nobis ut
si cujus frater decesserit et habu
erit uxorem et filium non reliq·
rit accipiat frater ejus· illam mu

* * *

v. 16. tatis? afferte mihi denarium ut videam. At illi attulerunt ei.
Et ait illis, Cujus est imago haec et in-
v. 17. scriptio? Dicunt ei: Caesaris. Respondens autem Jesus dixit
illis: Reddite igitur quae sunt Caesaris Caesari:
v. 18. et quae sunt Dei Deo. Et mirabantur super eo. Et venerunt ad
eum Sadducaei, qui dicunt resurrectionem
v. 19. non esse: et interrogabant eum dicentes: Magister, Moyses
nobis scripsit, ut si cujus frater mortuus fuerit, et dimiserit uxo-
rem, et filios non reliquerit, accipiat frater ejus

Fol. XXI. recto

lierem et resuscitet semen fra
v. 20. tri suo· Septem fratres fuer·
et primus accepit· uxorem· et pri
usquam generaret filium deces
v. 21. sit et non remisit semen et ac
cepit eam secundus resuscitare
semen fratri suo et ipse mortuus
v. 22. est· et tertius simili modo et om
nes septem· si mulier mortua
est et mulier sine filis [4]) cui rema
v. 23. net mulier munda · omnes e
nim septem illam habuerunt in
v. 24. anastasim cujus erit· respondit
illis propter hoc erratis nonscientes

* * *

---

1) Ueber e in ille steht i, vielleicht schon von *.

2) Die zweite Hand corrigirt sunt.

3) So: intorrogabant. Fleck: interrogabant.

4) filis hat der Codex, mit der Contraction, nicht filiis, wie bei Fleck steht.

v. 20. uxorem ipsius, et resuscitet semen fratri suo. Septem ergo
fratres erant· et primus accepit uxorem, et mortuus est, non
v. 21. relicto semine. Et secundus accipit eam, et mortuus est: et nec
v. 22. iste reliquit semen. Et tertius similiter. Et acceperunt eam simi-
liter septem, et non reliquerunt semen. Novissima omnium
v. 23. defuncta est et mulier. In resurrectione ergo cum resurrexerint,
cujus de his erit uxor? septem enim habuerunt eam uxorem.
v. 24. Et respondens Jesus ait illis: Nonne ideo erratis, non scientes

Fol. XXI. verso

Scripturas neque [1]) neque virtu
v. 25. tem di cum enim resurrexerint
a mortuis [2]) neque nubunt ne
quae nuptiantur· [3]) set sunt qua
v. 26. si angelis [4]) caelorum de mor
tuis autem quoniam resurgunt
non legistis in libro moseos ·
super· rubum quomodo ait illi
dom[s]. dicens ego sum ds abraha
v. 27. et ds isac· et ds [5]) jacob· non est ds
mortuorum set vivorum· mul
v. 28. tum erratis· et accessit unus ex
scribis· cum audiset [6]) quia· bene
illis respondit et interrogavit

* * *

v. 25. Scripturas neque virtutem Dei? Cum enim a mortuis
resurrexerint, neque nubent neque nubentur, sed sunt sicut
v. 26. Angeli in coelis. De mortuis autem quod resurgant, non legistis
in libro Moysi, super rubum quomodo dixerit illi Deus, inquiens:
Ego sum Deus Abraham et Deus Isaac et Deus Jacob?
v. 27. Non est Deus mortuorum, sed vivorum. Vos ergo multum
v. 28. erratis. Et accessit unus de scribis, qui audierat illos conqui-
rentes, et videns quoniam bene illis responderit, interrogavit

Fol. XXII. recto

illum dicens· magister quod est
mandatum primum·
v. 29. Hs autem dixit illi audi isdrahel·
dom ds noster unus est et dili
git dom[n] dm. etsum [7]) de toto cor

1) Das erste neque ist ausradirt.

2) uis ist von zweiter Hand. Darunter scheint em (also mortem) gestanden zu haben.

3) ptia ist von zweiter Hand. Die erste Hand hatte, wie es scheint, nubuantur geschrieben.

4) Das s hat einen Punkt, wornach angeli zu lesen ist.

5) Die Abbreviatur heißt an diesen vier Stellen nicht sowohl ds (deus) als di (dei).

6) audiset hat die Handschrift; Fleck audisset.

7) e und s in etsum sind ausradirt, also bleibt tum (für tuum) übrig.

de tuo et de totis viribus tuis
v. 31. haec prima est deinde secun
da similis huic diliges proximu
tibi eam [1]) quam te· majus his a
v. 32. alius mandatum non est· ut [2]) dixit
illis scriba· in veritatem magister
dixitsti [3]) quia nnus [4]) est dom· et no
v. 33. est praescriptum tamquam te me
liora sunt omnib scrificiis [5]) et hilo

* * *

v. 29. eum quod esset primum omnium mandatum. Jesus autem re-
spondit ei: Quia primum omnium mandatum est: Audi Israel,
v. 30. Dominus Deus tuus, Deus unus est: Et diliges Dominum Deum
tuum ex toto corde tuo, et ex tota anima tua, et ex tota mente
tua; et ex tota virtute tua. Hoc est primum mandatum.
v. 31. Secundum autem simile est illi: Diliges proximum tuum tam-
quam teipsum. Majus horum aliud mandatum non est.
v. 32. Et ait illi scriba: Bene Magister, in veritate dixisti, quia
v. 33. unus est Deus, et non est alius praeter eum. Et ut diligatur ex
toto corde, et ex toto intellectu, et ex tota anima, et ex tota for-
titudine: et diligere proximum tamquam seipsum, majus et omni-
bus holo

Fol. XXII. verso

v. 34. caustomatis· cum vidisset autem
hs quoniam sensater [6]) respondit
dixit illi non longe et [7]) a regno
di et jam nemo audiebat [8]) illum·
v. 35. interrogare et respondens
hs et dixit docens in templo quo
modo dicunt scribae quia· xps
v. 36. filius david est ipse david· dicit
in spiritu sancto dicit dom[s] dom[s] [9])
meo sede ad dextera mea· quo
adusq· ponam inimicos tuos·
suppedaneum pedum tuorum
v. 37. ipse david dom· illum esse dixit·
et unde et ejus filius· et multa

* * *

---

1) eam ist wohl mit tam verwechselt worden.
2) Die dritte Hand corrigirt et.
3) t in der Mitte hat einen Punkt über sich; also bleibt dixisti stehen.
4) nnus hat das Mſ. für unus (wie Fleck edirt hat).
5) omnib, nicht omnibus steht im Mſ., wobei b von zweiter Hand über einen andern Buchstaben rescribirt ist. Dieselbe Hand hat auch sacrificiis corrigirt.
6) sensater wird gelesen, nicht (wie Fl. hat) sensate.
7) Die dritte Hand corrigirt es.
8) i in audiebat ist durchstrichen.
9) So, zweimal die Abbreviatur für dominus, obschon es das zweite Mal dom° seyn sollte.

v 34. cantomatibus et sacrificiis. Jesus autem videns quod sapienter
respondisset, dixit illi: Non es longe a regno Dei.
v. 35. Et nemo jam audebat eum interrogare. Et respondens Jesus di-
cebat, docens in templo: Quomodo dicunt scribae
v. 36. Christum filium esse David? Ipse enim David dicit
in Spiritu sancto: Dixit Dominus Domino meo, Sede a dextris meis,
donec ponam inimicos tuos scabellum
v. 37. pedum tuorum. Ipse ergo David dicit eum Dominum, et unde
est filius ejus? Et multa

Fol. XXIII. recto

turba auditebat illum libenter··
v. 38. et in docendo dicebat cavite
ab scribit qui volunt in stolis
ambulare et salutari in foro
v. 39. ei sessionem primam locum·
v. 40. qui comedunt· domo *) viduaru¯
ista faciunt in excusatione lo¯
ga· hi accipient abinundantius
v. 41. judicium· et cum sederet
contra gazosolacium. videbat·
quomodo turba mittit aes· et ho
v. 42. nesti mittebant multa· cum
venisset autem una vidua misit
minata duo quod est quadrans.

* * *

v. 38 turba eum libenter audivit. Et dicebat eis in doctrina sua: Ca-
vete a scribis, qui volunt in stolis ambulare, et salutari
v. 39. in foro, Et in primis cathedris sedere in synagogis, et primos
v. 40. discubitus in coenis: Qui devorant domos viduarum sub obtentu
prolixae orationis: hi accipient prolixius judicium.
v 41. Et sedens Jesus contra gazophylacium, aspiciebat quomodo turba
jactaret aes in gazophylacium, et multi divites
v. 42. jactabant multa Cum venisset autem vidua una pauper, misit
duo minuta, quod est quadrans.

Fol. XXIII. verso

v. 43. et convocavit hs¯ discipulos su
os· et dixit illis· amen dico vobis·
quia vidua haec plus· misit in ga
zophylachinos omnibus qui
v. 44. miserunt· unusquisque eni¯
de eo quod illi abundavit misit
haec autem de inopia· sua misit
totum quem habuit victum suu¯
XIII, 1. et cum proderet de templo dicit
illi unus ex discentibus illius
magister· vide quales lapides·
v. 2. et qualia aedificia templi et

*) Die dritte Hand hat domos hergestellt.

respondens hs dicit illis non· [1])
videtis omnia· illa magna ame̅

* * *

v. 43. Et convocans discipulos suos, ait illis: Amen dico vobis, quoniam vidua haec pauper plus omnibus misit, qui
v. 44. miserunt in gazophylacium. Omnes enim ex eo quod abundabat illis, miserunt: haec vero de penuria sua omnia
XIII, 1. quae habuit, misit totum victum suum. Et cum egrederetur de templo, ait illi unus ex discipulis suis: Magister, aspice
v. 2. quales lapides, et quales structurae. Et respondens Jesus ait illi: Vides has omnes magnas aedificationes?

Fol. XXIV. recto

dico vobis quia non reliquen
tur· in templo qui non resolva
tur· et post triduum alium
ut excitabitur sine manibus·
v. 3. et cum sederet in montem eleo̅
contra templum interroga
bunt illum secreto petrus et ja
cobus et johannes et andreas
v. 4. dic nobis quando ista erunt et
quo signa haec incipiunt perfici·
v. 5. · et spondens [2]) dixit illis vide
v. 6. te ne quis vos decipiat multi e
nim venient in nomine meo
pseudi profetae [3]) dicentes ego su̅

* * *

v. 3. Non relinquetur lapis super lapidem, qui non destruatur. Et cum sederet in Monte Olivarum contra templum, interrogabant eum
v. 4. separatim Petrus, et Jacobus, et Joannes, et Andreas: Dic nobis, quando ista fient? et quod signum erit, quando haec omnia
v. 5. incipient consummari? Et respondens Jesus coepit dicere
v 6. illis: Videte ne quis vos seducat: Multi enim venient in nomine meo dicentes, quia ego sum:

Fol. XXIV. verso

et multos in errore promittent [4])
v. 7. cum audieritis autem bella [5]) et
opiniones de bellorum· nolite
timere oportet enim fieri set·
v 8. nondum finis surget autem gens
super gentem et regnum super
regnum et erunt terrae motus·

[1]) Dieses non ist ausradirt.

[2]) Die zweite Hand verbessert respondens.

[3]) Das Ms. hat pseudiprofetae; Fleck pseudoprofetae.

[4]) Für errore hat Fl. gelesen terrore. In promittent ist pro ausradirt.

[5]) bella ist von zweiter Hand. Vorher stand etwa praa, was auf praelia führen würde.

per loca· et fames initium partu
v. 9. ritionis· haec videte· deinde vos [1])
.......ipsos [2]) tradent in concili
abula et in sinagogis· et ante po
testates· et reges stabitis propter
v. 10. me at testimonium illos [3]) et in om
nes gentes· set confortamini prius·

* * *

v. 7. et multos seducent. Cum audieritis autem bella et opiniones
bellorum, ne timueritis: oportet enim haec fieri:
v. 8. sed nondum finis. Exsurget enim gens contra gentem, et regnum
super regnum, et erunt terrae motus per loca.
v. 9. et fames. Initium dolorum haec. Videte autem vosmet ipsos.
Tradent enim vos in conciliis, et in synagogis vapulabitis, et ante
praesides et reges stabitis
v. 10. propter me, in testimonium illis. Et in omnes gentes primum

Fol. XXV. recto

enim oportet praedicari evan
v. 11. gelium et cum optulerunt· [4])
vos tradentes· nolite satagare
quid loquamini set quot datum
vobis fuerit illa hora illut loqui
mini non enim estis vos· qui lo
v. 12. quimini set spiritus sanctus· et
tradet frater· fratrem· ad morte¯
et pater filium· et exsurgebit fi
li super parentes· et necabunt
v. 13. illos et exitis [5]) odibiles omnibus
propter nomen meum qui aute¯
sustinuerit· usque ad finem hoc [6])
v. 14. salvabitur· cum autem videritis·

* * *

v. 11. oportet praedicari Evangelium. Et cum duxerint vos tradentes,
nolite praecogitare quid loquamini: sed quod datum vobis fuerit in
illa hora, id loquimini: non enim
v. 12. vos estis loquentes, sed Spiritus sanctus. Tradet autem frater
fratrem, et pater filium: et consurgent
v. 13. filii in parentes, et morte afficient eos. Et eritis odio omnibus
propter nomen meum. Qui autem sustinuerit in
v. 14. finem, hic salvus erit. Cum autem videritis

---

1) Unter o in vos, was die zweite Hand corrigirt hat, schimmert a von erster Hand hervor.

2) Auf der Rasur stand etwas Verkehrtes; auch der Raum von ip, was die zweite Hand geschrieben, gehörte dazu.

3) Aus illos ist illis corrigirt von zweiter Hand. In der nächsten Zeile ist von derselben forta. Die Buchstaben darunter begannen mit p.

4) Für obtulerunt, wie das Ms. hat, gibt Fl. an optui erunt.

5) *** corrigirt eritis.

6) Aus dem o ist ein i gemacht, von der zweiten, wenn nicht schon von erster Hand.

Fol. XXV. verso

tis· exsecrationem· desolutionis
quod dictum est ante [1]) profeta.
stans ubi non oportet quod [2]) legit
intellegat tunc· tunc qui in ju
daea sunt fugiant in montibus
v. 15. et qui in tecto est non descendat
v. 16. aufere aliquit· de domo et qui in
agro est non revertatur retro
tollere vestimentum suum·
v. 17. vae autem illis quas [3]) in ventre
viventi [4]) habent· et quae lactant
v. 18. in illis diebus· adunate [5]) autem
ne fiat fuga vestra hieme aut·
sabbato erunt enim in diebus

* * *

abominationem desolationis, stantem ubi non debet: qui legit, intelligat: tunc qui in Judaea sunt, fugiant in montes:
v. 15. Et qui super tectum, ne descendat in domum, nec introeat ut
v. 16. tollat quid de domo sua: Et qui in agro erit, non revertatur
v. 17. retro tollere vestimentum suum. Vae autem praegnan-
v. 18. tibus et nutrientibus in illis diebus. Orate vero ut
v. 19. hieme non fiant. Erunt enim dies

Fol. XXVI. recto

illis tribulationes quales non
fuerunt ab initio creaturae
usque nunc et non erit num
v. 20. quam· et si non breviasset
deus ds [6]) dies numquam salvata
esset omnis caro et propter e
v. 21. lectos breviavit illos· et tunc·
sii [7]) qui vobis dixerit· ecce hic· xps
v. 22. ecce illic nolite credere· sur
gent enim pseudoprofetae et
dabunt signa et potentia [8]) ad er
rorem faciendum si fieri possit

---

1) Aus nte ist dani gemacht und über der Linie noch elo hinzugefügt, so daß für ante corrigirt ist a danielo, und zwar von zweiter Hand.

2) ** liest qui für quod.

3) ** corrigirt quae für quas.

4) vivente hat nicht nur die angegebenen Punkte über sich, sondern ist auch ausradirt.

5) Für adunate corrigirt ** orate; das o der zweiten Hand hat die dritte der Auffrischung halber überzogen.

6) ds ist ausradirt.

7) s in sii steht außer der Linie; es ist von erster oder zweiter Hand hinzugefügt, jedoch ohne Tilgung des überflüssigen i.

8) Zwischen o und t steht r, während i durchstrichen ist: die zweite Hand hat portenta corrigirt. Falsch gibt Fleck an: porteutia.

v. 23. et electis· vos autem videte
v. 24. ecce praedici [1]) vobis omnia· in illis dieb·

* * *

illi tribulationes tales, quales non fuerunt ab initio creaturae,
v. 20. quam condidit Deus, usque nunc, neque fient. Et nisi breviasset Dominus dies, non fuisset salva omnis caro: sed propter electos,
v. 21. quos elegit, breviavit dies. Et tunc si quis vobis dixerit: Ecce
v. 22. hic est Christus, ecce illic, ne credideritis. Exsurgent enim pseudochristi et pseudoprophetae, et dabunt signa et portenta ad seducendos, si fieri potest, etiam electos.
v. 23. 24. Vos ergo videte: ecce praedixi vobis omnia. Sed in illis diebus,

Fol. XXVI. verso
post triblationem [2]) sol tenebrica
vit et luna non dabit fulgu
v. 25. rem [3]) suum et stellae cadentis·
fortitudines in caelis· commo
v. 26. vebuntur· et tunc videbunt fi
lium hominis· venientem in
nube cum virtute magna· et cla
v. 27. ritate et tunc mittet angelos·
et colligit electos· [4]) a quattuor ve
tis· [5]) a summo terrae usque ad
v. 28. suum caelorum ab arbore au
tem fici dicite [6]) similitudinem·
cum lat [7]) ramus ejus fuerit neq·
et germinaverit talia [8]) dgnosci

* * *

post tribulationem illam, sol contenebrabitur, et luna non
v. 25. dabit splendorem suum: Et stellae coeli erunt decidentes, et
v. 26. virtutes, quae in coelis sunt, movebuntur. Et tunc videbunt Filium hominis venientem in nubibus cum virtute multa et
v. 27. gloria. Et tunc mittet Angelos suos, et congregabit electos suos a quatuor ventis, a summo terrae usque ad summum coeli.
v. 28. A ficu autem discite parabolam. Cum jam ramus ejus tener fuerit, et nata fuerint folia cognosci

---

1) ** corrigirt praedixi.

2) Für triblationem referirt Fl. iribiationem.

3) ** corrigirt fulgorem. Am Ende der Zeile setzt *** noch et hinzu.

4) Fl, gibt an: angelos eletos, und hat dabei et colligit gänzlich übersehen.

5) Für ventis las Fl. velis.

6) ** corrigirt discite.

7) Aus lat ist, wohl schon von erster Hand, jam corrigirt, indem t durchstrichen und neben a ein Querstrich angebracht wurde. Fleck referirt: »jam e (?).«

8) f in folia ist über einen ausradirten Buchstaben, etwa p, geschrieben. Das folgende Wort hat die bessernde Hand nicht erfahren.

Fol. XXVII. recto

v. 29. tis quia proximat messis· ut et vos
cum videretis· [1]) ista fieri scitote
quia in proximo et in foreibus
v. 30. est finis· amen dico vobis· non
transibit saeculum· istut quod
v. 31. adusque omnia [2]) fiant· caelum
et terra transiet verba autem
verba mea non transibunt·
v. 32. de die autem illo· et hora nemo
scit· neque· angeli in caelis· ne
v. 33. que filius nisi pater solus vi
dete et pervigilate nescitis e
v. 34. nim quando tempus veniet quo
modo homo peregrinans reliquit·

* * *

v. 29. tis quia in proximo sit aestas: Sic et vos cum videritis haec
fieri,
v. 30. scitote quod in proximo sit in ostiis. Amen dico vobis, quoniam non
v. 31. transibit generatio haec, donec omnia ista fiant. Coelum et
v. 32. terra transibunt, verba autem mea non transibunt. De die autem
illo vel hora nemo scit, neque Angeli in coelo, neque Filius,
v. 33. nisi pater. Videte, vigilate, et orate: nescitis enim quando
v. 34. tempus sit. Sicut homo, qui peregre profectus reliquit

(Die Fortsetzung folgt.)

---

[1]) So heißt's, nicht wie Fleck angibt videritis.

[2]) Hier fügt die zweite Hand noch ista ein.

Jahrbücher der Literatur.

122

Hundert zwei und zwanzigster Band.

1848.

April. Mai. Juni.

Wien.
Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

Inhalt des hundert zwei und zwanzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXXII.

Jahrbücher der Literatur.

April, Mai, Juni 1848.

Art. I. 1) Arriani Anabasis et Indica. Ex optimo codice Parisino emendavit et varietatem ejus libri retulit Fr. Dübner. Reliqua Arriani, et scriptorum de rebus Alexandri M. Fragmenta collegit, Pseudo-Callisthenis Historiam Fabulosam ex tribus codicibus nunc primum edidit, itinerarium Alexandri et Indices adjecit Carolus Müller. Parisiis, editore Ambrosio Firmin Didot, instituti regii Franciae typographo, Via Jacob, 56. 1846.

2) Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste par A. E. Egger, Professeur suppléant à la faculté des lettres de Paris, maître de conférences à l'école normale. Mémoire couronné en 1839 par l'académie des inscriptions et belles lettres. Paris, 1844. Mit den Appendices und Tables S. 476 gr. 8.

3) Cours d'études historiques par P. C. F. Daunou. Tome XIIième, Diodore de Sicile. Paris, Didot, 1846. gr. 8. (Von S. 337 — 799.)

4) Διοδωρου του Σικελιωτου Βιβλιοθηκης ιστορικης Τα Λειψανα. Diodori Siculi bibliothecae historiae quae supersunt. Ex nova recensione Ludovici Dindorfii. Graece et latine. Perditorum librum excerpta et fragmenta ad integri operis seriem accommodare studuit, rerum Indicem locupletissimum adjecit Carolus Müllerus. Volumen primum. Parisiis, editore Didot, 1842. S. II und 625 gr. 8. Volumen secundum. Mit dem Zusatz auf dem Titel: Accedit varietas Codicis Peiresciani denuo excussi. Parisiis ed. Didot, 1844. S. VI und 572. gr. 8.

Eine nahe bevorstehende Bereicherung dieser historisch-griechischen Literatur wird in diesen Jahrbüchern sogleich nach ihrer Erscheinung, wie sie verdient, von mir angezeigt werden; vorläufig kann ich den Lesern nur die angenehme Nachricht mittheilen, daß der Geheimrath und Oberbibliothekar Feder in Darmstadt endlich den von ihm im Escurial abgeschriebenen Theil von Excerpten, die ich im CIX. Bande dieser Jahrbücher S. 83 ff. angekündigt, unter die Presse gebracht hat. Seine Güte setzt mich in den Stand, einstweilen den Titel hier anzugeben: Excerpta ex Polybio, Diodoro, Dionysio, Nicolao Damasceno; Collectaneorum Imperatoris Porphyrogeniti Reliquias tituli περὶ ἐπιβουλῶν in codice Escurialensi servatas edidit, versione latina et observationibus additis C. A. L. Feder. Und so werden wir also eine ganz neue Folge von Berichten griechischer Geschichtschreiber über Verschwörungen und Revolutionen gewinnen.

Um nun zuvörderst den folgenden Bericht über eine Anzahl griechischer Historiker mit den früher von mir erstatteten im Gedächtniß der Leser zusammenzuknüpfen, so hatte ich im CV. Bande dieser Jahrbücher über die Westermannische, gerade vor zehn Jahren (1838) erschienene Bearbeitung des Werkes von Gerhard Vossius: de Historicis graecis, worin alles über diesen Literaturzweig erschienene zusammengefaßt ist, eine Anzeige geliefert, und unmittelbar in demselben Bande daran angereihet eine Uebersicht der von Carl und von Theodor Müller in Paris bei Didot 1841 erschienenen Sammlung der griechischen Sagenschreiber vor und nach Herodot bis auf die Geschichtschreiber aus der Zeit der Alexandriner. Darauf ist die Geschichte der griechischen Historik von eben jenen ältesten Logographen an bis auf Polybius einschließlich von mir fortgeführt worden in der „historischen Kunst der Griechen," zweiter Ausgabe, Darmstadt 1845. Noch einmal veranlaßte mich im nächsten Jahre die in Paris bei Didot 1844 erschienene neue kritische Ausgabe des Herodotus von Wilhelm Dindorf und Carl Müller zu diesem griechischen Altvater noch einmal zurückzukehren, und über seine Person und sein Werk nach meinen späteren Forschungen einen Bericht abzustatten (s. meine deutsche Schriften, zur Geschichte der griechischen und römischen Literatur, Darmstadt 1847, S. 79—103).

Da ich in dieser Kritik S. 95 f. veranlaßt war, Spuren von Veränderungen nachzuweisen, die der Herodoteische Text schon im Alterthume und unter den Händen der Abschreiber selbst noch im Mittelalter erfahren, obwohl wir das Ganze des Werks in ziemlich befriedigender Integrität besitzen mögen, so erinnert mich dieß an ein um dieselbe Zeit erschienenes Werk über den zweiten Geschichtschreiber zunächst nach Herodot. Es sind dieß die „Beiträge zur Erklärung des Thukydides," von Franz Wolfgang Ullrich, Hamburg 1846, worin mit großem Scharfsinne zu zeigen gesucht wird, daß der Geschichtschreiber ursprünglich nur an die Abfassung der Geschichte des ersten Kriegs bis zum Frieden des Nikias gedacht und diesen Theil auch vollendet habe; nachher aber, nachdem sich ein zweiter weit allgemeinerer Krieg entzündet, sich entschlossen habe, auch diesen nun sieben und zwanzigjährigen Krieg zu beschreiben, wozu er vermuthlich im Ganzen zwölf Bücher bestimmt gehabt, an dessen Vollendung aber durch den Tod verhindert worden. Da über diese Untersuchungen sich schon viele gelehrte Stimmen haben vernehmen lassen, so will ich nur meinerseits bemerken, daß sie durch eine Fülle trefflicher philologischer und historischer Bemerkungen von der gereiften Gelehrsamkeit des Verfassers ein vollgültiges Zeugniß geben. Eben so will ich nur mit wenigen Worten an Niebuhr's

Ansicht von Xenophon's Hellenika erinnern, wenn er sagt: „Ich betrachte Xenophon's griechische Geschichte als bestehend aus zwei ganz verschiedenen und zu sehr verschiedenen Zeiten geschriebenen Werken: der Beendigung des Thukydides und den Hellenicis;“ nämlich die Paralipomena endigen nach dieser Ansicht mit dem Schlusse des zweiten Buchs der Hellenika; die fünf folgenden Bücher seien aber ein besonderes und der Mittelpunct und eigentliche Held dieses letzteren Agesilaos; wobei denn über Xenophon wegen seines Lakonismus ein hartes Verdammungsurtheil gefällt wird (s. Niebuhr's kleine Schriften I. S. 464 ff.; vgl. die histor. Kunst der Griechen S. 227, wo auch die nachfolgenden Untersuchungen bemerkt sind). Ueber die Anabasis des Xenophon hat Jacobs (vermischte Schriften VI. S. 54 ff.) gegen meine freilich nur unentschiedene Vorstellung, daß, neben Xenophon, Themistogenes von Syrakus eine kürzere Geschichte des Zugs und Rückzugs der Griechen nach und aus Oberasien beschrieben habe, die Ansicht Plutarch's (de glor. Athen. p. 345. p. 416 Wyttenb.; vgl. d. hist. Kunst der Griech. S. 230—232, zweite Ausg.; welche Stelle ich hierdurch ergänze) vertheidigt: „Xenophon war selbst der Gegenstand seiner Geschichte, indem er beschreibt, was er als Heerführer gethan und vollbracht hat, und hierüber den Themistogenes den Syrakusaner anführt, indem er den Ruhm des Werkes einem Andern überließ, um, wenn er von sich wie von einem Andern erzählte, glaubwürdiger zu seyn,“ und auf diese Seite neigen sich denn auch jetzt die Stimmen der meisten Kritiker (s. Krüger über Xenophon's Leben S. 14 f. und Westermann zum Vossius p. 53), und, füge ich hinzu, eine Sage von einem ähnlichen Verhältnisse Herodot's zu einem thessalischen Freunde Plesirrhoos (Ptolem. Hephaest. p. 19 und p. 82 ed. Roulez) hat eben so wenig den Beifall der Alterthumsforscher erhalten können.

Aber so wie wir vom Gebiete dieser drei altklassischen Geschichtschreiber fortschreiten, wandeln wir unter lauter Trümmern; indem die Werke der nun folgenden allesammt nur in mehr oder minder großen Bruchstücken erhalten worden sind. Daher ich denn auch meine erste Bearbeitung der historischen Kunst der Griechen nur bis auf Xenophon einschließlich fortgeführt habe, weil ich einsah, daß, ehe an eine weitere Darstellung der griechischen Historik zu denken sei, erst ein großes Material gesammelt werden müsse, und, nachdem ich selbst neben Sturz Fragmente vorherodotischer Sagenschreiber gesammelt hatte, veranlaßte ich meine Schüler und Freunde, die Bruchstücke des Ktesias, des Ephorus und des Theopompus und anderer verlorner Historiker vor und nach Polybius zu bearbeiten. Von einigen der letztern Arbeiten

wird im Verfolg bei Nr. 2 die Rede seyn; hier will ich jedoch sogleich bemerken, daß einige dieser Vorarbeiten meiner Freunde noch ungedruckt geblieben sind, weil ihre Verfasser sie in ihrer ersten Gestalt nicht vor's Publikum bringen wollten, und nachher durch andere Beschäftigungen abgehalten worden sind. Dieß gilt namentlich von zwei Geschichtschreibern, welche das in den oben angezeigten und weiter unten zu besprechenden drei Werken behandelte Gebiet berühren. Dino (Δείνων), Philipps von Macedonien Zeitgenosse und Vater des Geschichtschreibers Klitarchus. Ueber jenen und seine persischen Geschichten (Περσικά) könnte der allzukurze Artikel Westermann's (in Pauly's Real-Encyclopädie II. 1024) aus dem vorliegenden Manuscripte sehr bereichert, und namentlich auch seine historische Darstellungsgabe in ein helleres Licht gesetzt werden; besonders letztere schon durch die herrliche Erzählung von Cyrus dem Jüngern und der jüngeren Aspasia (apud Aelian. V. H. XII. 1; — berührt ist Dinon jetzt bei C. Müller, Scriptores rer. Alexandri p. 74 sqq.). Der andere, dessen Fragmente handschriftlich gesammelt vorliegen, ist Duris von Samos (Δοῦρις ὁ Σάμιος), Verfasser eines aus wenigstens 23 Büchern bestehenden Geschichtwerks über die griechischen und macedonischen Staaten und Regierungen, Zeitgenosse des Ptolemäus. Wenn Westermann (a. a. O. S. 1281 f.) sagt: „Die Schätzung des Duris als Geschichtschreiber ist sich bei den Alten nicht gleich, vorausgesetzt, daß es mit dem ziemlich indifferenten Lobe bei Cicero (ad Att. VI. 1. 1 homo in historia diligens) sehr genau zu nehmen ist;" so hat dagegen der Verf. auf dieses Urtheil Cicero's mit Recht ein größeres Gewicht gelegt, und mit Wyttenbach, Biblioth. crit. VIII. p. 113 seine Glaubwürdigkeit im Ganzen vertheidigt, ohne übrigens zu leugnen, daß er, als Samier, durch seine Liebe zum Vaterlande sich zu übertriebenem Hasse gegen Athen habe fortreißen lassen, ähnlich hierin dem Schweizer Chronikschreiber Tschudi, der sich, durch übertriebenen Patriotismus verblendet, zum öfteren gegen Oesterreich der Unwahrheit schuldig mache. Alle diese Puncte werden sehr genau abgehandelt, auch Sprache und Ausdruck dieses Alexandriners mit den attischen Vorgängern Thukydides und Xenophon kritisch verglichen. Uebrigens hat seit dieser, im Jahre 1838 ausgearbeiteten Probeschrift Eckertz ebenfalls eine Abhandlung geschrieben, die unter dem Titel: „De Duride Samio," 1842 zu Bonn erschienen ist, und auch Geier in der Sammlung Alexandri M. rerum Scriptores hat p. 85, p. 375, p. 384 diesen bedeutenden Geschichtschreiber berührt, und vorher Niebuhr in der röm. Gesch. III. S. 190 und S. 450; ich selbst endlich in den deutschen Schriften, zur Archäologie III. S. 298.

Durch solche eigene und andere Vorarbeiten war ich in den Stand gesetzt, die zweite Bearbeitung der histor. Kunst der Griechen bis auf Polybius incl. herabzuführen. Jetzt veranlaßt mich die unter Nr. 1 angeführte neueste Sammlung zuvörderst wieder auf die Historik der Griechen vor Polybius zurückzublicken, und dann erst mit Nr. 2 nachzusehen, was dieselbe über den Anfang der römischen Monarchie geleistet hat. Was Niebuhr (kleine Schriften I. S. 218) treffend bemerkt: „Macedonien ist seit Philippus, und bleibt bis die Römer es auf seine Gränzen beschränkten, der Mittelpunct, auf dem sich Alles in der griechischen Geschichte bezieht. Wer also die spätere griechische Geschichte aus der Dunkelheit ziehen will, die sie von der Schlacht bei Ipsus bis zum kleomenischen Kriege bedeckt, der muß die macedonische erhellen, in deren Umfang die einzelnen Gruppen der griechischen Begebenheiten ihre Plätze einnehmen.“ Das ist seit der Zeit von unsern Alterthumsforschern und Geschichtschreibern mit dem löblichsten Wetteifer praktisch befolgt worden. Um hier von frühern Arbeiten Mannert's, Saint-Croix u. A. zu schweigen, so denke man nur daran, was unter uns Deutschen Flathe, Droysen u. A. auf diesem Felde geleistet haben. Was aber die Quellensammlungen betrifft, so ist die vorliegende Carl Müller'sche innerhalb vier Jahren schon die dritte. Denn kaum waren von Geier Alexandri M. rerum Scriptores 1844 in Halle erschienen (s. diese Jahrb. im CIX. Bande S. 102 ff.), so erschienen auch in demselben Jahre die gesammelten Fragmente dreier Geschichtschreiber derselben Klasse: Ptolemaei Eordaei, Aristobuli Cassandrensis et Charetis Mytilenaei, ed. J. G. Hullemann; Trajecti ad Rhen. 1844 (welchem Herausgeber eben deßwegen die Geier'sche Sammlung unbekannt geblieben), und schon brachte uns das Jahr 1846 die vollständigste von Carl Müller.

Ehe ich jedoch von dieser spreche, muß ich, der Ordnung dieses Bandes folgend, über Arrian's Person, Lebensgang und Schriften das Nöthige, was nach der Einrichtung dieser Ausgaben unberührt geblieben, vorausschicken, sodann über diese Edition berichten und diese neueste Sammlung von Alexanders Geschichtschreibern und die übrigen Anhänge kürzlich besprechen. Kürzlich, sage ich, weil ich zu dem, was Sainte-Croix, Examen des historiens d'Alexandre l. Gr. p. 88 sqq., Schoell Hist. de la Littér. grecque IV. 166 sqq. und ein Artikel in Pauly's Real-Encyclopädie I. 826—828 darbieten, nur eine Anzahl eigener Bemerkungen hinzuzufügen beabsichtige. Hätten wir freilich des Dio Cassius Biographie von diesem Philosophen, Staats-, Kriegsmann und Historiker (Suidas in Δίων) noch übrig, oder was er ohne Zweifel in seinen acht Büchern der Bithynika (Βιθυνιακά, Phot.

Cod. 93. p. 219 bei Carol. Müller) über sein Leben selbst berichtet hatte; so würden wir über seine Person, Schicksale und Schriften wohl ein genaueres Urtheil fällen können. Jetzt vernehmen wir jedoch von einem älteren und um so unverdächtigeren, weil in Denkart und Grundsätzen ganz verschiedenen Zeugen, vom Lucianus (im Alexander cap. 2. p. 209 ed. Hemsterh.) Folgendes, was von dem Ansehen zeugt, worin er unter seinen Zeitgenossen gestanden: „Arrianos, des Epiktetos Schüler, einer der ersten Männer Roms und sein ganzes Leben hindurch den Wissenschaften zugethan.“ Das ist das Urtheil am Ende von Arrian's Laufbahn und von einem Manne ausgesprochen, der gleich ihm von griechischer Geburt in römischen Staatsdiensten eine ähnliche Bahn durchlaufen hatte. Denn wie dieser, zu Samosata in Cölesyrien geboren, bis zur Würde eines römischen Statthalters emporstieg, so war jener, aus Nikomedien in Bithynien gebürtig, von Hadrian zum Präfecten von Kappadocien und von Antonin dem Frommen selbst zum Consulate befördert worden. Eine gedrängte Skizze seines öffentlichen, amtlichen und schriftstellerischen Lebens gibt uns der Patriarch Photius (Cod. 58; vgl. Parthica p. 248 ed. C. Müller), an die wir noch einige Bemerkungen anknüpfen können: „Dieser Arrianos, seiner Wissenschaft nach ein Philosoph, einer der Genossen des Epiktetos, machte sich bekannt zu den Zeiten des Hadrianos, des Antoninos des Frommen und des Marcos Antoninos. Man nannte ihn den neuen Xenophon. Wegen seiner ausgezeichneten Wissenschaft wurde er mit andern Staatsämtern betraut und stieg zu der Würde der Consuln empor. Er schrieb unter andern Büchern auch Vorträge seines Lehrers Epiktetos, so weit wir wissen in acht Büchern, und Unterhaltungen desselben Epiktetos in zehn. In seinem Vortrage und Ausdrucke ist er schlicht und trocken und ein wahrer Nachahmer des Xenophon. Er soll auch Anderes geschrieben haben, was aber noch nicht zu unserer Kenntniß gelangt ist. Es ist aber offenbar, daß es ihm auch an rhetorischer Einsicht und Kraft nicht fehlte.“ In einem späteren, auf weitere Bekanntschaft mit den übrigen Schriften Arrian's gegründeten Auszug (Cod. 92; de rebus successorum Alexandri p. 24 bei C. Müller) wird darauf in die rhetorischen und überhaupt schriftstellerischen Eigenschaften des Arrian näher eingegangen. Photius eröffnet ihn mit den Worten: „Es ist dieser Mann keinem derer, welche Geschichtswerke am besten verfaßt haben, nachzusetzen,“ und schließt ihn mit folgenden: „Und um es einfach zu sagen, wollte jemand zur Vergleichung mit ihm auf die früheren Geschichtsbücher zurückgehen, so würde er sehen, daß Viele auch von den Alten im Range unter ihm zu stehen kommen.“

Diese kurzen Notizen und Kritiken des Photius bieten wir nun den Stoff zu einigen weiteren Ausführungen dar.

Lesen wir den Anfang des Briefs, den Arrian an den Kaiser Hadrian über seine Umreise um's schwarze Meer geschrieben (p. 254 bei C. Müller), so stellt er uns auf den Schauplatz, auf welchem Xenophon seine zehntausend Waffengenossen glücklich an die Meeresküste gerettet hatte, und wir sehen im Arrianus einen Mann, der in diesen Küstenländern geboren, von Jugend auf nicht nur aus dem Studium von dessen Schriften, sondern auch aus der Anschauung von dessen Fußtapfen, so zu sagen, die ganze Persönlichkeit des berühmten athenischen Heerführers in seine Phantasie aufgenommen hatte. Daher er in wenigen Zeilen diesen Helden dreimal und wiederholt mit dem Prädikate des Ruhmes seinem Kaiser in's Gedächtniß zurückruft; das letzte Mal durch die Erzählung von einer Opferhandlung, die Xenophon an jenem Gestade verrichtet, und die er selbst eben dort unter günstigern Umständen wiederholt habe. Und hierin, wie in den Bitten, Hadrianus möge für die dortigen Tempel neue Bildnisse fertigen lassen, berührt er sich mit dem frommen Athener in der altathenischen Eigenschaft der Deisidaimonie, — eine Geistesrichtung und Gesinnung, die als vorwaltendes Element durch die Geisteswerke Beider hindurchzieht. Ward Arrianus daher bei seinem Aufenthalte in Xenophons Vaterstadt mit dem athenischen Bürgerrechte, und vielleicht bei dieser Aufnahme urkundlich als der jüngere Xenophon in die Bürgerliste eingetragen, so dürfen wir nicht zweifeln, daß dieser neue Name wenigstens den gleichen Werth für ihn hatte *), als der des Flavius bei Ertheilung des römischen Bürgerrechts; wodurch er gleichsam unter die Gentilen eines Geschlechts aufgenommen wurde, welches kürzlich auf dem römischen Kaiserthrone gesessen hatte. Es ist daher wahrscheinlich, daß Arrianus seit jener Zeit den Namen des zweiten Xenophon zu führen und seinen Schriften vorzusetzen pflegte, auch veranlaßte, daß diese Benennung sich bis in die byzantinischen Zeiten fortpflanzte. Davon zeigt sich in unserm Heidelberger, dem zehnten Jahrhundert angehörigen Codex Nr. 398 eine charakteristische Spur. Darin lautet der Titel des Jagdbuches: Ἀῤῥιανοῦ Κυνηγετικός, aber eine zweite Hand hat an diese Stelle die andere Aufschrift gesetzt: Ξενοφῶντος Ἀθηναίου τοῦ δευτέρου (nicht τοῦ νέου, wie Photius hat), und so ist an mehreren Stellen dieser

*) Auf jeden Fall müßte damals der Ruf »eines entarteten Sohnes der Stadt Athen,« wie Niebuhr (Kl. Schriften I. S. 467) den Xenophon, neben dem gleichfalls geschmähten Platon, zu benennen sich nicht gescheut, längst verschollen seyn, wenn er anders jemals in Athen selbst gehört worden wäre.

Handschrift der Name Arrianos, zum Theil halb ausgelöscht, und durch den des zweiten Xenophon ersetzt (s. Bast Lettre critique à Mr. Boissonade p. 28).

Jener religiöse Kaiser Hadrianus, dessen Bekanntschaft Arrian gegen das Jahr 124 in Griechenland gemacht hatte, in derselben Periode, wo jener Neu-Athen gegründet, bestellte ihn, den neuen Xenophon, zwölf Jahre später zu seinem Präfecten von Kappadocien, in welcher Provinz und ihren Nachbarländern dieser durch Kriegsthaten und Staatshandlungen sich in hohem Grade auszuzeichnen Gelegenheit gefunden. Wenn daher derselbe Kaiser auf Münzen durch Schrift und Bild als „Restitutor Bithyniae" verherrlicht wird (Mionnet, Rareté p. 127), so dürfen wir wohl nicht zweifeln, daß dieser sein Statthalter bei diesen Wiederherstellungen kräftig mitgewirkt hatte, und erkennen nun auch die Motive, warum ihn, den gewesenen Consul, nachdem er unter Marc Aurel in hohem Alter aus dem Staatsdienste in seine Vaterstadt Nikomedien sich zurückgezogen, seine Mitbürger in seinem Geiste nicht höher zu ehren glaubten, als wenn sie ihn zum Priester der Ceres und Proserpina erwählten, — Gottheiten der in den dortigen Küstenländern althergebrachten kabirischen Religionen und Mysterien, wovon sich viele Spuren auf den Münzen jener Städte zeigen (Steinbüchel, Alterthumskunde S. 162, Symbolik IV. 227 dritte Ausg.); so wie sein Landsmann und Zeitgenosse, der Redner Aelius Aristides, in späteren Jahren sich dem Priesterdienste des Aeskulapius in Smyrna widmete. Arrianus aber hatte bei solchen Cultushandlungen immer sein Vorbild Xenophon vor Augen, der im öffentlichen wie im Privatleben nichts Erhebliches ohne Befragung der Götter that. Diesen copirte er selbst in der Wahl der Gegenstände seiner Schriften, wovon wir oben ein Beispiel am Kynegetikos gesehen haben, im philosophischen und historischen Gebiete. Die Xenophontischen Denkwürdigkeiten des Sokrates waren Anlaß und Muster dessen, was er über seinen Lehrer Epiktetos geschrieben und aus seinen Vorträgen mitgetheilt, und wenn er auch in seiner indischen Geschichte den Herodotus selbst bis auf den Dialekt (nach einer angenommenen Sitte, indem die Schriftsteller über Oberasien, um an Herodot und Ktesias zu erinnern, jonisch schrieben — Niebuhr, Kl. Schriften I. 188) nachgeahmt hatte, so war doch sein historisches Hauptwerk ganz in Xenophon's Geist unternommen und durchgeführt. — Hierbei muß ich jedoch vorerst eine falsche Parallele rügen, der sich unbegreiflicher Weise ein französischer Schriftsteller (in der Biographie universelle II. 529) schuldig gemacht, wenn er niederschrieb: „Xenophon avoit publié sept livres de l'expédition de Cyrus qui fonda la grandeur des Perses;

Arrien composa sept livres sur l'expédition d'Alexandre qui détruisit l'empire des Perses;" — gegen welche Verwechslung mit der Cyropädie den Schreiber schon die Siebenzahl der Bücher und der dem Xenophon abgeborgte Titel Anabasis hätte schützen sollen. Aber darin wird man wohl zwei neuern Philologen Beifall geben, daß die Cyropädie von Xenophon zu einem Denkmale auf den jüngern Cyrus, als einen klugen und hochherzigen Monarchen, bestimmt worden ist (Krüger, de authentia Anabas p. 24 und Jacobs vermischte Schriften VI. 78).

Da Arrianus diesen von Xenophon geschilderten Zug des jüngern Cyrus nach Ober- und Rückzug der Griechen nach Vorder-Asien für seine Geschichte der Feldzüge Alexanders des Gr. zum Muster nahm, aber darüber nicht, gleich seinem Vorgänger, als Augenzeuge berichten konnte, so suchte er durch die Wahl der zwei sichersten Führer, des Ptolemäus und des Aristobulus, sich möglichst der Wahrheit zu bemeistern, und so ist es ihm gelungen, die anerkannt zuverläßigste Geschichte dieser welthistorischen Thaten des macedonischen Königs zu verfassen, und da er fromm, treu und eben so vorsichtig in der Wahl seiner Gewährsmänner auch die Begebenheiten nach Alexander (τὰ μετὰ Ἀλέξανδρον) geschrieben haben wird, so ist es ein großer Verlust für die Nachwelt, daß, außer wenigen Auszügen beim Photius, von diesen zehn Büchern nichts übrig geblieben; wie wir denn auch den Verlust anderer historischer Werke Arrian's, das Leben des Dion in Sicilien, des Timoleon (wobei eine Vergleichung mit den plutarchischen Biographien von großem Interesse wäre — vgl. J. C. Held Prolegomm. in Plutarchi vit. Timol. Baruthi 1832 — 1841), zu beklagen haben.

In militärischer Ausbildung war kein Historiker der römischen Kaiserzeit dem Xenophon vergleichbarer als eben Arrianus, und keine Berichte über Alexanders, seiner Waffengenossen und Nachfolger Feldzüge verrathen so sehr den Taktiker, jenem athenischen Feldherrn gleich, als die Geschichtbücher Arrian's. Davon überzeugte ich mich aufs anschaulichste, als vor vielen Jahren ein hoher deutscher Offizier mich aufforderte, zu einem von ihm mit Karten und Planen ausgestatteten deutschen Manuscripte über Arrian's strategische Bestrebungen philologische Anmerkungen zu machen. Seitdem hat der Baron von Sainte-Croix aus seiner praktischen Kriegskunde vieles zum Verständnisse dieses Autors beigetragen, und später ein holländischer Gelehrter mich durch Mittheilung eines geographischen Commentars über Arrian's Anabasis erfreut, welcher auch von den neuern Herausgebern verschiedentlich benützt worden (man s. Commentarius geographicus in Arrianum de Expeditione Alexandri. Auctore P. O. van der

Chys, cum tabula aeri incisa. Lugd. Batav. 1828. 4., womit man jetzt die Nachweisungen der Symbolik im Abschnitt: „Zur heiligen Geographie" I. 296 ff. dritte Ausg. und nachträglich Alex. von Humboldt's Kosmos I. 15 verbinden muß. Denn jetzt, nach zwanzig Jahren seit Erscheinung jenes geographischen Commentars, in welchen die vorder-, mittel- und oberasiatischen Länder von den Europäern der verschiedenen Nationen viel genauer durchforscht und neuerlich am Euphrat und Tigris so ergiebige Ausgrabungen gemacht worden, möchte sich freilich schon eine reiche Nachlese liefern lassen. — Sowohl durch diese Merkwürdigkeiten des fernen Morgenlandes, als durch die wunderbaren Züge in weiten Länderstrecken, besonders aber auch durch die romantischen Personen Alexanders und seiner Feldherren, die siegreich, aber auch unter vielen Mühen und Gefahren, jene Heldenbahnen durchschreiten, möchte unter den griechischen Prosaikern Arrianus für Jünglinge der anziehendste und darum sein Studium besonders empfehlenswerth seyn; wie dieß denn auch einer der neuesten Herausgeber auf's überzeugendste dargethan hat (C. G. Krüger, Praemonita ad Arriani Anabas. Berol. 1835. p. III sqq.). Aber nach Fr. A. Wolf's Meinung muß die Lesung Xenophon's vorausgegangen seyn.

Dieß führt uns zum Schlusse auf Arrian's Sprache und Ausdruck. Seine Wahlverwandtschaft mit Xenophon in Gesinnung und Leben hatte die natürliche Folge, daß er auch in desselben Ton und Art redete und schrieb. Photius sagt (Cod. 158. p. 249 bei C. Müller) von jenen: „Er ist schlicht im Ausdruck und in Wahrheit Xenophon's Nachahmer (Ἰσχνὸς δὲ τὴν φράσιν ἐστὶ, καὶ μιμητὴς ὡς ἀληθῶς Ξενοφῶντος), und hat dabei die Grundsätze der alten Kunstrichter vor Augen. Diese nennen den schlichten Ausdruck auch den attischen oder den einfachen (ἀφελής) und kunstlosen (ἀποίητος), und weit entfernt ihn als fehlerhaft zu bezeichnen, setzen sie ihn nur dem erhabenen und prächtigen entgegen, und loben ihn ausdrücklich am Xenophon (Plutarch. de aud. p. 160. Wyttenb. Dionys. Hal. Epist. ad Pomp. p. 758. Reisk. p. 15 sqq. Krüger), von dem sie eben der ungeschmückten Lieblichkeit seiner Schreibart wegen sagen, daß Musen und Grazien sie gebildet, daß sie süßer als Honig sei, und eine Zauberkraft in ihr verborgen liege (s. die histor. Kunst der Griechen S. 243 f. zweite A.). — Wenn nun aber auch Neuere den Styl des Arrian eine Durchzeichnung des Xenophontischen nennen — wie Schöll sich ausdrückt: „La diction d'Arrien est en quelque sorte calquée sur celle de Xenophon" — so müssen sie doch jene Xenophontische Lieblichkeit in Abzug bringen und eingestehen, daß beim Arrian Musen und Grazien dahinten geblieben. — Mit Einem Worte,

ich darf mir wohl hier zu wiederholen erlauben, was ich im LII. Bande dieser Jahrbücher in Bezug auf die bildenden Künstler der römischen Kaiserzeit über diesen Schriftsteller ausgesprochen: „Man betrachte z. B. Arrian's Feldzüge Alexanders; dieser Geschichtschreiber wollte ein zweiter Xenophon seyn und ließ sich so nennen; er bemühte sich auf das Löblichste, die Einfalt und Unschuld seines attischen Vorbildes sich anzueignen und in seiner Schreibart auszuprägen. Aber man darf nur von der Lectüre der Xenophontischen Anabasis unmittelbar zu der des Arrianus übergehen, um sofort gewahr zu werden, daß der Letztere, bei allem Lob, was seine Denk- und Schreibart verdient, sich doch um jene natürlichen Tugenden seines Vorbildes habe bemühen müssen."

Wir schreiten nun zum Bericht über diese neueste Ausgabe Arrian's Nr. 1 fort. Dübner's Vorrede: Louis Dubeaux habe seine Collationen des besten Florentiner und des besten Pariser Codex und mehrer anderer dem Herrn Didot überlassen. Daneben habe Geier in Halle ein durchcorrigirtes Exemplar der Krüger'schen Ausgabe (Berolini 1835) mit eigenen Conjecturen und trefflichen von Sintenis dem Herausgeber mitgetheilt, der die Pariser gute und selbst vielleicht die Florentiner übertreffende Handschrift nochmals verglichen und die kritischen Anmerkungen verfaßt: Carl Müller habe die lateinische Uebersetzung corrigirt und Alles, was auf die Indica folge, redigirt. Ellendt (Editor der Arrianischen Anabasis, Königsberg 1832, und Verfasser der Abhandlung de Arrianeorum reliquiis, ebendaselbst 1836), habe die Excerpte des jüngern Schweighäußer nicht gekannt, Krüger sie nicht ganz vergleichen lassen, daher er (Dübner) in der Annotatio Critica so vieles habe nachbessern müssen. Außerdem habe er (D.) noch einige andere Codices verglichen. Von den besten Handschriften habe er die Varianten vollständig angegeben, so daß wo nichts bemerkt sei, man zuversichtlich Uebereinstimmung annehmen könne. In allen Handschriften des Arrianus fänden sich übrigens viele Lücken.

Ich gebe nun aus Dübner's Annotatio Critica, und zwar aus dem Anfange, eine kurze Probe:

Prooem. p. 1. lin. 3. ξυνέγραψαν, wie auch Gronov und Krüger haben; statt dessen geben drei Codd. das minder attische συνέγραψαν. — Lin. 5 ἐπιλεξάμενος, bei Krüger finden sich die Varianten ἀπολεξ. und ἀναλεξ. — Lin. 11 — 13 ξυστρατεῦσαι. Pariss. A. B. ξυνστρατεῦσαι, sodann 3 Codd. ὅτε statt ὅτι und Pariss. A. συγγράφαι st. ξυγγρ. — Lin. 15 Ἔστι δὲ ἃ Cod. A. ἔστιν ἃ. — Lin. 18 hat Kr. τοσούτοις συγγραφεῦσι. Dübner hatte aber aus Cod. Paris. A. τοσοῖσδε wieder hergestellt, welches schon Gronov aus Cod. Florent. aufgenommen hatte, und fragt mit Recht, welcher Abschreiber wohl dieses in den Text gesetzt haben würde, wenn er jenes gefunden.

Cap. I. 1 Λέγεται δὴ Φίλιππον τελευτῆσαι. So auch Dübner, der aber aus Paris. A. herstellen möchte: λ. δὴ Φίλιππος μὲν τελ., da das Φίλιππον des Cod. Florent. nach einer aus Unkunde der feinen Construction gemachten Correctur rieche. An seiner Stelle würde ich den Nominativ mit dem μὲν geradezu in den Text aufgenommen haben, zumal da der durch und durch Xenophontische Arrian gewiß den Anfang der Cyropädie im Sinne hatte: Πατρὸς μὲν δὴ λέγεται ὁ Κῦρος γενέσθαι Καμβύσου. — Lin. 24 ἐς: Andere εἰς. — Lin. 25 εἴκοσιν ἔτη, zwei Codd. εἴκοσι. — Lin. 30 Λακεδαιμονίους δὲ, drei Codd. fehlerhaft Λακεδαιμονίοις δὲ. — Lin. 32 ἄττα, Andere ἅττα. — Lin. 34 τῇ πρώτῃ ἐφόδῳ τοῦ Ἀλεξάνδρου. Hier muß entweder mit Paris. A. τοῦ gelöscht oder mit Gronov vor Ἀλεξ. τῇ geschrieben werden; so auch Ellendt mit Dübner Lin. 35 ξυγχωρῆσαι. Paris. A. συγχ.

Lin. 1 ἐς Μακεδ. Paris. A. εἰς Μακ. l. 4 τε. l. 6 οὕτω, l. 8 Φιλίππους πόλιν 3 Codd. und so Gronov, Krüger und Dübner; Andere: Φιλιππούπολιν. l. 10 Νέσσον. 2 Codd. Νέον, andere Νίσον. l. 15 κατειληφότες Paris. A. — φότοι, ein in diesem Cod. häufiger Fehler, vermuthlich aus einem Uncialcoder herrührend. — l. 19 ἐν νῷ εἶχον, wofür andere durch Schreibfehler: ἐν νῷ εἶεν. — l. 22 πυκνοτέρα. 3 Codd. πυκνότερα ohne Jota subscr. — l. 23 διασκεδάσουσιν. Alii — ζουσιν. — l. 25 Ἀλεξάνδρῳ δὲ βουλὴ γίγνεται. Alii Ἀλεξάνδρου — γίνεται. — l. 30 ἐκπεσεῖν τὰς ἁμάξας. So hat Dübner aus Cod. Paris. A. mit Recht aufgenommen statt ἐμπεσεῖν, welches noch Kr. beibehalten, gibt aber J. G. Schneiders treffliche Conjectur nicht vollständig an: ὡς δι' αὐτῶν διεκπεσεῖν τὰς ἁμ. — l. 32 ἐς γῆν. Alii εἰς γῆν, wie fast immer. — l. 35 διέσχον, Alii δὴ ἔσχον. — l. 40 ἐιέβαλον, Alii ἐνέβαλλον, wie so häufig. — l. 49 ἀπὸ τοῦ. Hier wiederholt die Editio Dübneri dieselbe Lesart; es ist aber ein Druckfehler und die Variante lautet: ἐκ τοῦ. — l. 50 προὐχώρει ist eben dasselbe zu vermuthen, wo auch die Varianten προσχώρει, προχώρει, προεχώρει fehlen.

Alle übrigen Schriften Arrian's, außer der Anabasis und den indischen Geschichten, von p. 241 an bis zum Schlusse, also fast zwei Drittel des ganzen Werkes, hat Herr Karl Müller herausgegeben, jedoch ohne kritische Nachrichten über die Ausgaben, die er zum Grunde gelegt, und über die Lesarten, die er befolgt. Wir dürfen jedoch voraussetzen, daß hier die besten Texte zum Grunde liegen (bei den geographischen Artikeln etwa der vom jüngern Gail, Paris 1831). — Da diese letztere in unserm: uralten Pergamentcoder Nr. 398, den ich im CIX. Bande dieser Jahrb. S. 83 ff. näher beschrieben, und woraus ich zum siebenten Buche

des Strabo in meinen deutschen Schriften, zur griechischen und römischen Literatur S. 194 ff. Lesarten mitgetheilt habe, enthalten sind, so will ich hier aus derselben Handschrift zu einem andern Stücke einige Proben niederlegen, nämlich zu der unzweifelhaft ächt arrianischen, an den Kaiser Hadrian gerichteten Beschreibung einer Küstenfahrt um das schwarze Meer (Periplus Ponti Euxini).

Ἀῤῥιανοῦ ἐπιστολὴ πρὸς Τραιανὸν [Ἀδριανὸν, so K. Müller mit Recht: die andern Ausgaben lassen den zweiten Namen weg, der Brief ist aber an den Hadrian gerichtet] ἐν ᾗ καὶ περίπλους Εὐξείνου Πόντου.

Pag. 254 ed. Carol. Müller. lin. 6, 7 ὅθενπερ καὶ Ξενοφῶν ἐκεῖνος καὶ σύ. Der Cod. Heidelb. hat hier an der zweiten Stelle das ἐκεῖνος nicht, — offenbar schicklicher. Im Lateinischen muß es heißen: Xenoph. Anabas. IV. — nicht VII. — 8. 22. — Lin. 14: ἀποδείκνυσι γὰρ, Cod.: ἀποδείκνυσιν γὰρ. — Lin. 23 ὥσγε πρὸς τὸν νεών. Cod.: ὥστε πρ. τ. ν. — Lin. 31 ὁ Ξένοφῶν ἐν Κάλπης λιμένι. Cod.: ὁ Ξενοφῶν ἐκεῖνος ἐν κ. λ.

Pag. 255. Lin. 12 ὅπερ καὶ μόνον οὐκ ὤλεσεν ἡμᾶς, im Cod. fehlt οὐκ — Lin. 17 ἐπεισρέει. Cod.: ἐπεισῤῥεῖ. — Lin. 21 εἰς τὰς Ἀθήνας Ἔστι γάρ τοι καὶ ἐν Πόντῳ τῷ Εὐξείνῳ χωρίον οὕτω καλούμενον· καί τι καὶ Ἀθηνᾶς ἱερόν ἐστιν αὐτόθι Ἑλληνικὸν κ. τ. λ. — So hat K. Müller mit der Heidelb. Handschrift richtiger und vollständiger drucken lassen, völlig nach der Vorschrift Bast's, Lettre Critique p. 29, der dorten eine Epikrise dieses Codex gegeben, weil in ihm allein diese und andere Geographica sich erhalten haben, und daselbst auch bemerkt, daß Sigm. Gelenius sie aus dieser Handschrift zu Basel bei Froben 1533 sehr correct herausgegeben. Und so konnte eine zweite Nachlese noch weniger ergiebig ausfallen, deßwegen ich denn hier meine Proben auch abbreche, ohne jedoch damit von einer dritten Revision abrathen zu wollen. Zum Schlusse bemerke ich noch, daß die kritische Finalnote von derselben alten Hand: Διωρθωται οὐ πρὸς σπουδαῖον ἀντίγραφον sich nicht bloß am Ende des folgenden Periplus maris Erythraei, wie Bast angibt, sondern auch schon am Schlusse des vorliegenden Periplus findet, womit der gelehrte Copist auf die in seiner Abschrift vorkommenden Fehler offenherzig aufmerksam machen will.

Nach p. 330 folgt: Caroli Mülleri Praefatio ad Scriptores rerum Alexandri M., woraus ich Folgendes aushebe:

Unter den vielen Geschichtschreibern Alexanders sei keiner zu finden, der seinem großen Gegenstande ganz gewachsen gewesen; denn was in den vier gelehrten Zeitaltern von Werken dieses In-

halts hervorgebracht worden, sei Alles durch des Schicksals Neid zu Grunde gegangen, und erst aus dem Zeitalter Hadrian's seien zwei ganze Geschichten jenes Königs erhalten worden, die des Arrianus und des Plutarchus. Die Vergessenheit, in welche Alexanders Biographen des folgenden Zeitalters verfallen, sei weniger zu beklagen, weil nunmehr die Geschichtschreibung täglich mehr verkommen, und allmälig hätten fabelhafte Alexandersgeschichten die wirkliche Historie verdrängt; obgleich auch diese Romane für die Literaturgeschichte zu beachten seien und von Geschichtforschern nicht ungestraft gänzlich bei Seite gesetzt werden dürften.

Alexander selbst übertrug die Abfassung seiner Geschichte dem Anaximenes und Kallisthenes; der dritte, den er zu demselben Geschäfte berufen, Ephorus, sei diesem Rufe nicht gefolgt (Plutarch, de Stoicorr. repugnn. 20. p. 252 Wyttenb., nennt wegen gleicher Weigerung noch den Xenokrates und Menedemus). Die übrigen seien ohne Einladung durch die Neuheit und Größe des Gegenstandes zu demselben Unternehmen angelockt worden (eine Parallele mit den neuesten Biographen Napoleons bietet sich hier dem Leser von selbst dar); jedoch sei die Zahl derer, welche die ganze Geschichte Alexanders beschrieben, sehr klein. Kallisthenes sei durch seinen frühen Tod an Vollendung seines Werks gehindert worden, Marsyas von Pella habe seine Geschichte nur bis 331 vor Chr. fortgeführt und Nearchus habe nur seine Seereise und die damit zusammenhängenden Gegenstände erzählt. Dasselbe gelte von Androsthenes aus Thasos; Ephippus aus Olynth habe sich bloß auf Hephästions und Alexanders Tod und Bestattung eingeschränkt. — Nicht sowohl ordentliche Geschichtswerke, als Hilfsmittel für den Geschichtschreiber lieferten die Ephemeridenschreiber Eumenes und Deodotus. Von noch niedererm Range seien die Land- und Marschroutenmesser Bäton und Diognetus, denen als ähnlich vielleicht beizuordnen seien Archelaus und Amyntas. Chares von Mytilene habe sein Werk größtentheils mit dem Privatleben Alexanders angefüllt. Der Gehalt und Umfang der Geschichten des Kyrsilos, Medios, Polyklet und des Leon von Byzanz lasse sich nicht mehr bestimmen. Unter den Zeitgenossen Alexanders seien des Namens Historiker vorzugsweise würdig: Anaximenes, Kallisthenes, Onesikritos, Ptolemäos, Aristobulos und Klitarchos. Der letzte (Klitarch), obschon gleich dem Onesikrit der Unwahrhaftigkeit bezüchtigt, habe es dennoch durch die Reize seiner Sprache und den poetischen Geist der Darstellung allen Andern zuvorgethan, und den größten Einfluß auf alle nachfolgende Geschichtschreiber geübt, so daß, gleichwie Dinon, des Klitarch Vater, gegen die fabelhaften Berichte des Ktesias

aufgestanden sei, die Unzuverlässigkeit und der unverdiente Ruf des Klitarchos und seines Gleichen, — noch in ihrem Alter den Ptolemäus und den Aristobulus aufgerufen zu haben scheine, sich der Geschichtschreibung selbst hinzugeben, um die Treue und den Ernst der Historie wieder in ihre Rechte einzusetzen.

P. II. In den nächsten Zeiten wendeten die Historiker sich bloß Alexanders Nachfolgern zu, nur der einzige Nymphis verband Alexanders und der Diadochen Geschichten in Einem Werke. Diejenigen, die im Verfolge jenes Königs Geschichte allein zu schreiben auf's Neue unternahmen, scheinen sämmtlich von niedrigem Range gewesen zu seyn, wie der Rhetor Hegesias, der durch die Fülle des asiatischen Styls die Klitarcheische Glätte überbieten wollte. Menächmus von Sicyon und Antiklides von Athen statteten ihre Alexandersgeschichten mit der reichen alexandrinischen Gelehrsamkeit aus; ihnen ähnlich scheinen gewesen zu seyn Nikanor, Asklepiades, Dorotheos, Nikobule — oder wer dieser Frau vielleicht seine Schrift untergeschoben — und Antigenes; wovon aber äußerst sparsam Notizen zu uns gelangt sind.

Die Feldzüge der Römer in Asien, die parthischen Kriege, die indische Gesandtschaft an Augustus belebten auf's Neue die seit Klitarchus erstorbene Geschichtschreibung Alexanders, und ihr verlieh Timagenes neuen Glanz. Zunächst nach ihm sprachen vom großen Macedonier Strabo, sodann des Tiberius Bekannter Potamo von Mytilenä. Unter Claudius ward Klitarchos mit römischem Gewande bekleidet, und während Hadrian selbst den Alexander besingt, erzählen in Prosa von ihm Arrian, Plutarch, Kephalion und Jason aus Argos. Unter Marcus Antoninus soll Amyntianus und endlich unter Constantin Praxagoras aus Athen Alexanders Geschichte geschrieben haben.

Nach gebührendem Lobe, dem literärischen Unternehmungsgeiste des Herrn Firmin Didot gezollt, wird dem Verdienste des Baron von Sainte-Croix um Alexanders Geschichte und seine Geschichtschreiber, wie billig, gedacht, obschon nicht verschwiegen, daß Vieles von ihm mehr mit Geschmack als Wahrheit behandelt worden; es werden die bekannten verdienstlichen Arbeiten Westermann's, Hullemann's, Ritschl's und Geier's belobt, und die Kritik angeführt, welche ich selbst im CIX. Bande dieser Jahrbücher über Geier's Sammlung und sodann auch über andere in der zweiten Ausgabe der historischen Kunst der Griechen bekannt gemacht habe.

P. IV. Darauf gibt der Herausgeber von seinem Verfahren Rechenschaft. Sein Augenmerk sei nicht auf Anhäufung literärischer Citate gerichtet gewesen, sondern darauf, daß die Sammlung der Bruchstücke möglichst vollständig werde, wie denn seine

Vorgänger auf diesem Felde von den Fragmenten des Kallisthenes, Onesikritos und Klitarchos Manches ausgelassen hätten. (Hierbei muß ich auf die weit größere Vollständigkeit dieser Sammlung im Vergleich mit der Geier'schen aufmerksam machen: 1) bei den zeitgenossischen Geschichtschreibern Alexanders, wie eben die drei genannten sind; 2) bei den späteren, in diese neueste Sammlung aufgenommenen Schriftstellern, so daß die Gesammtzahl bei Geiger 16 beträgt, bei Müller 33, also mehr als das Doppelte). — Jedoch bezögen sich unter den 400 von ihm gesammelten Fragmenten kaum der dritte Theil auf Alexanders Geschichte; die andern habe er jedoch von dieser Sammlung deßwegen nicht ausschließen wollen, weil solche Stellen oft ein Licht werfen auf die Behandlungsart derselben Autoren, die man aus den auf Alexander bezüglichen Fragmenten nicht beurtheilen könne. Gleichnamige Schriftsteller habe er sich meistens begnügt bloß aufzuführen, und ihre Scheidung dem Urtheile der Leser überlassen. Es würden auch Schriftsteller über Alexander genannt, von denen er nicht die leiseste Spur habe entdecken können.

P.V. Schließlich folgt die Aufzählung von Schriftstellern über Alexander, von denen sich nicht die geringste Spur mehr findet, und derer, die, nach Müller's Meinung, ohne hinlänglichen Grund unter Alexanders Geschichtschreiber eingereihet worden: Aristoteles, Hekatäus von Abdera, Leon von Byzanz (Müller vermuthet, dieser habe des Kallisthenes Schriften bloß in's Publikum gegeben!), Lykos aus Rhegium (mit Verweisung auf die hist. Kunst der Gr. S. 364 zweite Ausg. — Wenn Herr Müller vielmehr an den epirotischen Alexander und dessen italischen Feldzug denkt, so hat er nicht erwogen, was sich aus den weiteren Anführungen bei Vossius, Clinton, Westermann und Letronne ergibt), Hieronymus von Kardia (die Anführung bleibe zweifelhaft), Eratosthenes (M. bezweifelt mit Bernhardy die Annahme anderer Gelehrten). Ob dem Philon aus Theben und dem Philippos aus Chalkis ein Platz unter Alexanders Historikern anzuweisen sei, lasse sich weder behaupten noch leugnen (hierbei Müller's Hinweisung auf die Anmerkung zum fünften Fragmente des Onesikritos p. 48, wo meine hist. K. der Gr. S. 338 und Schweighäusers Ansichten berichtigt werden). Von Nymphis aus Herakles, der nach Suidas über Alexander und die Diadochen geschrieben, sei nur Ein Fragment übrig und zwar über die Ptolemäer. Der Varro, der nach Suidas eine Epitome über Alex. d. Gr. geschrieben, müsse entweder ein anderer als Marcus Terentius oder statt Βάτων verschrieben seyn, der Persica und Anderes geschrieben habe. Timagenes, vermuthlich Nachahmer des Klitarchos, scheine mehr einen rhetorischen Abriß über **die Könige**

und darunter auch über Alexander, wie Nepos de Regibus, als eine ausgeführte Geschichte Alexanders d. Gr. geschrieben zu haben. Strabo habe wohl kein besonderes Werk über Alexander d. Gr. verfaßt, sondern ihm in seinen Denkbüchern (ὑπομνήματα) einen Platz eingeräumt. Auch Potamon von Mytilene habe unter Anderem eine Geschichte Alexanders d. Gr. geschrieben. Endlich müsse angenommen werden, daß der Verfasser eines „Musen" betitelten Werkes, Kephalion, eine besondere Geschichte dieses großen Königs abgefaßt habe.

Da ich über die von Geier behandelten Geschichtschreiber, wie gesagt, im CIX. Bande dieser Jahrbücher mich ausführlich erklärt habe, so will ich hier nur Einiges berühren, wozu dieser zweite Sammler, K. Müller, Anlaß gibt; muß mich aber auch bei den übrigen auf kurze Bemerkungen beschränken, um die Gränzen eines solchen Berichts nicht zu überschreiten.

Wenn Hr. K. Müller p. 6 meine Correctur der Stelle des Diodor. XIV. 117 über Kallisthenes nicht ganz ausreichend findet, so stört mich hinwieder in der seinigen das doppelte κατὰ, das in der nächsten Zeile wiederkehrt, uud stört ihn, frage ich, denn auch nicht das συντάξεως zwei Zeilen weiter? — Die Stellen Cicero's Epist. famil. V. 12 und de Orator. II. 14 gehören übrigens zu den wichtigsten über Kallisthenes; in der zweiten wird ihm Xenophon wegen der Ruhe seiner Denk- und Schreibart vorgezogen (s. die histor. K. der Gr. S. 242 und S. 379 f. zweite Ausg.). — Pag. 10 hätte meine Erörterung über Polybius XII. 23 und über das wahre Verhältniß des Kallisthenes zum Alexander doch wohl nicht übergangen werden sollen. — Pag. 13. Zu Nr. 7 vgl. Symbolik III. S. 324, 840 dritte Ausg. über das Verhältniß Athens zu den alten Aegyptiern. Doch auf erstere Stelle hat derselbe K. Müller zu Theopomp's Fragmenten hingewiesen und auch Ottfried Müllers Bemerkungen deutlicher citirt als hier. — Pag. 16. Nr. 15 hat jetzt der Scholiast ad Euripidis Hecub. 892: Καλλισθένης ἐν β' τῶν Ἑλληνικῶν, statt ἐν θ', wodurch also Jos. Scaliger's Conjectur wörtlich bestätigt und die Unwahrscheinlichkeit beseitigt wird, daß Kallisthenes Troja's Zerstörung erst im neunten Buche seiner Hellenika erzählt habe (s. ad Euripid. Phoeniss. p. 257 ed. Geel., der auch im Folgenden statt ν' ἱσταμένου vorschlägt δεκάτῃ ἱστ. — Pag. 19. Nr. 27 hat jetzt Meineke in Scymni Chii Perieges vs. 124 Καλλισθένῃ ausgeschrieben, den der Geograph neben andern Historikern unter seinen Quellen anführt. Jener Kritiker vertheidigt auch die Form Παρθένης neben Παρθένις und Παρθένιος als Namen dieses Flusses. — Pag. 33. not. ult. unten stimmt K. M. meiner Erklärung des Athenaeus I. p. 21 in der hist. K. der Gr. gegen

Geier bei; wo ich von Theokrit aus Chios gehandelt habe, der alle Notabilitäten seiner Zeit, den König Alexander selbst nicht ausgenommen, auf's bitterste angegriffen hatte. — Pag. 40 sqq. Hier müssen nun die Artikel: Marsyas Pellaeus et Marsyas Philippensis, beides Geschichtschreiber Macedoniens und seiner Könige, ausgezeichnet werden. Nachdem Ritschl, deren Herausgeber, sie kritisch unterschieden, werden p. 42—46 die Fragmente eines und andern besonders angeführt. — Pag. 41. Bei Erwähnung der Stadt Philippi führt K. M. in der Note die mit dem wechselnden Geschicke veränderten Namen dieser Stadt an; wie sie erst Datos geheißen, dann Krenae, von Thasiern colonisirt, endlich Philippi, vom Amyntiaden Philippos neu besetzt, und wie dieser König aus der Umgegend die reichen Goldbergwerke ausgebeutet habe. Daher das Sprichwort schon unter dem alten Namen: Δάτος ἀγαθῶν, „das reiche Datos" (s. jetzt meine deutsche Schriften zur gr. und röm. Liter. S. 196 f., wo ich aus unserer alten Handschrift im Strabo VII. p. 490 Tzsch. eine Lücke ausgefüllt und zur Erklärung Mehreres beigebracht habe). — P. 45 ad Marsyam Philipp. 6. 8. Ueber der Tragiker Agathon und Euripides Aufenthalt beim König Archelaos in Macedonien muß man noch A. Böckh im Berliner Lections-Catalog $18^1/_2$ und Droysen in der Kasseler Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1844 S. 98—102 nachlesen. — Pag. 48 sq. wird vom Herausgeber Schweighäusers und meine Erklärung des Plutarch. Alex. cap. 46 bestritten. — Buttmann's Verbesserung im Scymn. Chius vs. 870 hat mit Recht auch Meineke p. 125 aufgenommen. — Pag. 74 sq. ist über den Klitarchos, so wie über seinen Vater Dinon, den Verfasser einer persischen Geschichte, Mehreres kritisch bemerkt; wobei ich jetzt auf das oben schon Vorgetragene verweise. K. Müller gelangt zu dem Resultate, daß Klitarch, Stilpon's Schüler und auch in der Geschichtschreibung nur zu getreuer Nachahmer, jünger als Alexanders Begleiter, dessen Feldzügen nicht persönlich beigewohnt habe. Der dritte Theil der von seinen Werken übrigen Bruchstücke beschäftigt sich mit Indien, und seine Erzählungen sind dem Geiste nach denen des Onesikritus nahe verwandt. Seine Fragmente sind von K. M. bis auf die Zahl 35 vermehrt worden. — Pag. 86. Mit Bezug auf Arrian und andere alte Schriftsteller und auf die neueren, Sainte-Croix, Geier und Hullemann, kommt K. M. zu dem Ergebniß, daß dem Ptolemäus Lagi unter Alexanders Geschichtschreibern der erste Rang gebühre, daß er als Militär für die Kriegsereignisse besonders wichtig sei und daher, weniger die indischen und andere Merkwürdigkeiten berücksichtigend, dem Ernste seiner königlichen Würde sowohl in der Wahrhaftigkeit als in der Schreib-

art nicht das Geringste vergeben habe. Ueber die Art, wie Geier eine scheinbare Ausnahme davon, die Erzählung der Aufnahme Alexanders am Orakel des Jupiter Ammon, zu beseitigen sucht, s. zu Fragm. 7. p. 89. — Pag. 94 sq. Ueber Aristobulus kann Ref. gegen seine unbeschränkt günstige Meinung über diesen Historiker (die histor. Kunst der Griechen S. 370 zweite A.) anjetzt nicht mehr dem Endurtheil entziehen, welches K. M. über ihn fällt, nämlich daß er unter Alexanders Schmeichlern bei Weitem der gemäßigteste gewesen, nach des Königs Tod aber, da er als alter Mann und Statthalter Kassanders in Kassandria lebte und dessen Abneigung gegen Alexander kannte, manche seiner jugendlichen Begeisterungen für letzteren mit kühleren Ansichten vertauscht habe, ohne übrigens von der Lebhaftigkeit und Schönheit, womit er durch seine Beschreibungen in der Historie geglänzt hatte, etwas eingebüßt zu haben. — Pag. 122. Zum Eumenes und Diodotos Nr. 1 stimmt K. M. meiner Erklärung, daß der asiatische Aehrenmonat Däsios (Δαίσιος, entsprechend dem moslemischen Beiram) durch die vielen Gastmähler dem Könige zum Sterbemonat geworden, vollkommen bei, und gibt (p. 123 sq.) nach E. Littré, „sur la maladie d'Alexandre le Grand" die technische Beschreibung seiner Krankheit als eines fièvre synèque (πυρετὸς ξυνεχής), eines nicht intermittirenden Fiebers, nach Hippokrates. Uebrigens hätte ich hier, wo aus den königlichen Tagebüchern Bruchstücke gegeben werden, von K. M. etwas zu vernehmen erwartet, was er vom Aeschrion (Αἰσχρίων) aus Samos oder Mytilene denke, der auch solche Ephemeriden und zwar als Begleiter Alexanders geschrieben haben soll, und den ich, weil ihn alle Neuern übergangen, in Erinnerung bringen zu müssen geglaubt habe (in der histor. K. d. Griech. S. 397 zw. A.). Jetzt bemerke ich nachträglich, daß er auch in eben bekannt gemachten Scholien ad Euripid. Troad. vs. 230 über den peloponnesischen Fluß Krathis angeführt wird, bei Geel ad Eurip. Phoeniss. p. 305.

Pag. 128 sqq. Von hier folgt eine neue Reihe, in Geier's Sammlung zum Theil nicht aufgenommener Historiker, von denen, außer Berichten über Alexander d. Gr., auch Fragmente andern Inhalts mitgetheilt werden: Polykletus von Larissa und Polykritus von Mende. — P. 130 sqq. Polykletus über Alexander, acht Fragmente. — Polykritus; seine Historien über den jüngern Dionysius, vier Artikel. — P. 134 sqq. Bäton und Diognetus (auch bei Geier), Bäton's Stationen der Märsche Alexanders, vier Bruchstücke. — Amyntas, Archelaus, Stationen Asiens, acht Fragmente. — P. 138 sqq.

Hegesias aus Magnesia am Sipylus (s. über ihn jetzt Westermann in Pauly's Real-Encycl. III. 1098); aus Alexanders Geschichte drei lange Bruchstücke von unbestimmt angeführten Schriften, sieben Fragmente. — P. 145 sqq. Menächmus aus Sicyon, aus Alexanders Geschichte; aus der sicyonischen Chronik; über die Künstler; über die Toreutik; über das pythische Orakel, beisammen eilf Artikel. — P. 146 sqq. Antiklides aus Athen: Geschichten Alexanders; woraus Zeugnisse über die Erfindung der Schrift in Aegypten mitgetheilt werden, mit K. Müller's Hinweisungen auf Wilkinson, Böckh, Bunsen u. A.; delische Geschichten; Nosten (Erzählungen von Heimfahrten); aus unbestimmten Büchern; Exegetika (Erklärungen von Vorzeichen und Heiligthümern), beisammen 24 Fragmente. — P. 152 sqq. Nikanor, Aristus aus der cyprischen Stadt Salamis und Asklepiades, Geschichten Alexanders, beisammen fünf Artikel. — Pag. 155 sqq. Dorotheus, über Alexander, sicilische Geschichten, italische Metamorphosen, Pandekten (Miscellaneen); über Steine, sechs Fragmente. — P. 157. Nikobule (wobei Athenäus jedoch ausdrücklich bemerkt: „oder wer dieser Frau die Bücher untergeschoben) über Alexander, zwei Fragmente. — Antigenes, zwei Bruchstücke. — P. 159. Jason aus Nysa; Jason aus Argos, Leben, Sitten und Zustände Griechenlands; über Knidus. — P. 161. Jason von Byzanz, thracische Begebenheiten; Jason von Cyrenä, beisammen fünf Artikel. — P. 162. Amyntianus, Praxagoras, Antidamas, über Alexander und zum Theil andere Schriften.

Fast ein Drittel des ganzen starken Bandes nehmen nun ein: Pseudo-Callisthenes, hier zum ersten Male von K. Müller herausgegeben, und das von A. Mai zum ersten Male edirte Itinerarium Alexandri, in einem neuen Abdruck mit Letronne's Verbesserungen. Die Praefatio glaubt sich mit Entschuldigung solcher Schriften nicht aufhalten zu müssen. Es sei von den Gelehrten längst dargethan, wie solche Erzählungen in der ganzen Welt verbreitet, und wie besonders seit den Kreuzzügen Gedichte über Alexander den Großen entstanden seien; nur sei der Ursprung dieser in den neuern Sprachen verbreiteten Sagen im Dunkel geblieben und kaum erkannt worden, welche griechische jenen zu Grunde liegen, weil man deren Handschriften im Staube der Bibliotheken habe ruhen lassen. Zuerst habe Berger de Xivrey in den Notices et Extraits d. Mss. de la Biblioth. du Roi, Tom. XIII. p. 162 sqq. und in den Traditions tératologiques p. 350 aus mehreren Bibliotheken Fragmente dieser Codd. mitgetheilt,

und Untersuchungen über jene Fabelgeschichten angestellt. Diese seien dem Herrn Didot und durch diesen dem Hrn. K. M. übergeben worden. — Dieser aber mußte den Bestand dieser Codd. selbstständig untersuchen, und theilt nun die Ergebnisse seiner eigenen und Berger's d. X. Forschungen mit (s. Introduction p. VII sqq.), charakterisirt selbst nochmals die drei Pariser Handschriften, als A. B. C. bezeichnet, die er dieser Editio Princeps des Pseudo-Kallisthenes zu Grunde gelegt hat; auch gibt er Notizen von den lateinischen Handschriften und von denen in andern Sprachen in den Pariser und übrigen Bibliotheken. Endlich bezeichnet er zum ersten Male den unter dem Namen Julius Valerius als Uebersetzer eines griechischen Aesopos aufgeführten Lateiner als einen Dolmetscher dieses nämlichen Pseudo-Kallisthenes, was der erste Herausgeber des Lateiners, Angelo Mai, unterlassen hatte (Introd. p. IX, vgl. p. XXVII). Den lateinischen Text des Jul. Valerius hat K. M. dem hier zuerst erscheinenden griechischen des Pseudo-Kallisthenes untergelegt Zuletzt (p. XXVIII—XXXII) werden A. Mai's Vorrede und aus dem Journal des Savants Letronne's Untersuchungen über das vom Ersteren bekannt gemachte Itinerarium Alexandri mitgetheilt; dessen Text, weil sein Inhalt nicht weniger mit Arrianus als mit Pseudo-Kallisthenes verglichen zu werden verdient, am Schlusse dieser ganzen Sammlung mit den Verbesserungen Letronne's vollständig wieder abgedruckt erscheint.

Ausgezeichnet muß in dieser Einleitung besonders der dritte Abschnitt (p. XV — XXVII) werden: „de Origine et incrementis Historiae Alexandri Fabulosae," worin K. M. diese Fabel-Geschichten von Alexander dem Gr. bis in ihre ersten Quellen und in die verschiedensten Windungen mit erschöpfender Sorgfalt und Gelehrsamkeit zu Tage zu fördern sucht; — Untersuchungen, worin ihm freilich schon von Andern, namentlich in neuester Zeit, vorgearbeitet war; wie ich bereits in dem Artikel über Kallisthenes nachgewiesen habe (s. die histor. K. der Gr. S. 383, vgl. S. 387 zw. Ausg.), wo ich über den Zweifel des Pausanias VI. 183 an der Aechtheit eines dem Anaximenes zugeschriebenen Epos auf Alexander d. Gr. gesagt hatte: „Sollte sich in diesem Poem, frage ich, nicht schon einer der Keime der später so üppig fortwuchernden Romanenliteratur über diesen König finden?" welche Worte jetzt K. M. in seine Untersuchungen (Anaximenes Fragmm. p. 34 infr.) aufgenommen hat.

Pag. XVIII. Der Herausgeber macht es sich nämlich zum Hauptgeschäft, unter beständiger Vergleichung der griechischen und der lateinischen Texte, die Elemente dieses Pseudo-Kallisthenes zu zerlegen. . . . . . .

Die Anlässe zu diesen Fabelgeschichten waren schon von Alexanders ältesten Geschichtschreibern selbst gegeben; sie hatten schon vieles Uebertriebene und Wunderbare, und Pseudo-Kallisthenes konnte schon Manches von Klitarch, Onesikrit und Megasthenes entlehnt haben. Doch bei Weitem das Meiste stammte anderwärts her. Unterscheidung von vier Hauptquellen: 1) Briefe, dergleichen ja fast allen Notabilitäten des Alterthums untergeschoben worden. Hier aber waren die Briefe über die indischen Feldzüge und Indiens Wunder eine Hauptquelle, z. B. die unter des Krateros Namen über den Ganges. — 2) Localsagen, jüdische, deren Keime im Josephus liegen, und wonach Alexander zum Theil als ein Verehrer Jehovah's dargestellt wird, besonders jedoch ägyptische. Hatten die Aegyptier von ihren Vorfahren schon den Anstoß empfangen, welche nämlich, um ihres Vaterlandes Unterwerfung unter die Perser sich erträglicher zu machen, dem Kambyses eine ägyptische Mutter andichteten, so gaben ihre Nachkommen dem Alexander einen Aegyptier zum Vater, indem sie erzählten: Nektanebos II., Pharao von Aegypten, sei vor seinen Feinden aus Memphis nach Pella in Macedonien geflohen, und habe daselbst mit Olympias Alexander den Gr. erzeugt [1]), wodurch ihre Unterwerfung unter Alexander als die unter den Sohn eines legitimen Königs erschien. Die Fabel von der Schlange der Olympias [2]) und von dem Orakelspruche, daß Alexander

[1]) Pseudo-Callisthenes I. 1. p. 1 ed. D. Müller. Ἀπατῶνται γὰρ οἱ πολλοὶ λέγοντες αὐτὸν εἶναι Φιλίππου τοῦ βασιλέως υἱόν, — ἀλλὰ τοῦ Νεκτανεβῶ λέγουσι τοῦτον εἶναι οἱ σοφώτατοι τῶν Αἰγυπτίων, ὅτε τῆς βασιλικῆς τιμῆς ἐξέπεσεν. Man vergleiche das Argumentum Historiae Nro. I—XIV, wo man sich eine Uebersicht der Erzählung verschaffen kann. — In einem Fragmente des Theopompos p. 295 ed. C. Müller heißt er Νεκτανίβιος, bei Andern etwas anders, ägyptisch auf Reliefs und Papyrusrollen: Nahsetenebl oder Nahsetefneb. — Einen gründlichen Artikel über die beiden Könige dieses Namens hat Herr Haak in Pauly's Real-Encyclopädie Bd. V. S. 500 504 geliefert.

[2]) Und von dem Drachen, welche den Alexander und sein Heer nach Ammon's Orakel und von da zurück geleitet; wie Ptolemäus Lagi selbst berichtet hatte (s. Ptolemaei Fragg. Nro. 7. p. 88 und daselbst Geier, Hullemann und K. Müller p. 89). Ich bemerke hierzu, daß neben diesen ägyptischen Elementen sich auch äthiopische kund geben. Man lese im dritten Buche dieses Pseudo-Kallisthenes, wie Alexander im Königssitze der Semiramis einen Briefwechsel mit der Kandake unterhält, wie diese Königin sich heimlich sein Bildniß verschafft; wie Alexander deren Sohn Kandaules rächt und unter fremdem Namen mit ihm zu seiner Mutter zieht, deren Königsstadt darauf beschrieben wird (III. 18 — 22). Auch hier liegen ältere Autoritäten, wie z. B. die Aethiopica des Bion, zum Grunde (s. Symbolik II. S. 257, wo auch von dem dortigen allgemeinen

Ammon's Sohn sei, gehört schon den Zeitgenossen dieses Königs an, die Sage aber, wodurch ein Pharao Nektanebus, zugleich ein großer Magus, zum Vater Alexanders erhoben wird, der Regierung der Ptolemäer; wodurch diese mit ihrem Vorgänger Alexander selbst in die Reihe der Pharaonen eingeordnet wurden. Hiermit verbanden sich sodann die Ausschmückungen der Geschichte von Alexandria's Erbauung und von des Erbauers Begräbniß daselbst. Der Stifter dieser Riesenstadt, wie die Sage sie vergrößert, stirbt in dem großen Babylon, nachdem er sein mit wunderbaren Umständen ausgestattetes Testament gemacht, und sein Leichnam wird in einer beweglichen Kunsthalle von vier und sechzig Maulthieren nach Alexandria gebracht. Dort ruht er, der Sohn eines Gottes oder eines Pharao, nunmehr im Lande der Pharaonen, welches in so vielen seiner Städte Osiris' Gräber verehrte, und an dessen südlicher Gränze Memnon durch Ton und Lichtstrahl an des Lebens und des Ruhmes Fortdauer erinnerte. Dürfen wir uns da noch wundern, daß der im Leben für Ammon's Sohn erklärte Alexander nach seinem Tode von den Aegyptiern Osiris genannt und auch als solcher verehrt, oder auch mit Sesostris zusammengestellt ward? — P. XXIV. An diesen Sagen hatte sich denn 3) auch die Phantasie der Dichter entzündet. Wir haben bemerkt, daß man schon dem Anaximenes Heldengedichte auf Alexander beilegte, welche Pausanias nicht für ächt gelten läßt. So werden sechs bis sieben Sänger von Alexandreiden genannt, von denen nur dürftige Spuren übrig sind *). Ein Fragment einer solchen, über Alexanders mütterliche Vorfahren, hat Julius Valerius aufbehalten. Der Kaiser Hadrianus wird als Verfasser einer andern angeführt, ferner Nestor von Larande zu des Kaisers Severus Zeit und der Zeitgenosse des Diokletianus, Soterichus, über welchen K. M. zuerst Licht verbreitet. Das wäre also die dritte Quelle fabelhafter Alexandergeschichten, wie vorliegende des Kallisthenes, die poetische.

Hierbei muß Referent ergänzend bemerken, daß dieser Pseudo-Kallisthenes hinwieder für die Poesie des Mittelalters Quelle wurde. J. Görres sagt unter Anderm zum Schah-Nameh, Berlin 1820: „Als daher Firdusi's Pehlvibuch mit Rusthm's Tode abgebrochen, nahm er das griechische Werk, ob im Grundtext oder in einer frühern persischen Bearbeitung, ist ungewiß,

Namen der äthiopischen Königinnen: Κανδάκη). Die übrigen chronologischen, geographischen und literarischen Forschungen über alle diese Sagen muß man bei unserm Herausg. (p. XIX—XXIV) selbst nachlesen.

*) Ueber die älteste deutsche Alexandreide von dem Kleriker Lambert hat H. Schreiber zu Freiburg 1828 eine Abhandlung herausgegeben.

zum Führer auf seiner Bahn durch die Alexanderzeit, indem er seinen Stoff eben so wie in der frühern Pehlvisage behandelte." Man vergl. G. Hupfeld Exercitationum Herodotearum Specim. II. Rintel. 1843. p. 8.

Pag. XXV. 4) Eine vierte Quelle kann man eine didaktische nennen, denn sie besteht in den Vorträgen der Redner und der Philosophen. Hierher gehören die Fragen des Aristoteles an seine Schüler, die Fragen Alexanders an die Brachmanen, die Declamationen des Dandamis. Hierunter haben sich selbst christliche Vorstellungen und Vorträge eingeschlichen.

Die chronologische Entstehung und Fortbildung dieser Fabelgeschichte Alexanders d. Gr. faßt K. M. so: Der Theil, der aus dem Ehrgeize der Aegyptier entsprungen ist, gehört schon der Zeit der ersten Ptolemäer an; die aus einem Plane des Königs in eine wirkliche Begebenheit umgewandelte italienische Expedition hat ihren Ursprung in der Zeit der gänzlichen Unterwerfung Macedoniens durch die Römer; die persischen und indischen Historien sind hauptsächlich aus Briefsammlungen entnommen. Schon im ersten Jahrhundert vor Chr. lag dieses alles als historisches Ganze in Alexandria vor, wo es in den nachfolgenden Jahrhunderten mit manchen Zusätzen, z. B. mit der Geschichte von der Kandake, erweitert ward; so vielleicht durch die Amazonenfabeln, Alexanders Testament —, etwa bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Chr. Um diese Zeit verfaßte denn auch Moses, oder wer dieser Armenier war, die armenische Uebersetzung und der sogenannte Jul. Valerius die lateinische. Was nach dem Zeitalter Constantin's hinzukam ist den Byzantinern zuzuschreiben, und in diesen Jahrhunderten haben die griechischen wie die lateinischen Texte vielfache Entstellungen erfahren. Die Namen der Verfasser betreffend, so werden neben Kallisthenes, Antisthenes, ja Aristoteles selbst genannt. Auf jeden Fall war Kallisthenes die unpassendste Person, der man eine solche Fabelgeschichte Alexanders des Gr. beilegen konnte. (Hier möchte Ref. doch Einspruch thun. Kallisthenes hatte zwar im Umgang mit Alexander seinen griechischen Freimuth bis zum Trotze behauptet: in seinem Geschichtwerke jedoch den wirklich wunderbar begabten und durch fast übermenschliche Thaten ausgezeichneten König beinahe bis zur Vergötterung gepriesen (s. ad Callisthenis Fragmm. p. 10 ed. Müller und vgl. die histor. K. der Gr. S. 381 f. zw. A.), und so konnte sein Werk Lockung genug darbieten, einem Alexanderroman gerade den Namen Kallisthenes vorzusetzen). Am passendsten wäre Ptolemäus gewesen, und daß dieß zum Theil wirklich geschehen sei, davon zeugt eine handschriftliche Spur; auch hielten einige Rabbiner eine fabelhafte Alexandergeschichte in ebräi-

scher Sprache für eine Uebersetzung aus dem griechischen Werke des Ptolemäus Lagi.

Nr. 2. Wie an manchen Puncten des physischen Weltraumes um Gestirne erster Größe vergleichungsweise viele andere Sterne und Sternengruppen sich zusammendrängen, so reihen sich im geschichtlichen an einige welthistorische Personen und Zeiten ganze Gefolge von Historikern, Geographen u. s. w. an. Welteroberer, wie Alexander, wie die Römer, die Araber, erweitern die Gesichtskreise der Völker; wie denn so eben Alex. von Humboldt im zweiten Bande seines Kosmos, in „der Geschichte der physischen Weltanschauung" (unter B. 2. 3. 4, um nur das uns hier zunächst Angehende auszuheben), „die Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen;" die Periode „der Lagiden" und „die römische Weltherrschaft" aus dem Alterthume hervorhebt. Die Historik betreffend, so erzeugen Welteroberer wie Alexander, wie das Römervolk, und Vereinigung vieler Völker in einem Weltreiche, den Gedanken an Weltgeschichten. Um jetzt davon abzusehen, was in dieser Art unter dem Amyntiaden Philipp von Ephorus und Theopompus und hernach unter Scipio Aemilianus von Polybius geleistet worden, und nur auf die zwei folgenden Perioden Alexanders und Augustus' hinzublicken, so hat die französische Akademie der Inschriften durch ihre Aufgaben zwei gehaltvolle Werke hervorgerufen: gegen Ende des vorigen Jahrhunderts des Baron de Sainte-Croix Examen critique des anciens Historiens d'Alexandre le Grand, das in erster Ausgabe zu Paris 1775 und erweitert und verbessert ebendaselbst 1804 erschien, und im Jahre 1839 das vorliegende des Herrn Egger, dessen Titel dem vorhergehenden nachgebildet ist, und das auch selbst, in Betreff der Periode des Augustus, sich demselben auf eine würdige Weise anschließt.

Das ist aber auch Alles, was ich über das Letztere vorjetzt im Allgemeinen zu sagen habe; denn da wir uns in dieser Uebersicht nur mit den griechischen Historikern beschäftigen, so kann von den lateinischen, die das augusteische Zeitalter behandeln, schon überhaupt nicht die Rede seyn, sondern nur von jenen, die in diese Periode gehören, und auch von diesen nur in sofern, als unser Verfasser über sie zu sprechen Anlaß nimmt. Da nun außerdem noch über Diodorus unter den folgenden Artikeln Nr. 3, 4 berichtet werden wird, über Dionysius von Halikarnaß später, etwa in der Anzeige der von Feder zu erwartenden Excerpte, so kann ich mich hier, bei Nr. 2, äußerst kurz fassen, und brauche nur einige wenige Griechen anzuführen, nämlich Alexander Polyhistor, Theophanus von Mytilene, Nikolaus von Damaskus und

Timagenes aus Miletus. Ueber drei von ihnen sind neuerlich von meinen Freunden Sammlungen und Monographien herausgegeben worden, zum Theil von mir veranlaßt oder mit meinen Beiträgen. Im Allgemeinen aber ist unserm Verfasser von einem deutschen Philologen tüchtig vorgearbeitet worden, nämlich von Weichert in mehreren Abhandlungen: De Imperatoris Caesaris Augusti scriptis eorumque reliquiis, Grimae 1835, 1836, und: Imperatoris Caesaris Augusti Operum Reliquiae ed. Weichert, Grimae 1841.

Also Alexander Polyhistor. Die Erscheinung der armenischen Uebersetzung des Eusebius und besonders Niebuhr's gelehrte Abhandlung darüber (in den kleinen Schriften I. 179 ff., wo auf diesen Schriftsteller auf's Neue die Aufmerksamkeit gelenkt wird) veranlaßten mich 1837 Namens unserer philosophischen Facultät jenen Alexander zum Gegenstand einer Preisfrage zu machen, welche von einem unserer philologischen Seminaristen genügend gelöst wurde. Diese Monographie erschien mehrere Jahre später in Druck unter dem Titel: „Commentatio de Alexandri Polyhistoris Vita atque Scriptis. Scripsit Josephus Rauch (jetzt Professor des Lyceums zu Rastatt). Heidelberg ap. Reichard 1843. Diesem Autor sucht der Verfasser ein anderes Vaterland, den karischen Chersonnes, anzuweisen und seinen Namen Milesier dadurch zu erklären, daß er sich in Milet längere Zeit aufgehalten habe, oder daß seine Aeltern aus dieser Stadt gebürtig waren; sodann bemüht er sich über dessen Person und Schriften ein größeres Licht zu verbreiten, so daß diese kleine Schrift zu Allem, was von Vossius bis auf Niebuhr, Clinton, Schöll und Westermann über diese Puncte ausgemittelt worden, eine wesentliche Ergänzung liefert, und ich mich daher auf folgendes Wenige hier beschränken kann. Dieser Alexander kam unter Sulla als Kriegsgefangener nach Rom, verdiente sich durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und durch den Unterricht, den er den Kindern des Cornelius Lentulus ertheilte, die Freiheit, setzte, der Sitte gemäß, den Vornamen dieses seines Patrons seinem Geburtsnamen bei, und nannte sich Alexander Cornelius, verlor endlich sein Leben durch eine Feuersbrunst zu Laurentium. Schüler des Krates, hatte er sich zum gelehrten Grammatiker ausgebildet. Die polyhistorische Richtung, die er genommen, wird durch den Titel seiner mehr als vierzig Bücher (παντοδαπῆς ὕλης τεσσαράκοντα δύο λόγους) bezeichnet. Es war eine Art von Universalwerk, dessen verschiedene Theile nach verschiedenen Ländern benannt, und wenn die Abtheilungen über die Judäer (περὶ Ἰουδαίων), über Syrien, über Aegypten, über Italien und Rom die Gelehrten der verschiedenen Nationen vielfach beschäftigt haben, so werden seine chaldäischen und babylonischen Denkbücher, seine geographi-

schen und chronologischen Mittheilungen (s. Rauch p. 25 sqq.), so wie sie früher die Grundlage der christlichen Chronographen und Geographen gewesen, nunmehr nach den Entdeckungen zu Khorsabad und Nimrud die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher vielleicht auf's Neue in Anspruch nehmen. Daß man einem so umfassenden Länderbeschreiber auch Wunderbarkeiten θαυμάσια) beigelegt hat (s. Westermann, Praefat. ad Paradoxographos p. XVIII), war natürlich, ohne daß wir berechtigt sind, ihn als Verfasser eines solchen besondern Buchs uns vorzustellen.

Theophanes von Mytilene (zu dem gründlichen Artikel des Vossius de Historicc. graecc. mit Westermann p. 190 kommt jetzt Egger in vorliegender Schrift p. 284 mit E. Q. Visconti, Iconographie gr. III.), Freund und Rathgeber Pompejus d. Gr., Verfasser von Denkwürdigkeiten des mithridatischen Kriegs, wobei er ihn begleitet hatte, und von ihm öffentlich vor der Armee mit dem römischen Bürgerrechte belohnt, welches dem von Geburt edlen und durch seine Geisteswerke berühmten Griechen neuen Glanz verlieh *), ward er a. u. 695, v. Chr. 59 vom römischen Senat an Ptolemäus XII Auletes als Gesandter gesendet, und auf die Dankbarkeit der ägyptischen Großen zählend, gab er seinem Gönner nach der Schlacht bei Pharsalus den unglücklichen Rath, in Aegypten eine Freistätte zu suchen. Die Freiheit und die Wohlthaten, welche Pompejus und er selbst seinen Landsleuten, den Lesbiern, verliehen, verschafften ihm sogar die Ehre der Vergötterung, welches später seinen Nachkommen in Rom unter dem Kaiser Tiberius den Untergang brachte (Tacit. Annal. VI. 18 mit Lipsius). Seine unbegränzte Anhänglichkeit an seinem Gönner Pompejus soll ihn in der Geschichte des mithridatischen Krieges bis zu wirklichen Erdichtungen verleitet haben (Plutarch. Pomp. cap. 37). Bei diesem, ingleichen bei Strabo und Stobäus finden sich Fragmente seiner Schriften, die aber noch eine neue vollständige Sammlung und Sichtung erwarten.

Diese ist dagegen dem Nicolaus Damascenus von mehreren Seiten zu Theil geworden, und ich habe dazu selbst einen kleinen Beitrag geben können (s. die Ausgaben J. A. Fabricius Hamburg. 1727 von Corai (Koraes), Paris 1805; von Jo. Conr. Orelli, Lips. 1804, und das Supplementum dazu Lips. 1811, woselbst auch meine Anmerkk.). Auch sind wir, außer zahlreichen Auszügen und Bruchstücken seiner Schriften (in den genannten Sammlungen) über seine Herkunft, Persönlichkeit, Verhältnisse

*) Als nächste Ursache gibt man ein Lobgedicht desselben auf Pompejus an. Cic. pro Archia cap. 2; vgl. Heeren, de fontibus Vitarum Plutarchi p. 164 sqq.

und Schriften ziemlich vollständig, zum Theil von ihm selbst, unterrichtet. Von ansehnlicher Geburt in Damascus, Sohn des Antipater und der Stratonice, in der peripatetischen Schule gebildet und selbst glücklicher Schriftsteller in dieser Philosophie, war er zur Gunst Herodes des Großen gelangt, und da er diesen nach Rom begleitet, wußte er diesem Fürsten die Gunst des Kaisers Augustus wieder zu gewinnen und sich durch sein angenehmes Aeußere wie durch empfehlendes Betragen die kaiserliche Gewogenheit dauernd zu erhalten. Wir erfahren aus diesem Hofleben unter Anderem den Zug, daß er den Augustus regelmäßig mit einem aus syrischen Datteln bereiteten Backwerk versorgte, und daß jener diese Früchte dem Geber zu Ehren Nikolaen (νικολάους) nannte, welchen Namen sie auch nachher behielten (Plutarch. Symposiac. VIII. 4. p. 983 Wyttenb. Athen. XIV. p. 652. a. p. 1451 ed. G. Dindf. und vgl. Koraes zu den Fragmenten p. 363). So ward also sein Name im Pflanzenreiche verewigt; ja neuerlich hat E. Meyer eine dem Aristoteles fälschlich beigelegte Schrift über die Pflanzen (περὶ φυτῶν) unter desselben Nikolaos Namen neu herausgegeben (s. Zell in Pauly's Real-Encyclop. I. S. 805, vgl. S. 629 f., wo auch die übrigen Schriften bemerkt sind, die er über verschiedene Zweige der aristotelischen Philosophie bekannt gemacht hatte). Wir übergehen zwar diese philosophischen Schriften, weil wir es hier mit dem Historiker zu thun haben, müssen jedoch, gerade um den Geist, die Richtung und den Umfang seiner Historik zu erklären, von der Bemerkung ausgehen, daß Nikolaus Peripatetiker war. Diese Schule hatte von ihrem Meister Aristoteles den Forschungsgeist in den Gebieten des realen Wissens auf das Umfassendste geerbt und pflanzte ihn fort. Dieß geschah namentlich durch die Alexandriner, bei denen die peripatetische Philosophie die herrschende war. Nicht nur zu Augustus Zeit, sondern bis in die spätere Kaiserperiode, bis zu den Arabern herab, gab man vorzugsweise vor den übrigen Provinzen des römischen Reichs in Alexandria den Studien einen weiteren Umfang und trieb mit Eifer die mathematischen Wissenschaften, Astronomie, mathematische und physikalische Geographie, Naturwissenschaften überhaupt, Arzneikunde u. s. w. (s. jetzt meine deutschen Schriften V. 1. S. 257 ff.). Daß sich nun Nicolaus dieser ihm vermuthlich angebornen Neigung ganz hingab, ward auch durch seine Reisen, durch sein an Naturschätzen reiches Vaterland und durch seinen langen Aufenthalt in der Weltstadt Rom, dem damaligen Mittelpuncte der Länder und Völker, veranlaßt. Hier stellt sich also Nicolaus als der wissenschaftliche Weltmann dar, als diplomatischen haben wir ihn gleich im Anfange dieses Artikels am Hofe des Augustus kennen gelernt und bemerkt, wie

geschickt er sich und seinen König in des Kaisers Gunst zu setzen und zu erhalten verstanden. Mit gleicher Gewandtheit hatte er sich das Wohlwollen des Herodes selber erworben und gesichert. Da er, wie Theophanes von Mytilene, neben der Historie auch die Poesie cultivirte, namentlich die dramatische, so war gewiß die Tragödie Susanna (Σωσανίς, s. Koraes zu den Fragmenten des Nicolaus p. 863) eines der diplomatischen Mittel, um ihn dem jüdischen König und seinem Hofe, an dem sie ohne Zweifel aufgeführt wurde, zu empfehlen; eben so wie sein anderes Werk, die Bildungsgeschichte des Kaisers, vielleicht darauf berechnet war, ihn, den Gesandten, bei diesem Fürsten beliebt zu machen. Ueber letztere Schrift erklärt sich unser Verfasser (Egger p. 10 und besonders p. 104 sehr streng: „Ce fécond polygraphe," sagt er, „après s'être insinué dans le bonnes grâces d'Hérode, roi de Judée, accompagna son protecteur à la cour d'Auguste, dont il s'attirait bientôt les faveurs et l'amitié. Les longs fragments qui nous restent de son histoire universelle dans Josephe, et le fragment sur l'éducation de César Auguste (περὶ ἀγωγῆς Καίσαρος Αὐγούστου, imitation de Xenophon περὶ Κύρου παιδείας) portent le cachet d'une partialité maladroite et d'une flatterie sans dignité, qui nous laisseraint peu de regrets sur la perte de ces deux ouvrages, si le témoignage d'un contemporain ne gardait pas toujours quelque importance (cf. Weichert de Imp. Augusti scriptis I. p. 53 sq.).

Nun da trage ich denn nicht das geringste Bedenken, diesen Schlußsätzen geradezu zu widersprechen und meine Freude zu bezeigen, daß wir nächstens durch Herrn Feder neue Stücke des Nicolaus erhalten werden. Ueberhaupt will ein so seltener Welt- und Staatsmann nicht nach dem kleinen Maßstabe eines bloßen Gelehrten bemessen seyn. Nicolaus, in einem reichen Hause geboren, hat zum Vater einen Mann, der aller benachbarten Fürsten Consulent und mit vielen Gesandtschaften betraut gewesen war (Suidas in Ἀντίπατρος, p. 221 bei Koraes). Er selbst betritt noch eine größere Laufbahn, lernt die Welt kennen auf Reisen, an den Höfen des Herodes und des Augustus, ihm stehen alle Hülfsmittel der Welt zu Gebote; von Natur reich begabt, in den Schulen der Philosophen und Rhetoren gebildet, wird er ganz natürlich zum Schreiben veranlaßt, zur Abfassung der Jugendgeschichte des Kaisers, seiner eigenen Biographie, worin ohne Zweifel Herodes eine Hauptstelle einnahm. Da schrieb er eben, wie ein Hof- und Weltmann zu schreiben pflegt. Nun unternimmt er Größeres, wieder auf seine Weise, nach seiner hohen Stellung, reicher Gelehrtheit und eben so reicher Erfahrung. Gewohnt alles und somit auch die Schriftstellerei im Großen und Ganzen zu

nehmen, legt er es auf eine Universalhistorie von vielen Büchern (πολύβιβλος ἱστορία) an, deren Umfang wir wohl zu 144 glaublich finden werden (Athenaeus V. 54. p. 542 ed. Dindf.) und wobei er, minder wählerisch und ängstlich im Einzelnen, mehr den Realismus des großen Ganzen vor Augen hat. Ganz gewiß wurden schon bei seinen Lebzeiten und mit seinem Willen einzelne Partien davon besonders ausgegeben, daher wir von einer assyrischen Geschichte hören, die ohne Zweifel ein Theil des Ganzen war. Eine andere Partie, ohne Zweifel von einem seiner gelehrten Schreiber, über die ein solcher Mann in Menge zu gebieten hatte, auf seinen Befehl aus dem großen Werke ausgezogen, wurde dem König Herodes zugeeignet (Phot. cod. 189). Sie war betitelt: Sonderbarer Sitten (der Völker) Sammlung (παραδόξων ἐθῶν (ἐθνῶν) συναγωγή. Siehe Westermann Praefat. ad Paradoxogr. graecc. p. XXXII sq., der sie in geographischer Ordnung p. 166—177 daselbst herausgegeben hat). Es war eine der Früchte seiner Reisen. Mit der Methodik des Reisens verglich er auch die Methodik des wissenschaftlichen Studiums (s. Suid. in Νικόλαος, bei Koraes p. 223). In diesen Angaben über die Länder und Völker findet sich, wie in den übrigen Partien des großen Werkes, ein reicher Stoff für neuere und künftige Forschungen und Berichtigungen (ein Beispiel habe ich in der Symbolik I. 488 dritte A. nach Lassen gegeben).

Und hier stehen wir bei der Frage nach der Glaubwürdigkeit. Wer wird bei einem solchen Autor in Bausch und Bogen loben oder tadeln wollen? Muß ein solcher doch sich von hundert Führern leiten lassen, von treuen und des Weges kundigen und von trügerischen oder blinden, und muß er mit letztern, nicht ob er will, in die Grube fallen, in den Geschichten des Morgen- wie des Abendlandes, in denen der Vorwelt wie der neuern Zeit? In beiden kann er oft der zuverläßigste Zeuge seyn, wo er zuverläßige Gewährsmänner hat; in letzterer vorzüglich, wo er selbsterlebte Dinge erzählt, z. B. vermuthlich den Zug des Crassus gegen die Parther, den er in seiner Jugend zu Damaskus zum Theil mit angesehen haben konnte, des Lucullus asiatisches und römisches Leben, des Brutus und seiner Verbündeten Thaten und Schicksale, wo ihn Plutarch im Leben des Brutus namentlich unter seinen Quellen nennt (s. Heeren, de fontib. Vitarum Plutarchi p. 158, 161, 175). Auf der andern Seite bedenke man aber auch, daß er ein morgenländischer Grieche und ein Rhetor war wie Hegesias, der Redner und Geschichtschreiber aus Magnesia, dessen Uebertreibungen in Sachen wie in Schreibart berühmt geworden (Wyttenbach Biblioth. Crit. II. p. 539). Eben so verlor sich Nikolaos in rhetorische Partien, und phantasiereich, wie er

war, und selbst Tragödiendichter, versäumte er die Gelegenheiten nicht, sich in pathetischen Darstellungen zu zeigen, wie z. B. in den Geschichten von der Zarina, vom Kambles, von Krösus auf dem Scheiterhaufen (siehe meine Historicorum antiqq. fragmm. p. 185); in welchen Partien denn natürlich Dichtung und Wahrheit wundersam vermengt erscheinen. Dagegen in andern aber hinwieder gab er sich plan und einfach, theils wo er neuere Begebenheiten zu erzählen hatte, oder guten klassischen Schriftstellern folgte, denn er schrieb seine Quellen manchmal wörtlich aus, oder er copirte sie so, daß ihre Schreibart in seinen Nachbildungen deutlich sichtbar wurde. Daher seine Sprache und Darstellung im Ganzen sehr ungleich wurde (vgl. Conr. Orelli Praefat. ad Supplem. Nicol. Damasc. p. XII sq.). Und dennoch könnten wir uns glücklich preisen, wenn wir die in seiner Universalhistorie aufgehäuften Schätze noch ganz heben könnten *).

In einer weit untergeordneteren Stellung erscheint der Geschichtschreiber Timagenes, dessen wir oben unter Alexanders Geschichtschreibern kürzlich gedenken mußten, weil er in seinem Buche von den Königen auch von diesem gehandelt hatte. Ueber ihn haben wir eine musterhafte Monographie: „Disputatio de Livio et Timagene historiarum Scriptoribus ed. Gustav. Schwab. Stuttg. 1834 (womit man jetzt Clinton Fasti Hellen. III. p. 550. Vossius de Historicc. graecc. mit Westermann p. 195—197 und Geier Alexandri M. rer. Scriptorr. p. 213 verbinden muß; wonach auch der Alexandriner, der Syrer und der Milesier Timagenes nur Eine Person sind). Sohn eines Geldmäklers beim Ptolemäus Auletes, kam er als Kriegsgefangener nach Rom, wo er in einigen Häusern untergeordnete Dienste that, bis er, freigelassen durch seine Kenntnisse, Redekunst und die Annehmlichkeit seiner Person selbst des Augustus Gunst sich erwarb, der ihn zu seinem Geschichtschreiber wählte. Aber durch seine Sarkasmen in Ungnade gefallen und aus dem Pallaste entfernt, fand er Aufnahme bei Pollio, und starb wahrscheinlich vor diesem seinem Gönner auf dessen Tusculanum oder zu Drapanum in Osrhoene. Obwohl von Augustus mit Schonung behandelt, soll er in einer Anwandlung von Unmuth die von ihm verfaßte Geschichte des

*) Namentlich wäre zu wünschen, da Nikolaus besonders wichtig für die assyrische Geschichte war, für die wir neulich durch Botta und vorzüglich durch Layard so wichtige Architektur- und Skulpturwerke aus Khorsabad und Nimrud gewonnen haben (s. den neuesten Band meiner deutschen Schriften V. 1. S. 359 f.), daß der demnächst zu erwartende eskurialische Excerptentitel jenem Fund mit neuer Ausbeute aus Fragmenten des Nikolaus entgegenkommen möchte.

Kaisers verbrannt habe (Seneca Controv. 34; — de ira III. 23; vgl. Weichert, poetar. latinorr. reliquiae p. 393 sqq.). Außerdem scheint er eine politische Schrift gegen den Clienten und Geschäftsträger Pompejus des Gr., den Historiker Theophanes von Mytilene geschrieben zu haben (Heeren, de fontibus Vitarum Plutarchi p. 166), ein für jene Zeit charakteristischer Umstand, welcher beweist, daß die damaligen römischen Parteihäupter sich, um ihre Streitsachen zu verfechten, der schriftstellerischen Talente ihrer griechischen Clienten bedienten; denn Timagenes hatte in dieser Schrift ohne Zweifel die Vertheidigung der Cäsarianer gegen die Pompejaner geführt. Herr Egger äußert sich über unsern Schriftsteller (p. 62) so: — „et l'un de ses esclaves (des Pollio Sclave war er aber damals nicht mehr), ce Timagène que Quintilien proclame le restaurateur de l'histoire en Grèce, reçoit, malgré l'imprudence de ses satires, une hospitalité bienveillante dans la maison impériale;" und p. 284: „Timagène n'était qu'un pauvre esclave parvenu, dont le mérite même demeure toujours un peu suspect, malgré les éloges que lui donnent Ammien et Quintilien." — Dagegen urtheilt derselbe p. 345 desto günstiger über einen andern griechischen Geschichtschreiber dieser Periode: „Diodore de Sicile, historien plein de zèle et de bonne foi." — Ob dieses Urtheil, so allgemein gehalten, sich mit Fug und Recht aussprechen lasse, wird sich aus dem Bericht über

Nr. 8 ergeben, zu welchem wir nun übergehen. Daunou, zuletzt Pair von Frankreich, hatte früher am Collége de France viele Jahre Vorlesungen über Geschichte und Geschichtschreiber gehalten, wovon er selbst nachher mehrere Partien zu Artikeln für die Biographie Universelle und für die Encyclopédie des gens du monde verarbeitete. Nach seinem Tode sind sie gesammelt in einer ganzen Reihe von Bänden herausgegeben worden; wovon die zweite Hälfte des zwölften zwölf Vorlesungen über Diodor enthält. Ich werde vorerst eine gedrängte Uebersicht derselben geben; darauf eine Epikrise der Daunou'schen Kritik von Heyne's Abhandlung über Diodor's Quellen folgen lassen, und zuletzt noch mehrere Bemerkungen beifügen. Je genauer wir durch Nikolaus von Damaskus selbst über seine Person und Leben unterrichtet sind, desto weniger wissen wir von diesem nachfolgenden Universalhistoriker. Er sagt uns nur Folgendes, welches ich nach Daunou p. 355 sq. mit meinen Zwischenbemerkungen mittheile: „Nous qui sommes nés à Agyrium, ville de Sicile (Diodor. I. 4. p. 4 sq. ed. Lud. Dindf. Ἡμεῖς γὰρ ἐξ Ἀγυρίου τὸ γένος τῆς Σικελίας ὄντες κ. τ. λ., nicht Argyrion, wie Schöll IV. p. 77 schreibt; vgl. Diodor IV. 24. p. 205, wo er sie τὴν πόλιν τῶν Ἀγυριναίων nennt; sie lag am Symäthusfluß, s. jetzt Creuzer und Moser zu

Cicer. Verrin. II. 2. p. 184 und 365. Agyrinenses. Die Stadt heißt jetzt San Filippo d'Agirona, nicht d'Argirona *), wie Schöll hat). „J'ai employé trente ans à composer cet ouvrage; les lieux, les monuments dont je parle, je les ai vu presque tous de mes propres yeux; car j'ai parcouru, sans crainte des fatigues ni des dangers, la plus grande partie de l'Europe et de l'Asie (also auch Aegypten nach der alten Geographie). Mais après tant de recherches je n'aurais pu accomplir mon dessein sans le secours que je trouvais à Rome. Cette ville, dont je suis un ancien habitant, a des relations avec les extrémités de la terre jusqu'où s'étend son empire. Elle m'a fourni tous les documents qui m'étaient nécessaires. J'ai lu tous les livres, tous les mémoires où l'histoire Romaine (?) est exposée. Je savais la langue latine; je l'avais apprise dès mon enfance, en Sicile. — So lautet diese Stelle in der paraphrastischen Uebersetzung Daunou's, die aber gegen den Schluß einen starken Verstoß enthält. Diodor sagt: — πάσας τὰς τῆς ἡγεμονίας ταύτης πράξεις ἀνελάβομεν κ. τ. λ. „huius imperii," „dieses Reichs," nicht der römischen Geschichte allein; denn Niebuhr (röm. Gesch. IV. 68) bemerkt sehr richtig: „Um die Zeit von Cicero's Tod schrieb Diodorus Siculus sein Werk, aber nach einem solchen Plane, daß die Geschichte von Rom nur einen untergeordneten Abschnitt davon bildete." Die Sache ist diese: Wie Polybius durch Roms beginnende Weltbedeutung unter den Scipionen zu einer relativen Universalgeschichte veranlaßt wurde, wie Alexander Polyhistor, wie Nicolaus der Damascener durch die römische Weltherrschaft unter Sulla und dann unter Augustus zu noch universaleren Geschichtswerken, so wurde Diodorus noch etwas früher zu Cäsars Zeit durch die Ausbreitung der Römerherrschaft über so viele Völker der drei Welttheile zu dem Entschlusse bestimmt, seine allgemeine Bibliothek der Geschichte anzulegen. Daunou's Uebersetzung würde also von Dionysius von Halikarnaß richtig seyn, von Diodor ist sie nicht. — Weiter wissen wir von seiner Persönlichkeit nichts, als daß er unter Jul. Cäsar schrieb und sein Leben vielleicht bis

*) Doch ein vielgereister Freund, der namentlich Sicilien durchwandert hat, bestimmt mich, diesen Tadel halb wieder zurückzunehmen. Es ist dieß mein gewesener Zuhörer, Herr Dr. Parthey in Berlin, der mich so eben durch Mittheilung eines trefflichen Werkes erfreut: Itinerarium Antonini Augusti et Hierosolymitanum. Ex libris mss. ediderunt G. Parthey et M. Peeder. Berolini, impensis Fr. Nicolai, 1848. p. 93. Dieser hat nämlich im Texte Agurio und dazu im Index S. Filippo d'Argirò; demnach möchte also der letztere Name im heutigen Sprachgebrauche üblich seyn.

unter Augustus und zum Anfang unserer Zeitrechnung brachte. Von den fünf und sechzig Briefen, die ihm beigelegt werden, ist kaum der Mühe werth zu reden; wir besitzen sie nur in alten lateinischen und italienischen Uebersetzungen, und sie sind sicher untergeschoben (p. 356 sqq.). — Urtheile der Alten und der Neuern über Diodor als Geschichtschreiber; Aufzählung der Ausgaben, wobei Ludw. Dindorf's Arbeiten und der französischen Uebersetzung und den Anmerkungen von Miot Lob ertheilt wird (p. 358, vgl. 395 sq.). Daunou's Kritik der Heyne'schen Untersuchungen über Diodor's Quellen und den Gebrauch, den er davon gemacht (p. 386 — 391. Hierauf werde ich, wie gesagt, im Verfolg zurückkommen. Hier hebe ich nur eine Schlußbemerkung aus: „L'histoire de l'antique Egypte," heißt es p. 391, „ne nous est enseignée que par les auteurs grecs; et il y a peu d'espoir que nous parvenions jamais à rectifier leurs récits par le déchiffrement des inscriptions hiéroglyphiques." Diese Vorlesung muß also vor dem Jahre 1820 gehalten worden seyn, d. h. ehe Champollion der Jüngere mit seinen Entdeckungen hervortrat; denn hätte Daunou nichts darauf gehalten, so würde er sich doch wohl gegen seine Zuhörer darüber erklärt haben, und 1826, da ich ihn persönlich kennen lernte, hat er gegen mich auch nichts darüber geäußert. Hören wir jetzt, was ein Geschichtforscher, der auf jene neueste Entzifferungen sich stützen kann, über unsern Historiker sagt: Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte I. S. 177, läßt sich so vernehmen: „Diodor von Sicilien besuchte Aegypten unter Ptolemäus dem Jüngern, Dionysus, in der 108. Olympiade, also etwa 58 Jahre vor unserer Zeitrechnung, schrieb aber seine Geschichte bedeutend später. Er war der Erste wie der Letzte, welcher unternahm, das Aegyptische in seinem ganzen Zusammenhange, und zwar an der Spitze der alten Welt darzustellen. Er brachte dazu aber leider nur Belesenheit mit, ohne Urtheil und ohne eigenen Forschungsgeist, wie ohne alle Anschauung, und so verwirrte er die ihm vorliegende Ueberlieferung, statt sie zu sichten und zu läutern. Die einmal beliebt gewordenen Geschichten Herodots mag er nicht aufgeben, und trägt sie also in die ihm vorliegenden späteren Darstellungen der ägyptischen Zeitrechnung und Geschichte ein, welche auf verstümmelten manethonischen und eratosthenischen Forschungen ruhen. Die hieraus hervorgehende Verwirrung hat in den Augen kritischer Forscher dem ägyptischen Alterthum mehr als irgend etwas Anderes geschadet. Denn sie schien diesen Männern einen ungeschichtlichen Charakter oder eine unheilbare Zerstörung der ägyptischen Ueberlieferung selbst darzuthun. Wir hoffen dagegen zu beweisen, daß die Verwirrung bei Diodor ganz die Schuld seiner schlechten Führer und seiner eigenen Flüch-

tigkeit und Urtheillosigkeit ist; dann aber, daß wir jetzt im Stande sind, die unter jenem Schutte verborgen liegenden Goldkörner ächter Ueberlieferung zu erkennen und vielleicht zu ordnen." Es folgen darauf S. 178—190 die Kritiken im Einzelnen. Ich habe jene Stelle ganz hierher gesetzt, weil sie als Probe dienen kann, um die Natur- und Gewohnheitsfehler des Diodor überhaupt wahrzunehmen, und mit welcher Vorsicht er besonders in den Geschichten der ältesten Reiche des Morgenlandes zu gebrauchen, und wie nothwendig es ist, in jeder Partie seines Werkes nach seinen Führern zu fragen; wie er aber bei allem dem kostbare Ueberbleibsel uralter Ueberlieferung aufbehalten hat). Bestreitung von Ernesti's Satz: Diodor's Werk sei nur eine Masse von Auszügen, eine Universal-Compilation, keine Universal-Geschichte, und dagegen Eyring's Gegensatz: Es sei eine allgemeine Geschichte des menschlichen Geschlechts (?) vom Anfang der Dinge bis auf Jul. Cäsar, eingetheilt in drei Perioden: 1) bis auf Troja's Zerstörung, 2) bis auf Alexander d. Gr., 3) bis auf Galliens Eroberung durch Jul. Cäsar (die vierzig Bücher des unverstümmelten Werks umfaßten einen Zeitraum von ungefähr eilfhundert Jahren). Daunou neigt sich zu Eyring's Ansicht hin, entschuldigt und berichtigt Diodor's chronologische Fehler, die er zum Theil den Abschreibern schuld gibt (p. 391 sqq. vgl. 787—789. — Hiebei möchte man die Leser auf Niebuhr's Note (R. G. III. S. 265) über Diodor's Abhängigkeit vom chronologischen System des Geschichtschreibers Timäus verweisen). — Es folgt nun in eilf Vorlesungen, die den größten Raum dieser ganzen Abtheilung einnehmen, eine Uebersicht des Inhalts der sämmtlichen Bücher und Excerpte Diodor's mit eingestreuten Räsonnements Daunou's, welche für uns Deutsche auszuziehen um so weniger nöthig ist, als früher Eyring und neuerlich Schöll, dieser in abgekürzter Form, uns solche geliefert haben. Dagegen verweile ich noch etwas bei des Verfassers Rückblicke auf das ganze Werk und kritische Würdigung des Diodor überhaupt (p. 788 sqq.).

Wenn auch dieser Historiker die Geschichte seines eigenen Jahrhunderts zu erzählen gehabt hätte: so würde er doch mehr die Berichte Anderer gegeben haben als seine eigenen Wahrnehmungen: „car il paraît plus exercé à lire qu'à voir, à fouiller dans les écrits qu'à étudier la société (das ist just der Punct, den Bunsen oben berührt, wenn er in Bezug auf dessen ägyptische Geschichten bemerkt, daß er nur Belesenheit, aber keine Anschauung und keinen Forschungsgeist dazu mitgebracht habe (Niebuhr, kleine Schriften I. 189 geht gar so weit, ihn den „ganz geistlosen Diodorus" zu nennen). Unser Verfasser bemerkt

noch überdieß, was damit zusammenhängt, daß er aus seinen Reisen nicht gar viele Vortheile geschöpft, eben so wenig aus seinem Aufenthalt in Rom; — nämlich zum Behufe der Menschen- und Staatskunde. In diesem Betrachte, füge ich bei, wurde er als Buchgelehrter von seinen Zeitgenossen, den Historikern Theophanes, Nikolaus und Timagenes, die zugleich gewandte Geschäftsmänner waren, bei weitem übertroffen. Seine Wahl verräth nicht den gebildetsten Geschmack, seine Verknüpfung der Materien ist nicht die geschickteste. Dennoch hat er nach dem Maße seiner Talente und Kenntnisse ein Werk im eigentlichen Sinne geliefert. Unter den noch vorhandenen Historikern ist sein Werk das einzige, das uns durch eine lange Reihe von Jahren den Faden der Weltbegebenheiten liefert, und daher unentbehrlich und unschätzbar. Vom Jahre 1184 vor Chr. befolge er streng die chronologische Methode; im Allgemeinen nehme er aber einen geographischen Gang (nach den Völkern). Die Concordanz der griechischen Olympiaden und Jahre nach den Archonten und der Jahre Roms nach den Consuln war ein zu schweres Problem für ihn, dessen Schwierigkeiten er nicht ahnete; aber diese Mängel seien um so verzeihlicher, je mehr Schwierigkeiten diese Untersuchungen noch heut zu Tage den Chronologen machen. Ich habe schon oben mit einigen Worten auf Niebuhr (R. G. III. S. 265) verwiesen, muß aber hier daraus bestimmter bemerken, daß seine Fasti so seltsam sind, daß sie kaum einem Römer abgeborgt seyn können, sondern einem Griechen, und da möchte man zunächst an den Geschichtschreiber Timäus denken, welcher allerdings die Geschichten Roms synchronistisch in sein großes Werk eingeschaltet hatte.

Die Formen des Werkes betreffend, so gießt Daunou mit vollem Rechte einen bitteren Tadel über La Harpe aus, der den Diodor einen sehr mittelmäßigen Schriftsteller genannt hatte. Ganz anders, bemerke ich, Sainte-Croix (Examen des hist. d'Alex. l. gr. p. 67 ed. seconde) und auch Fr. A. Wolf fand seinen Styl sehr angenehm und war der Meinung, man könne diesen Geschichtschreiber früh lesen. Unser Kritiker erklärt sich ausführlich darüber (p. 792 sq.). Ich hebe nur Einiges aus: „Presque nulle part on n'est frappé de l'originalité des pensées, ni de l'éclat des images, ni de la vivacité des sentiments. Rien ne s'élève ni ne retombe. Tout demeure simple, mais, s'il faut l'avouer, un peu commun. — Diodore raconte, et l'on reconnait que ce talent, quand il lui plait de l'exercer, n'est pas chez lui si médiocre. Il sait amener les personnages, ménager les incidents, grouper les circonstances, exposer les progrès d'une action, la conduire à son dénoûment. Je ne veux pas dire que ses narrations soient très-animées et très-

brillantes; elles sont claires, détaillées, instructives. Il ne peint jamais, il décrit souvent; et quoique les notions qu'il donne des lieux, des camps, des édifices et des coutumes, soient presque toujours incomplètes, on doit lui savoir gré de n'avoir point négligé cette partie essentielle d'une composition historique. Il n'est point assez observateur pour faire des portraits et des parallèles: il ne saisit que les traits les plus visibles d'un caractère moral; mais il rassemble les faits qui doivent servir à le mieux tracer."

In Betreff der den handelnden Personen in den Mund gelegten Reden fühlt Daunou das Unpassende mehrerer derselben, und nimmt zu der Hypothese seine Zuflucht, sie seien dem Geschichtschreiber untergeschoben worden. (Dieß möchte doch kaum immer aushelfen, denn wenn auch der Diodor'sche Text manche Verstümmlungen erlitten hat, so lag es doch allgemein in der Neigung und Sitte der damaligen rhetorisirenden Geschichtschreiber, wie z. B. auch des Dionysius von Halikarnaß, die Gelegenheiten zu ergreifen, wo sie, wenn auch manchmal am unrechten Orte, Demegorien halten lassen konnten. Viele Sentenzen auch aus Diodorus hat uns neulich der vaticanische Excerptentitel περὶ γνωμῶν, de Sententiis, gebracht. Man vgl. auch Niebuhr, R. G. III. S. 190 f. und S. 566). An Räsonnements sei Diodor nicht verschwenderisch; die Gegenstände hätten nicht selten Stoff zu mehreren dargeboten; seine Betrachtungen über die göttliche Vorsehung seien nicht die eines Philosophen, sondern eines Polytheisten, und oft superstitiös (p. 794 sq.). Diodor's Proömien seien in der Regel nur Recapitulationen des zunächst vorher Erzählten und enthielten gewöhnlich eine Sentenz, um den Uebergang zum Folgenden zu bahnen. Auszuzeichnen sei das allgemeine Proömium, enthaltend die schöne Lobrede auf die Geschichte (Diodor. I. 1. Darüber habe ich mich selbst erklärt in der histor. Kunst der Griechen S. 168 zw. Ausg.; jetzt bemerke ich noch: interessant ist es, damit die Betrachtung über den Werth der Geschichte zu vergleichen, die Nicephorus Gregoras seinen byzantinischen Annalen vorausschickt, und die neulich Herr Egger in seinem Examen des Historiens d'Auguste p. 337 in einer Uebersetzung mitgetheilt hat). — Unser Verfasser schließt mit folgendem billigen Urtheil über Diodorus (p. 795), wovon ich den Anfang hier aushebe: „De toutes ces observations sur le fond, la méthode et les formes de l'ouvrage, nous conclurons qu'on ne saurait le régarder comme un chef-d'oeuvre de l'art d'écrire ni du genre historique en particulier, mais qu'il y a trop d'injustice à le déclarer une compilation informe, et à reléguer Diodore au nombre des plus médiocres auteurs, à moins qu'on n'étende cette qualification à tout ce qui n'occupe pas le premier rang, et qu'on

n'admette point de degré de l'excellent au très médiocre. C'est l'un des plus grands et des plus utiles corps d'histoire qui nous soit resté de l'antiquité; nous ne sommes pas assez riches en anciens livres de cette classe pour dédaigner celui-la; et la lecture m'en paraît tout à fait indispensable à ceux qui veulent étudier sérieusement les annales des peuples antiques, et spécialement des Grecs et des Macédoniens.»

Ich komme nun zur Controverse gegen Heyne's Untersuchungen über die Quellen des Diodor und den Gebrauch, den er davon gemacht (p. 386 — 391). Der Geschichtschreiber selbst gibt keine Aufzählung und Beurtheilung seiner Führer, nennt jedoch mehr als die übrigen Historiker seine Gewährsmänner in den fünfzehn Büchern, die wir von ihm noch übrig haben, es sind im Ganzen sieben und achtzig Schriftsteller aller Classen, und wir dürfen außerdem annehmen, daß er auch in den übrigen Büchern seine Führer eben so fleißig genannt haben wird. In der Geographie folgt er, nach Heyne's Ausmittelung, dem Agatharchides und dem Artemidorus, in der Chronologie dem Apollodorus. In der Geschichte der ältesten Zeiten waren Kadmus von Milet, Hekatäus eben daher, Hellanikus von Lesbos und einige Mal Herodotus seine Führer (hier hätte Daunou den Dionysius nicht vergessen sollen, der unter verschiedenen Beinamen aufgeführt wird und worüber ich jetzt auf Westermann in Pauly's Real-Encycl. II. 1089 verweise); in denen der folgenden Zeiten nach dem Heraklidenzug: Ephorus, Theopompus, Kallisthenes und Euhemerus (hier fehlt wieder Timäus, den Diodor V. 1 wegen seiner Sorgfalt in der Chronologie lobt, in derselben Stelle, wo er den Ephoros wegen der Anordnung (οἰκονομία) seines Werkes preiset, die er sich selbst zum Muster genommen, p. 253 sin. ed. Dindf. und Müller). Ich übergehe die Angaben über die Aegyptiaca, wovon bereits gesprochen, und lasse auch die Berichte über andere Länder, die noch berührt werden sollen, um auf die Haupt-Einreden gegen Heyne zu kommen; wovon ich das Wesentliche wörtlich mittheilen muß (p. 309 sq.): „Heyne fait encore ici le triage de ce que Diodore à immédiament reconnu, de ce que lui ont fourni des auteurs irréfragables, et des erreurs où d'autres l'entrainent. Je ne puis, Messieurs, m'empêcher d'observer combien cette distribution est arbitraire et hasardaise. D'abord Diodore se dispense souvent de citer aucun auteur; et les conjectures par lesquelles on supplée a son silence, quelque savantes qu'elles puissent être, sont toujours fort incertaines. En second lieu, comment déterminer ce que nous devons de confiance ou de défiance à des écrivains, dont les livres sont perdus, et que nous ne con-

naissons que par de faibles débris, par des citations, par les citations autrefois portés sur eux? Nous est-il possible d'apprécier leur véracité ou leurs lumières autrement que par l'examen immédiat des choses mêmes que Diodore leur emprunte? Et alors ne sommes-nous pas ramenés au genre de critique que l'on a prétendu écarter, c'est à dire à la discussion de la vraisemblance naturelle et intrinsèque des faits? Sans doute, quand il excite des témoins, il importe de les entendre et de les confronter; je dis seulement qu'il aura fort peu d'inductions à tirer de là pour ou contre les notions et les relations qu'il nous offre.»

Vergleichen wir nun was Heyne lehrt, so haben wir schroff entgegenstehende Principien. Daunou setzt bei der Prüfung eines Historikers alles in die Wahrscheinlichkeit der Sachen, Heyne in die Glaubwürdigkeit der Zeugen. Ich trage keinen Augenblick Bedenken, mich zum Letzteren zu bekennen; denn wohin die einseitige Befolgung des Ersteren den neuern seichten Rationalismus geführt habe, ist allgemein und leider bekannt. Angewendet auf den Diodorus fragen wir: Was war er? Antwort: Ein ehrlicher frommer Grieche, der gewiß die Wahrheit sagen wollte und sie auch sagte, aber immer, und waren die Dinge auch vorweltlich und ganz fremd, durch und durch in hellenischer Auffassung; griechische Begebenheiten seiner Zeit und besonders seines Landes, hinlänglich treu, wo das Factum vor Augen und so zu sagen auf der Hand lag, keineswegs aber, wo sie sich in ihren Motiven und Combinationen dem Blicke entzogen, wo Scharfsinn und Forschungsgeist erforderlich war, sie in ihrer wahren Gestalt an's Licht hervorzuziehen und darzustellen; denn diese Geistesgaben gingen ihm völlig ab. Bei weitem der größte Theil seines umfangreichen Werkes aber hatte es mit der Vorzeit und mit dem Auslande zu thun. Hierbei mußte er sich der Führung Anderer überlassen, aus den Schriften seiner Vorgänger schöpfen. Ist es da eine bloße Curiosität, wenn wir fragen: Wer waren diese Vielen? und können wir ihnen Vertrauen schenken und in welchem Grade? Ist es ein Thucydides, von dem er seinen Bericht entlehnt hat, oder ein Xenophon, oder wohl auch ein Polybius, so fragen wir nicht weiter, sondern wir glauben dem, was Diodor uns erzählt. Ein Beispiel mag dieß erläutern: Zwei Feldzüge des samnitischen Kriegs 433 und 434 erzählt Diodor glaublicher als Livius, weil er den Fabius zum Führer genommen (Niebuhr R. G. III. 264 f.). Hier hat er dießmal eine gute Wahl getroffen. Aber wie oft ist dieß nicht der Fall; wie oft schreibt er auch seinen Gewährsmann nachläßig aus, wie z. B. in der assyrischen Geschichte den Ktesias; wo er auch die verschiedenen Berichte Mehrerer ungesichtet durch einander wirft, unter Anderm

auch die der Begleiter Alexanders (Heyne p. LIV—LVI ed. Bipont). Und wie ungleich ist er in den Wahlen seiner Zeugen. In Philipps von Macedonien Geschichte folgt er dem Theopompus in dessen Hellenika und Philippika. Aber nun auch in Alexanders Geschichte den Aristobulus und den Ptolemäus? Keineswegs; und in der Geschichte der Diadochen, neben Hieronymus von Kardia, den schwülstigen und verdächtigen Klitarchus (p. LXXXI sqq.). Soll man da nicht bei jedem Abschnitte dieser fast ganz aus Andern gesammelten Bibliothek vor Allem fragen: Wer ist des Buches Autor, und wie getreu und verständig hat ihn der Sammler zu seinen Zwecken ausgezogen? — Das ist so natürlich und so nothwendig, daß in dieser Ueberzeugung unter uns Deutschen seit Heyne's Vorgang über ähnliche Sammelwerke, wie Strabo's, Plutarch's, Plinius d. ält. mit einem löblichen Wetteifer gleiche Quellenforschungen unternommen worden sind. Daß die Nothwendigkeit solcher kritischen Vorarbeiten dem ehrwürdigen Daunou nicht einleuchten wollen, möchten wir ihm nicht übel deuten. In Klosterschulen Frankreichs, denen die griechische Literatur und deren kritische und deutsche Behandlung fremd geblieben *), in den letzten Jahrzehnden des achtzehnten Jahrhunderts gebildet, war er sofort wie wenige Andere in die politische Laufbahn geworfen und darin festgehalten worden, daß er als Professor in späteren Jahren die feinern philologischen Studien nicht mehr nachholen konnte. Er hat seinem Vaterlande und der Welt andere und große Dienste erwiesen, und auch diese Vorlesungen ersetzen solche Mängel durch die geistreiche und verständige Behandlung, die ihnen nur ein Gelehrter verleihen konnte, der zugleich ein praktischer Staatsmann war.

Daß eine Quellenforschung und Prüfung, wie die Heynesche, auch noch dazu dient, einen compilirenden Historiker, wie Diodor ist, in seiner ganzen Denk- und Schreibart näher kennen zu lernen, ergibt sich namentlich durch eine Zusammenstellung mit Ephorus. Wir haben oben gehört, wie Diodorus diesen Isokratiker

*) Daher er denn auch fast gar kein Gewicht darauf legt, wenn ein verlorner Historiker als Führer Diodor's ausgemittelt wird, weil aus dürftigen Bruchstücken dessen Werth und Treue nicht beurtheilt werden könne. Als wenn wir nicht von den Hauptsächlichsten auch große Stücke, ganz zusammenhängende Erzählungen besäßen! so daß wir den Ephorus, Theopompus, Philistus, Timäus, Anaximenes, Kallisthenes, Ptolemäus, Aristobulus und Andere nach historischem Gehalt, nach Ton und Art mit genügender Sicherheit würdigen können. Daunou war mit den in Deutschland erschienenen Fragmentensammlungen und deren Ergebnisse nicht bekannt, und zur Zeit dieser Vorlesungen waren viele noch gar nicht erschienen.

wegen der Oekonomie oder Anordnung seines Universalwerks preiset und ihn zum Vorbild wählt. Aber dieß nicht allein, auch die Sitte, einem jeden Buche ein Proömium vorzusetzen, hat er nachgeahmt; in Ton und Art und in der rhetorischen Farbe des Ausdrucks hat er diesen Schüler des Isokrates copirt, und da er für die große Geschichtmasse vom Heraklidenzug an bis auf Philipp von Macedonien keinen einzigen griechischen Geschichtschreiber so oft ausgeschrieben als diesen, so ziehet sich, so zu sagen, ein ephorischer Faden durch das ganze Diodoreische Werk hindurch (Wesseling ad Diodor. I. 37. Heyne p. LXXIII — LXXX, vgl. jetzt Westermann bei Pauly). Dieß veranlaßte mich, in einer lateinischen Vorrede (zu Ephori Fragmenta ed. Marx Carolisr. 1815) des Diodorus Ton und Art mit der einiger altclassischen Geschichtschreiber zu vergleichen (p. XVII — XXIII); aus welchen Parallelen ich hier Einiges aushebe. Thucydides IV. 11. 12 und Diodor XII. 62) erzählen ein und dieselbe That des Brasidas, jener einfach und großartig, dieser rhetorisirend; diese rhetorische Manier verräth sich manchmal in einem einzigen zierenden Beiwort, wie XIII. 59, das der alte Classiker verschmäht. Man vergleiche wie Xenophon in der Anabasis den Kampf des Artaxerxes mit seinem Bruder Cyrus dem Jüngern und des Letztern Tod I. 8. 18 einfach erzählt, und mit welchem Pathos Diodor XIV. 23 ihn schildert. Man stelle Katastrophen, wie sie bei Xenophon IV. 8 und bei Diodor XIV. 72 (in der Erzählung der Syrakusier gegen die Karthager) vorkommen, neben einander, und frage, wer von beiden den großen Grundsatz: „je größer die Sachen sind, desto einfacher seien die Worte," beobachtet habe, — und man wird den Sokratiker und nicht den Isokratiker nennen müssen. Dabei ist es nun äußerst lehrreich, ähnliche Kriegsscenen in des Ephorus Erzählung mit denen des Diodor zu vergleichen, z. B. die ephoreische Schilderung des Reitergefechts bei Mantinea, worin Gryllos, Xenophons Sohn, gefallen, aus dem 25. Buche (Diog. Laert. II. 54. Wyttenb. ad Plutarch. de glor. Athen. p. 139 sq.), um die Uebereinstimmung Beider in Darstellung und Sprache und ihre gleichmäßige Abweichung von Xenophon zu erkennen; dort beim Xenophon das Klare, Einfache, Gemeinverständliche der Gedanken, das natürlich Anmuthige, Schlichte, aber eben darum Ueberredende der Worte und des Styles; beim Isokrates, Ephoros, Theopompos und ihren Nachahmern, wie Diodorus unter Andern ist, das Geschliffene, Blumenreiche, auf Effect Angelegte. So urtheilten die alten Kunstrichter über beiderlei Stylarten, und wenn sie von der ächt historischen Art (ἱστορικὸν εἶδος) sprachen, so erkannten sie der ersteren den Preis zu (Dionys. Hal. de Composit. cap. 23. p. 343 Schaef. Dio Chrysost. Or. XVIII. p. 481 Reisk.

Longin. de Subl. p. 147 sqq.). — So wollte auch unser deutscher Justus Möser, daß man schreibe, und schrieb in seiner Osnabrückischen Geschichte (vgl. seine Vorrede S. 4 f.) selber so. Dagegen gefallen sich diese historischen Rhetoriker in Proömien und in Elogien. Man lese bei Diodorus das Elogium des Themistokles XI. 58 sq.; — des Epaminondas XV. 88 und andere. — Nehmen wir nun so manches Andere hinzu, z. B. wie er, unsichern Führern vertrauend, uns Charakterschilderungen der uralten Monarchie des Orients zur Schau stellt; wie er, den Geist des griechischen Mythus verkennend, nach Euhemerus Art, den Herakles und den Dionysos als große Könige und Kriegshelden schildert; wie er, aus einer dem Polybius nachgeahmten Lehrhaftigkeit sich in Diatriben verbreitet, wo einfache Erzählung am Orte war, so wollen wir zwar seine vielfachen Verdienste in so manchen Partien der alten Geschichte und seine Vorzüge in den griechischen und besonders sicilischen nicht verkennen, dürfen aber seine ganze Manier wohl als einen didaktisch-rhetorischen Pragmatismus bezeichnen.

Nr. 4. Nachdem am Schlusse des vorigen Jahrhunderts Eyring und besonders Heyne durch ihre Abhandlung über Diodor sich hochverdient gemacht hatten, folgte im Anfang des jetzigen die bis jetzt unvollendet gebliebene Ausgabe von Eichstädt; der vollständige Textesabdruck in Leipzig bei Tauchnitz und ein berichtigter, mit angehängten Anmerkungen, von Ludwig Dindorf (4 Vol. kl. 8. Lips. 1826). Nun erschienen in Rom 1827 die Excerpta Vaticana von Angelo Mai, die besonders auch für den Diodorus eine so reiche Ausbeute lieferten und demselben L. Dindorf schon im nächsten Jahre Gelegenheit gaben, eine neue Recension derselben zu liefern (Lips. 1828. 8.), welche Niebuhr in seinen kleinen Schriften (II. S. 245) meisterhaft nennt, und welche er selbst sodann mit Recht seiner größeren Ausgabe des Diodor einverleibte, die Alles vereinigt lieferte, was von den bisherigen Editoren Werthvolles für diesen Geschichtschreiber geleistet worden war (Lips. 1828 — 1831. 6 Vol. 8 maj.). Ehe ich nun melde, was derselbe Kritiker in der vorliegenden Ausgabe zum dritten Male für unsern Autor erfolgreich gewirkt, will ich eines Büchleins gedenken, worin sich gleich nach Erscheinung dieser größeren Dindorf'schen Ausgabe einer meiner Schüler, Herr Rudolph Krebs aus Weilburg, jetzt Gymnasialprofessor, auf diesem Felde mit großem Fleiße und kritischem Geiste versucht hat. Es sind dieß die Lectiones Diodoreae partim historicae partim criticae. Emendantur passim aliorum Scriptorum loci plurimi. Conscripsit F. R. C. Krebsius. Hadamariae et Weilburgi, typis et sumptibus

L. K. Lanz 1832. 8. Die Untersuchungen des Verfassers sind durch die vaticanischen Excerpte und die kritischen Anordnungen derselben von H. L. Dindorf veranlaßt worden, und erstrecken sich in einer Reihe von Capiteln über das sechste, siebente und achte Buch des Diodor; auch das achtzehnte wird in Betreff einer darin befindlichen Lücke besprochen; es wird eine historisch-geographische Frage aus der Kriegsgeschichte der Diadochen abgehandelt; von den chronologischen Forschungen ist die über die spartanischen Könige gegen K. O. Müller gerichtet; die über die Diodoreische Zeitrechnung in der römischen Geschichte gegen Niebuhr; woran die über die Könige von Alba sich anschließt. Endlich werden auch Diodor's Geschichtangaben über Lykurgus und über die alten Zeiten Macedoniens besprochen. Der Kritiken und Erläuterungen, einzelne Stellen der alten Schriftsteller betreffend, ist eine sehr große Anzahl; von denen, die den Diodorus angehen, werde ich bei dem Ueberblick über Nr. 4 einige Proben mittheilen, und von diesem habe ich nun sofort kürzlich zu berichten.

In der Vorrede zum ersten Bande bemerkt Herr Karl Müller, daß in dieser Didot'schen Sammlung griechischer Schriftsteller Diodorus dem kurz zuvor erschienenen Polybius sich schicklich anschließe, und zwar eben so ausgestattet, nämlich möglichst mit berichtigtem griechischen Text und einer sich genau an diesen anschmiegenden lateinischen Uebersetzung, mit einer sorgfältigen Anordnung der Bruchstücke und mit einem höchst sachreichen Register. Herr Ludwig Dindorf, fährt der Vorredner fort, dem Diodor schon so viel zu verdanken habe, sei auch dießmal bereitwillig gewesen, den Text nochmals kritisch zu durchmustern und zu verbessern. Sein Verfahren sei dabei dieses gewesen: wo es nicht auszumitteln gewesen, ob ein Versehen vom Schriftsteller selbst oder einem Abschreiber herrühre, sei im Griechischen die Vulgata beibehalten, die Verbesserung aber in der lateinischen Uebersetzung in Klammern angezeigt worden; die Auslassungen Eines Wortes, oder weniger, durch Ein Sternchen, mehrerer durch zwei; aus Conjectur eingeschaltete Wörter durch ein Parenthesenzeichen (), auszutilgende durch Klammern [], fehlerhafte Stellen durch Einschließung zwischen zwei Sternchen dem Leser bemerklich gemacht worden. Hätte sich Herr Dindorf dazu entschließen wollen, die schon früher von ihm geordneten und verbesserten Fragmente auch dießmal nochmals zu revidiren, so würde wohl wenig zu wünschen übrig geblieben seyn; so aber habe er (Müller) dieses Geschäft selbst übernehmen müssen; mit welchem Erfolge wolle er nicht beantworten; übrigens habe er die Fragmente so vertheilt, daß er die Reihe der älteren und neueren Excerpte niemals verlassen habe. Rhodomanns lateinische Ueber-

setzung und die Angelo Mai's von den vaticanischen Fragmenten habe er der jetzigen Gestalt des griechischen Textes möglichst anzupassen gesucht. Da die bisherigen Sach- und Namenregister sehr unvollständig gewesen, und dieser Geschichtschreiber, der Fülle seines Inhalts wegen, doch so oft nachgeschlagen werden müsse, so habe er (M.) mit unsäglicher Mühe ein ganz neues, höchst inhaltreiches Register abgefaßt.

Die Vorrede zum zweiten Bande zu schreiben wurde Hr. L. Dindorf durch einen willkommenen Beitrag von Paris aus veranlaßt. Es war längst zu wünschen, daß der von Peirescius erworbene Codex Valesianus der Constantinischen Excerpte de virtutibus et vitiis nach der jetzt üblichen sorgfältigern Art mehrmals revidirt werden möchte. Dieß hat Hr. E. Gros gethan. Er hat ihn von Tours, wo er in der Stadtbibliothek aufbewahrt war, nach Paris kommen lassen, noch einmal einer genauen Revision unterworfen, deren Ergebniß er in den Notices et Extrails de la Bibliothèque du Roi mittheilen wird, vorläufig aber die den Diodorschen Text angehenden Varianten dem Hrn. L. Dindorf zu seinem Gebrauche mitgetheilt. Dieser Codex gehört dem zehnten Jahrhundert an, und zeigt in der Eleganz seiner Charaktere, in der ganzen glänzenden byzantinischen Ausstattung, daß er das Hand-Exemplar des Kaisers Constantinus Porphyrogenitus gewesen, und daß der von Angelo Mai bekannt gemachte vaticanische Codex der Excerpte de Sententiis (περὶ γνωμῶν) einst zu demselben Exemplare gehört habe. Dem Herrn Gros verdanken wir jetzt zuerst die wahre Schreibart der Handschrift, correcter als beim Valesius, ergänzt in einzelnen Wörtern, ja einmal in einer ganzen Zeile. Herr Dindorf ist nun so verfahren, daß er im zweiten Bande von der Stelle an, wo es der Abdruck noch gestattete, die Verbesserungen in den Text aufnahm, für das Vorausgehende und für den ganzen ersten Band die Varianten in einem auf seine Vorrede folgenden Verzeichniß dem Leser zur Uebersicht vorlegte, und die aufgenommenen oder der Aufnahme würdigen Lesarten mit einem Sternchen bezeichnete.

Von diesen Letzteren will ich nun aus dem ersten Bande die Proben geben, und darauf noch eine Anzahl kritische und andere Bemerkungen folgen lassen: Vol. I. p. 311. §. 5. lin. 3 τέ τευχεν] * ἔτυχεν. §. 7. l. 2 τοῦ Ἀπόλλωνος] * Ἀπόλλωνος, sine articulo.

Z

— P. 314. IV. 3 σαὐτῶν] * ἑαυτῶν — 6 ἐκεραυνώθη] κεραυνω, pro * κεραυνωθῆναι, ut videtur. — P. 317. §. 7. 2 τοῖς] * χρησάμενοι τοῖς. — P. 318. I. 2. 11 παρηνόχλει (ap. Vales)] * παρηνώχλει. — 328. I. §. 4, 3 Ἀθηναίων] ἀνων, i. e. * ἀνθρώπων. — 332. XIII. ὅτι] * ὡς. — 340. III. §. 3. l. 6 εὐπορίαν] * εὐπορίαν ἀνέδην.

III. §. 4. l. 1 τὸν Φερεκύδην] * Φερεκύδην, sine artic. IV. §. 1. l. 7 Πυθαγόρειος] Πυθαγόριος hic et in sequentibus (dieses ist fehlerhaft, aber doch selbst in den besten Handschriften sehr häufig; s. Stephani Thesaur. Paris. VI. 7. p. 2209; vgl. Olympiodor. in Alcib. pr. p. 182 ed. Cr. — in Phaedon. p. 6 sqq. ed. Finckh). — 343. §. 9, 3 ἄλλας] * λοιπάς. — 428, 1 * κρεοπώλων per o, sed omisso παρά, — 512. 46 * μεγαλεπίβολος per ι. (Nicht anders hat aber diese Pariser Ausgabe selbst.) — 550. 34, 35 μᾶλλον ἐν ἅπασι λαμβανούσης τῆς ἀπονοίας ἐπείδοσιν, „quod verum videtur, mutata diphthongo, quum ἐν ἅπασι etiam ceteris legatur in libris, quod ἐπίτασιν scribebat Reiskius [und so auch der Pariser Dindorfische Text], ἐπίδοσιν Rhodomannus." — 555, 34. „Inter πλήρης et διενοεῖτο interponit: Καὶ προθυμίαν ἔχων οὐκ ἄπρακτον εἰς τοὺς κατὰ πόλεμον ἀγῶνας, quae si recte referuntur ad hunc locum, petita sunt exp. 560, 28." — 600, 4. πόλιν] * τὴ πόλιν. „Nec p. 624, 39 ferendum πόλιν, sed scribendum τὴν πόλιν, ut jam olim feceram ex coniectura. — 607, 8. * Τιρίβαζος (wie diese Ausgabe a. a. O. selbst schon hat).

Bei den nun folgenden Schlußanmerkungen wird nicht allein die Kritik des Textes, sondern auch die Sacherklärung berücksichtigt werden, d. h. ich werde auch noch einige Andeutungen für Denjenigen geben, der nach dem jetzigen Stande der Alterthumswissenschaft das Diodoreische Werk zu commentiren gedächte. Wie unser Geschichtschreiber in Plan und Methode sich vorzüglich den Ephorus zum Muster genommen, so stellte er auch gleich diesem an die Spitze seiner allgemeinen Historie der Griechen und Barbaren bis auf Philipp von Macedonien eine pragmatische Darlegung der gesammten Mythengeschichte (vgl. Symbolik IV. S. 666 dritte Ausg.). Diese mythologische Partie hat nun seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts bedeutenden Zuwachs erhalten, der dem Diodorus zur Erläuterung dienen kann, theils durch Publicirung so mancher griechischer Anekdota durch Villoison, Bekker, Cramer, Cobbet und Andere, durch die lateinischen Mythographi Vaticani von Angelo Mai, theils durch neue Bearbeitung der früher und neulich bekannten Mythographen von Verheyk, Heyne, Bode, Westermann und vielen Andern, ingleichen durch die vielseitige Behandlung der griechischen und römischen Dichter, und endlich durch den fleißigen Anbau der alten Mythologie, besonders der klassischen, vorzüglich unter uns Deutschen; wie nicht weniger der Archäologie und Kunstgeschichte der alten Völker. Daß aber Diodorus für beide letztere Wissenschaften eine reiche Quelle ist, werden uns schon einige Blicke auf die ersten Bücher zeigen, und hiermit gehe ich sofort zu den einzelnen Andeutungen über:

I. 22. p. 17 sq. ed. Dindorf. Zur ägyptischen Religion als eine Grundlage der griechischen, zum Nationalmythus von Isis und Osiris s. jetzt meine Commentationes Herodoteae I. p. 175 sqq. p. 185 sqq., wo Stellen Diodor's behandelt sind.

I. 47 unten p. 39. — ἀνδριάντας εἶναι τρεῖς ἐξ ἑνὸς τοὺς πάντας λίθου Μέμνονος τοῦ Συηνίτου, nach der alten Lesart, ohne Andeutung der Verbesserungen von Salmasius und Jablonsky; s. Winckelmann's Werke III. S. 315 zweite Dresdn. Ausg. und besonders Siebelis zu Winckelmann's Bd. VIII. S. 357.

I. 59. l. 19, 20. ὑπολιπόν των αὐτὸν τῶν ὀμμάτων. S. Wenfer in Actis Philolog. Monac. I. p. 86, der aus dieser Stelle andere verbessert.

I. 92. p. 74. §. 2. Von den Todtenrichtern: δυσὶ πλείω. Das erste Wort fehlt bei Wesseling, ist aber aus 2 Codd. mit Recht aufgenommen worden, denn genau 42 erscheinen auf Papyrusrollen; vgl. Symbolik II. S. 154 f. dritte Ausg.

I. 96. p. 77. 2. Aus dieser Stelle argumentirt Fea gegen Winckelmann in der Frage über den Ursprung der griechischen Kunst. Die ihn vertheidigenden deutschen Herausgeber (Winckelm. III. S. 276) nennen den Diodor einen unkritischen Schriftsteller. Das ist bald gesagt oder vielmehr keck abgesprochen.

I. 98. p. 79. §. 7 — 9. — ἀπὸ τῆς κατὰ τὴν ὅρασιν φαντασίας von den griechischen Künstlern; s. darüber Boivin Mém. de l'Acad. des Inscriptt. Tom. II. p. 81 sqq.; Winckelmann's Werke V. S. 390 f. und L. Schorn, über die Studien der griech. Künstler S. 125 ff. — Weiter unten §. 9 κατὰ τὴν κορυφήν. Aus einer andern Lesart κ. τ. ὀροφὴν wollte Winckelmann III. S. 352 corrigiren κ. τ. ὀσφὺν, hat aber keine Beistimmung erhalten.

IV. 5. §. 4. Διόνυσον — θέατρα καταδεῖξαι. Diese Stelle erklärt gelehrt Böttiger in der Abhandlung Quatuor aetates rei scenicae; s. jetzt dessen Opuscula p. 331 sqq.

IV. 76. §. 3. — τὰ ἀγάλματα τοῖς μὲν ὄμμασι μεμυκότα — behandelt von Winckelmann III. S. 13 und von Thiersch, Epochen der griechischen Kunst S. 47 f. zweite Ausg. — Ueber die Fragmente von

VII. p. 312 verbreitet sich Krebs, Lectiones Diodoreae, Cap. V—X. p. 66 — 163. Derselbe erläutert genau:

VIII. p. 326. XXVI. Ὅτι Σικυωνίοις — ὃς ἐκαλεῖτο Ἀνδρέας, hinter welchem Namen Dindorf einen Asteriscus gesetzt hat, p. 256 sqq.

IX. p. 328. II. καὶ αὐτὸς πρὸς ἀρετὴν ὠφελεῖτο πολλά. Ποτὲ δὲ τοῦτον κ. τ. λ. So hatte auch Krebs geschrieben p. 248 sq.

XII. 1. p. 416. §. 4. Ueber die fünfzig Jahre, worin in Griechenland die Künste rasch aufblühten, und über das Auftreten des Phidias; diese Stelle erörtert Winckelmann VI. 1. S. 31 f. und in der Anmerkung 182; wozu man Siebelis vergleiche VIII. S. 357 f.

XIII. 75. p. 516. §. 1. Hier muß man über die Chronologie nachlesen: Krebs, Lectt. Diodor. cap. XV. p. 53 sqq.

XIII. 82. p. 522. §. 1 — 3. Ueber den großen Tempel des Jupiter Olympus zu Girgenti (Agrigent) — τὸ δὲ πλάτος ἑξήκοντα ἢ κίοσι τοὺς σηκούς. So auch schon Eichstädt in seinen Text aufgenommen. Das Architektonische ist viel behandelt worden: von Winckelmann, Werke I. S. 299; von L. v. Klenze in einer eigenen Monographie; von Herrn Duca di Serradifalco in den Antichità della Sicilia; s. jetzt meine deutschen Schriften zur Archäologie III. S. 298 f.

XIII. 103. p. 537. §. 4. Σοφοκλῆς ὁ Σοφίλου. Rhodomann hatte: Θεοφίλου; darüber s. Lessing über einen anonymen Biographen des Sophokles, Werke XIV. p. 290 f.

XIV. 17. p. 558. §. 1. Μίκων, Andere geben Μικίων als Namen dieses athenischen Archonten; s. Acta Philoll. Monacc. I. p. 323.

XIV. 107. p. 625 fin. Meine Conjectur über diese Stelle des Diodor ist bereits oben von Karl Müller zum Kallisthenes p. 6 berührt worden.

XVII. 108. p. 206 fin. Für diese Erzählung ist jetzt Licht gewonnen worden durch den Fund einer alexandrinischen Papyrusrolle durch Ch. C. Harris, mit einem großen Fragment des athenischen Redners Hyperides, um so wichtiger, je weniger wir von diesem Freunde des Demosthenes übrig haben (s. Blume in seiner Ausgabe des Lycurgus Sund 1828).

XVIII. 25. p. 233. §. 6. Περδίκκας δὲ κτλ. S. Krebs, Lectt. Diodor. cap. II. p. 22 sqq. Vgl. denselben Cap. I zu

XVIII. 44. init. p. 245.

XIX. 72. p. 31. §. 7 sqq. In derselben Geschichte aus dem Samniterkriege zieht Niebuhr Röm. Gesch. III. S. 264 f. den Bericht des Diodor, vermuthlich nach Fabius, dem des Livius als den wahrscheinlicheren vor. Derselbe bespricht auch die ferneren Berichte des Diodor:

XIX. 76. init. p. 324 ausführlich ebendaselbst S. 270 — 277.

XX. 26. p. 365. §. 3. Κατὰ δὲ τῆς Ἰταλίαν. Derselbe beurtheilt Röm. Gesch. III. S. 286 die Emendation eines Byzantiners κ. δ. τ. Ἀκουλίαν.

XX. 35. p. 371. §. 3. — διὰ τῆς τῶν ὁμόρων χώρας. Niebuhr R. G. III. S. 330 vermuthet dafür Ὀμβρίκων. — Zu den Fragmenten von Lib.

XX. Nr. 1. p. 434 über den Krieg mit Pyrrhus äußert derselbe R. G. III. S. 566: Diodorus möge hier unpassend Demegorien (öffentliche Reden) seiner Erzählung eingeschaltet haben.

Heidelberg. Friedr. Creuzer.

Art. II. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Berlin, Verlag von Veit und Comp., 1847. Erster Theil.

Die Briefwechsel-Literatur, die früher kaum in den dürftigsten Anfängen vorhandene, häuft sich in Deutschland, und in der letzten Zeit ist neben manchem Bedeutenden auch viel Unbedeutendes erschienen; Einiges sogar, was offenbar nur der Adressen und Unterschriften wegen gedruckt worden ist. Die Kritik, die dem Unkraut überall entgegentreten und es auch dann nicht schonen soll, wenn es auf Gräbern wuchert, hat das Recht, diese Literatur einer ernsten Prüfung zu unterziehen, keineswegs aber die Pflicht, die Pietät gegen die Todten auf Kosten der Lebendigen zu üben. Was dem Publicum vorgelegt wird, soll Gehalt haben, gleichgültig, ob es von den Autoren selbst ausgeht oder von ihren Testamentsvollstreckern; denn wenn jene schwach genug waren, die werthlosen Schnitzel und Abfälle ihrer geistigen Thätigkeit zur Veröffentlichung zu bestimmen, so sollen diese stark genug seyn, sie zurück zu halten, und das eben so sehr im Interesse der Abgeschiedenen als der Welt. Freilich ist aber auch kein Gehalt zu verlangen als der specifische, den die Sphäre mit sich bringt, und worin dieser besteht, haben wir zu untersuchen. Er wird natürlich, je nachdem die Briefe von einem Manne der That oder einem des Gedankens, von einem Kriegführer und Staatsmanne oder einem Philosophen und Künstler ausgehen, ein verschiedenartiger seyn. Er wird in dem einen Falle eine historische, in dem zweiten eine allgemein literarische Ausbeute gewähren, in beiden aber wird seine innere Bedeutung von den mehr oder minder tiefen Einblicken abhängen, die er uns in das eigentliche Verhältniß der Individuen zu ihren Leistungen und Lebensresultaten thun läßt. Was ein Staatsmann gewirkt und ein Held gethan, was ein Philosoph gedacht und ein Dichter geschaffen hat, weiß man allenfalls, wird als bekannt vorausgesetzt. Wie viel von diesem jedoch dem Individuum durch die Zeit, in die es fiel, abgedrungen oder aufgenöthigt wurde, und wie viel es der Zeit gab, weiß man nicht. Das aber erfährt man am besten durch echte Briefe. Diese sind daher nicht nach ihrem anekdotischen oder ihrem Ideenreichthume abzuschätzen, sondern man hat sie darauf anzusehen

ob sie uns ringende und kämpfende Individuen vorführen oder fertige und abgeschlossene. Darnach bestimmt sich ihr Werth.

Wohl Keiner hat die kleine Biographie, die der Appellationsrath Körner aufsetzte und mit der die Cotta'sche Buchhandlung alle Ausgaben der Schiller'schen Werke ausstattete, gelesen, ohne nach den zwischen Schiller und Körner gewechselten und dort hin und wieder citirten Briefen zu fragen. Die aus diesen Briefen, d. h. aus den Schiller angehörigen, mitgetheilten Fragmente trugen ein so charakteristisches Gepräge und waren in ihrer Einfachheit so bedeutend, daß sie das größte Interesse erwecken und den lebhaftesten Wunsch, sie in ihrer Totalität kennen zu lernen, hervorrufen mußten. Dieser Wunsch hat nun endlich durch die uns jetzt zur Besprechung vorliegende Sammlung seine Befriedigung erhalten, und gewiß sind auch die gespanntesten Erwartungen, die sich an ihn knüpfen mochten, durch dieselbe noch übertroffen worden. Denn wenn man auch voraus wissen konnte, daß der Schiller'sche Antheil an dieser Correspondenz die Ansprüche, die Schiller's Name überall rege macht, nicht unerfüllt lassen würde, so war doch schwerlich Jeder darauf gefaßt, den trotz seiner Horen-Aufsätze und seines berühmten Sohnes immer im Hintergrunde der Literatur verloren stehen gebliebenen Körner fast eben so vortheilhaft, wie seinen großen Freund selbst, hervortreten zu sehen. Das ist aber der Fall, und dieser Briefwechsel ist daher in jedem Sinne als eine Bereicherung unserer Literatur zu bezeichnen.

Von den meisten Lesern wird nun wohl zunächst die Frage aufgeworfen werden, warum ein Briefwechsel, der die Kritik so hoch stellen muß, erst jetzt, volle 48 Jahre nach dem Tode Schiller's, erscheint. Darauf gibt ein dem vierten Bande vorgedrucktes kurzes Vorwort der Verleger die Antwort, die ich hier um so weniger zurückhalten will, als sie mir jede Charakteristik Körner's erspart, da sie selbst eine solche ist. „Körner — heißt es dort — mochte sich nicht entschließen können, zu veröffentlichen, was als der beste Theil seines geistigen Lebens ihm an's Herz gewachsen war, und seine überlebende Frau ehrte das Gefühl des Hingeschiedenen. So fand sich das Manuscript des Briefwechsels, vollständig geordnet, im Nachlasse Körner's vor und ging in den Besitz seines Adoptivsohns, des Gutsbesitzers Ulrich in Steinbeck, über, der in richtiger Würdigung dessen, was der Eigenthümer eines solchen Schatzes der Nation schuldig sei, den Abdruck gestattete.“ Man sieht mit Rührung in ein wohlgeordnetes Gemüth hinein, und denkt mit Schaudern an einen modernen Literaten. Dort ein einfacher und dennoch so tief durchgebildeter Mann, der sich keusch mit dem Vermächtnisse des Genius in seine Kammer verschließt, um sich in den Weihestunden heiliger Einsamkeit daran

zu erquicken und zu erbauen; hier ein hastiger Buchschreiber, der, wenn ein Schiller ihm eine Reihe von Mittheilungen über sein Innerstes gemacht hätte, sich versucht fühlen könnte, den Heros zu erschlagen, um nur zur Herausgabe zu gelangen. Mancher wird sagen: nun ja, es sind eben verschiedene Zeiten; ich aber bin der Ueberzeugung, es sind nur verschiedene Menschen. Es gab auch damals einen Bötticher, der Goethe'n, wenn ihm in der Erregung des Moments ein leidenschaftliches Wort über Herder entfahren war, ohne Zweifel einen Schlagfluß wünschte, um es schnell in Umlauf bringen zu können; es wird auch jetzt an einem Körner, an einer im würdigsten Sinne receptiven Natur nicht fehlen. Wenn aber eine solche der Gelegenheit, sich zu entwickeln, ermangeln, wenn es wahr seyn sollte, was ein Freund einmal bei Gelegenheit dieses Briefwechsels gegen mich behauptete, daß die Dichter des Tags keine Briefe ähnlicher Art mehr schrieben, weil sie den Briefstoff gleich zu Aufsätzen und Journal-Artikeln verarbeiteten, so würde dieß nur beweisen, daß sie keine Dichter sind. Der Dichter kann der brieflichen Entäußerung seiner selbst durchaus nicht entbehren, er ist mit Nothwendigkeit auf sie hingewiesen, denn er befindet sich zu oft in jenem Dämmerzustande des Geistes, der so wenig ein völliges Beisichbehalten der aufsteigenden Gedanken und Bilder verträgt, als ein rückhaltloses Preisgeben derselben an die Welt, und dem nur der Brief, die Mittelstufe zwischen Monolog und Production, entspricht. Wer diesen Zustand im Jahre 1848 nicht kennt, der würde ihn auch im Jahre 1789 nicht gekannt haben, und die Nachwelt wird ihn, und wenn er auch zu jeder Saison Dutzende von Trauer- und Lustspielen liefert, nicht als Dichter gelten lassen. Der Briefwechsel, der uns hier beschäftigt, spiegelt jenen Dämmerzustand auf das Treueste ab und entlehnt von ihm seinen höchsten Reiz. Er führt uns Schiller's Hauptwerke als Embryonen vor, seine tiefsten philosophischen Ideen sogar hin und wieder in der Gestalt flüchtiger Aperçus. Wir sehen das werden und entstehen, was nun schon über ein halbes Jahrhundert als Gewordenes so mächtig auf Kunst und Literatur einwirkt. Eine Charakteristik ist bei dem vorhandenen großen Reichthume schwer. Ich werde hauptsächlich die psychologische und die historische Seite hervorzuheben suchen.

Der erste Theil der Sammlung bringt die Briefe von 1784 bis 1788, und also auch die beiden ersten, die zwischen den Freunden ausgetauscht wurden. „In einer Zeit — schreibt Körner 1784 im Juni aus Leipzig — da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch

jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühle ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. — Dieß ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind, ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen. Zur Probe, ob ich Sie verstanden, habe ich ein Lied von Ihnen zu componiren versucht. Außer der Art, die ich gewählt habe, gab es noch zwei: jede Strophe anders, oder wenigstens drei Melodien, für die erste und dritte, für die zweite und vierte und für die letzte. Aber beides schien mir dem Charakter eines für sich bestehenden Liedes weniger angemessen. Abänderungen in Rücksicht auf Tempo, Tact, Stärke und Schwäche bleiben natürlicher Weise bei jeder Strophe nothwendig, und die angegebenen sind bloß die unentbehrlichsten.

„Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu Nichts helfen!" Man sieht, es ging keine persönliche Bekanntschaft vorher; als nothdürftiges Surrogat schloß Körner sein Porträt bei und fügte das seiner Verlobten und noch zwei andere hinzu. Die Art, wie der verständige junge Mann sich dem Dichter, der seinen Enthusiasmus erregt hatte, nähert, ist eigentlich schwunghafter, als es in seinem Charakter lag; er scheint eben von den Räubern, vom Fiesko und Kabale und Liebe herzukommen; die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind ihm in der Atmosphäre dieser Stücke angeflogen. Schiller antwortet erst am 7. December. „Nimmermehr — läßt er sich vernehmen — können Sie mir's verzeihen, meine Werthesten, daß ich auf Ihre freundschaftsvollen Briefe, auf Briefe, die so viel Enthusiasmus und Wohlwollen gegen mich athmeten, und von den schätzbarsten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, sieben Monate schweigen konnte. Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederschreibe, welche mich vor mir selbst demüthigt, und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtische hangen, und in dem Augenblicke zu leben und mich anzuklagen scheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beschämung und die Verlegenheit, welche ich

gegenwärtig leide, ist Rache genug. Nehmen Sie keine andere mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht um diese unerhörte Nachläßigkeit zu entschuldigen, nur sie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.

„Ihre Briefe, die mich unbeschreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum ersten Male vor's Auge bringt. Ihre schmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion — aber dennoch war ich schwach genug zu wünschen, daß sie nicht allzu schnell aufhören möchte. Darum, meine Theuersten, behielt ich mir die Antwort auf eine bessere Stunde vor — auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer schöneren Laune meines Schicksals, schöneren Gefühlen würde geöffnet seyn. Diese Schäferstunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen; ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten, die ich auf keine Weise aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke seyn, einen Menschen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte so wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie sich eine That reuen lassen, die Sie an dem Undankbarsten auf dem Erdboden verschwendeten! — Aber nein. Das letztere bin ich niemals gewesen, und habe schlechterdings keine Anlage es zu seyn. Wenn Sie nur wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, so fordere ich Sie auf, mein Herz auf die strengsten Proben zu setzen, und mich diese bisherige Nachläßigkeit auf alle Arten wieder ersetzen zu lassen.

„Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine so nachtheilige Rolle spiele.

„Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist, daß diese fröhliche Erscheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schicksale schadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich sage nicht zu viel, daß Sie, meine

Theuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängniß mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm, und mich endlich wieder glücklich fühlte; — wenn ich Ihnen dieses sage, so weiß ich, daß Ihre gütigen Geständnisse gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?

„Ich habe nicht ohne Grund gehofft, Sie dieses Jahr noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwischenkunft einiger Umstände macht diesen Vorsatz wenigstens für ein Jahr rückgängig; doch könnte es kommen, daß ich auf der Jubilatemesse Leipzig besuchte. Welche süße Momente, wenn ich Sie da treffe, und Ihre wirkliche Gegenwart auch sogar die geringste Freudenerinnerung an Ihre Bilder verdunkelt! — Minna und Dora werden es wohl geschehen lassen müssen, wenn sie mich bei meinen neueren poetischen Idealen über einem kleinen Diebstahl an ihren Umrissen ertappen sollten.

„Ich weiß nicht, ob Sie, meine Werthesten, nach meinem vergangenen Betragen mich noch der Fortsetzung Ihres Wohlwollens und eines ferneren Briefwechsels würdig halten können, doch bitte ich Sie mit aller Wärme es zu thun. Nur eine engere Bekanntschaft mit mir und meinem Wesen kann Ihnen vielleicht einige Schatten derjenigen Ideen zurückgeben, die Sie einst von mir hegten, und nunmehr unterdrückt haben werden. Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

„Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung eines Journals. Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich diese Rolle in der Welt spielen will; aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit Ihrer Vorstellung aus. Ueberdem zwingt ja das deutsche Publicum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer anderen Sphäre würde beschäftigt haben.

„Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß geworden bin, so soll diesem Briefe auf das schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben lesen!"

Gewiß war die Entschuldigung seines allerdings auffallend langen Stillschweigens nicht aus der Luft gegriffen; ein Dichter,

wie er, kann nicht heucheln und mag nicht klagen, er bleibt lieber stumm, als daß er sich der Gefahr aussetzte, eine fremde Existenz durch die seinige zu verfinstern, oder die seinige in einem freundlicheren Lichte darzustellen, als sich mit der Wahrheit verträgt. Die Verzeihung wird daher auch unweigerlich gewährt; nun aber schüttelt Körner sogleich alles Phrasenhafte ab und zeigt sich klar und nüchtern, wie er es seinem innersten Wesen nach ist. „Die erste Absicht unserer Briefe an Sie — schreibt er — ist nunmehr erreicht. Wir wissen, daß unsere Aeußerungen den Eindruck auf Sie gemacht haben, den wir wünschten, und nun könnten wir unseren Briefwechsel schließen. Soll er fortgesetzt werden, so müssen wir Freunde seyn, sonst hat er für beide Theile in der Folge mehr Beschwerliches als Anziehendes. Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich, dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dieß macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfniß." Dieser rasche Uebergang von der respectvollen Verbeugung zum herzhaften Händedruck ist nur wohlthuend. Schiller'n gelingt er nicht ganz so gut; seiner langen Antwort vom 10. Februar 1785 fehlt das Natürliche. „Wenn Sie zuweilen — heißt es unter Anderem — mitten unter den berauschenden Zerstreuungen Ihres Lebens von einer plötzlichen Wehmuth überrascht werden, die Sie nicht gleich erklären können; so wissen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat — dann hat sich mein Geist bei Ihnen gemeldet." Er fühlt das Uebertriebene selbst und recensirt sich. „Dieser Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher sehen als meiner wahren Empfindung, und doch ist er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls!" Dessen ungeachtet fällt er gleich wieder in denselben Ton zurück. Aber dann bringt es sein Herz zu einer Eruption und es kommt die vortreffliche Stelle: „Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vor hatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern seyn möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß

Sie Schiller'n noch eben so gut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt seyn wird." Weiter folgt dann das erschütternde Geständniß: „Bei Ihnen will ich, werde ich Alles doppelt, dreifach wieder seyn, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das Alles, o meine Besten, ich werde glücklich seyn. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht Einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei." Und die naive Erklärung, daß er alle seine Verhältnisse in Mannheim, wo er damals lebte, aufgegeben und sich zur Reise nach Leipzig entschlossen hat, weil er ahnt, daß ihm dort „etwas Großes, etwas Unaussprechlich-Angenehmes" aufgehoben seyn muß. Der Brief ist durch die Form fast noch merkwürdiger als durch den Inhalt. Ueberall die hohle Geschraubtheit des Jahrhunderts, die dadurch poetisch zu werden glaubt, daß sie für triviale Gedanken unerhörte Ausdrücke erfindet. Zwischendurch aber ein Aufblitzen der großen Schiller'schen Individualität, das sich immer zur rechten Zeit einstellt, wenn eben der Widerwille aufsteigen will. Man wird an Klopstock und seinen Kreis erinnert; man denkt an Gleim's Tafel, die er bei einer Quelle anbringen ließ, weil der Hamburger Barde daraus getrunken hatte; an Meta's Jubelbrief über „eine gute That," weil es ihr gelungen war, einen Kupferstecher, der nach England ging, zur Porträtirung Richardson's zu überreden. Man fühlt jedoch zugleich, daß der närrische Purpurmantel des alten Königs zu Windeln für den neuen verschnitten worden ist, und bleibt guter Dinge.

Ich habe die ersten Briefe, die das ganze Freundschaftsverhältniß begründeten, mit einiger Vollständigkeit mittheilen zu müssen geglaubt; von jetzt an kann ich mich kürzer fassen. Körner schüttet zunächst gegen Schiller sein Herz aus. Er ist glücklich, und weil er glücklich ist, will er Gutes wirken. Das wollten sie zur Zeit des Herder'schen Humanismus Alle, so wie sie seit Byron Alle an der Vernichtung unserer „schlechten" Welt arbeiten, sie in den Grund bohren möchten. Ueber das Wie ist er aber im Unklaren. Die Rechte hat er studirt, weil er die Theologie wegen der ihm frühzeitig eingeimpften philosophischen Zweifel nicht studiren konnte, und die Medicin, wegen des ihn abstoßenden Thuns und Treibens eines practischen Arztes nicht studiren mochte. Jurist ist er also geworden, aber freilich nur, weil er doch etwas werden mußte, denn die „willkürlichen" Sätze, die den positiven Schatz der Jurisprudenz ausmachen, widerten ihn an. Philosophirt hat er inzwischen auch, die Naturwissenschaften

hat er ebenfalls aufgenommen, er ist sogar gereis't und treibt Musik. So weit gleicht er einem unserer modernen jungen Männer bis auf's Haar, ist mit Talenten und Fähigkeiten besetzt, wie ein Tannapfel mit Spitzen. Aber nun kommt der Unterschied. In früher Jugend ist ihm der Gedanke eingeprägt worden, der Künstler arbeite nur für das Vergnügen, und erst spät hat er sich zu der Anschauung erhoben, daß „die Kunst nichts Anderes sei, als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnliche.“ Nun hätte er sich denn gern der Kunst widmen mögen, aber — „Jetzt fehlt mir's nicht an Lust zu eigener Arbeit von dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges; nicht an leisen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen sie darzustellen. Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft, oder wodurch sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht's, er gebeut, so steht es da. Wehe dem, der noch mit widerspänstigen Elementen zu kämpfen hat, wenn ihn eine begeisternde Idee durchglüht! — Hätte ich mich frühe der Musik ganz gewidmet, so würde ich etwas darin geleistet haben. Jetzt fühle ich zu sehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich streben würde. Und nachholen läßt sich dieß nicht, wenigstens nicht beiläufig!“ Darin sind die Modernen nicht so gewissenhaft. Das Leisten ist freilich in Kunst und Wissenschaft um Nichts leichter geworden, aber da die Einsicht in das Echte niemals weit verbreitet seyn kann, so greifen sie, um ihre Pfuschereien in die Höhe zu bringen, zu dem Mittel, die Meisterwerke und die strengen Principien, wonach sie gearbeitet werden, herabzusetzen, und erreichen natürlich ihren Zweck, da, wenn die neun Musen einmal für Fischweiber gelten, die Fischweiber natürlich als Musen figuriren können. In einem Puncte ist jedoch Körner ihnen gleich, darin, daß er, wie sie es auch gern zu thun pflegen, auf äußere Umstände schiebt, was innere Gründe hat. Wäre er für die Kunst bestimmt gewesen, so hätte ihm die Erziehung nie einen falschen Begriff von der Kunst aufzubringen vermocht, er hätte den wahren mit auf die Welt gebracht. Daran kann man nicht oft genug erinnern. Schiller antwortet dem Schwankenden, dem in der Irre hin und her Taumelnden vortrefflich. „Danken Sie dem Himmel — sagt er — für Ihr Talent zur Begeisterung!“ — Damit traf er den Nagel auf den Kopf; das war Körners, das ist aller Menschen, die ihm ähnlich sind, eigentlichster Besitz. Der Begeisterte ist genial im Genießen; er kommt nicht in Gefahr, den Becher mit Wein auszuspülen und ihn dann mit Wasser zu füllen, aus der Poesie das allerdings auch vorhandene, aber hier nicht in's Gewicht fallende Verstandes-

Moment hervorzuklauben und das Uebrige höchstens mit in den Kauf zu nehmen. Das fühlte Körner auch, und in seinem nächsten Briefe weiß er auf einmal, was er will. Er denkt an eine Geschichte der ausgearteten Kultur und an eine Simplificirung der Jurisprudenz. So war's recht. Keine Spur von der heillosen Kleinkinderlogik: weil ich die Sonne nicht von ihren Flecken befreien kann, so bedank ich mich, Lichter zu putzen! Er entschloß sich kurz und gut, das, was er an allgemeiner Bildung erworben hatte, auf den ihm für seine specielle Thätigkeit angewiesenen Berufskreis anzuwenden, und er that wohl daran. Man folgt ihm mit Lust auf seinem Wege, denn man sieht, daß der Weg nicht in's Wüste und Leere führt. Uebrigens dringt er in diesem Briefe auch auf das Du zwischen Schiller und ihm; er kann nicht länger Sie sagen. Nun endlich sehen sich die Freunde von Angesicht zu Angesicht und Schiller schreibt Briefe aus Gohlis, aus jenem Gohlis, wo das Lied an die Freude entstand. Exaltation über Exaltation, aber nicht mehr ohne Wurzel und Kern, also auch nicht ohne Resultat. „Bester Freund — heißt es am 8. Juli 1785 — der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philosophisch-feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspective der Zeit vor mir liegen sah. Mit welcher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen.“ Hieher schau, deutsche Jugend, das thu' deinem Lieblingsdichter nach! Es ist gewiß, daß die bedeutendere Kraft sich leichter verirrt, als die geringere, weil sie länger, als diese, mit sich selbst in Zwiespalt bleibt, weil sie der niedern Sphäre, in der sich Tausende mit Behagen bewegen, oft schon entwachsen ist, ohne für

die höhere noch völlig reif zu seyn. Das ist der Zustand, in welchem Jeder den Faust, oder vielmehr den Vater desselben, den Hamlet, auf seine eigene Hand durchspielt, und es hat wirklich nicht so viel zu sagen, als besorgte Mütter glauben, wenn der Sohn Monate lang am Hörsaal vorbeischleicht und in's Kaffeehaus hineinschlüpft. Nur muß der junge Mensch sich freilich nicht einbilden, er sei deßwegen dem Schöpfer des Hamlet gleich und ein großer Mann geworden, weil er ihm nachfühlen, weil er Sonne, Mond und Sterne allenfalls auch einmal für ein bloßes Feuerwerk halten kann. Er muß den Zustand selbst nicht für eine That nehmen, sondern die That, wie tief er auch hinein gerathen, wie lange er auch darin verharren mag, stets in die Ueberwindung desselben setzen, sonst ist er verloren, sonst kann er Gefahr laufen, einen Grabbe und einen Shakespeare mit einander zu verwechseln, den Gräuel der Verwesung mit der Welt des Lichts, zu der allerdings auch der Kirchhof gehört. Er arbeite, sei es Anfangs auch ohne Freude; die Freude wird schon kommen, denn der Moment wird nicht ausbleiben, wo er sich plötzlich im „wüsten Garten" als gesundes Kraut fühlt und sich im Stande sieht, den Prinzen Hamlet und seine ganze Sippschaft in die Kur zu nehmen. — Der nämliche Brief läßt auch einen Einblick thun in die Buchhändlerverhältnisse jener Zeit. „S. und G. haben die Indiscretion gegen mich gehabt, meinen Fiesko, ohne mir nur ein Wort zu gönnen, neu auflegen zu lassen, nachdem die erste Edition vergriffen war — und G. trieb es so weit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauche aus seiner Handlung nahm, bezahlen mußte Dieser niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen diese Buchhandlung auf, und ich bin vollkommen berechtigt, selbst eine neue Auflage meiner Stücke zu veranstalten. Mehrere Gründe sind es, die mich dazu bewegen. Erstlich bin ich es meiner schriftstellerischen Ehre schuldig, die Plümike'sche Verhunzung meiner Stücke wieder gut zu machen. Zweitens weiß das Publikum, daß ich mit meinem Fiesko große Veränderungen vorgenommen habe, welche noch nicht im Druck erschienen sind. Drittens kann ich voraussetzen, daß eine durchgängige correctere Behandlung der Räuber und des Fiesko dem Publikum interessant und für meinen Namen von wichtigen Folgen seyn werde; und dann bin ich viertens gesonnen, zu den Räubern einen Nachtrag in einem Acte: Räuber Moor's letztes Schicksal, herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen soll. Die Ausgabe müßte auch alle äußerliche Verschönerung haben, und es ist keine Frage, daß die Speculation einschlagen werde." Das Alles hat sich bis auf den heutigen Tag wohl wenig verändert, wird aber jetzt ohne Zweifel

eine andere Gestalt gewinnen; seit der Wiener und Berliner März-Revolution läßt sich mit Sicherheit darauf rechnen. Der berühmteste Schriftsteller war einmal ein unberühmter und mußte zufrieden seyn, unter welchen Bedingungen es auch immer sei, für die Sachen, die ihn berühmt machen sollten, einen Verleger aufzutreiben. Dieser Verleger hätte ihn vielleicht schnöde abgewiesen, wenn er sich durch contractliche Stipulationen die Zukunft hätte sichern wollen, und es wäre doch arg, wenn der Mann bloß deßwegen, weil nicht geschah, was der Natur der Sache nach nicht geschehen konnte, um einen Spottpreis bleibende Werke der Literatur als ewiges Eigenthum an sich gebracht hätte. Es ist rührend, den armen Schiller auch einmal im Buchhändlersinn speculiren zu sehen: die Noth mußte groß seyn, die ihm einen solchen Plan und den Gedanken an ein kaufmännisches Ausbeuten der letzten Schicksale Räuber Moor's abdringen konnte. Körner dagegen sah den Freund nicht sobald in Verlegenheit, als er sich auch glücklich pries, ihm heraushelfen zu können; er machte augenblicklich den Zahlmeister der deutschen Nation, wie Frau von Wolzogen früher aus ihrem Gütchen Bauerbach ein vorläufiges Prytaneum gemacht hatte, und das Vorschießen war seitdem Jahrelang sein gern geübtes Amt. Schiller greift auch sogleich herzhaft zu und seine Existenz ist denn einstweilen auch nach dieser Seite hin geordnet. Sehr schön sagt er in seiner Antwort: „Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Werth in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon. Ich hätte mir selbst sagen sollen: Derjenige Mensch, der gegen deine Fehler und Schwächen so duldend war, wird es noch mehr gegen dein Schicksal seyn. Warum sollte er dir Blößen von dieser Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab!“ Und: „Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als du?“ S. 46, in dem Briefe, den Schiller seinem Freunde an dessen Hochzeitstage schrieb, kommt eine Stelle vor, bei der Gustav Schwab aufgejauchzt haben wird: „An dem Morgen des Tags, der Euch gränzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht!“ „Seht Ihr — wird der Verfasser der populärsten Schiller-Biographie seinen Recensenten zurufen — seht Ihr, wie richtig ich meinen Helden aufgefaßt hatte, als ich mich niedersetzte, ihn zu zeichnen? Ein Christ war er, trotz seiner Götter Griechenlands, ja trotz seiner philosophischen Aufsätze. Diese meinte er eben, wenn er seine schönsten Sünden verfluchte. Er betete, gibt's einen bessern Beweis?“ Ich gönne ihm seine Freude, muß aber protestiren und mich überhaupt bei dieser Gelegenheit gegen die Logik, mit der Schwab in seiner Biographie die religiöse Frage in Bezug

auf Schiller abmacht, entschieden aussprechen; sie hinkt gar zu kläglich auf ihren hölzernen etymologischen Füßen einher und wird durch den flüchtigsten Hinweis auf die Beschaffenheit der unter dem beständigen Einflusse christlicher Institutionen ausgebildeten Sprache entkräftet. Man ist darum noch kein orthodoxer Gläubiger, weil man helf Gott! sagt, wenn der Nachbar nies't. Der Grund bedeutet nicht viel mehr, als der S. 67 aus Schiller's Sollicitation um einen Leipziger Stollen zur Feier der Weihnacht allenfalls zu abstrahirende. S. 72 ist endlich einmal ausdrücklich vom Karlos die Rede, der damals entstand; bis dahin wird immer nur im Allgemeinen vom Arbeiten gesprochen. „Willst Du wissen — heißt es — wie weit ich in meiner Arbeit gekommen bin? Mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin, die Du ja kennst. Jetzt fängt es an sehr interessant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen seyn sollte. Ich habe keine Zeit sie abzuwarten. Wissentlich muß ich mich übereilen — Dein Herz wird kalt bleiben, wo du die höchste Rührung erwartet hättest. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist Alles!“ Interessanter Ausdruck einer Gemüths-Situation, in die nur ein Dichter hinein gerathen kann, und an der sich schärfer, wie an irgend einer, die Differenz veranschaulichen läßt, die zwischen der Dichterkraft, als solcher, und dem allgemeinen geistigen Vermögen, dessen specifischer Ausfluß sie ist, wie jede andere, besteht. Der Dichter weiß oft sehr gut, was er machen soll, und kann es doch nicht machen; er hat alle Elemente beisammen, aber sie wollen nicht in einander aufgehen, und wenn er sich zwingt, d. h. wenn er als Geist auszuführen sucht, was er als Dichter nicht auszuführen vermag, so wird er immer etwas Vernunftgemäßes, dem Gesetz des zureichenden Grundes nicht Widersprechendes, zugleich aber auch etwas Kaltes, Unlebendiges hervorbringen, das kein Herz ergreift und keine Phantasie entflammt. Da nur wenig Dichter streng genug gegen sich selbst sind, um von den ihnen kommenden Ideen diejenigen, die sich entweder überhaupt nicht, oder doch nicht sogleich poetisch gestalten und darstellen lassen wollen, ganz und gar zu unterdrücken, so ist es natürlich, daß uns eben so oft ein poetischer Gehalt in prosaischer Form geboten wird, als uns ein prosaischer Gehalt in poetischer Form, ein Zeitungsartikel z. B. in Reimen, entgegentritt. Goethe in seinen späteren Werken, in den Wanderjahren und im zweiten Theile des Faust, zeigt am besten, was dabei herauskommt. S. 79, der Curiosität wegen werde es bemerkt, rühmt

Schiller eine Blumauer'sche Ode an den Nachtstuhl und findet sie ganz charmant. Da muß sein hoher Geist in einer äußerst milden Stimmung gewesen seyn; später verdammte er den guten Blumauer, so tief er verdammt werden konnte, und fand sogar an dem in manchem Betracht doch einzigen Thümmel kaum noch eine genießbare Seite heraus. Ein Aufenthalt auf dem Lande bei schlechtem Wetter zwingt den Dichter, sich durch Springen im Zimmer Motion zu machen; das Haus zittert dabei, und der Wirth fragt erschrocken, was er befiehlt. Das ist auch eine überraschende Situation. S. 34, aus einem Briefe von Körner, erfährt man, daß der Verfasser der Räuber und des Fiesko keine Zeitungen lies't; Körner theilt ihm dafür einige politische Neuigkeiten mit, sie betreffen Necker's Exil und Calonne's Entlassung, also die nächsten Vorboten der französischen Staatsumwälzung. Ein Brief vom 23. Juli 1787 zeigt uns den Dichter auf einmal, ohne daß vorher auch nur von der Reise die Rede gewesen wäre, in Weimar, und führt uns in sein indefinibles, weil unklar bleibendes Verhältniß zu Charlotte von Kalb ein. Er bezeichnet sie als eine „große, sonderbare weibliche Seele, die einem größern Geist, als dem seinigen, zu schaffen geben könne." Dann kommt es zu Besuchen bei Wieland, Herder, der Herzogin Mutter u. s. w., und wir erhalten eine köstliche Gallerie von Miniatur-Bildern, die freilich nicht immer mit den in unsern Literaturgeschichten ausgehängten übereinstimmen. Zuerst tritt uns der alte, gute Wieland entgegen, der Schiller'n schon bei der ersten Zusammenkunft langweilt, der heute warm ist, morgen wieder kalt, und dessen ganzes Leben in raschen und unvermittelten Umsprüngen besteht. Dann erscheint Herder, der von Schiller „nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird;" der einen Tyrannen, den Herzog von Würtemberg, mit „Tyrannenhaß" haßt; der Goethe mit „Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung" liebt, und überhaupt nur hassen oder lieben kann. Ich glaube, Herder ist durch diese wenigen Worte besser charakterisirt, als durch die zweibändige Biographie seiner Frau. Possirlich taucht Vulpius auf; er will das Glück haben, den Herrn Rath Schiller zu sehen und nimmt es, trotz seines weit und breit renommirten Rinaldo Rinaldini, nicht übel, ihm nicht bekannt zu seyn. Nun kommt die Herzogin Mutter an die Reihe, die Schiller'n durchaus nicht gefällt. Desto mehr ist er während der Vorstellung mit sich selbst zufrieden; man sieht, seine Verbeugungen sind ihm geglückt, er staunt über seinen eigenen Anstand. Das Resultat der ersten Tage des Aufenthalts in Weimar ist erhöhtes Selbstvertrauen. „Die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimar'schen Riesen hat meine Meinung von mir selbst verbessert!" So erging es später

auch Jean Paul. Freilich war Goethe nicht dort, sondern in Italien, aber er wird gelegentlich von seinen Freunden gemalt, mitunter sogar in effigie von ihnen gehenkt, dermalen mit Ausnahme Herders, desselben Herders, der ihn nachher für eine Wolfsnatur erklärte. Im Ganzen hat man einen Eindruck, als ob man mit dem einen Auge den Sonnenuntergang sähe, mit dem andern den Sonnenaufgang. Am 5. August 1787 schreibt Schiller: „Deinen Brief vom 2. August habe ich erhalten, er versetzte mich wieder ganz zu Euch, und das war meine wohlthätigste Empfindung seit langer Zeit. Es gibt für mich kein gewisseres und kein höheres Glück in der Welt mehr, als der vollständige Genuß unserer Freundschaft, die ganze unzertrennbare Vermengung unseres Daseyns, unserer Freuden und Leiden. Wir haben dieses Ziel noch nicht erreicht, aber ich denke, wir sollen es noch erreichen. Welchen Weg ich dazu einschlagen werde, wird der Gegenstand meiner folgenden Briefe seyn. Ich bin darüber mit mir einig, aber ich muß Dir's und den Anderen erst abgewinnen, wenn ich meine Ideen Euch mittheilen darf. Der Anfang und der Umriß unserer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er seyn; aber Schwärmerei, glaube mir's, würde auch nothwendig ihr Grab seyn. Jetzt muß ein ernsthafteres Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Consistenz und Zuverläßigkeit geben. Jedes unter uns muß dem Interesse des Ganzen einige kleine Leidenschaften abtreten, und eine herzliche Liebe für Jedes unter uns muß in uns allen die erste und die herrschende seyn. Seid Ihr hierin mit mir einig? Wohl. So versichere ich Euch, daß es die Grundlage aller Vorkehrungen seyn wird, die ich jetzt für mein künftiges Leben treffe, und davon für jetzt genug." Das sind köstliche, gar nicht genug zu beherzigende Worte. Die wenigsten Menschen haben von einem wahren Freundschaftsverhältniß einen Begriff. Sie sehen nicht ein, daß ein solches Verhältniß eine Aufgabe ist, die von beiden Seiten mit Ernst und Anstrengung gelös't seyn will, und daß es, statt im Genuß, in gemeinschaftlicher Thätigkeit, im gemeinschaftlichen Streben nach einem gleichen, aber auf doppeltem Wege von zwei, trotz aller Sympathie von einander verschiedenen Individuen zu erreichenden Ziel eine feste Basis haben muß, wenn es dauern soll. Sie finden sich darum immer in ihren Erwartungen getäuscht und oft am bittersten, wenn sie an den rechten Mann gerathen, denn dieser erkennt bald, daß sie nicht das Rechte von ihm wollen; sie aber, stolz auf ihr von Empfindungen strotzendes Herz, begreifen nicht, daß zwischen dem Stehenden und dem Gehenden so wenig ein Bund möglich ist, wie zwischen dem Todten und dem Lebendigen. „Kannst Du mir glauben, lieber Körner — heißt es in demselben

Brief dann weiter — daß es mir schwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältniß ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt seyn würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen, und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein seligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall seyn konnte mit dem ihrigen.

Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr, und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch konvulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hieher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas seyn. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben!" Gewiß ein Verhältniß, womit Schiller's Biograph sich gründlicher hätte be-

schäftigen sollen, da es auf Zeiten und Sitten, wie auf die betheiligten Personen ein gleich seltsames Licht wirft. Auch Gotter tritt noch in diesem Briefe auf; er lies't den Don Karlos vor, um ihn zu discreditiren. Seite 183 kommt das erste Wort über Goethe. „Dieser Tage bin ich auch in Goethes Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut seyn, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viel Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann Recht haben; aber es ist so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu seyn. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht empfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils weil er hier für einen der gescheidtesten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, theils, weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat.“ Seite 186 heißt es: „Goethe wird von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich seyn. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch Niemand verfolgt, noch keines Anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit.“ Leider kommt es später ganz anders. Aber schon diese Mittheilungen über Goethe, die doch durchaus wohlwollender Art sind, geben Körner zu herbem Tadel des Mannes, den sie betreffen, Anlaß. „Nach und nach wird mir das Bild von der dortigen Welt immer heller, aber ich kann nicht sagen, daß es mir den Wunsch erregte, unter solchen Menschen zu leben. Besonders gilt dieß von der Goethe'schen Secte, wenn ich anders Deine Schilderung von ihr recht gefaßt habe. Für den großen Haufen ist eine solche Beschränkung

heilsam, und sie allgemeiner zu machen, ist gewiß ein Verdienst. Aber sich selbst und seinesgleichen muß der größere Mensch davon ausschließen. Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größeren seinen Platz zu behaupten. So lange noch im politischen oder schriftstellerischen Wirkungskreise für Goethe etwas zu thun übrig bleibt, das seines Geistes würdig ist, — und kann's ihm wohl daran fehlen? — so ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenusse zu verschwelgen, und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln. Ich ehre die wahre Simplicität. Sie ist das Gepräge der Vollendung in aller menschlichen Thätigkeit, aber sie wird nicht bloß durch Lavater'sche Kindlichkeit erreicht. Die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes wird oft dazu erfordert, um da, wo Verworrenheit, Künstelei, Pedantismus herrschen, sie wieder herzustellen oder zu schaffen. — Ich gebe zu, daß echter Naturgenuß uns in eine günstige Stimmung für jede Thätigkeit versetzt. Aber nicht die Natur als Natur erzeugt Begeisterung, sondern der Schatz von Vortrefflichkeiten, die sie dem besseren Menschen im Zustande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet. Also nicht die leblose, die thierische Natur allein. Alle Spuren höherer menschlicher Thätigkeit müssen bei dem, der Sinn dafür hat, dieselbe Wirkung hervorbringen, und warum diesen Sinn ertödten? Verdient der Geist eines Raphael, eines Leibnitz, eines Shakespear, eines Friedrich weniger Aufmerksamkeit, als ein Gras, das ich zertrete? Und diese Begeisterung kann bei dem großen Menschen nicht zum unthätigen Schwelgen führen. Es ist leicht gesagt, daß unsere Zeiten und Verhältnisse uns zu keiner begeisterungswürdigen Wirksamkeit auffordern. Mit eben dem Rechte konnten die Griechen zu Sokrates Zeiten klagen, daß keine Ungeheuer mehr zu erlegen, keine Riesen mehr zu bekämpfen waren, wie zu den Zeiten der Heroen. Andere Zeiten, andere Ungeheuer; Stoff zur Wirksamkeit bleibt immer genug für den großen Mann. Er muß nur das Schwere heraussuchen, woran kleinere Menschen sich nicht wagen!» Es ist dieß ein äußerst wichtiger Punkt, wegen dessen man Goethe unendlich oft angegriffen hat, aber mit größtem Unrecht. Er wußte, daß man den Baum an der Wurzel begießen muß, wenn die Zweige blühen sollen. Andere glauben, sie dürfen den Baum versäumen, wenn sie nur die Zweige pflegen, und dabei kommt denn Nichts heraus als verkrüppeltes Wesen. Derselbe Körner'sche Brief enthält eine vortreffliche Kritik der Herder'schen Philosophie-Methode. „Sein ganzes System hat, so wie das Spinoza'sche, einen großen Einwurf wider sich, den er nicht

weggeräumt hat. Wenn nämlich Gott das einzige Princip aller Thätigkeit in allen einzelnen existirenden Wesen ist, wo bleibt die Individualität? Was gewinnt man durch eine Hypothese, wogegen sich das Selbstgefühl der Persönlichkeit sträubt, als den trostlosen Gedanken, daß alles, was der ausgebildetste Mensch zu seiner Vervollkommnung gethan hat, nach seinem Tode keine Spur zurück läßt? Die unendliche Kraft, die ihn beseelte, ist keines Wachsthums fähig. Sie vertauscht nur ihren Wirkungskreis, und kann durch diesen Tausch nichts gewinnen. Auch im Kleinsten ist sie unendlich; und ist Dir der Begriff einer Gottheit denkbar, die sich selbst auf unendlich mannigfaltige Weise beschränkt, um durch diese Beschränkungen Individuen hervorzubringen?" Das ist der Knoten, den auch Hegel's Ausdruck, der Geist spiele mit sich selbst, der Lösung um Nichts näher brachte. Das Allgemeine mit seinem Trieb, sich zu individualisiren, das Individualisirte mit seiner Unfähigkeit, sich als solches zu behaupten, wer will diesen Dualismus in der Weltwurzel auf eine Einheit zurückführen! Nun macht Schiller in Jena Reinhold's Bekanntschaft, und wird durch diesen zu Kant geführt. „Gegen Reinhold bist Du ein Verächter Kant's, denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus besitzen müsse." Die Schilderung, die er von Reinhold macht, zeugt von seinem Tiefblick in Bezug auf Menschen. „Uebrigens — schreibt er — folgere nicht, daß Reinhold und ich Freunde seyn müssen oder schon sind. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der Seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klarsehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der Meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgange über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten, ausgesogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientiren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die Meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund seyn, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat." Die Herder'sche Ehestands-Idylle, die sich Seite 166 findet, wird Niemand ohne Befriedigung lesen. „Von den hiesigen großen Geistern überhaupt kommen einem immer närrischere Dinge zu

Ohren. Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit, und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott seyn, und auf den kann Niemand zürnen » — dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. — Preiset Gott, daß ihr unsterblich seyd!» Jena wird charakterisirt. Die Studenten wandeln mit Schritten eines Niebesiegten, und schreien des Abends fast alle vier Minuten: Kopf weg! Kopf weg! auf die Gasse hinunter, welches Wort den Wanderer vor „einem balsamischen Regen warnt, der über seinen Scheitel loszubrechen droht.» Dafür ist aber die Akademie, weil die Gewalt über sie unter vier sächsische Herzoge gleich vertheilt ist, eine Art von Republik, und die Professoren sind Leute, die sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern brauchen. Seite 177 findet sich ein köstliches Exempel, daß es den politischen Propheten oft eben so schlecht ergeht, wie den Wetter-Propheten. „Bode hat eine schlechte Idee von Paris zurückgebracht. Die Nation habe alle Energie verloren und nähere sich mit schnellen Schritten ihrem Verfall. Die Einführung der Notables selbst wäre nur ein Kniff der Regierung — sie hätte ihn aber fünf Jahre zu früh gebraucht, und noch etwas unerwarteten Gegendruck gefunden. Fünf Jahre später hätte sie diesen nicht mehr riskirt. Das Parlament wolle nichts bedeuten. Seine ganze Wirksamkeit bestehe aus Schulexercitien, die es eingebe und höchlich froh sey, wenn sie gut gerathen; just so, wie die Schulknaben in den Gymnasien.» Der Brief ist datirt vom 10. Sept. 1787. Körner freilich, immer besonnen, antwortet darauf sogleich: „Bode scheint Dir eine ziemlich einseitige Schilderung von Frankreich gemacht zu haben. Er war zu kurze Zeit in Paris, um mehr als eine Partei gehört zu haben; und daß dort alles Partei macht, kannst Du leicht denken!» Eine Spannung zwischen Schiller und Wieland lös't sich wieder, Schiller wird Mitarbeiter am deutschen Merkur, er betrachtet sich schon als präsumtiven Erben desselben, und ist nicht einmal ganz abgeneigt, Wieland's Schwiegersohn zu werden. „Ich glaube — schreibt er am 19. November 1787 — Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter nicht abzuschlagen, selbst jetzt nicht, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne

ich nicht, gar nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen. Ich werde ewig isolirt bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen. Auf die Wieland zurückzukommen: ich sage Dir, ich glaube, daß mich ein Geschöpf, wie dieses, glücklich machen könnte, wenn ich so viel Egoismus hätte, glücklich seyn zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem letztern zweifle ich sehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht seyn, und darum habe ich bei diesem Falle mich schon verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus — aber die innigste Gewißheit, daß es ein gutes Wesen ist, daß es tief empfindet und sich innig attachiren kann, mit der Rücksicht zugleich, daß sie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen ist, äußerst wenig Bedürfnisse und unendlich viel Wirthschaftlichkeit hat!" Man wird später sehen, wie dieses Sichselbstkonstruiren, das dem höheren Menschen nun einmal eigen ist, Schiller täuschte, und daß er so gut glücklich zu machen verstand, als er glücklich zu werden fähig war. Vortrefflich antwortet ihm Körner. Ein Ausflug Schiller's nach Meiningen gibt ihm zu einem allerliebsten Genre-Bildchen Gelegenheit, das er so gewandt auffängt, wie ein hurtiger Knabe den Schmetterling, der an ihm vorüber fliegt. „Ich habe in der Gegend einige interessante Familien gefunden. Z. B. da ist auf einem Dorfe Hochheim eine edelmännische Familie von fünf Fräulein, und zusammen von zehn Personen, die die alten Patriarchen- oder Ritterzeiten wieder aufleben läßt. Niemand in der Familie trägt etwas, was nicht da gemacht wird. Schuhe, Tuch, Seide, alle Meubles, alle Bedürfnisse des Lebens und fast alle des Luxus, werden auf dem Gute erzeugt und fabricirt, vieles von den Händen des Frauenzimmers, wie die Prinzessinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerste Reinlichkeit, Ordnung selbst nicht ohne Glanz und Schönheit gefällt dem Auge; von den Fräulein sind einige schön, und alle sind einfach und wahr wie die Natur, in der sie leben. Der Vater ist ein wackerer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burschikoser Tabakscompagnon. Zwei Stunden von da sieht man auf einem anderen Dorfe gerade das Gegentheil. Hier wohnt

der Kammerherr von S., den Ihr in Dresden gesehen habt, mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Die Frau ein vaporöses, falsches, intriguantes Geschöpf, dabei aber häßlich wie die Falschheit, und übrigens voll guten französischen Tons. Ein Fräulein ist recht hübsch, aber der Teufel regierte die Mutter, daß sie sie nicht mit uns reisen lassen wollte. Herr von S. ist ein imposanter Mensch von sehr viel guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin in hohem Grade. Er ist der Onkel Charlottens, und schätzt sie sehr hoch." Aus Rudolstadt berichtet er: „ich habe wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengenfeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu seyn, anziehend, und gefallen mir sehr!" Eins dieser „anziehenden" Geschöpfe brachte es später bekanntlich weit bei ihm, es wurde seine Frau, trotz dem, daß er noch in demselben Briefe sagt: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt!" Don Karlos führt ihn auf die Geschichte des Abfalls der Niederlande, und Strada, Grotius, Reid u. s. w. werden eine Zeitlang seine Vertrauten. „Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Produkt werden; und wahrscheinlich wird es viel thun. Im Merkur des folgenden Januars erscheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen, und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit gibt, und daß auch die Idee von etwas Solidem, das heißt etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten wird, mich dabei sehr unterstützt; denn bis hieher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat!" In Weimar hätte man eher Condolationen erwarten sollen. „Goethe's Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen." Ein Pröbchen von der Malerei der guten Freunde, auf die ich oben aufmerksam machte. Daß Schiller's Verhältniß zu Wieland ein immer intimeres wird, macht Körner nicht eifersüchtig, aber ängstlich. „Deine fast ausschließende Anhänglichkeit an

Wieland erregt einige Besorgnisse bei mir, über die ich eine befriedigende Antwort von Dir wünschte. Alles kommt darauf an, ob Wieland mehr als ein geschickter Künstler, mehr als ein ausgebildeter Mensch ist. Wäre er nur dieß, so könnte es leicht kommen, daß Du ihm das, was er an Geschmack, Belesenheit, Kunstfertigkeit in einigen Gattungen, Studium der Formen, kurz an Kultur als Mensch und Künstler vor Dir voraus hat, zu hoch anrechnetest; daß es ihm gelänge, Dich zu sich herabzuziehen, da er sich zu Dir nicht aufschwingen könnte; daß er Dich endlich dahin brächte, Dich unter das Joch einer ängstlichen, auf Convention gegründeten Kritik zu beugen, und „Deinen schönsten Sünden zu fluchen." Ich kenne kein Produkt von Wieland, das sich durch Größe auszeichnete, und es sollte mich daher sehr wundern, wenn er für fremde Größe echtes Gefühl hätte. Hast Du ihn auch geprüft, ob es der Gehalt Deiner Ideen oder Deine Talente in Ansehung der Form sind, was er an Dir schätzt? Ich gebe zu, daß es Gewinn für Dich ist, wenn sein verfeinerter Geschmack Dich auf Fehler in Deinen Arbeiten, in Rücksicht auf Zweckmäßigkeit, in Anordnung des Ganzen, auf Präcision des Ausdrucks, auf relative Wahrheit des Gedankens aufmerksam macht, die Dir entwischt sind. Aber es gibt eine Verzärtelung des Geschmacks, bei der jede Größe Carricatur scheint, die jede Idee zurückweist, welche keiner niedlichen Einkleidung fähig ist. Und selbst eine zu ängstliche Beobachtung aller Kunstvortheile muß die Begeisterung lähmen. Wer ein Raphael seyn kann, darf kein Correggio werden wollen. Mag dieser immer für den Künstler in der Art der Darstellung Vorzüge haben; jener wird unter den edleren Menschen aller Zeitalter nie seine Wirkung verfehlen. Ich komme immer darauf zurück, daß Du Herder nicht vernachläßigen solltest. Er hat Proben eines emporstrebenden, vielumfassenden Geistes gegeben. Eure Köpfe, dächte ich, müßten sich gegenseitig befruchten. Wie ich mir Herder denke, so kann er Dir kecker unter die Augen treten, als Wieland, und je weniger ihr mit einander collidirt, desto mehr unerwartete Berührungspunkte müßt ihr gegenseitig finden." Alles dieß ist nicht allein wahr und wichtig für den vorliegenden Fall, es gilt für alle Fälle. Auch die Beschäftigung Schiller's mit der Geschichte ist dem Freunde bedenklich. Hier verfällt er aber, so viel Richtiges er auch über die Geschichte als Wissenschaft ausspricht, in denselben Fehler, in den er verfiel, als er Goethe's Versenkung in die Natur anfocht. Der Dichter, wenn er anders als solcher nicht bloß in Commersbüchern und Vergißmeinnicht-Almanachen prangen will, hat gar nichts Wichtigeres zu thun, als sich des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit nach Kräften zu bemächtigen, denn dieser ist es ja, dem er

eine neue Form ausdrücken soll. Er wagt weit weniger, wenn er das, was von ihm gedichtet wurde, auf sich beruhen läßt, als wenn er sich träge an einer der großen Schatzkammern vorbeischleicht, in denen die Menschheit ihre Schätze aufbewahrt, und zu diesen gehört doch wohl auch die Geschichte. Wenn Schiller's Gegengründe daher auch nur wenig besagen wollen, da er sie hauptsächlich von der Nützlichkeit und Gründlichkeit der Geschichte und von den Aussichten, die sie für's bürgerliche Leben eröffnet, hernimmt, so hat er dennoch Recht. Er läßt sich auch nicht ablenken und spricht bei dieser Gelegenheit zugleich, ohne sich an seinen früheren Zweifel, ob er ein weibliches Wesen auch wohl werde glücklich machen können, länger zu kehren, seinen festen Entschluß aus, zu heirathen. „Mein Lieber — schreibt er — dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest Du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden seyn. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenützt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Daseyn mein Eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Daseyn verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch diese Armuth, und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes.

Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war, als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das

ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe.» Jetzt gibt es zwischen beiden Freunden eine höchst possirliche Controverse. Schiller ist so peinlich-solide, daß er im Gefühl, bloß zur Kurzweil anderer Leute zu existiren, nach Körner's Ausdruck kaum noch einem Brotbäcker unter die Augen zu treten wagt. Körner, der praktische Jurist, muß sich in Athem setzen, dem Verfasser des Karlos die Dichtkunst, die er in den Winkel geworfen hat, wie eine abgeschabte Weihnachtsnuß wieder ein wenig zu vergolden, damit er sie nur nicht obendrein mit Füßen tritt. Das war übrigens einer der besten Beweise für Schiller's wahren Beruf. Wer immer vor der Muse auf den Knien liegt, den hat sie nie erhört. Nun erscheint eine Probe aus der Geschichte des Abfalls der Niederlande. Körner lobt sie, findet den Styl aber zu sehr überladen mit Schmuck. Schiller räumt das ohne Weiteres ein, und führt nur zu seiner Entschuldiguug an, daß der Uebergang vom Dichter zum Geschichtschreiber kein leichter sey. Gleich darauf taucht der Geisterseher auf, von dem es heißt, daß er fortgesetzt werde, von dem der Anfang also in eine frühere Zeit fällt. „Er wird schlecht, schlecht, ich kann nicht helfen!» Vergebens sieht man sich in der ganzen Correspondenz nach einem Fingerzeig über den Ursprung dieses merkwürdigen Torso's um, der unter Schiller's poetischen Werken wahrlich höher anzuschlagen ist, als der Verfasser hier zu thun scheint. Einen sehr trüben Eindruck macht folgende Stelle: „Falsche Discretion hat mich abgehalten, von Wieland zu fordern, den ich gerade jetzt nicht solvendo glaubte; zugleich fürchtete ich, durch ein voreiliges Fordern meinem Kontrakte überhaupt Schaden zu thun, wenn er allenfalls Willens gewesen wäre, mich en gros und nicht pro Bogen zu bezahlen. Da dieses indessen noch sehr zweifelhaft ist, so glaube ich ganz recht gethan zu haben, daß ich Deinem Rathe folgte, und mir fünfzig Thaler auf Abschlag von ihm bezahlen ließ, welches ganz ohne Schwierigkeit ablief. Ich bin also meiner Verlegenheit überhoben, und an der Brit'schen Schuld sind doch hundert Thaler abgetragen. Die anderen will ich durch Crusius besorgen lassen, weil ich mich hier recht gut durch die Einnahme von der Thalia und dem Merkur hinhalten kann. Die Dalberg'schen Gelder rechne ich nicht, weil er mich immer mit meinem Wechsel bei der deutschen Gesellschaft chicaniren kann. Im Ganzen genommen ist mir doch jetzt leichter um's Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überspannen, jetzt mehr erwerbe, als ich aufgehen lasse. Ich bin also doch auf dem Wege zur Genesung, und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr als ich seit neun und zwanzig Jahren mich erinnern kann. Schlägt die niederländische Rebellion ein, daß innerhalb zweier Jahre eine

neue Auflage zu machen ist, so habe ich gleich gegen vierhundert Thaler bar und ohne Mühe verdient; denn unter vier Alphabeten beträgt sie nicht, und Crusius hat mir für die zweite Edition vier Thaler zugesagt. Da mich Riga bezahlt hat, so kann ich dieses Theater auch künftig bei meinen Stücken rechnen, und dann habe ich Aussichten auf's weimarsche, weil mein Fiesko dort, wie Du weißt, eingeschlagen, und meines Namens Gedächtniß also dort gestiftet ist. In einigen Jahren verhilft mir eine General-Edition meiner Stücke dann auch zu einer baren Summe. Kleinere Aufsätze für den Merkur, die ich in dieser Zeit zu Stande bringen muß, nebst den schon vorhandenen in der Thalia und anderswo, geben Stoff zu einigen Bänden vermischter Schriften, so wie meine Gedichte sich bis dahin zu einer honetten Sammlung häufen. Das sind also meine Ruhepunkte für's Künftige, die ich mir darum gegenwärtig mache, um Muth und Freude bei mir zu erhalten; auch Dir, denke ich, sollen sie, in meiner Seele, angenehm seyn, und übertrieben wirst Du sie nicht finden.

Laß mich doch wissen, ob Du wegen Deiner Ausgaben nicht verlegen bist, oder werden kannst; dieß wird mich sehr beruhigen. Es kränkte mich längst, daß ich Dir bis jetzt noch gar nicht habe Wort halten können, weil Du vielleicht doch bei Deinem Arrangement darauf gerechnet hattest. Du kennst zwar meine ganze Lage und mein Wesen, und daß es Dir nie einfallen konnte, mir darüber böse zu seyn, weiß ich auch — aber dann sehe ich wieder nicht ein, warum Du von meinem schlimmen Schicksale leiden sollst, und warum ich Dich darein verflochten habe? Bist Du aber nicht genirt, so tröste ich mich mit der Aussicht, auch diesen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort: Geld, nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird.» Das macht so viel begreiflich. Gelegentlich trat zwar das Schicksal in's Mittel, indem es ihm eine Rathsherrnstelle in Schweinfurt mit leidlichem Gehalt und mit einer wohl conditionirten Frau obendrein offerirte. Er stieß sein Glück jedoch von sich, und „die Götter waren gerettet," sahen also auch geduldig zu, wenn die Mannheimer Buchhändler Auflage nach Auflage von seinen Werken veranstalteten, ohne ihn zu bezahlen. Zu einigem Ersatz wird Schiller Recensent an der Jenaer Literatur-Zeitung, und erhält unter den ersten Novitäten Goethe's Egmont zur Besprechung zugesandt, über den er denn die bekannte Recension schreibt, die kein Leser des Stücks billigen wird, aber Jeder, der es aufführen sieht. Während dessen erscheint der alte Gleim in Weimar und gewinnt Schiller's Interesse in so hohem Grade, wie seine liebevolle Natur es verdiente. Auch Goethe's Rückkehr aus Italien naht heran. Wie dieser aber nach Weimar

kommt, ist Schiller nicht da, sondern in Volkstädt, und verliert sein Herz. Herder wird, wie wir Seite 326 erfahren, im Glauben gestärkt, und erlebt ein Wunder; ihm werden von unbekannter Hand 2000 Thaler zum Geschenk gemacht. Das kam damals öfter vor, denn es bestand zwischen Publikum und Schriftsteller ein ganz anderes Verhältniß, wie jetzt; man denke an Asmus, an Hamann, an Jean Paul. Schiller, der Verfasser der Götter Griechenlands, erlebte nichts Aehnliches, doch erhielt er auch keine Faustschläge auf den Kopf für seine contreband'nen Gedanken, wie Schelley, und war also noch immer bevorzugt. Der Deutsche Merkur bringt die Briefe über den Don Karlos, die Körner sehr lobt, und mit gutem Grund. Leider sind sie bis jetzt noch einzig in ihrer Art, und werden es wohl noch lange bleiben; denn obgleich wir Alle wissen, wie vortrefflich unsere Dutzend-Kritiker sich auf die Zergliederung eines tiefsinnigen Kunstwerkes verstehen, und obgleich bei uns noch nie ein's hervorgetreten ist, das nicht im Anfange auf den Kopf gestellt worden wäre, so sind wir doch weit davon entfernt, dem Verfasser auch nur das Recht auf ein den ärgsten Mißverständnissen vorbeugendes Vorwort einzuräumen, geschweige auf ähnliche Abhandlungen, die doch eben deßwegen, weil sie die allgemeinen Kunstgesetze stets auf einen concreten Fall beziehen würden, so unendlich fruchtbar seyn könnten. Ueber Goethe heißt es: „Ich bin sehr neugierig auf Goethe; im Grunde bin ich ihm gut, und es sind Wenige, deren Geist ich so verehre!" Im Grunde! Warum auch nicht? Man sieht, die alte bekannte Regel, daß immer etwas hängen bleibe, bestätigt sich selbst an einem Schiller. Der Menschenfeind, das nicht fertig gewordene bürgerliche Trauerspiel, wird mehrfach hervorgenommen, aber immer nur, um wieder bei Seite gelegt zu werden. Es war, nach den uns erhaltenen Scenen zu urtheilen, nicht großartig genug angelegt, um nach dem Karlos noch möglich zu seyn. Das bürgerliche Trauerspiel vermag sich nur dann neben dem historischen zu erhalten, wenn es seinen Gehalt aus den Verhältnissen schöpft und sich vor aller überflüssigen Miniaturmalerei hütet. Der Schiller'sche Menschenfeind aber ging auf Psychologie aus, und war schon im Problem ohne Tiefe. Am 12. September 1788 kann Schiller endlich von Goethe erzählen: „Ich habe — schreibt er — vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. S., der, die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge

sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich seyn kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte seyn oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelstriches die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seyen. Das Kind von fünf Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. In Rom ist keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber desto hergebrachter mit verheiratheten. Umgekehrt ist es in Neapel. Ueberhaupt soll man in der Behandlung des anderen Geschlechts hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht theuer und kaum so theuer leben, als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich.« Körner antwortet darauf: „Freundschaft erwarte ich nicht (zwischen Euch Beiden), aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander.« Eigentlich war das ein prophetisches Wort. Körner macht ihm bei Gelegenheit einer Lectüre der Histoire de mon temps den wunderlichen und doch von Schiller nicht zurückgewiesenen Vorschlag zu einem epischen Gedicht aus der Geschichte Friedrichs des Großen. Glücklicherweise ist davon nie etwas ausgeführt worden; es wäre noch mehr Zeit- und Kraftverschwendung gewesen, wie Goethe's Achilleis. Recht dagegen hat Schiller, wenn er meint, daß er die Schwierigkeiten, die aus der so nahen Modernität des Sujets entständen, nicht zu fürchten brauche, denn was gestern geschah, kann schon heute ein Stoff für die

Kunst seyn, und wenn das Werk mißlingt, so liegt die Schuld am Dichter, dessen unzulängliche Kraft einer Aufgabe aus der Gegenwart gegenüber allerdings leichter Blößen gibt, als wenn sie es mit einer in Nebel eingehüllten Vergangenheit zu thun hat, sie liegt nie am Gegenstand. Das Verhältniß mit Charlotte von Kalb geht zu Ende. „Es ist eine Verstimmung unter uns — schreibt Schiller — worüber ich Dir mündlich einmal mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen!" Ein neues Räthsel am Schluß, statt der Lösung. Körner ist fruchtbar an Vorschlägen; es kommt noch einer zu historischen Romanen, wie Walter von Montbarri und Hermann von Unna. Dießmal acceptirt Schiller freilich nicht. Auch Huber, der spätere Mann der Therese Forster-Heyne, der bisher immer wie ein blasser Schatten neben den Freunden herlief, tritt hervor, und zwar als Dramatiker mit seinem heimlichen Gericht. Bei dieser Gelegenheit spricht Schiller ein köstliches Wort. „Er hat — sagt er — keinen dramatischen Styl, sein Fehler ist, daß er sich über einen Gedanken ganz ausschüttet, und das soll man nie." Am Schluß des Bandes realisirt sich für Schiller endlich eine Aussicht. Er wird Professor extraordinarius ohne Fixum und mit der Verpflichtung, vorher zu disputiren. Körner ist damit sehr unzufrieden und meint, Schiller gewinne Nichts durch den Professor-Titel, wohl aber gewinne die Akademie durch ihn.

Wir müssen hier, wo wir von Schiller, dem Strebenden, Abschied nehmen, eine Pause machen. Die spätern Bände führen uns den Mann vor, der weiß, was er will und soll. Sie bieten uns vielfache Gelegenheit, auf den ersten zurück zu kommen.

Dr. Friedrich Hebbel.

Art. III. Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada é ilustrada por D. Buenaventura Carlos Aribau. Madrid, imprenta de M. Rivadeneyra y comp. 1846. gr. 8. Tomo I. XXXIV y 623 pagg. — Tomo II. XXXVIII y 636 pagg. — Tomo III. XXXVI y 692 pagg.

Als wir vor siebzehn Jahren in diesen Jahrbüchern durch eine ausführlichere Besprechung der spanischen Uebersetzung von Bouterwek's Geschichte der span. Nationalliteratur die Freunde derselben in Deutschland näher damit bekannt zu machen suchten, waren eben dieses Werk von Bouterwek, das Handbuch von Buchholz und etwa noch einige in Leipzig, Hamburg, Gotha und Paris erschienene Nachdrücke der bekanntesten span. Schriftsteller fast die einzigen Quellen für Solche, die nicht die Bibliotheken

von Wien, Göttingen, München, Berlin, Darmstadt und Dresden benützen konnten. Seitdem ist nicht nur durch die gelehrten und geistreichen Arbeiten von Böhl v. Faber, Diez, Huber, v. Schack, Clarus, Regis, v. Eichendorf, Keil, Enk v. d. Burg, Keller u. A. die philologische und literarhistorische Kenntniß dieses Gebietes ungemein erweitert und erleichtert worden, sondern auch durch Salvá und andere ausgewanderte Spanier, vorzüglich durch Ochoa's Ausgaben der besten spanischen Schriftsteller in wohlfeilen Nachdrücken (Paris, bei Baudry) die unmittelbare Quellenkenntniß selbst dem Unbemittelten möglich gemacht worden, so daß nun der billige Wunsch nur noch zu erfüllen bleibt, die Freunde der spanischen Literatur in Deutschland, wo sie freilich nicht mehr in der Mode ist, möchten in gleichem Verhältniß mit diesen reichlich gebotenen Hülfsmitteln zunehmen! —

Vielleicht dürfte die vorliegende, alle anderen Sammlungen der Art bei weitem übertreffende „Biblioteca" ein mächtiger Sporn dazu werden, und auch wir wollen durch eine genauere Angabe ihres Planes und Inhaltes, und durch eine ausführlichere Darstellung ihrer Eigenthümlichkeiten und Vorzüge nach besten Kräften dazu beizutragen suchen.

Diese Sammlung unterscheidet sich vor den früheren durch einen wohlüberdachten Plan und eine systematische und sehr ökonomische Anordnung, indem sie nicht nur die Meisterwerke der span. Literatur, sondern alle merkwürdigen Erscheinungen und charakteristischen Richtungen derselben von den ältesten Sprachdenkmälern bis auf die Erzeugnisse des Tages in ungefähr 41 starken und compact gedruckten (zu zwei und drei Columnen) Groß-Oktavbänden umfassen wird, und zwar zu sehr mäßigen Preisen (für Deutschland bei Hrn. Brockhaus in Leipzig der Band zu 4 Thlr.) *), so daß man für die verhältnißmäßig sehr geringe Summe von 164 Thlr. eine spanische Bibliothek besitzen wird, welche dem Freunde dieser Literatur vollkommen genügt, und selbst dem Literarhistoriker die oft so schwer zu vereinigenden Hauptquellen derselben in bequemer Uebersicht bietet. Ueberdieß wird sie vieles Ungedruckte oder doch zum ersten Male Gesammelte enthalten.

Nach dem Prospecte wird die Vertheilung in die Bände — die jedoch nicht strenge nach der hier gegebenen chronologischen Anordnung erscheinen — folgende seyn:

*) In Madrid kostet der Band für die Subscribenten auf die ganze Sammlung 40 Realen, einzelne Bände, die jedoch jeder ein Ganzes bilden, 50 Realen.

Bd.

Poetas castellanos anteriores al siglo XV. . . 1
Enthält nicht nur die ganze bekannte Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV. des Tomas Sanchez mit den von Pidal herausgegebenen und in Ochoa's Pariser Nachdruck aufgenommenen Supplementen, sondern wird auch zum erstenmal bekannt machen: die Poesien des Rabi Don Santo, die „Danza de la Muerte" (vgl. über diese beiden Sprachdenkmäler des vierzehnten Jahrh. unsere Anzeige von Bouterwek in diesen Jahrb. Bd. LIX. S. 25 ff.), „El poema de José" (vgl. unseren Aufsatz über die Romanzenpoesie der Span. in diesen Jahrb. Bd. CXVII. S. 161, Anm.), „El poema del conde Fernan Gonzalez" und „El Rimado de Palacio" von Pero Lopez de Ayala (vgl. diese Jahrb. Bd. LVIII. S. 256 ff. und Bd. LIX. S. 32 ff.); mit einem „Discurso preliminar" und einem Glossar.

Prosistas españoles anteriores al siglo XVI. . 1
Enthaltend die interessantesten Stellen aus dem „Código de las Partidas", den ganzen „Conde Lucanor" des Infanten Don Juan Manuel, „El Centon epistolario" des Cibdareal; „Las Generaciones y Semblanzas" von Hernan Perez de Guzman; „Los claros varones de Castilla" von Fernando del Pulgar; den nur in alten sehr seltenen Ausgaben existirenden „Corbacho" des Erzpriesters von Talavera; das noch ungedruckte „Libro de Aojamiento" des Marques de Villena; und einige andere Prosawerke jener Zeiten.

Poetas del siglo XV. 1
An der Spitze wird der äußerst wichtige, bis jetzt noch ungedruckte „Cancionero de Baena" [1]) stehen; diesem folgt eine Auswahl aus den übrigen „Cancioneros", dann die Gedichte von Alvarez Gato, alle bekannt gewordenen poetischen Werke des Juan de Mena, des Marques de Santillana und der beiden Manrique, nebst denen anderer Dichter bis einschließlich zu den Poesien des Juan dela Encina.

Romancero español 1
Vollständiger als alle bisher erschienenen Romanzensammlungen [2]).

---

1) Davon befindet sich auch eine Ausgabe von Hrn. Francisque Michel, bei Brockhaus und Avenarius, unter der Presse.

2) Dieser neue Romancero wird, wie wir aus brieflichen Mittheilungen wissen, durch Hrn. Augustin Duran besorgt und um die Hälfte stärker werden, als sein früherer.

Bd.

Libros de caballeria 1
Wird den ganzen Amadis de Gaula enthalten mit einer ausführlichen Notiz von den übrigen Ritterromanen der Art.

Novelistas anteriores á Cervantes 1
Bereits erschienen, und bildet den dritten Band der vorliegenden.

Obras de Miguel de Cervantes Saavedra . . . 1
Ebenfalls unter den vorliegenden Bänden (Bd. I.).

Novelistas posteriores á Cervantes 2
Wird enthalten: den „Don Quijote" des Avellaneda; „La vida del escudero Marcos de Obregon" von Vicente Espinel; „El soldado Pindaro" und „El Gerardo español" von Gonzalo Céspedes; „El Diablo cojuelo" von Luis Velez de Guevara; „Estebanillo Gonzalez"; und die Novellen von Tellez, der Donna Maria de Zayas, Montalvan, Solórzano, Salas Barbadillo, u. A.

Dramáticos anteriores á Lope de Vega . . . 2
Dient als Supplement zu der in Moratin's „Origenes" (hier in der Sammlung der Werke der beiden Moratin) gegebenen Auswahl, und soll enthalten: alle bekannt gewordenen Stücke des Torres Naharro, Gil Vicente (von diesem natürlich nur die spanischen), Lope de Rueda, Timoneda, Jerónimo Bermudez, Tárrega, Juan de la Cueva, Cervantes, Argensola und einiger Anderer.

Historia de España del P. Juan de Mariana . . 2
Mit Anmerkungen.

Escritores primitivos de Indias 4
Und zwar die Geschichtschreiber: D. Fernando Colon, Hernan Cortés, Pedro de Alvarado, Diego de Godoy, Gomara (Historia general de las Indias y Crónica de la Nueva España, ó Conquista de Méjico), Agustin de Zárate, Francisco de Jerez, u. A. — und die Dichter: Martin del Barco Centener (Argentina), Castellanos (Claros varones de Indias), Ercilla (Araucana), u. s. w.

Historiadores de sucesos particulares . . . 1
Eine Auswahl der besten historischen Werke von Diego Hurtado de Mendoza, Francisco de Moncada, Francisco Manuel de Melo, Antonio de Solis, Carlos Coloma, u. A.

Obras de Santa Teresa de Jesus 1

Obras escogidas de Fr. Luis de Granada . . . 1

Obras de D. Diego Saavedra y Fajardo . . . 1
Nämlich: Las Empresas politicas, la Corona gótica, la República literaria.

Bd.

Obras escogidas de D. Franc. Quevedo de Villegas 1
Obras no dramáticas en prosa y verso de Lope de Vega 2
Obras dramáticas del mismo 4
Obras drámàticas de Calderon 2
Obras dramáticas del maestro Tirso de Molina 1
Obras dramáticas de varios autores del siglo XVII. 2

Nämlich die besten Stücke von Moreto, Ruiz de Alarcon, Perez de Montalvan, Rojas, Zamora, u. A.

Poetas castellanos del siglo XVI. 2

Enthaltend die lyrischen und epischen Gedichte von Boscan, Garcilaso, Hurtado de Mendoza, Acuña, Gutierre de Cetina, Arguijo *), Luis de Leon, Francisco de la Torre, Herrera, Rioja, S. Juan de la Cruz, Valbuena, Céspedes, Alcázar, Figueroa, Jorge de Montemayor, Gil Polo, Espinel, Ercilla, Virués, Juan de la Cueva, Albana, u. A.

Poetas castellanos del siglo XVII. 2

Nämlich: die beiden Argensola, Góngora, Villegas, Fray Diego de Ojeda, Zárate, u. A.

Poetas castellanos desde el último renacimiento de la literatura 1

Und zwar von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage, wie die Gedichte von Luzan, Cadahalso, Iriarte, Samaniego, Jovellanos, Melendez Valdés, Iglesias, Gonzalez, Forner, Arriaza, u. A.

Obras de D. Nicolas y de D. Leandro Fernandez Moratin 1

Ist der zweite Band der vorliegenden.

Poetas contemporaneos de América 1

Nämlich: Bello, Olmedo, Figueroa, Varela (Juan Cruz), Echevarria, Pardo, u. s. w.

Sollte das Unternehmen die gehörige Unterstützung finden, so würden noch einige Supplementbände beigegeben werden, die z. B. enthalten könnten eine Auswahl der besten von Spaniern, aber nicht in spanischer Sprache geschriebenen Werke; eine Sammlung der vorzüglichsten spanischen Uebersetzungen der Werke des klassischen Alterthums; einen „Cancionero" der lemosinischen Dich-

---

*) Dessen Sonnete hat man vor Kurzem wieder aufgefunden und herausgegeben: Sevilla, 1841, mit einer Einleitung und einer Biographie des Dichters von J. Colon y Colon.

ter des Mittelalters, wozu ein reiches und fast noch ganz unbekanntes Material vorliegt; eine mit kritisch-historischen Noten begleitete Sammlung der interessantesten alten spanischen Chroniken; u. s. w.

Wenn wir durch eine ausführliche Mittheilung des Prospectes gezeigt haben, daß man hier eine nicht nur dem Dilettantismus, sondern auch der Wissenschaft genügende, das Bedeutendste des bisher Bekannten vollständig und zweckmäßig vereinende und es durch neues Material noch bereichernde Bibliothek der spanischen Nationalliteratur zu erwarten hat, so wollen wir nun durch eine genauere kritische Prüfung der drei vorliegenden Bände nachzuweisen suchen, mit welchen Mitteln, mit welcher Umsicht und Sorgfalt die Lösung dieser wichtigen und schwierigen Aufgabe unternommen, und in wie weit die gerechten Erwartungen schon jetzt erfüllt worden sind.

Der gelehrte Herausgeber, Hr. Aribau, eröffnet diese „Bibliothek" mit den Werken des Cervantes, und mit Recht, wenn er schon die chronologische Anordnung nicht einhalten konnte. Denn ab Jove principium! Wenn Einer, so ist es gewiß Cervantes, der den spanischen Nationalgeist repräsentiren kann, und wie lange sind für Viele die Werke dieses Mannes, ja sein Don Quijote allein, der Inbegriff der spanischen Literatur gewesen. „Er macht für sich allein eine Epoche und einen großen Abschnitt in der Literatur (él por si solo forma una época y una gran seccion)", sagt treffend Hr. A. Dieß und daß troß dem eine vollständige Ausgabe der Werke des Cervantes selbst in Spanien bis jetzt noch fehlte, bestimmten ihn, mit einer solchen seine Sammlung am würdigsten zu eröffnen.

Der vorliegende erste Band der „Biblioteca" enthält nämlich alle bekannten Werke des Cervantes, mit Ausschluß der dramatischen, die, dem Plane gemäß, das Gleichartige zusammenzustellen und den literarhistorischen Standpunkt festzuhalten, einem anderen Bande (Drámaticos anteriores á Lope de Vega) eingereiht werden mußten. Wir finden also in diesem Einem Bande die „Galatea," die „Novelas ejemplares" (mit Einschluß der „Tia fingida" in unverstümmelter Gestalt), den „Don Quijote", die „Trabajos de Persiles y Sigismunda" und »Viaje al Parnaso»; aber außerdem auch noch die „Poesias sueltas" des Cervantes zum ersten Male gesammelt, mit Angabe der gedruckten und ungedruckten Quellen, denen sie entnommen wurden. Sie sind theils aus den Werken der Zeitgenossen des großen Dichters entnommen, denen sie nach der damaligen Sitte als poetische Complimente „an den Verfasser" (al autor) voranstanden, theils Gelegenheitsgedichte zu Festen und Feierlichkeiten aus gleichzeitigen

Beschreibungen, einige sind den handschriftlichen Sammlungen Arrieta's entlehnt, der, ein großer Kenner von Cervantes Eigenthümlichkeiten, sie diesem zugeschrieben hat; eben so sind auch die im Romancero general stehenden gewöhnlich dem Cervantes beigelegten vier Romanzen [1]) aufgenommen. Zum Schlusse aber wird aus einer eigenhändigen Handschrift des Cervantes, im Besitze des Don Juan Cortada in Barcelona [2]), eine Ode zum erstenmal im Druck mitgetheilt, die auch wir ganz hieher setzen wollen:

Al Conde de Saldaña [3]).

Oda.

Florida y tierna rama
Del mas antiguo y generoso tronco
Que celebró la fama
Con acento sutil en metal ronco,
Pues yo á tu sombra vivo
Laurel serás de lo que en ella escribo.
O genio de Saldaña,
Honra y amparo dulce de mi pluma,
Los mas cisnes que baña
El agua deste rio en blanca espuma
Que al cortarla levantan,
Por escusar tu fin tus prendas cantan.
Cuàl dellos enriquece
Con tu primer progenitor su canto,
A quien España ofrece
Mezclado en gozo agradecido llanto.
Tal pide un rey que huye
Y un vasallo que imperios restituye [4]).

---

[1]) Ihre Anfänge lauten:

Yace donde el sol se pone. —
A tus desdenes, ingrata. —
Elicio un pobre pastor. —
Galatea, gloria y honra.

Vgl. Duran, Romancero. Vol. II. p. 85—86, und 106, der sie ebenfalls für einige von den „romances infinitos“ hält, die Cervantes selbst im „Viage al Parnaso“ sagt, daß er gemacht habe, und die er dort bezeichnet.

[2]) Der Herausgeber wird diese Handschrift lithographiren, und Exemplare davon an die Subscribenten der „Biblioteca“ vertheilen lassen.

[3]) Der zweite Sohn des berühmten Ministers Philipp's III., des Herzogs von Lerma, Don Diego Gomez de Sandóval, verheirathete sich gerade damals, als Cervantes, bekanntlich vergebens, seinen Vater um die Gunst bat, ihm den ersten Theil seines Don Quijote widmen zu dürfen, mit Doña Luisa de Mendoza, Gräfin von Saldaña, durch die er den letzteren Titel überkam.

[4]) Eine Anspielung auf den in den Romanzen so gefeierten Grafen von Saldaña, den Vater des Bernardo del Carpio.

De Sando (jóven bello)
La prodigiosa empresa solemniza,
Y de miedo el cabello
Segunda vez el africano eriza.
Muestras nos dan tus años
Que harás en ellos mas llorados daños.
Cuál de tu padre amado
Canta el valor que en tu persona siente
Con vivo é igual traslado;
Asi vemos del sol el rayo ardiente
Traer acia la tierra
Cuanta virtud el sol entero encierra.
Celebra su privanza
Que libra el orbe en su cerviz constante,
Debida confianza
Del gran Filipo agradecido atlante:
Si en fe de tus anales
Reyes no hubiera á no haber Sandovales.
Cuál de tu grande casa
Mil honrados blasones encarece,
Aunque con voz escasa
Viva timbre en sus paños resplandece,
No de matiz bordada
Cuanto de sangre propia salpicada.
Cuál con voz victoriosa
De despojos torcido alza el trofeo,
O sangre venturosa,
Que para las banderas que en ti veo
Con singular ejemplo
Hubo la fama ensanchar su templo.
Yo, señor, entre todos
Admiro tu valor, tus prendas raras,
Reliquias de los godos,
Tu rostro hermoso, tus virtudes claras,
Tus dignas esperanzas,
Sujeto de mas dignas alabanzas.
Ese agradable aspeto,
Digno de cetro y vendas imperiales,
Que el amor y el respeto
Obliga á ser en tu obediencia iguales,
La gracia de la gente
Mucha colgada al ceño de tu frente:
Ese divino ingenio,
Y lo que es mas, en años tiernos grave,
Ese superior genio,
Espíritu gentil, decir suave,
Y unas secretas señas
Con que tu vida á un gran suceso empeñas.
Tal vez hirió en mis ojos
La lumbre de tu rostro, afectos tiernos
Te rendí por despojos:
Ojalá pueda en mármoles eternos

Tallar nuestros trasuntos;
Vivirán Curcio y su Alejandro juntos.
  Tal fué la fuerza presta
Que de Israël al principe heredero,
Y al que rindió en apuesta
Còn el villano armés al jayan fiero
Juntó vistas y palmas,
Prendas, vestido, inclinaciones y almas.
  Ni juzgues à locura
La confianza hidalga deste trueco,
La voz de un àngel pura
Entre guijarros toscos halla el eco,
Y los dos que se amaban
Ya del cayado y ya del cetro usaban.
  Sombra y amor me ofreces,
Y aunque en fe dello aquesta humilde yedra
Al paso que tú creces
En esperanzas y verdores medra,
Antes que rama abrace
El pié besa del tronco donde nace.
  Tutelar dulce mio,
A quien no sé qué fuerza me destina
Como á la mar el rio,
Si aquella es fuerza que á mi bien me inclina,
Estos versos escucha,
Donde el amor con el ingenio lucha.
  Un natural forzado
Del son lírico ajeno, mal podia,
Aunque de amor guiado,
Acertarte á servir: verná algun dia,
Que á ti mis pensamientos
Consagren inmortales monumentos.

Der vorausgeschickten Biographie von Cervantes liegen natürlich die trefflichen Untersuchungen von Navarrete zum Grunde, doch sind auch dazu die handschriftlichen Sammlungen von Arrieta, der bekanntlich eine Ausgabe der Werke des Cervantes in Paris veranstaltet und lange und eifrig sich mit diesem Dichter beschäftiget hat, und die Biographie desselben, welche der berühmte Quintana, der Nestor der jetzt lebenden spanischen Dichter, für die Fortsetzung seines klassischen Werkes: Vidas de españoles célebres, vorbereitet hat, dem Herausgeber zur Benützung mitgetheilt worden.

Der Text ist nach den besten Ausgaben, vorzüglich nach den von der spanischen Akademie veranstalteten mit fast zu ängstlicher Treue, aber mit anerkennenswerther Sorgfalt für Correctheit wiedergegeben. Nur Eine bedeutende und zugleich merkwürdige Abweichung von allen früheren Texten hat sich der Herausgeber erlaubt. Nämlich in der Segunda Parte des Don Quijote, Cap. XXXVI., wo dem Sancho Pansa aufgetragen wird, sich zu geißeln, um die

Entzauberung der Dulcinea zu erwirken, er sich aber nur Schläge mit der flachen Hand gibt, ist in den Vorwürfen, die ihm die Herzogin über diese laue Disciplin macht, nach den Worten „por tan poco precio," folgender Satz eingeschaltet, oder vielmehr wieder hergestellt worden, der sich in keiner Ausgabe findet: „Y advierta Sancho que las obras de caridad que se hacen tibia y flojamente no tienen mérito ni valen nada." Dieser Satz wurde nämlich von der Inquisition schon in der Editio princeps von 1615 expurgirt, wie sich aus der Vergleichung derselben mit dem „Indice expurgatorio" von 1619 ergab, welchen der gelehrte Don Luis de Usoz y Rio dem Herausgeber mittheilte und zuerst darauf aufmerksam machte. Der Herausgeber bemerkt zu dieser Stelle: „Proposicion que en buena teología puede no ser rigurosamente exacta, pero que lejos de ser mal sonante, mas bien parece una paráfrasis de aquella enérgica expresion del sagrado texto: Tepidus es? Vomam te, y en una obra de este género bien puede permitirse alguna ponderacion. Pero entonces la tibieza solamente era un delito cuando se trataba de delatar, de perseguir, de hacer mal; cuando se trataba de hacer bien, toda indolencia era excusable. Los que habian perseguido á fray Luis de Leon, á Benito Arias Montano, al padre Juan de Mariana, debian cebarse en Cervantes en aquello poco á que se pudieron asir, pues no era justo que se librase de la suerte comun á los hombres mas eminentes en letras y en piedad." So darf man jetzt schon in Spanien schreiben, in demselben Lande, wo einst jene Stelle dem Cervantes gestrichen wurde! — Ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Censur.

Der zweite Band enthält die Werke der beiden Moratin (Nicolas und Leandro Fernandez), Vater und Sohn, die allerdings in der neueren Geschichte des spanischen Theaters auch „eine Epoche für sich allein" gemacht haben. Denn die vom Vater begonnene Einführung des französisch-classischen Geschmacks auf der spanischen Bühne — auf der freilich damals nur unmächtige Geschmacklosigkeit sich umtrieb — wurde bekanntlich vom Sohne, dem „spanischen Molière," so siegreich durchgesetzt, daß bis auf die neueste Zeit, bis auf Breton de los Herreros und den Herzog von Rivas, man sich nur schüchtern von der Bahn entfernte, welche die Moratin als die einzig zum Ziele führende bezeichnet hatten. Aber abgesehen von diesem doctrinären Einfluß haben beide bloß durch ihre eigenen Schöpfungen einen Anspruch auf einen ausgezeichneten Platz in einer „Bibliothek spanischer Schriftsteller." Beide sind zwar nicht Dichter ersten Ranges, nicht schaffende Genies, aber Beide haben eminentes Talent und, mit Rücksicht auf den zu ihrer Zeit noch herrschenden Marasmus in der spanischen Literatur, ungewöhnliche Energie und selbst nationale

Gesinnung bewiesen. Denn troß dem, daß sie dem französischen Geschmacke zu unbedingt huldigten — ein damals doppelt verzeihlicher Irrthum, theils weil dieser Pseudo-Klassicismus fast noch in ganz Europa herrschend, theils weil in ihrem Vaterlande durch die kraftlose Entartung des Nationalgeschmacks nur die Kehrseite desselben gegen die vorgeschrittene europäische Bildung in grellem Gegensaße hervorgetreten war — troß dem sind sie nicht zu sklavischer Nachahmung herabgesunken und haben nie ganz den Spanier verläugnet; ja in Hinsicht auf Sprache und Form haben sie sich wieder den besten nationalen Mustern der goldenen Zeit zugewendet. So hat Nicolas Moratin die von den Kunstdichtern seiner Zeit verachtete Romanzenform wieder cultivirt, und einige seiner Romanzen stehen denen Góngora's wenig nach, und in seinem epischen Gedichte: „Las naves de Cortés," und den beiden Tragödien: „Hormesinda" und „Guzman el bueno" spricht sich eine tüchtige vaterländische Gesinnung oft recht kräftig aus. So ist Don Leandro ebenfalls in seinen komischen Romanzen ausgezeichnet, und wenn er auch in seinen so berühmt gewordenen Lustspielen sich in das Hofkleid von Versailles hineingezwängt hat und etwas steif sich darin bewegt, so verräth er fast unwillkürlich seine Nationalität oft genug durch das dem Spanier so eigenthümliche feine ironische Lächeln und jene unnachahmliche schalkhafte Anmuth (gracejo y donaire), die von dem esprit railleur der Franzosen so sehr sich unterscheiden, wie eine Manola von einer Grisette, wie ein Majo von einem Gamin.

Die vorliegende Ausgabe der Werke der beiden Moratin übertrifft alle früheren an Vollständigkeit und Bequemlichkeit. Denn dieser Eine Band enthält die poetischen Werke des älteren Moratin zum ersten Male ganz und vollständig gesammelt, und von denen des jüngeren nicht nur Alles in den zahlreichen früheren Ausgaben befindliche, mit Einschluß des Nachlasses, der zuerst in der von der k. Akademie der Geschichte zu Madrid besorgten Ausgabe erschien, sondern auch einiges Ungedruckte.

Von den poetischen Werken Moratin's, des Vaters, hatte man bisher nur die einzige Sammlung, welche der Sohn unter dem Titel: „Poesias póstumas" zu Barcelona im J. 1821 herausgab (nachgedruckt zu London im J. 1825). Diese Ausgabe enthielt aber nur eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte, nur Auszüge aus seinem Lehrgedichte „von der Jagd" (Diana, ó arte de la caza) und aus seinen dramatischen Werken, und gab selbst sein berühmtestes Gedicht, die epischen Gesänge von Cortés, nicht in der Gestalt, in der es der Dichter hinterließ (in der ersten Ausgabe von 1785), sondern in einer vom Sohne in mißverstandener Pietät überfeilten. Hier aber findet man alle seine lyrischen

Gedichte, selbst die aus seiner Jugendperiode, in einer Art poetischer Zeitschrift (el Poeta) bekannt gemachten, und die Elegie: „Á las niñas premiadas por la Sociedad económica de Madrid en la distribucion de 1779, die viele Anspielungen auf Madrid's Alterthümer enthält, mit sehr schätzbaren Anmerkungen versehen von dem neuesten und geistreichsten Beschreiber Madrid's, Herrn Ramon Mesonero Romanos. Hier wird sein Lehrgedicht ganz, sein Epos in der vom Dichter selbst herrührenden Gestalt gegeben; hier findet man ebenfalls vollständig abgedruckt nach den besten, schwer mehr zu habenden Einzelausgaben seine Lustspiele: „La Petimetra," und seine Tragödien: „Hormesinda," „Lucrecia" und „Guzman el Bueno." Endlich wird noch als Muster von seinen prosaischen Aufsätzen der „Brief an den Fürsten Pignatelli über den Ursprung und die Ausbildung der Stiergefechte in Spanien" („Carta histórica sobre el origen y progresos de las fiestas de toros en España." Zuerst gedruckt zu Madrid, 1777, und dann zu Valencia, 1816, beide Ausgaben sind aber schon selten geworden) mit Anmerkungen des Herausgebers wieder abgedruckt. Vorgesetzt hat der Herausgeber mit Recht die Biographie des Dichters von seinem Sohne, die nicht nur unter allen die beste ist, sondern auch in Rücksicht des Styles ein Meisterstück, und zugleich als treffende Schilderung der literarischen Zustände Spaniens unter Ferdinand VI. und Karl III. für die Literaturgeschichte von großer Wichtigkeit.

Dieser Biographie, die in einer Sammlung der Werke des jüngeren Moratin nicht fehlen darf, folgt als Einleitung zu diesen letzteren das „Leben des Don Leandro" von dem Herausgeber, mit Benützung der biographischen und literarischen Notizen in der Ausgabe von dessen Werken, welche die Akademie der Geschichte veranstaltet hat (Madrid, 1830 — 1831, in sechs Großoctavbänden). Diese Ausgabe, bis dahin die vollständigste und correcteste, die den vom König Ferdinand VII. erkauften und der Akademie überlassenen Theil des handschriftlichen Nachlasses des Dichters zum ersten Male bekannt machte, liegt natürlich auch der gegenwärtigen zu Grunde. Aber auch vor dieser hat die vorliegende bedeutende eigenthümliche Vorzüge. So gibt sie von dem wichtigsten Stücke jenes in der Ausgabe der Akademie zuerst bekannt gemachten Nachlasses, der „Abhandlung über die Ursprünge des spanischen Theaters" (Orígenes del Teatro español), keinen bloßen Wiederabdruck, sondern erläutert, ergänzt und berichtigt Moratin's Untersuchungen in sehr schätzbaren Anmerkungen, die der Herausgeber theils aus dem seitdem über denselben Gegenstand veröffentlichten Forschungen, wie z. B. von Martinez de la Rosa, Böhl de Faber, Ochoa, Tapia und Fermin Gon-

zalo Moron, hinzugefügt hat, theils ihm von namhaften Gelehrten mitgetheilt wurden, die er über speciellere Theile der Abhandlung zu Rathe gezogen hat, wie die Bemerkungen des Orientalisten Don Pascual Gayangos über die Frage: ob die Araber eine dramatische Literatur gehabt; die über die dramatischen Versuche bei den Provenzalen und in lemosinischer Sprache von Don José Sol y Padris. Auch den dieser Abhandlung von Moratin angehängten: „Catálogo histórico y crítico de piezas dramáticas anteriores á Lope de Vega," hat der Herausgeber durch literarische Zusätze zu vervollständigen gesucht. Doch hat er die von Moratin noch beigegebene Mustersammlung von dramatischen Versuchen aus jener Zeit nicht einmal durch die in Ochoa's Nachdruck von Moratin's Abhandlung (im ersten Bande von dessen „Tesoro del Teatro español," Paris, 1838) hinzugefügten Stücke vermehrt, weil er eine möglich vollständige Sammlung der Art in dem Bande der „Biblioteca" geben will, der dem „Teatro español anterior á Lope de Vega" gewidmet ist (s. oben den Prospect).

Eben so ist der „Prólogo" oder „Discurso preliminar," den Moratin der Ausgabe seiner „Comedias" (Paris, 1825) vorgesetzt, und darin eine Uebersicht der dramatischen Leistungen der Spanier vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf seine Zeit gegeben hatte, nicht nur nach der vollständigeren Redaction aus dessen Nachlaß in der Ausgabe der Akademie (in der Pariser fing diese Uebersicht von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an) hier wieder abgedruckt, sondern auch hier hat der umsichtige Herausgeber durch eigene und durch ihm von seinem Freunde Herrn Hartzenbusch *) mitgetheilte Anmerkungen für Ergänzung und

*) Don Juan Eugenio Hartzenbusch, den auch Ref. das Vergnügen hat, unter seine literarischen Freunde rechnen zu dürfen, ist einer der talentvollsten dramatischen Dichter der Jetztzeit in Spanien; seine Tragödie: »Los amantes de Teruel« und sein Lustspiel: »La coja y el enoojido« haben ihm unter den tragischen und komischen Dichtern Spaniens für immer einen ausgezeichneten Platz gesichert. Er ist von deutscher Abkunft (sein Vater war ein Kunsttischler von Schwadorf, in der Nähe von Köln gebürtig, der sich in Madrid niederließ), und mit der deutschen Literatur innig vertraut; er hat z. B. Schiller's »Glocke« und »Kindermörderin« und Lessing's Fabeln in's Spanische übersetzt, und besitzt wohl die vollständigste Sammlung der deutschen Dramatiker in Spanien. Um das altspanische Theater hat er sich durch seine kritischen Ausgaben des Tirso de Molina (Tellez) und des Alarcon große Verdienste erworben. Er bereitet eine umständliche kritische Geschichte des spanischen Theaters vom Anfange des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Zeit vor, wovon sowohl die oben erwähnten Anmerkungen zu Moratin, als auch seine davon gegebenen »Uebersichten« (Apuntes) in der Revista de España, de Indias y del estrangero, den vortheilhaftesten Begriff geben.

Berichtigung des Textes gesorgt. Auch hat der Herausgeber in dem diesem „Discurso" angehängten „Catálogo de piezas dramáticas publicadas en España desde el principio del siglo XVIII hasta la época presente (1825)," das in der Ausgabe der Akademie aus politischen Rücksichten unterdrückte Verzeichniß der in den Revolutionsjahren von 1820 — 1823 gegebenen Stücke wieder eingefügt, und viele Auslassungen und irrige Angaben Moratin's nachgetragen und berichtigt, so daß dieser Katalog ein eben so vollständiges als zuverlässiges Hülfsmittel für den Literarhistoriker geworden ist.

Die dramatischen und lyrischen Werke Moratin's sind nach sorgfältiger Vergleichung mit den letzten von ihm selbst besorgten Ausgaben abgedruckt; da er jedoch darin, wohl meist aus Zeitrücksichten, manchmal Veränderungen gemacht hatte, die im Vergleich mit den früheren Ausgaben keinen poetischen Fortschritt oder rein literarischen Beweggrund beurkunden, so hat der Herausgeber in diesen Fällen jedesmal die Abweichungen von den ursprünglichen Texten bemerkt (dieß fand vorzüglich in dem Lustspiele: „La mojigata" Statt, dem Varianten aus handschriftlichen, aber authentischen Exemplaren beigefügt sind, so daß es hier zuerst in seiner wahren Gestalt erscheint, da aus leicht begreiflichen Gründen damals die Akademie diese Stellen unterdrücken mußte, und selbst Moratin nicht alle in die von ihm besorgten Ausgaben aufzunehmen für gut fand). Den Uebersetzungen, wie z. B. der von Hamlet, ist der Originaltext gegenüber gedruckt.

Unter den lyrischen Gedichten erscheinen überdieß hier einige zum ersten Male im Druck, wie p. 599 die Sonette: „La muerte," „La resurreccion de la carne" und „Abnegacion estúpida," wovon wir das letzte wegen der feinen ironischen Charakteristik, die Moratin so eigenthümlich war, hierhersetzen wollen.

El pobre Polidemo dijo un dia:
Basilio, tú gobernarás mi hacienda;
Y aunque todo se gaste, empeñe y venda,
Siendo tu voluntad, será la mia.
  Pagaré numerosa compañía
Que á mí me insulte y á tu gusto atienda:
Entrégate al placer, cena, merienda;
No estorben mis pesares tu alegría.
  Aunque soy ignorante, será bueno
Hacerme mas estúpido y mas tonto,
Que los estudios para mí son malos.
  Y si es que alguna vez me desenfreno,
Trátame con rigor, átame pronto,
Y si tengo razon, dame de palos.

So waren von den Romanzen die: „Al conde de Floridablanca," „Al principe de la Paz en una de sus venidas á la corte desde el sitio de Aranjuez en 1780," und „A una dama que le pidió versos" (p. 600 y 601), in die früheren Sammlungen nicht aufgenommen, und die: „Juicio del año de 1818" (p. 604) noch ungedruckt. Letztere Romanze, die man für eine politische halten könnte, ist jedoch nur eine allgemein satyrisch-komische, die eben so gut von dem Beginn jedes anderen Jahres gelten könnte. Nachdem er jedoch die sogenannte Kalenderweisheit lächerlich gemacht und gezeigt hat, daß es fruchtlos sei, die Zukunft voraussagen zu wollen, die man noch am sichersten aus der Vergangenheit folgern könne, wenn man nur diese gehörig erkannt habe, da nichts Neues unter der Sonne geschehe, schließt er mit folgender, im Geiste und mit der Eleganz des Horaz gegebenen Lehre der Lebensklugheit:

Y en esta pequeña bola
Llena de ignorancia y mal,
Posada incómoda y triste
Que debemos habitar:
  Tratemos de ser felices,
Pues la prudencia nos da
El secreto de sufrir
Y los medios de gozar.

Von den übrigen prosaischen Schriften des Don Leandro hat der Herausgeber die satyrische: „La derrota de los pedantes," die eben so wie dessen Lustspiel: „El café" die schlechten dramatischen Dichter jener Zeit geißelt, und die von ihm mit ironisch-polemischem Commentar versehene Beschreibung des „Auto de fe celebrado en la ciudad de Logroño, en los dias 6 y 7 de noviembre de 1610," aufgenommen; letztere Schrift war zwar auch schon früher gedruckt, aber unter dem Pseudonym „del bachiller Gines de Posadilla." Noch ist manches Ungedruckte in Moratin's schriftlichem Nachlaß, worunter das Wichtigste und Wünschenswertheste für die Veröffentlichung dessen Autobiographie und die Beschreibung seiner Reisen in England und Italien und dessen reiche literarische Correspondenz wäre, die sich aber im Privatbesitz (in den Händen von Salvá und der Familie Silvela) befinden.

Der dritte Band enthält die „Novelistas anteriores á Cervantes." Vorausgeschickt ist ein „Discurso preliminar. Sobre la primitiva novela española," der eine bibliographisch-kritische Geschichte dieser Dichtungsgattung in Spanien bis auf Cervantes gibt. Die Spanier verstehen aber unter der Dichtungsgattung „Novela" nicht bloß jene kürzeren Erzählungen in Prosa, die eine interessante Situation oder die Entwicklung einer die Neugierde reizenden Begebenheit aus dem wirklichen Leben zum

Gegenstande haben, und die wir nach dem Vorgange der Italiener und Franzosen „Novelle" im engeren Sinne (Neuigkeit) nennen, sondern alle poetischen Erzählungen, die nicht eigentlich Mythen oder Märchen sind, mit Einschluß aller Arten des Romans [1]), wofür sie keinen andern Namen haben. Doch hatte auch bei den Spaniern das Wort „Novela" anfänglich nicht diesen ausgedehnten Sinn, sondern den engeren der „Novella" der Italiener, denen sie, wenn auch nicht die Sache, doch das Wort und die Form entlehnten und nachahmten, und zwar findet sich erst seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bei den Spaniern dieses Wort für diese Dichtungsgattung eingeführt und gebraucht. So sagte noch im J. 1574 Juan de Timoneda in dem „Prólogo" zu seinem „Patrañuelo:" „Y semejantes marañas (Intriguen) las intitula mi lengua natural valenciana rondalles, y la toscana novelas [2]); und Juan Gaitan de Vozmediano, der im J. 1590 zu Toledo den ersten Theil der Novellen des Giraldo Cintio in spanischer Uebersetzung herausgab, äußert sich über diese neue Gattung im „Prólogo" folgendermaßen: „Ya que hasta ahora se ha usado poco en España este género de libros por no haber comenzado á traducir los de Italia y Francia, no solo habrá de aquí adelante quien por su gusto lo traduzca, pero será por ventura parte el ver que se estima esto tanto en los estranjeros,

---

[1]) Der Herausgeber definirt und erläutert den Begriff »Novela« folgendermaßen: »Novela ... que viene á ser la relacion ingeniosa de una accion fingida, pero verosímil entre personas particulares. En lo fingido se distingue de la historia y la biografía; en lo verosímil, del apólogo y fábula mitológica, y de la epopeya en la condicion de las personas que intervienen; aunque en esta parte recorre una escala tan estensa, desde las clases mas abyectas de la sociedad hasta los hombres de ánimo mas generoso y esforzado, que seria difícil señalárle los límites que le separan de los poemas de mas alta entonacion.

[2]) Wie sehr dieses Wort im Spanischen noch ungewöhnlich und unverstanden war, beweis't die lächerliche Etymologie, die er hinzufügt: »Novelas... que quiere decir: tú, trabajador, pues no velas, yo te desvelaré con algunos graciosos y asesados cuentos,« etc. Uebrigens war auch im Italienischen noch zu Boccaccio's Zeit die Benennung »Novella« so ungewöhnlich und unbestimmt, daß er in seinem »Decamerone« (Proem. 8) den Begriff, den er damit verbunden haben wollte, durch mehrere gangbarere Synonyme zu erläutern für nöthig fand: »intendo di raccontar cento novelle, ó favole, ó parabole, ó istorie, che dire le vogliamo.« — Timoneda gilt dem Nic. Antonio (Bibl. hisp. nova, I. 604) für den ersten Novellenschreiber der Spanier: »Autor est primus fabularum, quas dicimus italico verbo Novelas; nescio enim, an aliud hujusmodi opus inter nos eo antiquius sit, quod ita conscriptum dedit: El Patrañuelo etc.«

para que los naturales hagan lo que nunca han hecho, que es componer novela.» Ja noch Cervantes rühmte sich in seinen „Novelas ejemplares," der Erste in Spanien zu seyn, der Originalnovellen geschrieben habe: „Yo soy el primero que he novelado en lengua castellana; que las muchas novelas que en ella andan impresas todas son traducidas de lenguas estranjeras, y estas son mias propias, no imitadas ni hurtadas, mi ingenio las engendró y las parió mi pluma, y van creciendo en los trazos de la estampa." Cervantes hat in so weit ganz Recht, wenn er sich für den Ersten hält, der in Spanien musterhafte Novellen im engeren Sinne des Wortes, in bestimmterer Form und mit ausgesprochenerem Charakter im Unterschiede von den übrigen Arten der erzählenden Poesie geschrieben hat, in welcher Art sich vor ihm Keiner, nach ihm nur Wenige unter seinen Landsleuten mit ihm vergleichen lassen; aber er irrt, wenn er die Gattung prosaischer Erzählungen überhaupt, und selbst jener kleineren Situations- und Sittengemälde seinen Vorgängern ganz abspricht, wofür sie freilich noch nicht des besonderen Namens der „Novela" sich bedient hatten, sondern sie ganz allgemein „Cuentos," „Consejas," „Patrañas" u. s. w. nannten. Bei einem Volke, wie dem spanischen, das eine so lebendige Phantasie, so reiche Erfindungsgabe, so bewegtes eigenthümliches Leben, so viel Abenteuersucht und so viel Intriguengeist hatte, und dazu noch die Jahrhunderte dauernde Verbindung mit den märchensüchtigen Arabern, müßte man diese späte, erst im siebzehnten Jahrhunderte geschehene Einführung dieser Erzählungsgattung bezweifeln, auch wenn man keine Documente für das Gegentheil hätte. Man kann zwar anführen, daß die poetische Erzählung früher in der so volksmäßigen und so zeitig eingeführten Romanzenform großentheils aufging, die in der That nicht bloß dem Namen, sondern auch dem Inhalte und der Form nach mit den Romans der Franzosen und den Romances der Engländer verwandt ist; aber man wird auch von vorneherein zugeben müssen, daß daneben und gerade darum um so mehr bei fortgeschrittener Entwicklung der Prosa bei einem solchen Volke die Entstehung und Verbreitung prosaischer Erzählungen (Novellen und Romane) nicht so spät erst geschehen konnte. Diese schon in der Natur der Sache liegende Behauptung erhält durch die hier gegebene Geschichte dieser Erzählungsgattung in Spanien bis auf Cervantes und die hier mitgetheilten Documente oder Denkmäler derselben ihre thatsächliche Begründung.

Es liegt ebenfalls in der Natur der Sache, daß in der prosaischen Erzählung der orientalische Einfluß auf die spanische Literatur, den wir in anderen Beziehungen für so übertrieben halten, sich am frühesten und am meisten gezeigt habe. Haben

doch die Araber mit ihrem Reichthume an Märchen und Erzählungen den ganzen Occident des Mittelalters überschwemmt; sind doch hauptsächlich durch ihre Vermittelung zur Zeit der Kreuzzüge die beiden berühmten Apologen-Sammlungen Pantscha-Tantra und Sendebar von den Ufern des Ganges bis an die der Loire und des Quadalquivir verbreitet worden. Was war daher natürlicher, als daß die Spanier, die nicht nur im siebenhundertjährigen Kampfe um den Besitz ihres Landes mit den Arabern stritten, sondern auch oft im friedlichen Verkehr mit ihnen zusammenlebten und als Parteigänger oft ihre Zeltgenossen waren, von ihnen die orientalischen Märchen und Sagen und ihre Art, sie in Rahmenerzählungen zusammenzufassen, kennen lernten. Daher haben wir schon aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts (1106) eine dem Arabischen nachgebildete Apologen-Sammlung in lateinischer Sprache von einem spanischen getauften Juden (Petrus Alfonsi, Disciplina clericalis); daher ward das älteste Novellenbuch in spanischer Prosa, als diese hinlänglich dafür ausgebildet war, eine großentheils nach orientalischen Quellen und nach orientalischer Art gebildete Rahmenerzählung mit eingewebten kleineren Apologen und Novellen: der in neuester Zeit auch bei uns durch Keller's Ausgabe (Stuttgart, 1839) und des Freiherrn von Eichendorff Uebersetzung (Berlin, 1840) bekannter gewordene „Conde Lucanor" des Infanten Don Juan Manuel († 1347) [1]. Dieses Buch, um einige Jahre älter als das Decamerone, sichert den Spaniern unter den Occidentalen das Primat in dieser Art von Novellensammlungen in einer Rahmenerzählung, welche Art freilich erst durch Boccaccio und seine Nachahmer in und außerhalb Italiens so beliebt geworden ist, daß man ihm und den Italienern hauptsächlich den Ruhm ihrer Einführung in die abendländische Literatur zugeschrieben hat. Die Spanier aber haben außer dem Conde Lucanor eine ebenfalls noch aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts stammende ganz ähnliche Apologen- und Novellensammlung in einer Rahmenerzählung, nur daß sie in Versen abgefaßt ist, nämlich die sogenannten „Poesias" des Erzpriesters von Hita Juan Ruiz (1343) [2], und eine nicht viel jüngere Uebersetzung des Bidpai [3].

---

[1]) Vgl. unsere Anzeige von der span. Uebers. Bouterwek's in diesen Jahrb. Bd. LVII. S. 192 ff.; Clarus, Darstellung der span. Lit. im Mittelalter. Mainz 1846. Bd. I. S. 357 ff.; und Thomas Roscoe, The Spanish Novelists. London 1832. 8. Vol. I. p. 3 sqq.

[2]) Vgl. unsere Anzeige Bouterwek's, l. c. S. 199 ff.

[3]) S. Sarmiento, Memorias para la hist. de la poesia y poetas esp p. 339 sq.; — J. A. Pellicer, Ensayo de una Bibliot. de traductores esp., p. 156 sq.; — Rodr. de Castro, Bibliot. esp. T. I. p. 636 — 638.

Die Ursache, daß diese Form bei den Spaniern nicht schon damals sich weiter entwickelte, lag vielleicht in den zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eingeführten und immer mehr zur Modelectüre werdenden Ritterromanen, dem Amadis de Gaula und seiner zahlreichen Sippe. Diese sagten dem damals in Spanien noch vorherrschenden Rittergeiste und dem noch fast ausschließend aus der Hidalgia bestehenden Lesepublikum mehr zu, als die mehr im wirklichen Leben und im bürgerlichen Kreise sich bewegende Novelle. Daher sind die Denkmäler der Erzählungs-Literatur, welche die Spanier aus jenen Zeiten vor dem sechzehnten Jahrhundert noch aufzuweisen haben, entweder eigentliche Ritterromane, oder chevalereske Legenden und galant-sentimentale Liebesgeschichten. Die Ritterromane im Style der Amadisse übergehen wir hier, da der Herausgeber ihnen einen eigenen Band bestimmt hat. Von den chevaleresken Legenden jener Zeit erwähnt er zweier noch ungedruckter in catalanischer Sprache. Auszüge daraus wurden ihm von seinem gelehrten Freunde, Hrn. Manuel de Bofarull, mitgetheilt, der vor Kurzem unter den Handschriften des ehemaligen Klosters San Cucufate del Vallés in einem Codex mit der Aufschrift: „Miscellanea ascetica" aus dem vierzehnten Jahrhundert sie unter folgenden Rubriken fand: „Historia del rey d'Ungria" und „Vida del caballero Tutglat de la provincia llamada Irbenia." Den Inhalt der „Historia" gibt er so an: „Ein König von Ungern wollte sich nach dem Tode seiner Gemahlin mit seiner Tochter vermählen, die ein Wunder von Schönheit war und besonders reizende Hände hatte. Die Tochter widerstand, und als sie erkannte, daß ihre Hände die Hauptursache dieser sündhaften Neigung seien, hieb sie sie ab und überreichte sie ihrem Vater an dem Tage, der zu ihrer Vermählung mit ihm bestimmt war. Darob erzürnt befahl der Vater, sie in ein Boot zu bringen und auf der hohen See allein ihrem Schicksale zu überlassen. Durch Gottes Fügung wird das Boot in den Hafen von Marseille getrieben, von den Leuten dort aufgefangen und die Prinzessin zum Grafen von Provence gebracht. Dieser verliebt sich sogleich in sie, und als er hört, daß sie die Tochter des Königs von Ungern sei, sendet er seine Ritter an dessen Hof, um sich von der Wahrheit dieser Aussage zu vergewissern und dann um sie zu freien. Der König von Ungern willigt in diese Vermählung, sie wird vollzogen und ein Sohn ist die Frucht derselben. Die Mutter des Grafen von Provence wird eifersüchtig auf die Prinzessin und befiehlt, sie abermals in ein Boot zu werfen und nebst ihrem Sohne der Willkür des Meeres zu überlassen. Aber auch dießmal wacht Gott über seinem Schützling; das Boot wird zu einem am Ufer gelegenen Nonnenkloster getrie-

ben, wo die erlauchten Irrfahrer gastliche Aufnahme fanden. Die Nonnen erwählen die Prinzessin zu ihrer Pförtnerin, und sie erbaut Alle durch ihre Tugenden und ihren heiligen Wandel. Als sie eines Tages nach gewohnter Weise an den Stufen des Altars betete, entfiel dem Priester die Hostie; sie, uneingedenk ihrer Verstümmlung, beugt sich im frommen Eifer darnach, um die fallende aufzufangen; da erhält sie durch die Gnade Gottes ihre Hände wieder, und viel schönere noch als die abgehauenen. Dies Wunder setzt ihre Mitschwestern in Erstaunen, und von nun an verehren sie sie noch mehr als früher. Der Graf von Provence hat unterdeß keine Zeit verloren und ein Fahrzeug ausgerüstet, um seine Gemahlin auf der weiten See aufzusuchen. Aber vergeblich hat er sie schon sechs Jahre lang gesucht. Endlich entschließt er sich, nach Marseille zurückzukehren; vorher aber muß seine Schiffsmannschaft noch Wasser einnehmen, und ein Theil derselben steigt gerade an jener Stelle der Küste an's Land, wo sich das Nonnenkloster befand. Einige von diesen Seeleuten erkennen zwar die Prinzessin; da sie aber Hände an ihr bemerken, so glauben sie, daß es doch eine andere Frau sei, die ihr nur sehr gleich sehe. Doch benachrichtigen sie davon den Grafen, der, von Neugierde getrieben, sie zu sehen geht. Die Gatten erkennen sich; das Wunder mit den Händen wird berichtet, und der Graf nimmt zum Leidwesen der Nonnen seine Gemahlin mit sich nach Marseille. Sie leben noch lange Jahre in glücklicher Ruhe, und hinterlassen nach ihrem Tode außer jenem Sohne noch mehrere andere Söhne und Töchter. Von letzteren wurde die eine die Gemahlin des Königs von Aragon, eine andere die Gemahlin des Königs von Frankreich, eine dritte vermählte sich mit dem Könige von Castilien und eine vierte mit dem von England; deren Nachkommen aber bildeten endlich die königliche Linie von Aragon." Man sieht schon aus diesem Auszuge, daß dieß eine Version des vielfach im Mittelalter bearbeiteten legendenartigen Märchens von „dem Mädchen ohne Hände" ist *).

Die „Vida del caballero Tutglat" ist ebenfalls eine Version einer sehr bekannten Legende des Mittelalters, der von dem hibernischen (Irbenia) Ritter Tundalus.

---

*) Vgl. darüber unsere Anzeige von Basile's Pentamerone, in diesen Jahrb. Bd. CXIX S. 241. — Doch scheinen in der spanischen Version auch einige Züge aus der bekannten Sage von der schönen Magelonne aufgenommen zu seyn. — Vgl. über diese auch unter dem Namen der Geschichte von der »geduldigen Helena« vielfach bearbeitete Legende: Gräffe, Lehrb. d. Literärgesch. Bd. II. Abthl. II. 3, S. 284—286; — Bäckström, Svenska Folkböcker. Stockholm, 1845. 8. Bd. I. S. 184 ff.; — und Bulletin de l'acad. de Bruxelles, T. XII. Mars, 1845. p. 273—285.

Für den Verfasser der ältesten galant-sentimentalen Liebesgeschichten in der spanischen Literatur gilt der in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Johann's II. von Castilien lebende Diego de San Pedro, Regidor von Valladolid. Man hat von ihm drei Liebesromane in Briefform, die sowohl durch diese als auch durch das tragische Pathos, das in ihnen herrscht, als die Prototype jener Gattung anzusehen sind, deren vollendetstes und berühmtestes Muster wir in „Werther's Leiden" feiern, und die zu ihrer Zeit nicht minder europäischen Ruf erlangten, wie die vielen davon erschienenen Ausgaben und Uebersetzungen beweisen. Er schrieb nämlich unter dem Titel „Cárcel de amor" die tragisch-sentimentale Geschichte zweier Liebenden, Leriano und Laureola, die er dem Don Diego Hernandez, Alcaide de los Donceles, zueignete [1]. Dann: „Arnalte y Lucenda," ebenfalls eine Liebesgeschichte in Briefen und Gesprächen „de mucho primor y gentileza," wie er selbst sagt [2]. Endlich unter dem Titel: „Cuestion de amor," die Liebesleiden zweier unglücklicher Galane, Vasquiran und Flamiano, die sich darüber streiten, wer von ihnen beiden unglücklicher und verliebter sei (cual de los dos con mas razon de la fortuna como mas lastimado ó mas apasionado se debe quejar), Flamiano, der hoffnungslos liebt, oder Vasquiran, dem der Tod die Geliebte entrissen. In diesem Roman sieht man noch die Nachwirkung der Troubadourspoesie, denn er ist eigentlich nur eine ausführlichere Tenzone in Prosa, aber mit vielen Gedichten untermischt (una contienda ó cuestion á manera de diálogo en demanda y respuesta), wie denn der Verfasser selbst noch in der Reihe der Dichter des Cancionero general erscheint. Dem Exemplare der Ausgabe dieses letzteren von Toledo, por Maestre Ramon de Petras,... acabóse á doze dias del mes de mayo, año de 1527, in Fol. mit goth. Buchst., welches die k. k. Hofbibliothek besitzt, ist wohl die älteste, aber bisher allen Bibliographen unbekannt gebliebene Ausgabe der „Cuestion de amor" bei-

[1] Die älteste Ausgabe, die man davon kennt, ist die von Burgos, 1496, por Federigo Aleman; dann im Laufe des 16. Jahrh. oft gedruckt in und außerhalb Spaniens, mehrfach in's Italienische, Französische und sogar in's Dänische übersetzt (letztere nach der deutschen Uebersetzung des Freiherrn H. L. Khueffsteiner); — vgl. Nyerup', Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge, S. 149, und Grässe, Lehrb. d. Literärgesch. Bd. II. Abthl. II. 2. S. 1166 und II. 3. S. 488).

[2] El Tratado de Arnalte y Lucenda. Burgos, 1522, und öfter, auch in's Französische und Italienische übersetzt; Grässe, l. c., irrt aber, wenn er dieses Buch für einen Auszug aus dem »Cárcel de amor« hält.

gebunden, denn die älteste Ausgabe, die man bisher vom Original gekannt hat, ist die von Medina del Campo, 1545, während man doch eine französische Uebersetzung, Paris vom J. 1541 kannte; die obige Ausgabe der k. k. Hofbibliothek ist aber, wiewohl sie weder auf dem Titelblatte noch am Ende eine Angabe des Druckorts und Jahres hat, offenbar in derselben Officin und in demselben Jahre gedruckt, wie jene Ausgabe des Cancionero, der sie im Format, Papier und Druck völlig gleich, und mit der sie in einem alten Einbande zusammengebunden ist *). Die

*) Da diese Ausgabe ein Unicum zu seyn scheint, so wollen wir sie etwas genauer beschreiben. Der vollständige Titel lautet also: »Question de amor: De dos enamorados Al vno era muerta su amiga: El otro sirue sin esperança de galardon. Disputan qual delos dos sufre mayor pena. Entrexerense (sic) en esta controuersia muchas cartas y enamorados razonamientos. Introduzense mas una caça. Un juego de cañas. Una egloga. Ciertas justas: y muchos caualleros y damas con diuersos y ricos atauios: con letras y inuenciones. Concluye con la salida del señor Visorey de Napoles: donde los dos enamorados al presente se hallauan, para socorrer al sancto padre. Donde se cuenta el numero de aquel luzido exercito: y la contraria fortuna de Rauena. La mayor parte dela obra es hystoria verdadera. Compuso esta obra vn gentil hombre que se hallo presente a todo ello.« Der Titel ist halb roth halb schwarz gedruckt und mit einer Bordüre eingefaßt. Auf der Rückseite des Titelblattes steht der Prólogo und das Argumento y declaracion de toda la obra.« Dann beginnt auf Fol. II. a der Text in zwei Colonnen mit foliirten Blättern (II—XXXVIII b) und der Signatur a—f (zu sechs Bl.) und zwei Blättern ohne Signatur.— Außerdem besitzt die Hofbibliothek vom spanischen Original noch die Ausgabe von Venedig, en casa de Gabriel Giolito de Ferrariis. 1553. 8. Zu dieser Gattung Liebesromane in Briefen gehört auch folgender, ebenfalls im Besitze der k. k. Hofbibliothek, und der, wie es scheint, den Literarhistorikern und Bibliographen unbekannt geblieben ist: »Processo de cartas de amores, que entre dos amantes passaron con vna carta para vn amigo suyo pidiendole consuelo, y vna qnexa y auiso contra amor: traduzido del estilo griego en nuestro pulido castellano: por Juan de Segura. Dirigido al magnifico señor Galeazo Rotulo Osorio. Año de 1548. Ohne Druckort, in Quart, mit goth. Buchst. ohne Foliation, aber mit Signatur (A—D 4, 28 Bl.). Die Angabe, daß er aus dem Griechischen übersetzt sei, ist natürlich eine Fiction; er ist ganz in dem galant sentimentalen Tone jener Zeit gehalten, mit pedantischer Gelehrsamkeit untermischt. Der Held, der sich in seinen Briefen an die »Herrin« (señora) nur immer als ihr »Gefangener« (captivo) unterzeichnet, erobert endlich durch seine Liebesklagen und seine Beständigkeit das Herz der Spröden; aber ihre grausamen Verwandten verweigern sie ihm und nöthigen sie, ihnen nach einem ihm unbekannt gebliebenen Ort zu folgen. Um ihn über diesen Verlust zu trösten, sendet ihm ein Freund die »Geschichte der beiden Liebenden Luzindaro und Medusina,« die auch dem Exemplare der Hofbibliothek

Cuestion de amor ist übrigens jedenfalls erst nach dem Jahre 1512 abgefaßt, da der letzte Brief (Carta) des Flamiano folgendes Datum trägt: „Hecha en Ferrara á XVII. de abril. año de mil y quinientos y doze.“ Die alte Ausgabe der Hofbibliothek fügt dem noch folgende Zeilen bei, die in den spätern Ausgaben fehlen:

El que en la muerte mas que tu ha seydo venturoso: tu verdadero amigo Flamiano.
Deo gracias.

Wodurch die Frage entschieden wird, daß nämlich der hoffnungslos Liebende noch glücklicher zu nennen sei, als der, dem der Tod die Geliebte entrissen.

Von all den bisher erwähnten Werken hat der Herausgeber keines in den vorliegenden Band aufgenommen, weil sie ihm mehr als Sprachdenkmäler denn als poetische Erfindungen Werth zu haben scheinen, und er hat sie daher anderen Bänden seiner Sammlung zugewiesen.

Diesen beginnt er mit einem Meisterwerke der spanischen Literatur, dem sich freilich nichts vor Cervantes vergleichen läßt, der berühmten dramatischen Novelle Celestina. Da wir aber an einem anderen Orte unsere Ansichten von diesem Werke ausführlich ausgesprochen haben und der Herausgeber nichts Neues *) darüber vorbringt, so übergehen wir es hier.

In der geschichtlichen Einleitung wird die nun folgende reiche Novellenliteratur der Spanier in vier Hauptarten gruppirt, die der „Novela picaresca,“ „Novela amatoria,“ „Novela miscelanea“ und „Novela histórica.“

Die erste Hauptart, die „Novela picaresca,“ ist eine den Spaniern ganz eigenthümliche, weil in ganz nationalen, ja örtlichen und zeitlichen Verhältnissen des spanischen Lebens begründet. Durch den außerordentlichen Zusammenfluß von Bege-

---

unter nachstehendem Titel beigebunden ist: »Quexa y auiso de vn cauallero llamado Luzindaro, contra amor y vna dama, y sus casos, con deleytoso estilo de proceder, hasta el fin de amos: sacado del estilo Griego en nuestro castellano por Juan de Segura. Año 1548. Auch mit dem Vorigen durch die fortlaufende Signatur (von E 1 an) verbunden, aber in dem vorliegenden Exemplare defect. Uebrigens ein Ritterroman im Style der Amadisse.

*) Ausgenommen, daß er als älteste Ausgabe davon die uns unbekannt gebliebene von Medina del Campo 1499 erwähnt, die aber in demselben Jahre zu Burgos gedruckte, die wir als Editio princeps anführten und noch dafür halten, nicht zu kennen scheint. Vgl. auch v. Schack, Gesch. der dramat. Kunst und Lit. in Spanien; Bd. I. S. 156—160; und unsere Abhandlung über die Celestina in den Blättern f. lit. Unterhaltung, Jahrg. 1845, Nr. 213—217.

benheiten, wodurch Spanien aus seiner früheren fast abgeschlossenen Stellung im Laufe des 16. Jahrh. plötzlich an die Spitze der alten Welt gestellt wurde, und durch die Entdeckung und Eroberung der neuen den Schauplatz seiner Thaten verdoppelte, mußte der ohnehin mehr zu abenteuerlichen Unternehmungen als zu geregelter Thätigkeit geneigte Sinn der Spanier ganz von dieser neuen Richtung hingerissen werden; ein Heer von abenteuergierigen Glücksrittern entstand, und deren wirkliche wechselvolle Erlebnisse übertrafen oft die kühnsten Erfindungen der Phantasie. War es daher nicht natürlich, daß auch die Dichtung sich dieses reichen Stoffes bemächtigte, um so mehr sich dessen bemächtigte, als das Leben der Gegenwart, die reale Richtung eben durch ihre Fülle und alles neu gestaltende Macht immer mehr die Vergangenheit und die ideale Richtung zurückdrängten? Daß sie aber ihre Helden gerade unter den Glücksrittern der niedern Stände wählte, lag abermals in den eigenthümlichen Verhältnissen der damaligen spanischen Gesellschaft, da ihr nur mit dieser Klasse die leicht reizbare Macht des hohen Adels und der Geistlichkeit völlig freies Spiel überließ. Darin lag aber auch zugleich der Grund, daß diese Sittengemälde eine ironische Färbung und satyrische Tendenz bekommen mußten; denn die Ironie wurde schon durch die Wahl eines solchen Industrieritters, Vagabunden oder Gauners (Picaro) zum Helden und Träger der Geschichte hervorgerufen; die Satyre aber durch die aus der Picardia entstandenen Lächerlichkeiten und Laster der Gesellschaft, und da sich diese Glücksritter auch in die höhere privilegirte eindrängten, so konnte auch diese indirect und daher mit mehr Sicherheit angegriffen und gezüchtigt werden. Wenn schon diese eigenthümlichen Verhältnisse der damaligen spanischen Gesellschaft die Gattung von Schelmen-Romanen von selbst hervorriefen und sie von der Mitte des sechzehnten Jahrh. bis zum Ende des siebzehnten zur Lieblingslectüre machten, so wurde ihre Einführung und Ausbildung noch dadurch begünstigt, daß gleich ihr Prototyp ein Meisterwerk war. Wir haben damit das so berühmt gewordene „Leben des Lazarillo de Tormes" genannt, das mit der drastischen Schilderung des Vagabundenlebens (vida pordiosera y vagabunda) treffliche Charakteristik, klassischen Styl und den ganzen Reichthum der spanischen Sprache an „komischem Salz" (sal y donaire) verband. Für den Verfasser desselben gilt bekanntlich der als Dichter, Gelehrter und Staatsmann gleich gefeierte Don Diego Hurtado de Mendoza, der es in seiner Jugend schrieb, aber aus guten Gründen es erst 1553 zu Antwerpen anonym drucken ließ. Es fand sogleich solchen Beifall, daß es schon im nächsten Jahre ebenda und zu Burgos neu aufgelegt wurde, und selbst die Inquisition war nicht im

Stande, das schnell zur Lieblingslectüre gewordene Büchlein ganz zu unterdrücken, sondern begnügte sich, in den unter ihren Augen gemachten Auflagen (nämlich: Madrid 1573, Tarragona 1586, Zaragoza 1599, Medina del Campo und Valladolid 1603) die anstößigsten Stellen (so die Kapitel IV und V ganz) wegzulassen [1].

Da der Verf., sei es aus Laune, sei es aus einem anderen unbekannt gebliebenen Grunde, die Geschichte plötzlich abgebrochen hatte, während man noch eine Reihe von Abenteuern erwarten konnte, so fanden sich bald Solche, welche mit der Fortsetzung eines so beliebten Werkes eine gute Speculation zu machen glaubten. Schon im J. 1555 erschien zu Antwerpen bei Martin Nucio ein zweiter Theil des Lazarillo, welcher mit der aus derselben Presse hervorgegangenen Auflage des ersten von 1554 gewöhnlich vereint ist. Auch diese Fortsetzung erschien anonym, aber sie ist in Erfindung, Ausführung und Styl so himmelweit von dem ersten Theile zu ihrem Nachtheile verschieden, daß man Mendoza nicht das Unrecht gethan hat, sie ihm zuzuschreiben. Diese Fortsetzung beginnt zwar mit den Worten, womit der erste Theil schloß, und fährt anfangs so leidlich in dem Tone desselben fort; aber schon im zweiten Kapitel folgen auf den Schiffbruch des Helden so wunderliche Einfälle, daß sie mit den lebensfrischen und durchaus naturgetreuen Sitten- und Charaktergemälden von Mendoza's Werk im grellsten Gegensatze stehen. Lazarillo wird nämlich, nach dem Vorgange von Apulejus „goldenem Esel," in einen Thunfisch verwandelt, und seine Erlebnisse im Reiche der Fische, worunter allerdings damals verständliche satyrische Beziehungen verborgen seyn mochten, machen den größten Theil dieser Fortsetzung aus, welcher Einfall höchstens dadurch noch einiges literarisches Interesse hat, daß er als Vorläufer von ähnlichen satyrischen Allegorien, wie z. B. von Gulliver's Reisen, angesehen werden kann [2]. Aber auch diese Fortsetzung verspricht

---

[1]) Die Inquisition hatte es allerdings versucht, es ganz zu unterdrücken, das Vergebliche aber eingesehen und vorgezogen, durch von ihr castrirte Ausgaben die andern zu verdrängen, wie aus einer den Werken des Castillejo, die ebenfalls einige Zeit verboten waren, vorgesetzten Erlaubniß des Wiederabdrucks, datirt von »Madrid á 21 dias del mes de agosto de 1573 años« hervorgeht, worin es heißt: »Alzaron (los señores del consejo de la santa y general inquisicion) la prohibicion que estaba puesta para no se poder leer la Propaladia de Bartolome Torres Naharro y la Vida del Lazarillo de Tormes, y las obras de Cristobal de Castillejo « etc.

[2]) Die Spanier besitzen aus jener Zeit noch einen anderen allegorischen Roman, aber mit vorherrschender didactischer Richtung und in dialogischer Form, nämlich: »Labricio Portundo, ó Apólogo de la

noch einen Schluß, der nicht erschienen ist. Der Verfasser dieser Fortsetzung läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, wiewohl es sehr wahrscheinlich ist, daß Nic. Antonio diese und nicht die gleich zu erwähnende von Luna im Sinne gehabt habe, wenn er von einem „Emmanuel.... portuensis dominicanorum sodalis" als Fortsetzer von Mendoza's Lazarillo spricht (Bibl. nov. Tom. I. p. 340) *).

„Die „disparates tan ridiculos como mentirosos," welche jene unächte Fortsetzung enthielt, veranlaßten einen gewissen Luna, wie er mit vieler Laune berichtet, die wahrhafte Fortsetzung der Abenteuer des Lazarillo genau nach den Urkunden des glaubwürdigen Archives der Gaunerschaft von Toledo (como la vi escrita en unos cartapacios, en el archivo de la jacarandina de Toledo) herauszugeben, welche mit den noch glaubwürdigeren

ociosidad y el trabajo," im J. 1546 von dem Protonotar Luis Mejia verfaßt und von Francisco Cervantes de Salazar commentirt.

*) Der Herausgeber führt dafür folgende Gründe an: weil Nic. Antonio diese im J. 1555 erschienene und öfter aufgelegte Fortsetzung kennen mußte; hingegen die andere, die zuerst im J. 1620 zu Paris erschien und dann angeblich zu Zaragoza, unbezweifelt aber ebenfalls außerhalb Spaniens im J. 1652 wieder abgedruckt wurde, und daher in Spanien nur wenig in Umlauf kam, ihm recht wohl unbekannt geblieben seyn konnte; dann weiß man mit Bestimmtheit die Existenz eines gleichzeitigen Schriftstellers Luna in Paris, unter dessen Namen die letztere erschien: und endlich kommen in dieser so viele Ausfälle gegen die Inquisition vor, die es höchst unwahrscheinlich machen, daß ein Prediger mönch, als welcher jener Emmanuel von Antonio selbst bezeichnet wird, der wahre Verfasser derselben gewesen sei. — Die Stelle bei Nic. Antonio hat aber noch zu einem anderen Irrthume Veranlassung gegeben; er fügt nämlich dem erwähnten Artikel am Ende den Eigennamen »Cardosus« bei, welchen Manche für den Zunamen jenes Emmanuel gehalten, und daher einen Manuel Cardoso als Verfasser eines zweiten Theils des Lazarillo in die Literaturgeschichte eingeschwärzt haben. Antonio aber wußte den Zunamen des Emmanuel nicht oder fand für gut, ihn zu verschweigen, denn auch im Materien-Index am Ende des zweiten Bandes der Bibl. nov. p. 680 wiederholt er nur bloß den Namen »Emmanuel, Lazarillo de Tormes continuado,« ohne »Cardosus« hinzuzufügen. Dieser Name bezeichnet vielmehr höchst wahrscheinlich seinen Gewährsmann für die fragliche Notiz, den Portugiesen Jorje Cardoso, Verfasser des bekannten »Agiologio ó Flos sanctorum« der auch eine »Biblioteca Lusitana« vorbereitet hatte, die er aber nicht herausgab, da ihm Brito und Barreto mit einem ähnlichen Werke zuvorkamen. Nach seinem Tode kam sein Material in die Hände des spanischen Augustiners Manuel de la Resurreccion, und dieser theilte es wohl dem Antonio mit, der daraus jene Notiz über den Emmanuel von Opporto nahm und dabei seine Quelle citirte.

Erzählungen seiner Großmutter und Basen beim Kamin in den langen Winterabenden und mit den Geschichten, die ihm seine Amme beim Abspähnen erzählte, wunderbar übereinstimmten (que se conformaba con lo que habia oido contar cien veces á mi abuela y tias al fuego las noches de invierno, y con lo que me destetó mi ama). Diese Fortsetzung erschien unter dem Titel: „Segunda parte de Lazarillo de Tormes; sacada de las crónicas antiguas de Toledo, par H. de Luna, intérprete de lengua española," zuerst zu Paris, bei Rolet Boutonné, im J. 1620, mit der Widmung an die Prinzessin Henriette von Rohan, und dann nochmals gedruckt angeblich zu Zaragoza, „por Pedro Destar a los señales del Fenix," i. J. 1652, aber sehr wahrscheinlich ebenfalls in Frankreich gedruckt, was, außer den dafür sprechenden materiellen Anzeichen im Druck, Papier und Correctur, schon deßhalb glaublich ist, weil ein so freisinniges, so scharf gegen die Inquisition sich aussprechendes Buch damals kein spanischer Drucker aufzulegen gewagt hätte. Der sich H. de Luna nennende Herausgeber oder vielmehr Verfasser dieses zweiten Theiles ist wohl identisch mit jenem „J. de Luna, Castellano, intérprete de la lengua española," der im selben Jahre 1620 bei demselben Verleger in Paris eine umgearbeitete und seiner Meinung nach verbesserte Ausgabe des ersten Theils erscheinen ließ, die er dem „Don Cristiano de Osterhousen, caballero de cámera del elector de Sajonia" widmete, und diese Umarbeitung unternahm, weil, wie er sagt, „el lenguage era tosco, su estilo llano y la fras mas francesa que española" (!) *), und der ein Jahr früher ebenfalls zu Paris unter dem Namen Juan de Luna und mit derselben Angabe seines Standes als „intérprete de lengua española" ein Gesprächbuch in spanischer und französischer Sprache herausgegeben hatte unter dem Titel: „Diálogos familiares, en los cuales se contienen los discursos, modos de hablar, proverbios y palabras españolas mas comunes, muy útiles para los que quieran aprender la lengua castellana." Denn trotz der Variante im Taufnamen treffen Zeit, Aufenthalts-

*) Die k. k. Hofbibliothek besitzt von dieser Umarbeitung, mit der Fortsetzung von Luna zusammengebunden, zwei Exemplare, sie sind bis auf die Titelblätter strenge Doubletten, auf allen ist zwar »Zaragoza, por Pedro Destar a los señales del Feniz« als Druckort angegeben, aber in dem einen Exemplare nur tragen beide Theile das Druckjahr 1652, in dem anderen hat die Umarbeitung das Jahr 1520 und der zweite Theil 1620, wodurch die obige Behauptung von der Fiction des Druckortes noch mehr bestätigt wird, so wie auch dadurch, daß in beiden Exemplaren alle Lizenzen fehlen. Hingegen ist in beiden Exemplaren und in allen Theilen der Umarbeiter und Fortsetzer mit dem Vornamen H. angegeben und mit dem auffallenden Druckfehler auf dem Titel: »Castellaño.«

ort und Beschäftigung so genau zusammen, daß wohl an der Identität der Person nicht zu zweifeln ist, und wahrscheinlich war dieser Lúna ein wegen religiöser oder politischer Meinungen zur Auswanderung gezwungener Spanier, der sich in Paris durch den Unterricht in seiner Muttersprache erhielt; dafür spricht eben seine Fortsetzung des Lazarillo, die besonders gegen die Geistlichkeit und gegen die Inquisition sich so viele satyrische Ausfälle erlaubt, daß nur ein Spanier, der auf immer dem Vaterlande Lebewohl sagen mußte, sich auf diese Weise äußern konnte. Uebrigens ist diese Fortsetzung in Erfindung, Charakteristik und Ton viel mehr des ersten Theils würdig als die früher erwähnte, verspricht aber ebenfalls mit einem dritten, jedoch niemals erschienenen Theile erst die Geschichte zu schließen.

Der Herausgeber hat den Lazarillo mit diesen beiden Fortsetzungen in den vorliegenden Band aufgenommen, wiewohl die von Luna streng chronologisch dem Bande angehört hätte, der die Novellisten nach Cervantes enthalten wird. Eine Ausnahme, die in der Natur der Sache begründet war.

Mendoza's Meisterwerk veranlaßte aber nicht nur Fortsetzungen, sondern auch selbstständige Nachahmungen. Dahin gehören aus der nächstfolgenden Zeit die „Picara Justina" von Fray Andres Perez (pseudonym Francisco Ubeda; Medina, 1605), ein vorzüglich durch seine Ausgelassenheit berüchtigter Schelmenroman, über den Cervantes ein sehr hartes, aber nicht ungerechtes Urtheil gefällt hat; der „Lazarillo de Manzanares von Juan Cortés de Tolosa (1620), mit seinem Namensvetter von Tormes aber gar nicht zu vergleichen, und der diesem noch am meisten ebenbürtige „Picaro Guzman de Alfarache" von Mateo Aleman.

Aleman schrieb dieses Buch in schon vorgerückten Jahren, und zwar nicht lange vor dessen Erscheinen im Druck (Madrid, 1599) *), da er darin die Heirat Philipp's III., die im J. 1599 Statt fand, mit den Worten andeutet: „rey mozo recien casado (Parte I. lib. II. cap. 1), es aber bekannt ist, daß er schon im J. 1568 ein bedeutendes Staatsamt bekleidete, das er in der Folge aufgab, um wieder ganz seinen literarischen Beschäftigungen zu leben. Daraus erklärt sich auch der charakteristische Unterschied zwischen Mendoza's und Aleman's Werk; denn wenn dieser auch

*) Es existiren davon drei Ausgaben aus dem J. 1599, nämlich außer der erwähnten Madrider eine von Zaragoza (diese beiden im Besitze der k. k. Hofbibliothek) und eine von Barcelona; doch ist die Drucklizenz der Madrider Ausgabe vom 13. Jänner und das königl. Privilegium vom 16. Februar 1598, die Lizenzen der Ausgabe von Zaragoza vom 21. und 22. Juni 1599.

der von seinem Vorgänger eingeführten Modeform huldigte, so wollte er, ein gereifter Mann, mit einer durch Erfahrung abgekühlten, aber auch geläuterten Phantasie und mit steter Hinsicht auf Zweck und Folgen auch im Spiele der Laune, nicht, wie der geniale Student von Salamanca, einen bloß im Uebermuthe der Jugend erzeugten Schelm keck in die Welt setzen, ohne sich weiter um die Folgen der That zu bekümmern; er konnte die mehr sittenverderbende als verbessernde Wirkung der allzu nackten Enthüllung dieses Gaunertreibens voraussehen, und mußte die Blößen desselben wenigstens manchmal durch das Bußgewand der Reue oder doch den Armensündermantel der Gerechtigkeit zu verdecken, und so mit den Anforderungen des ethischen Gefühles, das in ihm nicht mehr durch die geniale Rücksichtslosigkeit einer jugendlich überschäumenden Phantasie übertäubt werden konnte, sich und seine Leser auszusöhnen suchen. Daher hat Aleman seinem Werke, wenn auch nicht eine moralische Tendenz, doch ein moralisches Palliativ in häufigen moralisirenden Betrachtungen beigegeben, und schon auf dem Titel diese Nebenabsicht seines Buches durch den Zusatz „Atalaya de la vida humana" bezeichnet; nur klingen diese salbungsvollen Betrachtungen und Ansichten *) freilich sehr sonderbar im Munde eines Picaro, da er bekanntlich Guzman seine Lebensgeschichte selbst erzählen läßt, und stehen oft im grellsten Contraste mit dessen Thaten, die nicht bloß schelmische Gaunerstreiche, sondern eines Galeerensträflings würdige Verbrechen sind, wie denn der Verfasser selbst nach der dem ersten Theile vorgesetzten „Declaracion" die Absicht hatte, durch eine solche Strafe seines Helden das ethische Gefühl zu befriedigen, indem er seinen Plan also andeutet: „Que él mismo (Guzman) escribe su vida desde las galeras donde queda forzado al remo, por delitos que cometió, habiendo sido ladron famosisimo, como largamente lo verás en la segunda parte."

Bevor er aber diesen Plan durch Herausgabe eines zweiten Theils noch selbst vollführen konnte, benutzte ein Anderer diese

*) Diese Betrachtungen sind oft von solcher Länge, daß sie zu förmlichen moralischen Abhandlungen ausarten, und die sonst sehr unterhaltende und witzige Erzählung störend unterbrechen, so daß der jüngere Moratin den Plan hatte, eine Ausgabe von Aleman's Werk zu veranstalten, worin alle diese ungehörigen Auswüchse weggelassen würden, wie es Le-Sage in seiner französischen Bearbeitung wirklich gethan hat. Noch hat Aleman den Eindruck seines Buches durch allzuhäufige und lange, mit der Haupterzählung in ganz losem Zusammenhange stehende Episoden geschwächt, worin ihm freilich sogar Cervantes im Don Quijote gefolgt ist. Der Herausgeber der Biblioteca hat alle diese der Haupterzählung fremdartigen Betrachtungen und Episoden durch sogenannte Calderones bezeichnet.

Andeutungen, um eine Fortsetzung dieses schnell beliebt gewordenen Werkes erscheinen zu lassen. Denn die Sitte griff damals unter den spanischen Schriftstellern immer mehr um sich, theils durch Herausgabe von Anfängen mit plötzlichem Abbrechen bei den spannendsten Partien und dem Versprechen einer Fortsetzung den Geschmack des Publikums zu versuchen, und bei beifälliger Aufnahme sich den Erfolg zu sichern, theils sich weder durch die Rücksicht auf das Vorrecht des Erfinders eines angefangenen Werkes, noch durch seine ausdrückliche Erklärung, es selbst fortsetzen zu wollen, abschrecken zu lassen und sich zu beeilen, zu beifällig aufgenommenen Anfängen „zweite Theile" zu schreiben, um sich an deren Erfolg zu betheiligen, welche unberufene Fortsetzer den ersten Erfindern nur sehr unwillkommen seyn konnten. Daraus erklärt sich auch des Cervantes bekannte Aeußerung: Las segundas partes nunca son buenas," und daher fanden es diese Fortsetzer fremder Werke gewöhnlich für gut, anonym oder pseudonym aufzutreten. Besonders eilig ist Aleman's Fortsetzer zu Werke gegangen, denn er muß seinen „zweiten Theil" bald nach 1600 herausgegeben haben *). Er hat ihn unter dem Namen „Mateo Lujan de Sayavedra, natural y vecino de Sevilla," erscheinen lassen; daß aber sowohl die Angabe des Namens wie die des Geburtsortes fingirt sei, geht aus mehreren Stellen des von Aleman selbst verfaßten zweiten Theils hervor; er beklagt sich darin bitter über diesen unberufenen Fortsetzer und läßt ihn, um ihn zu züchtigen, als einen Zunftgenossen des Picaro Guzman figuriren,

*) Wenn die Angabe der Bibliographen richtig ist, daß Madrider und Brüsseler Ausgaben des Guzman de Alfarache mit einem zweiten Theile von dem J. 1600 existiren, so können dieß nur Ausgaben des zweiten Theils von dem pseudonymen Fortsetzer und nicht des von Aleman selbst erst darnach geschriebenen seyn. Schon die Ausgaben des unächten zweiten Theils von Barcelona und Madrid 1603 weisen durch die vorgesetzte Drucklizenz, von Valencia 8. August 1602 datirt, auf eine frühere Valencianer Ausgabe desselben hin; eben so die Brüsseler Ausgabe von 1604, deren Approbation von Zaragoza 1602 datirt ist, und worin sich ausdrücklich auf eine frühere Valencianer Ausgabe bezogen wird. — Ueber die erste Ausgabe von Aleman's zweitem Theile haben wir nirgends genaue und zuverläßige Angaben finden können, die älteste Ausgabe, welche die k. k. Hofbibliothek davon besitzt, ist die von Mailand, por Jeronimo Bordon, 1603, mit dem ersten Theile zusammen; natürlich müssen in Spanien frühere Ausgaben erschienen seyn; im selben Jahre wie diese Mailänder erschienen Ausgaben zu Tarragona und Zaragoza. Jedenfalls aber hat Aleman erst nach dem Erscheinen der unächten Fortsetzung seinen zweiten Theil geschrieben, da er sich darin mehrfach auf diese bezieht, und es können daher Ausgaben von seiner Fortsetzung kaum vor 1602 erschienen seyn.

wobei er dessen wahren Namen, Stand und Geburtsort enthüllt; er gibt nämlich zu verstehen, daß dieser literarische Freibeuter ein gewisser Juan Marti, Advokat in seiner Vaterstadt Valencia sei (s. Parte II. de Aleman, lib. 1. cap. 8, lib. 2. cap. 4 y 5). Und in der That bestätiget der pseudonyme Fortsetzer durch seine valencianischen Idiotismen und seine durch drei lange Kapitel durchgeführte juridische Abhandlung über die Adelsrechte der Vizcayer hinlänglich selbst diese Angaben. Uebrigens hat dieser Fortsetzer dem Aleman keinen Schaden gebracht, denn auch an ihm bewährte sich des Cervantes erst angeführter Ausspruch, auch er blieb weit hinter seinem Vorgänger zurück, und seit der von Aleman selbst verfaßte zweite Theil des Guzman erschienen war, wurde der Lujan's nur zur literarischen Curiosität. Keiner von beiden hat aber das Versprechen erfüllt, mit einem dritten Theile den Schluß der Geschichte zu geben. Lujan's zweiter Theil ist nur ein paarmal aufgelegt, und darum eine bibliographische Seltenheit geworden, während von beiden Theilen Aleman's mehr als 24 Auflagen des Originals und Uebersetzungen in fast allen gebildeten Sprachen Europa's existiren, und die Nachahmung von Le Sage noch mehr seinen Ruf verbreitet und vergrößert hat. In der vorliegenden Sammlung sind beide Theile Aleman's und der zweite Lujan's ganz abgedruckt worden.

So hat sich auch an der „Novela picaresca" das literarhistorische Axiom bestätiget: daß wenn eine Kunstgattung durch die zeitlichen und nationellen Verhältnisse und Bedürfnisse hervorgerufen wird, sich auch immer die rechten Leute dazu finden; so ist auch diese Gattung gleich durch zwei so ausgezeichnete Schöpfungen, wie die Mendoza's und Aleman's, eingeführt und schnell zur herrschenden geworden; die besten Köpfe, wie Cervantes, Luis Velez de Guevara, Quevedo, Espinel u. s. w., haben sie kultivirt, und sie erhielt sich bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als der allgemeine Verfall der spanischen Literatur mit dem des Nationallebens überhaupt eintrat. Wie viele Anhänger die „Novela picaresca" noch in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zählte, beweis't der satyrische Roman: „La flema de Pedro Hernandez" (1657) von Marcos Garcia, worin er den Streit zwischen diesen und den Verehrern der durch Cervantes eingeführten „Novelas ejemplares" lächerlich zu machen sucht. Welchen europäischen Ruf endlich der Schelmenroman durch den Gil Blas erlangt hat, ist Jedermann bekannt.

Unter der zweiten Hauptrubrik: „Novela amatoria" stellt der Herausgeber nur jene Romane und Novellen zusammen, deren Hauptgegenstand das verliebte Pathos ist, jedoch mit Ausschluß der Schäferromane und der eigentlichen Ritterbücher, denen er eigene Abtheilungen seiner Sammlung bestimmt hat.

Er erwähnt in der historischen Uebersicht als des ersten Nachfolgers auf dem von Diego de San Pedro betretenen Gebiete des sentimentalen Liebesromans des Juan de Flores, Verfassers der „Historia de Grisel y Mirabella“ und „de Aurelio é Isabela, hija del rey de Escocia;“ der erstere Roman erschien zu Sevilla 1524 und Toledo 1526, der letztere zuerst in der italienischen Uebersetzung von Lelio Aletiphilo zu Mailand 1521 und öfter, dann in italienischer und französischer Uebersetzung von G. Corrozet zu Paris 1547, und erst 1556 zu Antwerpen in der Originalsprache mit italienischer, französischer und englischer Uebersetzung, woraus hervorgeht, daß er sehr beliebt geworden und wohl als Sprachbuch gebraucht worden sei [1]).

Dann führt er ebenfalls nur an das im J. 1548 zu Salamanca erschienene „Libro de los honestos amores de Peregrino y de Jinebra“ von Hernando Diaz, und die „Historia de la reina Sevilla.“ Letzterer Roman, von dem wir an einem anderen Orte (Ueber die altfranzös. Heldengedichte, S. 124—159) ausführliche Nachricht und eine Inhaltsübersicht gegeben haben [2]), gehört darnach in den Kreis der Ritterbücher und beruht auf Kerlingischen Sagen.

Mit mehr Ausführlichkeit spricht er von dem auch in die Sammlung aufgenommenen Roman: „Historia de los amores de Clareo y Florisea, y de los trabajos de Isea,“ von Alonso Nuñez de Reinoso. Man kennt nur Eine Auflage des Ori-

---

[1]) Vgl. über die Ausgaben dieser beiden Romane: Gräffe a. a. O. II. 3, S. 429 und 486; eine Probe in vier Sprachen aus Aurelio é Isabela steht in (Lecouteulx de Canteleu et Malmontais) Essai sur la litt. esp. Paris, 1810. 8. p. 121. Von demselben Juan Flores, der nach der Titelangabe der italienischen Uebersetzung des erstgenannten Romans ein »Flamländer« war, ist noch ein ähnlicher Roman, aber, unseres Wissens, nur in französischer Uebersetzung erschienen: »La deplovrable fin de Flamete, Elegante invention de Jehan de Flores espaignol, traduicte en Langue francoyse. Souffrir se ouffrir. 1535. On les vend a Lyon, chez Francoys Juste, deuant nostre Dame de Confort. in 8. (im Besitz der k. k. Hofbibl.; s. über diese wie über andere Ausgaben dieses Romans und auch über die der übrigen genannten Werke des Fl., Brunet, letzte Ausg. s. v. Flores, der aber die Zahl der Blätter obiger Uebersetzung irrig angibt, das Exemplar der Hofbibl. hat wenigstens nur 71 foliirte Blätter); es ist eine Fortsetzung von Boccaccio's Fiammetta, worin der Verfasser unter dem Namen »Grimalte« mit seiner Dame »Gradisse« über die weiteren Schicksale Flammete's und seine eigenen Herzensangelegenheiten correspondirt.

[2]) Außer den beiden dort angeführten Ausgaben von Sevilla, 1532 und Burgos 1551, existirt noch eine neuere davon: Valladolid, 1623; s. Bibliotheca Heberiana, VI. 1696, und Bull. du biblioph. franç. 3e série, 1838, Nro. 7, p. 316.

ginals, die zu Venedig bei Gabriel Giolito im J. 1552 erschien und sehr selten ist (die k. k. Hofbibliothek besitzt ein Exemplar davon), im folgenden Jahre kam eine französische Uebersetzung von Jacques Vincent in Paris heraus. Aus den Angaben, die der Verf. selbst in diesem Werke und in seinen damit zusammengedruckten Poesien (Libro segundo de las obras en coplas castellanas y versos al estilo italiano) von sich gibt, läßt sich nur so viel entnehmen, daß er wider seinen Willen sich in Venedig aufhalten mußte, über diese Trennung vom Vaterlande und besonders von seinem Geburtsorte Guadalajara sich sehr unglücklich fühlte, da er überdieß in dürftigen Umständen und von der Gnade einer Dame lebte; denn nachdem er bloß seinen Aeltern zu Liebe die Rechte studirt, diese Beschäftigung aber aus Abneigung aufgegeben und in vorgerückterem Alter mit dem Waffendienste vertauscht hatte, fand er sich, von seinen Verwandten und Freunden getrennt, gezwungen, in fremden Landen Gönner zu suchen, und scheint auch zu diesem Behufe seine literarischen Arbeiten unternommen und herausgegeben zu haben. Früher hatte er eine dem Herzoge von Infantado gewidmete „Comedia" geschrieben, die er aber nie dem Drucke übergab; denn trotz der Bitten seiner Freunde und besonders des Juan Hurtado de Mendoza, dem er sie zur Verbesserung mitgetheilt hatte, konnte er sich nicht dazu entschließen, wie er in einem seinem Romane angehängten Schreiben an diesen letzteren sagt: „Porque no era de mi condicion hazer cosa, de la cual andando el tiempo me habia de arrepentir." Und ebenda gibt er als Ursache an, warum er nun diesen Roman, von dem er ihm ein Exemplar nach Madrid sende, erscheinen lasse, daß er sich dadurch seinem gegenwärtigen Gönner Juan Micas, einem edlen Venetianer und Freunde der spanischen Literatur *), dem er ihn auch gewidmet hat, dankbar beweisen wolle. In den beiden Zueignungsschreiben an diesen spricht er sich auch über Veranlassung und Zweck seines Romans aus. Die Veranlassung dazu gibt er folgendermaßen an: „Habiendo en casa de un librero visto entre algunos libros uno que Razonamientos de amor se llama, me tomó deseo, viendo tan buen nombre, de leer algo en él; y leyendo una carte que al principio estaba, vi que aquel libro habia sido escrito primero en lengua griega, y despues en latina, y últimamente en toscana; y pasando adelante hallé que comenzaba en el quinto libro. El haber sido escrito en tantas lenguas, el faltarle los cuatro primeros libros fué causa que mas curiosa-

*) Demselben Juan Micas hat ein Freund Reinoso's, der bekannte Verfasser von Ritterbüchern und anderen poetischen Werken, Feliciano de Silva, seine »Segunda parte de la Celestina« gewidmet.

mente desease entender de que trataba, y á lo que pude juzgar, me pareció cosa de gran ingenio, y de viva y agraciada invencion. Por lo cual acordé de, imitando y no romanzando, escrebir esta mi obra, que Los amores de Clareo y de Florisea, y trabajos de la sin ventura Isea llamo; en la cual no uso mas que de la invencion, y algunas palabras de aquellos razonamientos." Welches italienische Vorbild damit gemeint sei, ist uns unbekannt; aber sicher sind es nicht die „Ragionamenti d'amore" des Agnolo Firenzuola, wie der Herausgeber glaubt, da keines der von Reinoso angegebenen Merkmale darauf paßt. Ueber die Absicht, die er bei Verfassung des Romans hatte, erklärt er sich ausdrücklich dahin, daß er kein bloßes Unterhaltungsbuch habe schreiben wollen, sondern moralische Zwecke, „Anleitung zum sittlichen Lebenswandel" (para avisar a bien vivir) in das Gewand der Fiction gehüllt habe, um ihnen leichter Eingang zu verschaffen, und daß die darin auftretenden Personen eigentlich nur Allegorien seien, die „einen verborgenen ethischen Sinn hätten": „Y asi todas las mas cosas de aquella historia tienen secreto; porque por Florisea y Clareo, se entiende cuán obligados son los casados á guardar firmeza y usar virtud; por Isea, cuán bien estan los hombres en sus tierras, sin buscar á las ajenas," etc. Darum möge man die in seinem Buche enthaltenen Erfindungen nicht mit dem Namen jener müßigen Einfälle belegen, wie sie die Ritterbücher enthalten (por lo cual, quien á las cosas de aquel libro diere nombre de las vanidades, de que tratan los libros de caballerías, dirá en ello lo que yo en mi obra no quise decir; etc.). Trotz dem konnte er sich von dem zu seiner Zeit noch herrschenden Geschmacke an derlei chevalereskeu Phantastereien nicht ganz frei erhalten; denn schon in den letzten Kapiteln dieses ersten Theils (er verspricht einen zweiten, der aber wohl nie erschienen ist) versteigt er sich in die phantastische Region der Visionen und Verzauberungen, und am Ende desselben tritt ein neuer, ganz im Geschmacke der irrenden Ritter gehaltener Held (Felesindos de Trapisonda) auf, der eben so auf Abenteuer auszieht, wie die Amadisse und ihre Sippe. Ueberhaupt sind die Einheit und Wahrscheinlichkeit der Handlung nichts weniger als strenge beobachtet; schon in der Mitte der Erzählung verschwinden die beiden Personen, von denen der Roman den Namen trägt, und auch die „desventurada Isea" wird zur bloß passiven Zuschauerin, wodurch natürlich das Interesse an den Trägern der Geschichte gänzlich verloren geht. Aber ungeachtet aller dieser Mängel ist doch in diesem Romane ein Fortschritt in der Gattung, der er angehört, nicht zu verkennen; er hat mehr Wärme, mehr wahres Pathos, und auch künstlichere Erfindung in der Ver- und Entwicklung

läßt sich ihm nicht absprechen. Er ist schon dadurch merkwürdig, daß man ihn als den Embryo von einem Werke des Cervantes betrachten kann; denn dessen „Trabajos de Persiles y Sigismunda" haben eine solche Aehnlichkeit mit den „Trabajos de Isea", daß man das Werk des Cervantes wenn nicht für eine Nachahmung, so doch für eine starke Reminiscenz an Reinoso's Roman halten muß.

Bei demselben Verleger erschien ein Jahr später, 1553, ein Band vermischter Aufsätze (varios opúsculos) von Alonso de Ulloa, unter welchen sich einer befindet: „Proceso de cartas de amores que entre dos amantes pasaron", und in der That ein kleiner Liebesroman in Briefen ist ganz nach Art der von Diego de San Pedro eingeführten.

Das hier zunächst erwähnte, ausführlicher besprochene und ganz abgedruckte Buch dieser Art ist die „Selva de aventuras" von Jerónimo Contreras. Von den Lebensumständen des Verfassers ist nur so viel bekannt, daß er wahrscheinlich ein Aragonier und Chronist Philipp's II. war, von dem er im J. 1560 zu Toledo eine Anstellung als „Capitan" bei den spanischen Truppen in Neapel erhalten hatte [1]). Er scheint im J. 1592 schon gestorben gewesen zu seyn [2]). Der vollständige Titel seines in Rede

[1]) Diese letzteren von Nic. Antonio und unserem Herausgeber nicht erwähnten Umstände ergeben sich aus dem Titel und der Zueignung eines anderen Buches von demselben Contreras; es führt nämlich den Titel: „Dechado de varios subjectos: compuesto por el Capitan Hieronymo Contreras. Dirigido a la S. C. R. M. del Rey don Phelippe segundo deste nombre en España." Zaragoza, por Bartolomé Noguera, 1572; und Alcala, en casa de Querino Gerardo, 1581, 8. (letztere Ausgabe im Besitze der k. k. Hofbibliothek). In der Zueignung aber an den König sagt er: „toda via conociendo la benignidad de vuestra Magestad, me he atrevido a poner debaxo dessas muy reales y poderosas manos domadoras, y vencedoras de sus enemigos, este Dechado de varios sujectos, acordandome que el año de sesenta en Toledo despidiendome de vuestra Magestad, para yr a gozar del entretenimiento que en el Reyno de Napoles me hizo merced, dixe que haria alguna cosa, en la qual mostraria vna pequeña parte del valor de España, que todo seria impossible. Y assi he cumplido mi palabra componiendo este tractado, etc." Dieses Buch ist eine sehr langweilige und geschmacklose Allegorie, theils in Versen theils in Prosa, zur Verherrlichung der berühmten Helden, Geschlechter und Könige von Spanien, und jedenfalls erst 1571 verfaßt, da die in diesem Jahre (17. Oktober) gewonnene Seeschlacht bei Lepanto und der Sieger Don Juan de Austria im „Sujeto dezeno del Tiempo" gefeiert werden.

[2]) In einer Brüsseler Ausgabe vom J. 1592 (im Besitze der Hofbibl.) seiner Selva de aventuras stehen ein paar Sonette, die dieß anzudeuten scheinen; in einem heißt es: „Contreras en su Selva amada Se edificó el sepulcro venturoso.... Del gran Contreras la se-

stehenden Romans, der zugleich eine Uebersicht des Inhalts gibt, und woraus hervorgeht, daß er identisch mit der von Manchen irrig für ein davon verschiedenes Buch gehaltenen: „Historia de Luzman y Arbolea" ist, lautet folgendermaßen: „Selva de aventuras, compuesta por Jeronimo de Contreras, coronista de su Magestad. Va repartida en siete libros, los cuales tratan de unos estremados amores que un caballero de Sevilla llamado Luzman tuvo con una hermosa doncella llamada Arbolea, y las grandes cosas que le sucedieron en diez años que anduvo peregrinando por el mundo, y el fin que tuvieron sus amores." Die älteste Ausgabe, welche den Bibliographen davon bekannt ist, ist die von Alcalá, 1588; das Buch muß aber schon vor 1569 im Druck erschienen seyn, denn in der Ausgabe von Zaragoza, por Pedro Cabarte, 1615, die dem gegenwärtigen Abdrucke zum Grunde liegt, ist die Zueignung an eine „Königin Isabel (Elisabeth) von Spanien" (Dedicatoria del primer editor. A la serenísima, inclita y muy poderosa señora doña Isabel, por la divina clemencia reina de las Españas) wieder abgedruckt *); nun gab es aber bekanntlich von dem J. 1568, in welchem Elisabeth von Valois, die dritte Gemalin Philipp's II. starb (im September) bis zum J. 1615 keine andere Königin von Spanien dieses Namens; und in der Prophezeihung der „weisen Cuma" (libro VI. p. 499 der vorliegenden Ausgabe) wird des Prinzen Don Carlos noch als des Thronfolgers Philipp's II. erwähnt (es un heredero que, deste rey que aqui ves tan famoso, sucederá en España, llamado Carlos); Don Carlos aber starb im Gefängnisse den 24. Juli 1568. Ueberdieß erschien schon im J. 1580 zu Lyon eine französische Uebersetzung dieses Romans von Gabriel Chapuys (wieder gedruckt, mit einigen Aenderungen des Titels, zu Paris 1587 und Rouen 1598, s. Brunet, letzte Ausg. s. v. Contreras).

Schon die vielen Ausgaben des Originals und der Ueber-

---

grada fuente Con corona imortal estan ciñendo, Trocando muerte en vida, en risa el llanto." Und in einem anderen: „De aqui son las coronas ó guirnaldas, Por quien Contreras para siempre tiene seguras de la muerte las espaldas." Und am Ende findet sich folgendes lateinische Distichon:

Mortuus in Silva Contreras vivet in ista,
Nec mirum, solo vivitur ingenio.

*) In den beiden Ausgaben, welche die k. k. Hofbibliothek von diesem Roman besitzt, fehlt aber dieser Zueignungsbrief an die Königin; die ersterwähnte Brüsseler ist nämlich vom Verleger Juan Mommaerts einem Señor Antonio Gracian Dantisco gewidmet; die andere von Cuenca, por Salvador Viader, 1615, hat gar keine Widmung, aber eine Drucklizenz von Madrid 1579 datirt. Es gibt noch eine Ausgabe von Brüssel 1598.

setzung beweisen, daß dieser Roman sehr beliebt war. Der Gegenstand desselben hat einige Aehnlichkeit mit dem der Ballade vom Ritter von Toggenburg; auch hier will Arbolea dem um sie werbenden Luzman keine andere als „treue Schwesterliebe" gewähren; auch hier zieht er mit wundem Herzen in die weite Welt, um Beschwichtigung seiner unbefriedigten Leidenschaft zu suchen; umsonst aber durchzieht er ganz Italien, sucht Trost in den Zerstreuungen der Höfe und in den Erfahrungen und Rathschlägen anderer unglücklich Liebenden, wird von algierischen Corsaren gefangen und kehrt nach erlangter Freiheit, aber mit derselben Unfreiheit des Herzens in's Vaterland zurück; und auch hier erfährt er dann, daß die Geliebte unterdeß den Schleier genommen, spricht sie noch einmal am Sprachgitter und beschließt sein Leben als Einsiedler in der Nähe ihres Klosters. Die Erzählung ist in einem einfachen klaren Styl vorgetragen und der elegische Grundton unbefriedigter Liebessehnsucht wird auch durch die Fülle von Reiseabenteuern, die der Held erlebt, und die zahlreichen Episoden nicht verwischt, unter welchen nur die von seinem Zusammentreffen mit der weisen Seherin Cuma in der Höhle bei Púzzolo, die ihm Vergangenes erklärt und Künftiges weissagt, einen fast epischen Ton anschlägt. Auch ist die Prosa der Erzählung mit vielen Gedichten, Canciones, Villancicos, Preguntas y Respuestas, Coplas u. s. w. untermischt, und merkwürdig für die Geschichte des Theaters sind die mehrfach erwähnten und ausführlich beschriebenen Darstellungen (Representaciones) mit Musik und Tanz, meist allegorische Schäferspiele, wie in Libro I (p. 473) zu Venedig, Libro II (p. 479) zu Mailand, und in Libro V (p. 495) zu Rom.

Von den übrigen noch in diese Periode fallenden Liebes-Novellen erwähnt der Herausgeber nur noch der: „La enamorada Elisea", die im J. 1594 Jerónimo de Cobarrubias herausgab, und bemerkt dazu, daß aber alle spanischen Novellisten jener Zeit weit hinter den lyrischen Dichtern zurückblieben; daß jene noch selten den wahren Ton des Gefühls zu treffen verstanden und über dem Schriftsteller, der nach hochtönenden Phrasen jagt, die einfache aber leidenschaftliche Sprache des wahrhaft von der Macht der Liebe Ergriffenen gewöhnlich vergaßen. Das Besiegen dieser Schwierigkeit in der Nachahmung war den dramatischen Dichtern der Spanier vorbehalten.

Unter der dritten Rubrik: „Novela miscelánea" begreift der Herausgeber die vereinzelten oder gesammelten kurzen Erzählungen mit ganz einfacher Handlung, oder in die Form der Erzählung eingekleidete Einfälle und Schnurren mit einer epigrammatischen Pointe, kurz was wir Novellen im engeren

Sinne und Anekdoten nennen [1]). Die Spanier selbst bezeichneten solche vorzugsweise durch sinnreiche Erfindung oder lebhafte witzige Darstellung ausgezeichnete Erzählungen zu verschiedenen Zeiten durch: Conseja, Cuento, Anécdota, Caso. Wenn man seit der Novellen- und Anekdotensammlung des Infanten Juan Manuel, dem erwähnten „Conde Lucanor", den man allerdings hieher rechnen kann, bis zur zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kein derartiges Produkt in der spanischen Literatur nachweisen kann, so muß man bei einer mit so reicher Erfindungsgabe und so fein und tiefsinniger Laune begabten Nation, wie der spanischen, bei ihrer in anmuthigen Wendungen, sinnigen Sprichwörtern und witzigen Redensarten die meisten übrigen übertreffenden Sprache, wohl annehmen, daß ein großer Theil solcher Erzählungen, Schnurren und Anekdoten nur im Munde des Volkes fortlebte [2]), sich höchstens in Bruchstücken und Andeutungen in Sprichwörtern, Redensarten und Volkswitzen (dictons populaires) erhielt, von der eigentlichen Literatur aber lange verachtet oder doch unbeachtet blieb. Erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts, als die spanische Literatur überhaupt wieder volksthümlicher wurde, als durch das wieder erwachte und neu gestärkte Nationalbewußtseyn der scharfe Gegensatz zwischen der Kunst- und Volkspoesie sich immer mehr ausglich, wurden gleich den Romanzen auch diese alten Neuigkeiten der Spinnstube (Patrañas), diese von Geschlecht zu Geschlecht wiederholten Einfälle und Witze der fröhlichen Tisch- und Reisegesellschaft (Cuentos de sobremesa y Alivio de caminantes) wieder von dem zünftigen Schriftenthum beachtet, der Aufzeichnung und Sammlung werth gehalten.

Die erste Stelle unter diesen Sammlern und Wiedererzählern solch volksmäßiger Geschichtchen und Anekdoten nimmt der Valencianer Buchhändler Juan Timoneda ein. Dieser Mann, selbst ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, Dichter und eifriger Verleger, wurde durch sein eigenes Interesse und den damaligen Ge-

[1]) „Bajo esta clasificacion de novela miscelánea comprenderemos todas aquellas de breves dimensiones, que sueltas ó recopiladas esponen una accion muy sencilla y á veces carecen de verdadera accion, reduciéndose á un dicho agudo y picante, ó á un hecho en que no interviene la voluntad deliberada."

[2]) Das deutet auch die bekannte Stelle in des Cervantes „Coloquio de los perros" an: „Y aquellas (cosas) que á ti te deven parecer profecías, no son sino palabras de consejas, ó cuentos de viejas, como aquellos del cavallo sin cabeza, y de la varilla de virtudes, con que se entretienen al fuego las dilatadas noches del invierno." — Besonders sind noch jetzt die Andaluser durch ihren im Volksmunde fortlebenden Vorrath an solchen Histörchen und witzigen Einfällen berühmt.

schmack des Publikums veranlaßt, sein Augenmerk auch auf die Volkspoesie und volksmäßige Dichtung zu richten [1]). Wir haben ihn unlängst als einen emsigen Romanzensammler auch unsere Landsleute näher kennen gelehrt [2]) und bei dieser Gelegenheit auf die Werke hingewiesen, welche die vollständigste Auskunft über sein Leben und seine zahlreichen Schriften geben. Hier wollen wir uns nur auf seine beiden Sammlungen von Erzählungen und Anekdoten beschränken, die er unter den Titeln: „El Patrañuelo. Primera parte de las patrañas.... en las cuales se tratan admirables cuentos, graciosas marañas, y delicadas invenciones para saber contar el sabio y discreto relatador;" — und: „El Sobremesa y Alivio de caminantes, en el cual se contienen

[1]) Er hat viele Werke seiner Zeitgenossen, viele Sammlungen volksmäßiger Lieder u. s. w. herausgegeben und vor dem Untergange gerettet, und sich dadurch allein schon unsterbliche Verdienste um die Literatur seines Vaterlandes erworben. So sagt Cervantes (Viaje al Parnaso, cap. 8) von ihm als Herausgeber der wahrscheinlich von Lope de Rueda selbst gar nicht aufgezeichneten Comedias desselben:

Fué de ejemplo Juan de Timoneda,
Que con solo imprimir se hizo eterno
Las comédias del gran Lope de Rueda.

Timoneda erreichte zum Glücke für die spanische Poesie ein ungewöhnlich hohes Alter; denn schon vom J. 1511 kennt man von ihm eine Ausgabe der: „Silva de varias canciones ó villanescas, y guirnaldas de galanes", und er lebte noch, als Cervantes seine „Comedia de los Baños de Arjel" schrieb (also zu Ende des sechzehnten Jahrh.); denn am Ende dieses Stückes führt er ein Coloquio von Lope de Rueda an, und spricht von dessen Herausgeber als von einem noch Lebenden:

Impreso por Timoneda,
Que en vejez al tiempo vence.

[2]) „Rosa de Romances, ó romances sacados de las „Rosas" de Juan Timoneda." Leipzig, 1846. Der Herausgeber der vorliegenden Biblioteca erwähnt unseres Fundes und bestätiget dessen große Seltenheit mit folgenden Worten: „Nadie sabia la existencia de su (de Timoneda) libro titulado las Rosas etc.," und in der Anmerkung, worin er unsere Beschreibung des Exemplars der k. k. Hofbibliothek abdruckt: „Como la circunstancia de haber sido al parecer desconocida por los literatos y bibliógrafos nacionales y estranjeros la existencia de este libro, induce á creer que el ejemplar que se conserva en la biblioteca imperial de Viena sea el único etc." Wohl wird aber in der Revista literaria de El Español, 1845, aus Veranlassung unseres Fundes, auf eine frühere ähnliche Sammlung von Romanzen und Liedern des Timoneda aufmerksam gemacht, die er im J. 1561 u. d. T. „Sarao de amor" (auch in Fuster's Bibl. Val. schon angeführt) herausgab, und die nach der mitgetheilten Beschreibung und Probe allerdings eine Vorläuferin der „Rosa de amores" oder eine erste Auflage derselben seyn könnte.

afables y graciosos dichos, cuentos heróicos y de mucha sentencia y doctrina;" herausgab.

Die erste Ausgabe des „Patrañuelo" erschien wahrscheinlich zu Valencia im J. 1566; denn dieses Datum trägt die Drucklizenz, die sich auch vor den späteren Ausgaben von Alcalá de Henares, 1576 (diese liegt dem Abdruck in der Biblioteca zu Grunde) und von Sevilla, 1583 (im Besitze der k. k. Hofbibliothek) findet. Außerdem kennt man davon noch Ausgaben von Barcelona, 1578, Bilbao, 1580, Lissabon, 1580, und einen modernen Abdruck von Madrid, 1759 *). Die beiden letzteren Ausgaben sind aber castigierte, und in beiden fehlt die ganze achte Patraña, die in der That schon in der Manier der ausgelassensten italienischen Novellen ist. Ein zweiter Theil des „Patrañuelo" ist aber nie erschienen.

Timoneda gibt über diesen Titel seiner Novellensammlung in der „Epistola al amantisimo lector" folgende Auskunft: „Y por mas aviso, el nombre dél te manifiesta clara y distintamente lo que puede ser; porque Patrañuelo se deriva de patraña, y patraña no es otra cosa sino una fingida traza tan lindamente amplificada y compuesta, que paresce que trae alguna apariencia de verdad." Es ist eine Sammlung von 22 Erzählungen, denen großentheils jene durch's ganze Mittelalter verbreiteten Sagenstoffe zu Grunde liegen. Beispielsweise wollen wir folgende mit ihren muthmaßlichen Quellen anführen: Patraña 2., die bekannte Geschichte von der Griseldis nach Boccaccio (vgl. die vollständigsten Nachweisungen über diese Sage bei Bäckström, Svenska Folkböcker, I. S. 275 ff., wo jedoch diese Nachahmung Timoneda's nicht erwähnt ist); Patr. 3., nach dem Fabliau vom Sakristan von

*) Von diesem neueren Abdruck besitzt die Hofbibliothek ebenfalls ein Exemplar, er hat den etwas veränderten Titel: „El Discreto Tertuliante. Primera parte de la Patrañas de J. T..... Sacadas segunda vez á luz por Joseph de Afranca y Mendoza." In der Widmung an den Don Bern. Anton. de Afranca y Mendoza sagt der Herausgeber: „Las puntuales y divertidas Patrañas del Discreto Tertuliante, sacadas la primera vez á luz por Juan de Timoneda, han sido siempre tan apetecidas del buen gusto, tan estimadas de los curiosos, y tan bien recibidas de los ingenios, que con haberse fatigado las prensas con varias impresiones, han llegado á andar tan escasos los libros de la última, que compadecido yo con la lástima de estar para extinguirse trabajo que nunca debe olvidarse, me he aplicado á las diligencias de sacarle nuevamente á luz." Statt Timoneda's Prolog gibt er einen neuen, worin er seine und seines Buchbinders Noth und Mühen bei dieser neuen Ausgabe humoristisch beschreibt, und am Ende sagt: „Y si te gustase esta primera parte sacarte (he) á luz la segunda (d. h. wohl einen von ihm dazu verfaßten zweiten Theil), y algunos libros divertidos."

Cluny (s. Legrand, Fabliaux, éd. de 1829, Vol. IV. p. 266); Patr. 4., ähnlich der Erzählung im Volksbuch vom Virgilius, „wie er in Rom eine metallene Schlange machte" oder vom „Munde der Wahrheit" (vgl. Altenglische Sagen und Mährchen nach alten Volksbüchern. Herausgegeben von W. J. Thoms. Deutsch von R. O. Spazier. Braunschweig, 1830. Bd. I. S. 87, 132—133; und Schmidt Beiträge zur Gesch. der romant. Poesie, Berlin, 1818, S. 139; über eine ähnliche Treuprobe und Weiberlist im Tristan: s. Sir Tristrem in Scott's Poetical Works. Edinb. 1833. Vol. V. p. 247, st. 106, und p. 432); Patraña 5. ist die bekannte Geschichte von Gregor auf dem Steine, nach den Gesta rom. cap. 81 (vgl. Gräße a. a. O., Bd. II. 2, S. 953); Patraña 6. nach Petrus Alfonsi, Disciplina clericalis, Disc. XVIII.; — Patraña 7. von der „Duquesa de la Rosa", eine vielfach in fast allen Sprachen Europa's bearbeitete Sage, in spanischen Romanzen unter dem Titel: „De la duquesa de Lorreina" oder „De la Imperatriz de Alemania" (vgl. darüber unser Buch „Ueber die Lais", S. 217, Anm. 60), am Ende desselben bemerkt Timoneda selbst: „Deste cuento pasado hay hecha comedia, llamada de la Duquesa de la Rosa", diese Comedia ist von Alonso de la Vega, aber mit Aenderungen in den Personennamen und einer prosaischen Einleitung (vgl. die Origenes von Moratin, in dieser Ausg. p. 203); — Patraña 10. aus dem Bidpai cap. 2., nach der spanischen Bearbeitung: „Exemplario" (zusammen mit „La vida y fabulas de Ysopo." Anvers, en casa de Juan Stulsio. s. a. fol. 165 v. — 167); — Patraña 11. die allbekannte Sage von Appolonius von Tyrus (vgl. darüber: Bäckström, l. c. S. 140 ff.), zunächst nach Gesta rom. cap. 153; — Patraña 14. hat denselben Gegenstand wie die bekannte Ballade: „Der Kaiser und der Abt" (vgl. über die Quellen: Schmidt, Taschenbuch deutscher Romanzen, S. 82 ff.); — Patraña 15. ist die durch Boccaccio (Decam. II. 9), der hier nächste Quelle ist, und Shakespeare (Cymbeline) weltberühmt gewordene Sage (vgl. darüber unsere Anzeige von den Romans de la Violette und du Comte de Poitiers, in den Berliner Jahrb. f. wiss. Kritik, Juni 1837, und Gräße a. a. O. II. 3. S. 374—377); auch im Spanischen wurde dieser Stoff dramatisirt von Lope de Rueda in seiner Comedia de Eufemia, jedoch bedeutend abweichend von der hier gegebenen Erzählung (s. Moratin's Origenes, in der Ausg. d. Biblioteca, p. 248); — Patraña 17. behandelt denselben Stoff wie die Ballade: „Der Gang nach dem Eisenhammer" (über die Quellen vgl. Schmidt, Taschenbuch, S. 191, dazu über eine portugies. Bearbeitung: Neues Jahrb. d. Berlin. Gesell. f. deutsche Spr. u. Alterthk., Jahrg. 1846, Bd. 7, S. 422—424;

Mira de Mescua hat den Stoff dramatisirt in seiner Comedia: „Lo que puede el oir misa"; — die nächste Quelle Timoneda's ist die Nov. 68 der Cento Nov. ant.); — Patraña 21. nach der allbekannten Sage von Florentia von Rom (vgl. Gräße, a. a. O. II. 3. S. 286 ff.; wohl zunächst nach den Englischen Gesta rom. cap. 101); — Patraña 22. gehört zu dem Sagenkreise von Amicus und Amelius (vgl. Bäckström, l. c. I. S. 138—139). Ein paar andere Patrañas sind, nach Timoneda's eigener Angabe, nach Komödien bearbeitet; sogleich die erste Erzählung nach Alonso de la Vega's Tolomea (vgl. Moratin, l. c. p. 202); die dreizehnte nach einer „Comedia llamada Feliciana", die nur durch diese Notiz Timoneda's dem Namen nach bekannt ist (vgl. Moratin, l. c. p. 203); und die zwölfte, deren Stoff Timoneda selbst in seinem Paso: „Los ciegos y el mozo" (s. Moratin, l. c. p. 289) dramatisirt hat.

Einige Jahre vor dem „Patrañuelo" hatte Timoneda seine andere Sammlung: „El sobremesa y Alivio de Caminantes" herausgegeben, die älteste davon bekannte Ausgabe erschien nämlich im J. 1568 zu Zaragoza, wiederholt aufgelegt zu Valencia, 1569 [1], 1570, Alcalá, 1576, und Antwerpen, 1577 [2]. Der Herausgeber hat bei dem hier gegebenen Wiederabdruck die Ausgaben von 1569 und 1576 benützt; in der letzteren stehen nach dem Vorworte zwölf Anekdoten von einem anderen Verfasser, der Juan Aragones genannt wird, und die nur noch in dem Antwerpner Abdruck sich finden. In der „Epistola al lector", die als Vorwort dient, gibt Timoneda selbst die Quellen und die Bestimmung dieser Anekdotensammlung also an: „Asi que, fácilmente lo que yo en diversos años he oido, visto y leido, podrás brevemente saber de coro, para poder decir algun cuento de los presentes. Pero lo que nos importa para ti y para mi, porque no nos tengan por

[1]) Wiewohl der Herausgeber sagt, daß die Ausgabe von 1569 die älteste ihm bekannte sei, so fügt er doch selbst hinzu, daß es noch ältere Ausgaben davon gegeben haben müsse, da jene schon den Zusatz auf dem Titel hat: „Agora de nuevo añadido por el mismo autor", und in der That führt Brunet (in der letzten Ausgabe seines „Manuel", s. v. Timoneda) die von 1563 an, wo man auch ihren ausführlicheren Titel und die genauere bibliographische Beschreibung nachsehen kann.

[2]) Vgl. über die Antwerpner Ausg.: Bulletin du bibliophile françois, VIe série; 1843—1844, p. 132—136, wo auch ein paar Anekdoten daraus übersetzt sind; diese Antwerpner und die Ausg. von Alcalá sind aber castigierte, wie schon ihre Titel anzeigen, auf welchen folgender Zusatz steht: „En esta última impresion van quitadas muchas cosas superfluas, deshonestas y mal sonantes, que en las otras estaban"; es fehlen nicht weniger als 65 Anekdoten.

friáticos, es que estando en conversacion, y quieras decir algun contecillo, lo digas al propósito de lo que trataren; y si en algunos he encubierto los nombres á quien acontescieron, ha sido por celo de honestidad y evitar contiendas.» So ist denn diese Sammlung in der That nur ein „Tischbuch und Vademecum", und gibt theils allbekannte Histörchen und Anekdoten, Lesefrüchte des Verfassers, meist aus den neueren lateinischen Anekdotenbüchern (wie Poggius, Bebelius, u. s. w.), theils nationelle und volksmäßige, sogenannte Consejas und Dichos agudos der Tertulias und Corrillos, Tagesneuigkeiten und witzige Einfälle, wovon die im zweiten Buche enthaltenen Anekdoten zur Erklärung, wie einige Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten entstanden (unser Herausgeber hat diese sehr zweckmäßig am Ende zusammengestellt), die merkwürdigsten sind. Z. B.

Warum man sagt: weder Eines noch beide (Ni la una ni las dos).

Die Frau eines Landmannes unterhielt eine Liebschaft mit einem Licentiaten, welcher der Gevatter ihres Mannes war. Dieser lud ihn eines Tages zu Tische, um ein paar Repphühner mit ihm zu verzehren. Nachdem sie die Frau gebraten und lange vergeblich auf die Tischgenossen gewartet hatte, bekam sie selbst so großen Appetit, daß sie beide Repphühner verzehrte. Bald darauf kamen die Männer; die Frau aber wußte sich zu helfen, sie sagte zu ihrem Manne, er möge doch erst das Vorschneidemesser schleifen. Während dieser damit beschäftiget war, näherte sie sich schnell dem Licentiaten und flüsterte ihm zu: »Macht euch nur gleich aus dem Staube, Herr, denn mein Mann ist hinter unsere Liebschaft gekommen und hat geschworen, euch beide Ohren abzuschneiden. Seht ihr nicht, wie er schon das Messer dazu schleift?« Das ließ sich der Licentiat nicht zweimal sagen und machte sich davon. Die Frau schrie nun ihrem Manne zu: »Auf, Mann, der Gevatter geht mit den Repphühnern durch!« Der Mann sprang unter die Thüre mit dem Messer in der Hand und rief dem Flüchtigen nach: »Gevatter, laßt mir wenigstens Eines!« Der Licentiat aber antwortete: »Ei, zum Guckuck (Oh hideputa), weder Eines noch beide!« *)

Einige Anekdoten sind im valencianischen Dialekt abgefaßt. — Unter den zwölf dem Juan Aragones beigelegten werden ein paar von einem Lustigmacher (Truhan) „Velasquillo" erzählt, der eine Art spanischer Eulenspiegel gewesen zu seyn scheint, und zuletzt ein Impromptu von dem berühmten Dichter Garci Sanchez de Ba-

*) Diese Anekdote findet sich auch als deutsches Mährchen in der Brüder Grimm: »Kinder- und Hausmährchen«, Nr. 77: »Die kluge Grethel«, und Anm. dazu Bd. III. S. 130. — Wie denn überhaupt so manche Mährchen zu Anekdoten und durch die mittellateinischen und mönchischen Sammlungen der Art in verjüngter und zugespitzter Gestalt wieder zu Volkswitzen in allen modernen Sprachen wurden.

ajoz, der wie alle Andalusier in solchen Einfällen stark gewesen seyn soll. Da die letztere Anekdote durch die Uebersetzung ihre Pointe verliert und doch literarisch merkwürdig ist, so wollen wir sie im Original hersetzen:

„Al afamado poeta Garci Sanchez de Badajoz, el cual era natural de Ecija, ciudad en el Andalucía: este varon delicado, no solamente en la pluma, mas en promptamente hablar lo era. Acaecióle, que estando enamorado de una señora, la fué á festejar delante de una ventana de su casa, á la cual estaba apartada. Pues como encima de su caballo le hiciese grandes fiestas, dando muchas vueltas por su servicio, acertó de tropezar el caballo; y como la señora lo viese casi caido en tierra, dijo de manera que él lo pudo oir: „los ojos.“ Respondió él tan presto, y sin tener tiempo para pensar lo que habia de decir:

..... „Señora, y el corazon
Vuestros son.“ *)

Noch erwähnt der Herausgeber als zu dieser Novellenart und in diese Periode gehörig die „Cuentos varios“ des Alonso de Villegas; doch kennt auch er sie nur aus einer Anführung des Tomás Tamayo de Vargas, und sie sollen nur handschriftlich existirt haben. Denn Alonso de Villegas, Pfarrer von San Marcos zu Toledo und Verfasser der Flos sanctorum und anderer theologisch-ascetischer Werke, hat wahrscheinlich in seinen späteren Jahren diese „Spiele seiner Jugend“ herauszugeben verschmäht, ja sie wohl eben so unterdrückt wie seine „Comedia Selvagia“, deren gedruckte Exemplare (Toledo, 1554) er aufzukaufen und zu vernichten suchte.

Ferner gedenkt er der „Silva curiosa, en que se tratan diversas cosas sotilisimas y curiosas, muy convenientes para damas y caballeros en toda conversacion virtuosa y honesta“ von Julio Iñiguez de Medrano, einem Navarresen, der sich an dem Hofe der Königin Margareth von Navarra aufhielt und ihr dieses Buch widmete, das er zuerst zu Paris 1583 herausgab, und

*) Noch mehrere solcher Impromptus von Garci Sanchez findet man in einer späteren Anekdotensammlung: „Floresta española de apotegmas ó sentencias sabia, y graciosamente dichas de algunos Españoles. Colegidas por Melchor Santacruz de Dueñas.“ Huesca, 1618, in-12. In dieser Sammlung, wovon die k. k. Hofbibliothek ein Exemplar besitzt, sind die Anekdoten unter Rubriken geordnet; so stehen z. B. unter den Rubriken: „De responder con la copla antigua“ und „De dos significaciones“ die erwähnten Impromptus. Eine eigene Rubrik ist auch: „De truhanes“, worin Anekdoten von dem Hofnarren Carl's V., Don Frances, und von dem des Marques de Villena, Perico de Ayala, erzählt werden.

dann ebenda 1608 Cesar Oudin „in besser angeordneter und vermehrter Ausgabe" (corregida en esta nueva edicion, y reducida á mejor lectura) [1]. Medrano scheint viele Reisen nicht nur durch ganz Spanien, sondern auch in Portugal, Italien und selbst in Westindien gemacht [2], und die auf diesen Reisen gesammelten Merkwürdigkeiten und Anekdoten, besonders pikante Grabschriften, Sprichwörter u. s. w. in dieser „Silva" zusammengestellt zu haben. So enthält die erste Abtheilung der „Silva" Sprüche und Devisen (Letras y motes) in Versen, einen kleinen Schäferroman, halb in Versen halb in Prosa, und eine interessante Sprichwörtersammlung. Was uns aber hier zunächst betrifft, ist die: „Parte segunda de este primer libro, en la cual se contienen diversos dichos sentidos, agudas respuestas, y cuentos muy graciosos y recreativos, con algunos epitafios curiosos." Diese Histörchen und Anekdoten sind nicht nur ganz in der Art der von Timoneda erzählten, sondern großentheils dieselben mit denselben Worten und manchmal sogar in derselben Reihenfolge, so daß ein guter Theil von Timoneda's Sammlung in dieser wieder abgedruckt sich findet. Unter den wenigen dieser Sammlung eigenthümlichen Anekdoten ist wohl folgende eine der pikantesten und findet selbst noch in unseren Tagen ihre Anwendung:

Brief der spanischen Juden an die in Konstantinopel.

Verehrte Glaubensgenossen, das Heil und die Gnade seien mit euch. Wisset, daß der König von Spanien uns durch öffentlichen Ausruf anbefehlen läßt, Christen zu werden, daß man uns Hab und Gut und

[1] Letztere Ausgabe, im Besitze der k. k. Hofbibliothek, enthält außer dem »ersten Buche« von Medrano's Silva (er wollte noch sechs Bücher folgen lassen, wie aus einer gleich anzuführenden Stelle der Zueignung hervorgeht, die aber eben so wenig erschienen zu seyn scheinen, wie ein anderes von ihm projectirtes Werk: „El Vergel curioso", von dem er wiederholt in seiner Silva spricht) auch die berühmte Novelle: „El curioso impertinente" aus des Cervantes „Don Quijote." Ob sie auch noch durch andere Zusätze von der ersten Ausgabe sich unterscheide, können wir nicht angeben, da uns diese nicht zur Hand ist.

[2] Dieß geht wohl aus folgenden Worten der Zueignung hervor: „En este primero (libro de la Silva) hallará Vuestra Magestad varias materias muy recreativas: pero aunque los sujetos de él sean curiosos, suplico á V. M. no deje de pasar adelante, y emplear algunos ratos de espacio en los otros seis libros siguientes, compuestos en prosa: porque si en este primero V. M. goza de las flores, en los otros gustará el fruto sabroso de los mas raros y curiosos secretos de natura, que yo he podido aprender, y sacar de España, y de las Indias, y estando entre Italianos y Portugueses: etc."

selbst das nackte Leben raubt, daß man unsere Synagogen zerstört, und daß wir überhaupt so vielen Verfolgungen ausgesetzt sind, daß wir uns nicht mehr zu helfen wissen. Wir bitten und beschwören euch daher bei dem Gesetze Moses, wollet alsogleich eine Versammlung halten und den darin gefaßten Rathschluß auf kürzestem Wege uns zukommen lassen.

Chamorra, Haupt der Juden in Spanien.

Antwort der Juden von Konstantinopel an die Juden in Spanien.

Geliebte Brüder in Moses, wir empfingen euren Brief, in welchem ihr uns die Drangsale und die Leiden geschildert habt, die ihr erdulden müßt, und wir nehmen den lebhaftesten Antheil an euren Schmerzen. Der Rath, den euch unsere hochweisen Satrapen (Satrapas) und Rabbiner ertheilen lassen, ist folgender.

Wenn ihr sagt, der König von Spanien zwinge euch, Christen zu werden, so thut es, da ihr nicht anders könnt. Wenn ihr sagt, daß man euch Hab und Gut raube, so machet eure Söhne zu Kaufleuten, damit sie den Christen nach und nach wieder das ihre abnehmen. Wenn ihr sagt, daß man euch das Leben nehme, so lasset eure Söhne Aerzte und Apotheker werden, auf daß sie den Christen Gleiches mit Gleichem vergelten. Wenn ihr sagt, daß die Christen eure Synagogen zerstören, so sollen eure Söhne unter ihre Priester und Theologen sich mischen, dann werden sie auch ihre Kirchen zu Grunde richten. Und wenn ihr über so viele anders Verfolgungen zu klagen habet, so sehet zu, daß eure Söhne Advokaten, Procuradoren, Notare und Räthe werden und sich in alle Staatshändel mischen; denn so werdet ihr die Christen unterjochen und euch an's Ruder bringen und euch an ihnen rächen; und befolget genau diesen Rath, den wir euch geben, dann wird euch die Erfahrung lehren, daß ihr aus Unterdrückten die wahren Herrscher werdet.

Vssus F. F., Haupt der Juden von Konstantinopel.

Wie genau die Juden in Spanien diesen Rath befolgt haben, findet sich in Borrow's „Bible in Spain" durch die überraschendsten Entdeckungen und Thatsachen zur Genüge nachgewiesen! —

Noch gibt Medrano in diesem ersten Buche seiner „Silva" eine längere Erzählung aus seinen eigenen Reiseabenteuern, und zwar die in der That sehr abenteuerliche Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach S. Jago de Compostella und besonders seiner Erlebnisse bei dem Eremiten im „übelberüchtigten Passe" (puerto de malaventura), von dessen zauberkundigem Diener und von seinem Reisegefährten, einem „ungeschlachten von einem Dämon besessenen Deutschen" er die unglaublichsten Dinge alles Ernstes berichtet. Ein Hauptzweck seiner Reisen scheint auch das Sammeln von Grabschriften und darauf bezüglichen Anekdoten gewesen zu seyn, deren er mehrere schon hier mitgetheilt hat *).

*) So sagt er in der Einleitung zu dieser Erzählung von seiner Pilgerfahrt (p. 170 ff.): „Y aunque todos no gustarán quiza de esta historia de Romeros, yo me contentaré que algunos de mis amigos, y otras personas curiosas, que han padecido semejantes trabajos en

Endlich erwähnt der Herausgeber von den mehr anekdotenartigen Novellen jener Zeit noch eines Buches, das den Titel: „Historia de la donzella Theodor" trägt. Nic. Antonio (Bibl. nova, I. p. 9) schreibt es einem „Alphonsus" ohne Zunamen (quidam) zu, von dem er nichts anführt, als daß er ein Aragonier und Verfasser dieses Buches gewesen sey. Die k. k. Hofbibliothek besitzt auch von diesem sehr seltenen Buche ein Exemplar *), worin jedoch nirgends der Name des Verfassers vorkommt. Es ist eigentlich weder eine Novellen- noch Anekdotensammlung, sondern in dem Rahmen einer sehr einfachen Geschichte enthält es eine Menge von Räthselfragen mit ihrer Beantwortung (Preguntas y respuestas). Die Geschichte ist nämlich folgende: Ein sehr reicher ungerischer Kaufmann in Tunis kauft auf dem Sclavenmarkte ein sehr schönes Mädchen mit Namen Theodora, und da er an ihr viel Talent entdeckt, so läßt er sie auf das sorgfältigste in allen Künsten und Wissenschaften unterrichten, so daß das Mädchen ein Wunder von Gelehrsamkeit wird. Durch unglückliche Zufälle verliert der Kaufmann sein ganzes Vermögen und will selbst sein letztes Gut, das Mädchen, verkaufen. Dieses aber räth ihm, er möge es schön herausputzen und kostbar kleiden, und dann dem „Miramamolin Almanzor" anbieten. Der Kaufmann findet noch einen mitleidigen Freund, der ihm das zum Putze des Mädchens

tierras estrañas lean esta mi Silva, en la cual yo no pretiendo poner el discurso de los viajes y peregrinaciones que yo he hecho en Italia, Francia. España, y las Indias, ni contarte las aventuras que en estas tierras me han acontecido, porque yo te las guardo y reservo para ponerlas en mi Vergel curioso, en el cual despues de haberle gustado espero hallarás cosas dignas de tus ojos: solamente mezclaré aqui seis ó siete aventuras, que me acaescieron ó fueron contadas buscando con trabajo y curiosidad estos epitafios, antigüedades y otras cosas singulares. las cuales tambien verás escritas muy al largo en lengua castellana en mi Vergel."

*) Es besteht aus sechzehn Quartblättern, die ersten acht mit der Signatur a 1 — a 8, die letzten ohne Signatur und alle ohne Foliation und Custoden, der oben gegebene Titel steht unter einem Holzschnitte, in zwei mit Bordüren eingefaßten medaillonartigen Bildern die von den Himmelszeichen umgebenen Figuren einer die Laute spielenden Jungfrau und eines Königs darstellend; auf der Rückseite des Titels beginnt der Text mit gothischen Buchstaben und vielen Abbreviaturen gedruckt; auf der Rückseite des letzten Blattes ist das Wappen von Segovia mit dem Namen dieser Stadt, die also offenbar der Druckort ist, ohne Jahrzahl, doch unbezweifelt in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gedruckt, wie sich aus den angegebenen Merkmalen und auch daraus ergibt, daß das Exemplar der Hofbibliothek mit mehreren Drucken aus jener Zeit in einem eben so alten Einbande zusammengebunden ist. Brunet gibt eine Ausgabe von Alcala 1607 an.

Nöthige vorstreckt, und so herrlich herausgeputzt stellt er sie dem Almanzor vor, und bietet es ihm für 10,000 Golddoublonen an. Der König findet das Mädchen zwar sehr schön und trägt große Lust, es zu kaufen; aber dennoch verwundert er sich über den ungeheuern Preis. Da rühmt ihm der Kaufmann Theodora's außerordentliche Gelehrsamkeit, und um diese zu erproben, möge er sie mit den drei größten Gelehrten seines Hofes sich messen lassen. Dieß geschieht nun, indem die Gelehrten ihr verfängliche Fragen vorlegen; diese und die glückliche Lösung derselben durch Theodora's Beantwortung machen auch den Hauptinhalt des Büchleins aus. Der erste Gelehrte frägt sie nämlich, welche Himmelszeichen in jedem Monate regieren, und was für einen Einfluß sie auf die Natur und die unter ihnen geborenen Menschen haben, worauf Theodora die ganze astrologische Kalenderweisheit jener Zeit auskramt und ihn zwingt, sich besiegt zu erklären. Der zweite Gelehrte gibt ihr zu beantworten, wie die einzelnen Theile des menschlichen Körpers jedem der zwölf Himmelszeichen besonders unterworfen, und in welchen Zeichen und Monaten Purganzen und Aderlässe gut und wann sie schlecht seyen? Theodora legt ihm zur Antwort eine Zeichnung (die sich auch hier im Holzschnitt befindet) des menschlichen Körpers mit den Himmelszeichen auf den entsprechenden Theilen vor, und eine Tabelle mit den drei Rubriken: „Signos, Purga, Sangria", und darunter die den Himmelszeichen entsprechende Wirkung dieser Mittel angezeigt durch die drei Formeln: „Buena, indiferente, mala"; deren Richtigkeit der zweite Gelehrte anerkennt, und nachdem sie eben so befriedigend noch ein paar Fragen über den Werth des Weibes in den verschiedenen Lebensaltern und über die Kennzeichen weiblicher Schönheit (es ist die bekannte Frage: welche drei Theile des weiblichen Körpers schmal, welche drei kurz, welche drei roth, welche drei breit, welche drei dunkelfärbig, und welche drei weiß seyn müssen, um eine vollkommene weibliche Schönheit auszumachen) beantwortet hat, muß auch er sich überwunden bekennen. Als nun noch der dritte Gelehrte „Abraham el Trovador y maestro en la música", ein Jude, sie zum Wettkampfe herausfordert, trifft sie mit ihm das Uebereinkommen, daß der Besiegte sich splitternackt ausziehen und alle seine Kleider dem Sieger überlassen müsse, welche Bedingung vom Könige und seinem ganzen Hofe sanctionirt wird. Abraham gibt ihr nun eine Menge von Räthselfragen aus allen Gebieten des Wissens auf, worunter auch mehrere dogmatische, welche Theodora alle so treffend und die dogmatischen in so orthodoxem Sinne *)

*) Dadurch widerlegt sich auch die Vermuthung unseres Herausgebers, der diese Geschichte für arabischen Ursprungs hält, wenigstens

beantwortet, daß auch der dritte Gelehrte ihr den Sieg zuerkennen muß. Sie fordert nun aber auch die genaue Erfüllung der eingegangenen Bedingung, und als der Jude durchaus seine Unterkleider (paños menores) nicht ablegen will, weil er sich schämte und ohne sie nach seinem Gesetze keine Gebete verrichten durfte, so willigt sie endlich ein, daß er sich von dieser Verpflichtung mit 10,000 Golddoublonen loskaufe. Eben so viel und obenein noch reiche Kleider erhält sie vom Könige zum Geschenke; denn, von ihrer Schönheit und Gelehrsamkeit entzückt, hatte er ihr die Gewährung einer Bitte zugesagt; sie aber bat ihn, den Verkauf aufzuheben und sie ihrem Pflegevater zurückzugeben, dem sie durch die Bande der Dankbarkeit vor allen verpflichtet sey, was ihr der König nicht nur gewährte, sondern auch so reich sie beschenkte, daß der Kaufmann durch ihre Weisheit und Dankbarkeit wieder wohlhabend ward.

In der vierten Hauptrubrik: „Novela historica" stellt endlich der Herausgeber jene Erzählungen zusammen, die wir auch: historische Romane oder Novellen nennen. In die Periode vor Cervantes fallen aber nur zwei bemerkenswerthe Producte der Art, die er auch beide hier nicht nur besprochen, sondern auch ganz in dem vorliegenden Bande abgedruckt hat.

Das eine davon ist die: „Historia del Abencerraje y la hermosa Jarifa", von Antonio de Villegas, in dessen: „Inventario de obras en metro castellano" (Medina del Campo, 1565, in-4. und ebenda, 1577, in-8.), einer Sammlung von Gedichten, denen diese prosaische Erzählung beigefügt ist. Sie hat die vielgefeierte Liebesgeschichte des Mauren Abindarraez und der schönen Jarifa zum Gegenstande, am bekanntesten durch Montemayor's Idylle, und beruht zunächst auf Romanzen, denen historische Sagen aus den Gränzkriegen der Spanier mit den Mauren zu Grunde liegen (Romances fronterizos), wie denn dieses Abenteuer auch Conde nach arabischen Berichten als „Anécdota curiosa" seiner „Historia de la dominacion de los Arabes en España" angehängt hat *). Villega's Bearbeitung ist eben durch ihre schmucklose Einfachheit und den sagenhaften Ton sehr anziehend.

in Bezug auf die Ausführung, die ganz im Sinne des christlichen Mittelalters gehalten ist, sowohl in Hinsicht auf den Glauben als auf den Aberglauben. Höchstens könnte die Rahmenerzählung einem orientalischen Muster nachgebildet seyn?

*) Vgl. über die denselben Gegenstand behandelnden Romanzen und besonders die längere das ganze Abenteuer umfassende von Juan Timoneda: unsere „Rosa de romances", p. 96 — 107; zu den dort gegebenen Nachweisungen wollen wir noch hinzufügen, daß Fuster in seiner „Biblioteca Valenciana" in dem Art.: Timoneda eine Separatausgabe von dieser Romanze anführt u. d. T.: „Historia del enamorado moro Abindarraes, compuesta por Juan

Großentheils aus denselben Quellen, jenen „Gränz-Romanzen", ist das andere noch berühmter gewordene Werk, die: „Historia de las guerras civiles de Granada" von Ginés Perez de Hita hervorgegangen, mit dessen bloßer Erwähnung wir uns aber hier um so mehr begnügen können, als wir erst unlängst ausführlicher davon gehandelt haben, und der Herausgeber nichts Neues darüber vorgebracht hat *). Er hat beide Theile, nach der Madrider Ausgabe von Leon Amarita (1833), in seiner Sammlung wiederabgedruckt.

Wenn man sich aber wundern sollte, daß das Gebiet der „Novela histórica" damals noch so spärlich von den Spaniern angebaut worden war, so können — abgesehen von den bekannten allgemeinen Ursachen von der überall erst später eingetretenen Kultur dieser Gattung — gerade die beiden angeführten Muster Aufschluß geben über die specielleren Ursachen dieser Erscheinung in Spanien. Beide sind ja zunächst aus Romanzen hervorgegangen, und in dieser so volksthümlichen Form zogen es die Spanier noch lange vor, die Helden und Großthaten ihrer Geschichte auch poetisch zu verherrlichen, ja die Romanzen wurden im sechzehnten Jahrhundert selbst in der Kunstpoesie so herrschend, daß sie für Gegenstände der Art kaum eine andere Form aufkommen ließen. Dazu kam noch, daß im Gebiete des prosaischen Romans der abenteuer- und wundervolle ideale Ritterroman im Geschmack der Amadisse gewiß auch auf das Emporkommen des eigentlich historischen hinderlich wirkte. Höchstens könnte man hier noch die romanartigen historischen Volksbücher oder sagenhaften Chroniken vom Cid, Fernan Gonzalez, den „Sieben Infanten von Lara" u. s. w. anführen, die jedoch mehr der Volks- als der Kunstdichtung angehören.

Wenn wir, wie wir hoffen, durch diese Uebersicht die Zweckmäßigkeit und Reichhaltigkeit dieser trefflichen „Biblioteca" ersichtlich gemacht haben, so werden alle Freunde der spanischen Literatur mit uns der raschen Fortsetzung derselben mit Verlangen entgegen sehen, und wir können nur wünschen, daß Jeder durch thätige Unterstützung nach Möglichkeit dazu beitrage, damit der umsichtige Herausgeber und der unternehmende Verleger den wohlverdienten Lohn für so viel Mühe und Kostenaufwand ernten und auch in dieser für jedes wissenschaftliche Streben so ungünstigen Zeit Muth und Lust nicht verlieren.

Ferdinand Wolf.

Timoneda." Valladolid, en la imprenta de Alonso del Riego, ohne Jahr, in-4., welcher noch ein paar andere Romanzen: „Del rei Chico de Granada" und „De Fileno" beigegeben sind.

*) S. diese Jahrb. Bd. CXIV. S. 25—34.

Art. IV. Geschichte der Eroberung von Peru, mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas, von William H. Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Band. Mit einer Karte von Peru. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1848. 400 S. gr. 8.

Der Verfasser dieses, durch treues Quellenstudium und klar anschauliche Darstellung bedeutenden Werkes äußert sich über das erstere folgender Maßen: „Die Geschichte der spanischen Unternehmungen in der Neuen Welt hat ohne Zweifel ihre glänzendsten Blätter in den Eroberungen von Mexiko und Peru, den beiden Staaten, welche mit dem weitesten Länderumfange eine ausgebildete Verfassung und einen beträchtlichen Fortschritt in den Künsten der Sittigung verbanden. Sie ragen in der That in dem großen Gewebe der Geschichte so bedeutend hervor, daß der Name des einen, obgleich sie sich in ihren Verfassungen auffallend von einander unterscheiden, ganz von selbst auf den des andern führt." Der größere Theil der Urkunden für beide Gegenstände wurde aus der nämlichen großen Sammlung — den Archiven der königlichen Akademie der Geschichte in Madrid — geschöpft; einer Anstalt, die besonders zur Aufbewahrung alles Dessen bestimmt ist, was zur Aufhellung der Geschichte der spanischen Besitzungen in Amerika dienen kann. Den reichsten Theil ihrer Sammlungen bilden wahrscheinlich die Muñoz'schen Handschriften. Dieser ausgezeichnete Gelehrte, der Geschichtschreiber Indiens, verwendete fast fünfzig Jahre seines Lebens zur Sammlung des Stoffes zu einer Geschichte spanischer Entdeckungen und Eroberungen in Amerika. Hierzu wurde ihm, da er im Auftrage der Regierung thätig war, jede mögliche Erleichterung gewährt, und sowohl öffentliche als Privatsammlungen in allen bedeutenden Städten des Reichs, nicht nur im Lande selbst, sondern auch im weiten Umfange von dessen überseeischen Besitzungen, wurden ihm zur freien Einsicht gestattet. Das Ergebniß war eine ausgezeichnete Sammlung von Handschriften, von welchen er viele die Geduld gehabt hat, eigenhändig abzuschreiben. Aber er sollte es nicht erleben, die Früchte seines beharrlichen Fleißes zu ernten. Bei seinem Tode war kaum der erste Band, auf Columbus' Reisen bezüglich, beendet, und seine Handschriften, wenigstens der Theil derselben, der Mexiko und Peru betrifft, waren bestimmt, von einem Andern, einem Bewohner jener neuen Welt, auf welche sie sich bezogen, benützt zu werden.

Ein anderer Gelehrter, dessen literarischen Schätzen der Verfasser Vieles verdankt, ist der verstorbene Vorsteher der königlichen Akademie der Geschichte, Don Martin Fernandez de Navarrete. Während des größeren Theiles seines langen Lebens war er be-

müht, Urkunden zur Erläuterung der Jahrbücher der Pflanzstaaten zu sammeln. Viele derselben sind in sein großes Werk: „Coleccion de los Viages y Descubrimientos" aufgenommen worden, das zwar keineswegs nach dem ursprünglichen Plane des Verfassers vollendet, aber auch so für den Geschichtschreiber von unschätzbarem Werthe ist. Indem Navarrete den Zug der Entdeckungen weiter verfolgte, wendete er sich von den Eroberungen von Mexiko und Peru ab, um die Reisen seiner Landsleute auf den indischen Meeren zu schildern. Seine, auf die beiden erstern Länder bezüglichen Handschriften erlaubte er dem Verfasser zum Abschreiben. Einige derselben sind seitdem unter Aufsicht seiner gelehrten Mitarbeiter Salvá und Baranda, gleich ihm Mitglieder der Akademie, gedruckt erschienen. Die dem Verfasser überlassenen Urkunden bilden einen höchst wichtigen Theil des gegenwärtigen Werkes.

Der Tod dieses berühmten Mannes, der bald nach Anfang der vorliegenden Geschichte erfolgte, hat in seinem Vaterlande eine nicht leicht auszufüllende Lücke zurückgelassen; denn er hatte sich der Wissenschaft mit Eifer gewidmet, und Wenige haben mehr zur Ausbreitung der Kenntniß der spanischen Pflanzstaat-Geschichte geleistet. Weit entfernt, nur ausschließlich auf seine eigenen literarischen Pläne bedacht zu seyn, war er stets bereit, denen Anderer seine Theilnahme und seinen Beistand zu widmen. Sein Ruf als Gelehrter wurde noch gesteigert durch die höheren Eigenschaften, die er als Mensch besaß, — durch sein Wohlwollen, seine Einfachheit und seinen unbefleckten moralischen Werth.

In der Reihe derjenigen, welchen sich der Verfasser für Mittheilungen verpflichtet erkennt, erscheinen die Namen des durch seine treuen und gediegenen französischen Uebersetzungen der Munoz'schen Handschriften wohlbekannten Herrn Ternaux-Compans und des Don Pascual de Gayangos, der unter dem bescheidenen Gewande einer Uebersetzung eine scharfsinnige und gelehrte Untersuchung der spanisch-arabischen Geschichte geliefert, und sich die oberste Stelle in jenem schwierigen wissenschaftlichen Fache gesichert hat, in das die Arbeiten eines Masden, eines Casiri und eines Conde zuerst Licht gebracht haben.

Den aus diesen Hilfsquellen geschöpften Hilfsmitteln fügte der Verfasser noch einige Handschriften wichtigen Inhaltes aus der Bibliothek des Escurials hinzu. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die ehemalige Verfassung Peru's und bildeten einen Theil der prachtvollen Sammlung Lord Kingsborough's, die unglücklicherweise das Loos der meisten wissenschaftlichen Sammlungen getheilt hat, und seit dem Tode des edlen Gründers zerstreut worden ist.

Aus diesen verschiedenartigen Quellen schöpfte der Verfasser eine große Masse von Handschriften der mannigfaltigsten und zu-

verlässigsten Art: königliche Verleihungen und Verordnungen, Vorschriften des Gerichtshofes, Briefe des Kaisers an die hohen Pflanzstaat-Beamten, städtische Urkunden, persönliche Tagebücher und Bemerkungen, und eine Masse Privatbriefe der Hauptheiden dieses stürmischen Schauspiels. Vielleicht war es eben der unruhige Zustand des Landes, der einen häufigeren Briefwechsel zwischen der Regierung im Mutterlande und den Pflanzstaat-Beamten herbeiführte. Aber was auch der Grund seyn mag, die Sammlung handschriftlicher Urkunden in Bezug auf Peru ist reicher und vollständiger als die Mexiko betreffende, so, daß es kaum eine Dunkelheit auf dem Pfade des Abenteurers gibt, auf den der Briefwechsel jenes Zeitraums nicht einiges Licht geworfen hätte. Der Geschichtschreiber hat vielmehr über einen embarras de richesses zu klagen; denn bei der Reichhaltigkeit der sich widersprechenden Zeugnisse ist es nicht immer leicht, die Wahrheit herauszufinden, wie ja auch die Mannigfaltigkeit von Streiflichtern dazu geeignet ist, das Auge des Beobachters zu blenden und zu verwirren.

Die gegenwärtige Geschichte ist nach dem nämlichen allgemeinen Plane wie die der Eroberung von Mexiko durchgeführt. In einem einleitenden Buche schildert der Verfasser die Staatseinrichtungen der Inkas, damit der Leser mit dem Charakter und den Verhältnissen jenes merkwürdigen Volksstammes vertraut gemacht werde, ehe er zur Geschichte seiner Unterjochung übergeht. Die übrigen Bücher beschäftigen sich mit der Geschichte der Eroberung. Und hier bietet der Gegenstand, ungeachtet so mancher Gelegenheit zur Schilderung von Charakteren, auffallenden romantischen Ereignissen und malerischen Naturscenen, dem Geschichtschreiber nicht so in's Auge fallende Vortheile dar, wie bei der Eroberung von Mexiko. Ueberhaupt können sich sowohl für die Zwecke des Geschichtschreibers als des Dichters wenige Gegenstände diesem gleichstellen. Dort ist die natürliche Entwickelung der Geschichte genau das, was die strengsten Regeln der Kunst vorschreiben würden. Die Eroberung des Landes ist der große, stets dem Leser vor Augen schwebende Zweck. Von der ersten Landung der Spanier auf jenem Boden an, ist Alles auf dieses große Ziel gerichtet, — ihre weiteren Abenteuer, ihre Schlachten und Unterhandlungen, ihre verderblichen Rückzüge, ihre Wiedervereinigung und endliche Belagerung, bis die lange Reihe mit dem Falle der Hauptstadt endet. In dem Gange der Ereignisse strebt Alles ohne Abschweif diesem Ziele zu. Es ist ein großartiges Heldengedicht, in welchem die Einheit der Theilnahme an dem Gegenstande vollständig ist.

In der „Eroberung von Peru" endet die Handlung, in so weit sie sich auf den Untergang der Inkas bezieht, lange vor dem

Schlusse der Erzählung. Den übrigen Theil nehmen die rohen Kämpfe der Eroberer ein, die, ihrer Natur nach, unfähig erscheinen, sich um einen Mittelpunkt des Interesses zu sammeln. Um uns einen solchen zu sichern, müssen wir unsern Blick auf den unmittelbaren Sturz des indianischen Reiches hinaus richten. Die Besiegung der Eingebornen ist nur der erste Schritt, auf den die der Spanier — der aufrührerischen Spanier selbst — folgen muß, bis die Herrschaft der Krone über das Land unwiderruflich festgestellt wird. Erst von diesem Zeitpunkte an kann man die Eroberung dieses überseeischen Reiches vollendet nennen; und dadurch, daß wir den Blick auf diesen entfernten Punkt richten, werden wir finden, daß die Erzählung auf einen großen Erfolg hinleitet, und daß jene Einheit der Spannung wohl vorhanden ist, welche für eine geschichtliche Arbeit kaum weniger erforderlich ist, als für eine dramatische.

Der Verfasser hat es sich ferner zur Aufgabe gemacht, die schätzenswerthe Geschichte der Eroberung von Peru, welche die Engländer von der Hand Robertson's besitzen, in allen ihren romantischen Einzelnheiten darzustellen, nicht nur die charakteristischen Züge der Eroberung zu schildern, sondern dem Umrisse eine lebendige Farbengebung zu verleihen, und so ein genaues und treues Gemälde der damaligen Zeiten zu liefern. Zu diesem Ende hat er bei Bearbeitung seines Werkes von seiner handschriftlichen Quelle freien Gebrauch gemacht, die handelnden Personen so viel möglich für sich selbst reden lassen und besonders fünfzig ihrer Briefe benützt, wodurch die Darstellung viel an Wahrheit und Lebendigkeit gewann. In den Anmerkungen wurden vielfältige Auszüge aus diesen Quellen gemacht, sowohl um den Text zu unterstützen, als um diese Ergießungen ausgezeichneter Feldherren und Staatsminister seiner Zeit gedruckt zu geben, die den Spaniern selbst nicht leicht zugänglich sind.

Der vorliegende Band zerfällt in drei Bücher. Das erste Buch enthält eine genaue und anschauliche Uebersicht von der Bildung der Inkas.

Den Ursprung der peruanischen Bildung führt man auf das Thal von Cuzco, der mittleren Gegend von Peru, zurück, wie schon der Name andeutet. Der Ursprung des peruanischen Reiches verliert sich, gleich dem aller Völker, mit Ausnahme der sehr wenigen, die wie das unsrige das Glück gehabt haben, sich von einem gebildeten Zeitraume und Volke herzuschreiben, in dem Nebel der Fabel, der sich dann auch eben so dicht, wie nur bei irgend einem alten oder neuen Volke der alten Welt, um dessen Geschichte gelagert hat. Gemäß der dem europäischen Gelehrten sehr bekannten Ueberlieferung gab es eine Zeit, wo die Urstämme

des Festlandes ganz in beklagenswerthe Rohheit versunken waren, wo sie fast jeden Gegenstand in der Natur ohne Unterschied anbeteten, wo sie den Krieg als Zeitvertreib betrachteten und das Fleisch ihrer geschlachteten Gefangenen schmausten. Da habe nun die Sonne, die große Leuchte und Mutter der Menschheit, über ihren erniedrigten Zustand Mitleid gefühlt und zwei ihrer Kinder abgesandt, Manco Capac und Mama Oello Huaco, um die Eingebornen in Gemeinden zu sammeln und sie die Künste des gesitteten Lebens zu lehren. Das himmlische Paar, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin, zog längs der hohen Ebenen hin, in der Nähe des Titicacasees, bis gegen den sechzehnten Grad südlicher Breite. Sie führten einen goldenen Keil bei sich und waren angewiesen, ihren Wohnsitz an der Stelle aufzuschlagen, wo das heilige Sinnbild ohne Mühe in den Boden dringen werde. Sie schritten daher vor, doch nur eine kurze Strecke, bis zum Thal von Cuzco, wo sich das Wunder erfüllte, da dort der Keil schnell in die Erde drang und auf immer verschwand. Hier schlugen die Kinder der Sonne ihren Wohnsitz auf und traten bald ihren wohlthätigen Beruf unter den rohen Bewohnern des Landes an. Manco Capac lehrte die Männer die Kunst des Ackerbaues und Mama Oello weihte ihr eigenes Geschlecht in die Geheimnisse des Spinnens und Webens ein. Das einfache Volk lieh den Himmelsboten ein williges Ohr, sammelte sich in beträchtlicher Anzahl und legte den Grund zu der Stadt Cuzco. Die nämlichen weisen und wohlwollenden Grundsätze, welche den ersten Inkas zur Richtschnur dienten, vererbten sich auf ihre Nachfolger, und unter ihrem milden Zepter breitete sich allmälig längs der Oberfläche des Tafellandes eine Staatsgesellschaft aus, die eine Ueberlegenheit über die anderen Stämme rings umher behauptete. Dieß ist das gefällige Bild vom Ursprunge des peruanischen Königreichs, wie es uns Garcilaso de la Vega, der Abkömmling der Inkas, entworfen, und das durch ihn bei dem europäischen Leser Eingang gefunden hat.

Aber diese Ueberlieferung ist nur eine von mehreren bei den peruanischen Indianern verbreiteten, und wahrscheinlich nicht die am Allgemeinsten angenommene. Eine andere Sage spricht von gewissen weißen und bärtigen Männern, die, von den Küsten des Titicacasees herkommend, sich Einfluß auf die Eingebornen zu verschaffen wußten und ihnen die Wohlthat der Sittigung verschafften. Dieß erinnert uns an die Sage bei den alten Azteken in Bezug auf Quatzalcoatl (die gute Gottheit), der in einem ähnlichen Gewande und Aeußern von Osten aus in einer gleich wohlwollenden Absicht auf die große Hochebene kam. Die Aehnlichkeit

ist um so merkwürdiger, als sich bei beiden Völkern keine Spur von Verbindung mit einander auffinden läßt.

Die für diese außerordentlichen Begebenheiten gewöhnlich angegebene Zeit war ungefähr vierhundert Jahre vor der Ankunft der Spanier oder zu Anfang des zwölften Jahrhunderts. Aber wie ansprechend für die Einbildungskraft und wie allgemein verbreitet auch die Sage von Manco Capac seyn möge, so gehört doch, selbst wenn man die übernatürlichen Beigaben davon absondert, nur wenig Ueberlegung dazu, die Unwahrscheinlichkeit derselben zu zeigen. An den Ufern des Titicacasees finden sich noch heutigen Tages weitläufige Trümmer, welche die Peruaner selbst für älter als die behauptete Ankunft der Inkas anerkennen und als solche bezeichnen, die ihnen zu Mustern ihrer Baukunst gedient haben. Die Zeit ihres angeblichen Erscheinens ist offenbar nicht mit ihrer spätern Geschichte zu vereinbaren. Kein Bericht gibt dem Herrschergeschlechte der Inkas mehr als dreizehn Fürsten vor der Eroberung. Aber diese Zeit ist allzu gering, um sich über vierhundert Jahre verbreitet zu haben, und würde die Gründung des Königreichs, nach einer nur irgend wahrscheinlichen Schätzung, nicht über zwei und ein halbes Jahrhundert zurück verlegen — ein an sich nicht unglaubliches Alter, und welches, was zu bemerken ist, der behaupteten Gründung der Hauptstadt von Mexiko um nicht mehr als ein halbes Jahrhundert vorausginge. Die Fabel von Manco Capac und seiner Schwestergattin wurde ohne Zweifel zu einer späteren Zeit ersonnen, um der Eitelkeit der peruanischen Herrscher zu schmeicheln und um ihrer Macht durch diese Herleitung von einem himmlischen Ursprunge eine höhere Weihe zu geben.

Wir können wohl mit Recht vermuthen, daß schon vor der Zeit der Inkas ein in der Bildung vorgeschrittenes Geschlecht im Lande lebte, und in Uebereinstimmung mit fast allen Ueberlieferungen können wir dieses Geschlecht als aus der Nähe des Titicaca-Sees gekommen annehmen; eine Annahme, die in den staunenswerthen baulichen Ueberresten, die an dessen Ufern nach dem Verlaufe so vieler Jahre noch bestehen, eine starke Stütze findet. Welches Geschlecht dieß war und woher es kam, ist eine anziehende Aufgabe für die Forschung des sinnigen Alterthumsforschers. Aber es ist ein Land der Finsterniß, das weit über das Gebiet der Geschichte hinausliegt.

Derselbe Nebel, der über dem Ursprung der Inkas schwebt, umlagert auch noch ihre spätere Geschichte, und die von den Peruanern benutzten Urkunden waren so unvollkommen und ihre Ueberlieferungen so verworren und widersprechend, daß der Geschichtschreiber innerhalb eines Jahrhunderts vor der spanischen

Eroberung nichts findet, worauf er sicher fußen könnte. Anfangs scheinen die Fortschritte der Peruaner nur langsam, fast unmerklich gewesen zu seyn. Durch ihre weise und gemäßigte Politik gewannen sie die benachbarten Stämme allmälig für ihre Herrschaft, da diese immer mehr von den Wohlthaten einer gerechten und wohlgeordneten Regierung überzeugt wurden. Als sie stärker wurden, mochten sie sich mit größerer Sicherheit auf ihre Kräfte verlassen; aber doch benutzten sie fortwährend die von ihren Vorgängern angewendeten wohlwollenden Vorwände, während sie Friede und Gesittung mit der Schärfe des Schwerts verbreiteten. Die rohen Völker des Landes, ohne irgend einen festen Zusammenhang unter einander, fielen eines nach dem andern vor dem siegreichen Arme der Inkas. Doch war es nicht vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, daß der berühmte Topa Inka Yupanqui, Großvater des Fürsten, der zur Zeit der Ankunft der Spanier auf dem Throne saß, seine Heere mitten durch die schreckliche Wüste Atacama führte, und daß er, vorgedrungen bis zu den südlichen Gegenden Chili's, die dauernde Gränze seines Gebietes an dem Flusse Maule festsetzte. Sein ganz von gleicher Ehrsucht und kriegerischer Fähigkeit erfüllter Sohn Huayna Capac marschirte längs der Cordilleren gegen Norden, verfolgte seine Eroberungen bis über den Aequator hinaus und fügte dem peruanischen Reiche das mächtige Königreich Quito hinzu.

Das Zepter der Inkas vererbte sich, wenn wir ihrem Geschichtschreiber glauben dürfen, während der ganzen Dauer ihrer Herrschaft, in ununterbrochener Folge von Vater auf Sohn. Was wir auch davon denken mögen, so ist es doch wahrscheinlich, daß das Erbrecht dem ältesten Sohne der Coya, der rechtmäßigen Königin, zustand, wie sie zur Unterscheidung von dem Schwarme der Beischläferinnen des Herrschers genannt wurde. Die Königin war auch, wenigstens in spätern Regierungen, durch den Umstand ausgezeichnet, daß sie aus den Schwestern des Inka gewählt wurde; eine Maßregel, die, wie empörend sie auch nach den Begriffen gebildeter Völker ist, sich den Peruanern dadurch empfahl, daß sie der Krone einen Erben aus dem reinen, vom Himmel stammenden, durch keine irdische Mischung befleckten Geschlechte sicherte.

In seiner Jugend wurde der königliche Sprößling der Aufsicht der Amautas oder „weisen Männer," wie die Lehrer der peruanischen Wissenschaft genannt wurden, anvertraut, die ihn in den Anfangsgründen der Kenntnisse unterrichteten, die sie selbst besaßen, und besonders in den lästigen Gebräuchen ihrer Religion, in welchen er eine bedeutende Rolle zu spielen hatte. Auch auf seine kriegerische Erziehung ward große Sorgfalt verwendet, da dieselbe in einem Staate, der bei all seinen Betheuerungen von

Frieden und Wohlwollen stets zur Erlangung der Oberherrschaft in Krieg begriffen war, die größte Wichtigkeit hatte.

In dieser Kriegsschule wurde er mit solchen vornehmen Inkas erzogen, die ungefähr von gleichem Alter mit ihm waren: denn der geheiligte Name Inka — eine ergiebige Quelle von Dunkelheit in ihrer Geschichte — wurde Allen ohne Unterschied beigelegt, die von der männlichen Linie des Stifters des Königreichs abstammten. Wenn die Zöglinge das Alter von sechzehn Jahren erreicht hatten, wurden sie, ehe sie in den Ritterorden, wie man ihn nennen könnte, treten durften, einer öffentlichen Prüfung unterworfen. Diese Prüfung wurde von den ältesten und berühmtesten Inkas vorgenommen. Die zu Prüfenden mußten ihre Geschicklichkeit in den Kraftübungen des Kriegers zeigen, im Ringen und Faustkampf, im Durchlaufen langer Strecken, im strengen, mehrere Tage fortgesetzten Fasten und in Scheingefechten, die, obgleich mit stumpfen Waffen geführt, doch nie ohne Wunden abliefen und zuweilen den Tod zur Folge hatten. Während dieser Prüfung, welche dreißig Tage dauerte, wurde der königliche Neuling nicht besser behandelt als seine Gefährten; er schlief auf dem nackten Boden, ging ohne Schuhe und in ärmlicher Kleidung — eine Lebensweise, die, wie man annahm, ihm mehr Mitgefühl für Dürftige einflößen sollte. Indeß bei all diesen äußeren Zeichen von Unparteilichkeit würde man den Richtern nicht durch die Voraussetzung zu nahe treten, daß eine politische Klugheit ihre Wahrnehmung der wahren Verdienste des Thronerben einigermaßen geschärft haben dürfte.

Nach Ablauf der bestimmten Zeit wurden die der Ehre ihres rohen Ritterthums würdig befundenen Bewerber dem Herrscher vorgestellt, der eine bedeutende Rolle bei der Einführungs-Ceremonie zu übernehmen geruhte. Er fing mit einer kurzen Anrede an, in der er den jungen Leuten zu den Fertigkeiten, die sie in den Kriegsübungen gezeigt, Glück wünschte, und sie auf die mit ihrer Geburt und Stellung verbundene Verantwortlichkeit aufmerksam machte; dann redete er sie liebevoll als „Kinder der Sonne" an und ermahnte sie, ihrem großen Vorfahren in seiner glorreichen Laufbahn zum Wohle der Menschheit nachzuahmen. Hierauf traten die Bewerber näher, und indem einer nach dem andern vor dem Inka niederkniete, durchstach er ihnen die Ohren mit einem goldenen Stifte; dieser mußte dann darin stecken bleiben, bis die Oeffnung weit genug geworden war, um die ungeheuern Ohrgehänge aufzunehmen, welche ihm vom Orden eigen waren und ihnen bei den Spaniern den Namen Orejones zuzogen. Dieser Schmuck war in den Ohren des Herrschers von solcher Schwere, daß er den Knorpel fast bis an die Schultern

ausdehnte, was in den Augen der Europäer als eine scheußliche Verunstaltung erschien, obgleich es, unter dem zauberischen Einflusse der Mode, von den Eingebornen als eine Schönheit betrachtet wurde.

Nachdem diese Verrichtung vollzogen war, bekleidete einer der ehrwürdigsten Edelleute die Füße der Jünglinge mit den im Orden gebräuchlichen Halbschuhen, was an die Ceremonie des Sporenanschnallens der christlichen Ritter erinnert. Alsdann durften sie den Gürtel oder die Binde um die Lende anlegen, das wie die Toga virilis der Römer andeutete, daß sie das Alter der Männlichkeit erreicht hatten. Ihre Köpfe wurden mit Blumenkränzen geschmückt, die durch ihre mannigfaltigen Farben Sinnbilder der Milde und Güte darstellten, welche den Charakter jedes wahren Kriegers zieren sollten; auch wurden Blätter von Immergrün unter die Blumen gemischt, um anzudeuten, daß diese Tugenden ewig währen sollten. Ferner ward das Haupt des Prinzen geschmückt mit einem gelben Netz, aus den feinen Fäden der Vigogenwolle gewebt, das die Stirn umgab, als das eigenthümliche Abzeichen des Thronerben. Hierauf trat die große Masse des Inka-Adels vor; Alle, die Nächstverwandten zuerst, knieten der Reihe nach vor dem Prinzen nieder und huldigten ihm als Thronerben. Darauf setzte sich die ganze Versammlung nach dem großen Platze der Hauptstadt in Bewegung, wo Gesänge und Tänze und andere öffentliche Festlichkeiten die wichtige Ceremonie der Huaracu beschlossen.

Der Leser wird von der Aehnlichkeit, welche diese Ceremonie mit der feierlichen Einführung eines christlichen Ritters hat, weniger überrascht seyn, wenn er daran denkt, daß gleiche Uebereinstimmung in den Einrichtungen anderer mehr oder weniger gebildeter Völker zu finden ist, und daß solche, bei denen der Krieg das einzige wichtige Geschäft ist, den Zeitpunkt, wo die dazu vorbereitende Erziehung beendet ist, durch ähnliche bezügliche Feierlichkeiten bezeichnen.

Wenn der Thronerbe nun auf diese Weise seine Probe ehrenvoll bestanden hatte, wurde er für würdig erachtet, im Rathe seines Vaters zu sitzen; er ward zu ehrenvollen Aemtern in der Heimat verwendet, oder häufiger auf ferne Kriegsunternehmungen ausgesandt, um auf dem Schlachtfelde die Lehren in Ausführung zu bringen, die er bisher nur auf der scheinbaren Kriegsbühne eingeübt hatte. Seine ersten Feldzüge machte er unter der Leitung der berühmten, im Dienste seines Vaters ergrauten Befehlshaber, bis er, an Alter und Erfahrung vorgerückt, selbst eine Befehlshaberstelle erhielt, und, wie Huayna Capac, der letzte und berühmteste seiner Geschlechtslinie, die Banner des Re-

genbogens, das Wappenschild seines Hauses, weit über die Gränzen hinaus bis zu den fernsten Stämmen der Hochebene trug.

Die Regierung von Peru war eine unbeschränkte Herrschaft, zwar von milder Art, aber der Form nach doch eine unbeschränkte Einzelherrschaft. Der Herrscher war unendlich hoch über seine Unterthanen gestellt. Selbst der stolzeste vom Inka-Adel, der seine Herkunft von demselben himmlischen Ursprunge wie der Inka selbst herleitete, durfte es nicht wagen, vor dessen königlicher Person anders als barfuß und mit einer leichten Last auf der Schulter als Zeichen der Huldigung zu erscheinen. Als Stellvertreter der Sonne stand er an der Spitze der Priesterherrschaft und hatte bei den wichtigsten religiösen Festlichkeiten den Vorsitz. Er errichtete Heere und befehligte sie gewöhnlich in eigener Person. Er legte Steuern auf, machte Gesetze und sorgte für die Ausführung derselben durch Ernennung von Richtern, die er nach Gefallen auch wieder absetzte. Er war die Quelle, von der Alles ausfloß, alle Macht, alle Würde, alles Einkommen. Kurz, er war in dem wohlbekannten Ausdruck des europäischen Selbstherrschers „Selbst der Staat."

Der Inka suchte seine Ansprüche auf eine Eigenschaft als höheres Wesen durch einen äußern Glanz seiner Lebensweise zu begründen, der ganz darauf berechnet war, seinem Volke Ehrfurcht zu gebieten. Sein Anzug bestand aus der feinsten Vicunna-Wolle, prachtvoll gefärbt und mit einer Fülle von Gold und kostbaren Steinen geschmückt. Um seinen Kopf war ein gefalteter, buntfarbiger Turban, das Llautu genannt, gewunden, und eine Art Netz, wie der Prinz trug, aber von Scharlachfarbe, in dem zwei Federn eines seltenen und merkwürdigen Vogels, der Coraquenque genannt, aufrecht standen, war das ausgezeichnete Merkmal der Königswürde. Die Vögel, von denen diese Federn genommen wurden, fand man in einer Wüste zwischen den Bergen, und es stand Todesstrafe darauf sie zu tödten oder zu fangen, da sie zu dem ausschließenden Zwecke dienten, den königlichen Kopfputz zu zieren. Jeder Fürst erhielt bei seiner Thronbesteigung ein neues Paar dieser Federn, und seine rechtgläubigen Unterthanen glaubten gern, daß es überhaupt nur zwei Geschöpfe der Art gegeben habe, um diesen einfachen Schmuck der Inka-Krone zu liefern.

Obgleich der peruanische Herrscher so erhaben über den höchsten seiner Unterthanen stand, so ließ er sich doch zuweilen herab, sich unter sie zu mischen, und war angelegentlich bemüht, sich persönlich von der Lage der untern Klassen zu überzeugen. Er war bei einigen der religiösen Feierlichkeiten zugegen, und bewirthete bei solchen Gelegenheiten die vornehmen Edelleute an seiner Tafel, wo er sie, nach der Sitte gebildeter Völker, dadurch aus-

zeichnete, daß er auf die Gesundheit derer trank, die er am meisten zu ehren wünschte.

Aber die erfolgreichsten Mittel, welche die Inkas anwendeten, um mit ihrem Volke in Verbindung zu bleiben, waren ihre Reisen durch das Reich. Diese fanden in Zwischenräumen von einigen Jahren mit großem Pompe und Gepränge Statt.

Das zweite Buch handelt von der Entdeckung, das dritte und wichtigste von der Eroberung von Peru.

(Der Schluß folgt.)

Art. V. **Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, von Alexander von Humboldt. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1847. gr. 8. 544 S.**

Der erste Band dieses berühmten und höchst bedeutsamen Werkes ist in diesen Blättern früher besprochen und seine Vortrefflichkeit hervorgehoben worden. Er enthielt das Weltgemälde, wie es sich der mit den Anschauungen und Erkenntnissen unserer Zeit ausgerüsteten denkenden Betrachtung darstellt, mit hoher Meisterschaft gezeichnet und mit dem reichsten Farbenglanze ausgestattet. Es war die Welt der Objecte in ihrem Zusammenhange mit dem großen Ganzen und ihrer Abhängigkeit von einander, so weit beides erkannt ist, welche uns in schön geordneter Folge vorgeführt wurde. Aber das Erkannte steht mit dem Erkennenden in einer Wechselbeziehung, und die Art, wie das Object auf das Subject wirkt, wie es von dem letzteren aufgenommen und erfaßt wurde, wie es sich in seinem Geiste gestaltete und Form gewann, ist nicht minder lehrreich und wichtig, als die Schilderung des Objects. Es ist die Aufgabe des zweiten Theils des Kosmos, diese subjectiven Eindrücke und Formen der Betrachtung vorzuführen; er versetzt uns damit auf ganz anderen Boden, nämlich vorzugsweise auf den historisch-literarischen. Wenn diese Verschiedenartigkeit des Standpunkts eine große Verschiedenartigkeit des Inhalts nothwendig zu machen scheint, so ist dieß doch eben nur scheinbar richtig, indem das Object für beide Theile dasselbe ist, nämlich das Weltganze als solches, in welchem auch die im zweiten Theile anzustellende Betrachtung ihren Einigungspunkt findet. Werden so die mannigfaltigen Betrachtungen subjectiver Anregungen und Anschauungen, welche dieser Band bespricht, zusammengehalten durch das Object, so gewinnt diese Einheit noch mehr durch die Behandlung. Auch in diesem Theile werden uns wieder schön und kunstreich gruppirte Bilder vorgeführt, deren jedes zwar in sich abgeschlossen ist, welche aber doch unter einander durch ein gemeinschaftliches Band zu einem schönen Ganzen

verbunden sind, und nicht minder, wie in dem ersten Theile, erregt es Bewunderung, mit welcher Meisterschaft der oft so spröde Stoff geformt und behandelt ist. Dieselbe schöne Darstellung erquickt auch hier, derselbe Fluß der Rede führt leicht und anmuthig selbst über die dürren und unfruchtbaren Partien hinweg. Bald öffnen sich große Aussichten, bald verengen sie sich, und der Blick verweilt auf dem Keime einer Weltbegebenheit, die er wachsen sieht, bis sie riesengroß die Grenzen der Welt erweitet. Aber auch hier müssen wir bitten, nicht flüchtig und eilend zu lesen. Die Worte sind mit großem Bedachte gewählt und jedes hat seine volle Bedeutung. Wer auf einer Eisenbahn durch eine schöne Gegend eilt, bringt sich um ihren Genuß, und wer das Buch mit Bedacht lies't, wird finden, wie passend unser Gleichniß ist.

Dieser zweite Band ist in zwei Abschnitte getheilt, von welchen der erste nur ein Drittel so stark ist, als der zweite. Jener erste Abschnitt bespricht die Anregungsmittel zum Naturstudium, in sofern sie sich als Reflex der Außenwelt auf das Gefühl und die dichterisch gestimmte Einbildungskraft äußern, und zwar nach den dreierlei Formen: dichterische Naturbeschreibung, Landschaftmalerei und Cultur exotischer Gewächse, wie dieß bereits im ersten Bande angedeutet war. Wir wollen sie einzeln näher betrachten, doch ist allen dreien eine von ihnen nicht gesonderte Einleitung vorausgeschickt, die wir nicht übergehen dürfen, weil sie wichtig ist.

Das Buch beginnt mit folgenden Worten: „Wir treten aus dem Kreise der Objecte in den Kreis der Empfindungen. Die Hauptresultate der Beobachtung, wie sie von der Phantasie entblößt, der reinen Objectivität wissenschaftlicher Naturbeschreibung angehören, sind eng an einander gereiht, in dem ersten Bande unter der Form eines Naturgemäldes aufgestellt worden. Jetzt betrachten wir den Reflex des durch die äußeren Sinne empfangenen Bildes auf das Gefühl und die dichterisch gestimmte Einbildungskraft. Es eröffnet sich uns eine innere Welt. Wir durchforschen sie, nicht um in diesem Buche der Natur zu ergründen, — wie es von der Philosophie der Kunst gefordert wird, — was in der Möglichkeit ästhetischer Wirkungen dem Wesen der Gemüthskräfte und den mannigfaltigen Richtungen geistiger Thätigkeit zukommt; sondern vielmehr um die Quelle lebendiger Anschauung als Mittel zur Erhöhung eines reinen Naturgefühls zu schildern, um den Ursachen nachzuspüren, welche, besonders in der neueren Zeit, durch Belebung der Einbildungskraft so mächtig auf die Liebe zum Naturstudium und auf den Hang zu fernen Reisen gewirkt haben."

Damit ist uns im Allgemeinen der Standpunkt und die Be-

handlung dieses Abschnittes angedeutet; sein Inhalt wird näher auf S. 4 angegeben: „Nach dem Geiste und dem Zwecke meiner Schrift scheint es geeigneter, nur wenige leitende Ideen zu entwickeln, daran zu erinnern, wie die Naturwelt in verschiedenen Zeitepochen und bei verschiedenen Volksstämmen so ganz anders auf die Gedanken- und Empfindungswelt eingewirkt hat, wie in einem Zustande allgemeiner Cultur das ernste Wissen und die zarteren Anregungen der Phantasie sich gegenseitig zu durchdringen streben. Um die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu schildern, darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen; die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Inneren des Menschen abspiegelt, wie sie durch diesen Reflex bald das Nebelland physischer Mythen mit anmuthigen Gestalten füllt, bald den edlen Keim darstellender Kunstthätigkeit entfaltet."

Zwei Wirkungen des Naturreflexes im Gemüthe des Menschen werden hier bezeichnet, und beide sind gleich wichtig; die eine veranlaßt ihn, sich die Natur zu erklären, die andere, sie darzustellen. Alle religiösen, kosmischen, astronomischen, magischen, physikalischen und meteorologischen Mythen der Völker, oder kürzer, ihr ganzer Glaube und Aberglaube, in sofern ersterer nicht auf dem Begriffe einer übernatürlichen Offenbarung ruht, sind ursprünglich nichts anderes, als der Reflex der Natur im Gemüthe der Völker, oder des Aeußeren auf das Innere, und sehr bestimmt ergibt sich aus ihnen, wie sich die Welt im Gemüthe spiegelte. Allerdings aber müssen die Zeiten dabei sorgfältig unterschieden werden. Jeder Mythos ist aus einer unabweisbaren Nöthigung der Vernunft, die Ursachen der Erscheinungen ergründen, die Welt begreifen zu wollen, als eine feste Ueberzeugung entstanden, hierauf eine Zeitlang als Wahrheit geglaubt, dann angezweifelt und endlich als unglaublich verworfen worden, weil man eine bessere Erklärung gefunden hatte. Nun tritt er als Sage auf mit einem heimlichen Zugeständniß seiner realen Möglichkeit in vielen Gemüthern, und zuletzt wird er als ein sinniges Spiel der Phantasie, als ein dankbarer Stoff für die Poesie aufgefaßt, und das mit vollem Rechte, denn er war nichts anderes, als eine Schöpfung der Phantasie, die in ihm die Erscheinungswelt zu begreifen versuchte. Jeder Mythos bezeichnet daher nur die Weltansicht zur Zeit seiner Entstehung und so lange er als Wahrheit galt. Noch jetzt bezeichnet der Aberglaube sehr bestimmt die wunden Stellen der Naturansicht solcher Gemüther, in welchen er seinen Sitz aufgeschlagen hat. Wie sehr mußte in altgriechischer Zeit sich die Naturauffassung von der unsrigen unterscheiden, wo in jeder Erscheinung, im blauen Himmel, in der Sonne, im Monde, in den Planeten und Gestirnen, in der

Wetterwolke, im Regenbogen, in der Morgenröthe, im Meere etc., ein Gott oder eine Göttin bald offen bald verhüllt erschien, wo die Gewässer, die Haine, die Berge von Najaden, Dryaden, Faunen, Satyrn und Oreaden belebt waren, die ganze Natur sich vermenschlichte und doch zugleich vergöttlichte. Es war nicht die Rede von Naturkräften und deren Wirkungen, sondern von den in den Erscheinungen sich offenbarenden Göttern, ihrem Lieben und Hassen, ihrem Zürnen und Wüthen, ihrem Schutze, ihren Gunstbezeugungen und Gaben, wie von den Mitteln, sie zu versöhnen. Die Phantasie besaß poetische Kraft genug, um daraus lange Göttergeschichten zu bilden, die bald anmuthig bald bizarr, doch stets in eigenthümlicher Schönheit den Stempel hellenischen Geistes nicht verläugneten. Wie anders mußte sich die Naturauffassung da gestalten, wo alles Sichtbare als das Werk der Hände eines einzigen Gottes erschien, dessen Machtgebot die Welt erschuf und sie eben so zertrümmern konnte. Wie sehr mußte sich die Naturanschauung geändert haben, wenn man bei Festhaltung dieser Vorstellungen, jenseits des Firmaments den Himmel der Seligen, im Mittelpunkte der Erde die Hölle und das Fegefeuer, in jedem Kometen eine Zuchtruthe Gottes, in den Sternschnuppen Seelen ungetaufter Kinder, im Nordscheine die Anzeige blutiger Schlachten, im Wirbelwinde den Teufel zu sehen glaubte; wo man im Donner die zürnende Stimme Gottes hörte, im Blitze den geschleuderten Donnerkeil niederfahren sah, und doch beides durch Glockenläuten zu vertreiben wähnte, dafern nicht irgend ein altes Weib als Hexe ein neues Gewitter heraufziehen ließ. Wie verzerrt mußte die Natur erscheinen, wo der Glaube an weiße und schwarze Magie die Gemüther beherrschte, wo die Geister der Natur oder vielmehr Engel und Teufel durch Zauberworte und Zauberzeichen zu bannen waren, Astralgeister dienstbar wurden, und man mit Teufelskünsten die Natur zu beherrschen wähnte. In der That, der Aberglaube ist nichts anderes, als die Naturkunde und die Naturansicht des Volks, zu welchem wir aber auch einen großen Theil der Gebildeten rechnen müssen, denn der Aberglaube ist zu keiner Zeit auf die untern Stände beschränkt geblieben. Er setzt an die Stelle des begreiflichen Zusammenhanges der Dinge einen unbegreiflichen, mystischen und erträumten, wobei er sich dennoch auf die Erfahrung beruft, und in ihr Bestätigung seiner Behauptungen findet. Er ist somit ein unmittelbares Produkt der Weltanschauung und geht aus ihr hervor. Wir beschränken uns auf die mitgetheilten Beispiele, da sie genügen werden, unsere Ansicht klar zu machen. Eine andere Frage aber ist es, ob es uns gelingen kann, uns in jene Anschauungsweise zurück zu versetzen, die An- und Aussicht in das wissenschaftliche Gebiet

durch den ihr angehörigen Horizont zu beschränken, und die Mittelpunkte der Kreise wieder zu gewinnen, von welchen aus Inder, Perser, Phönicier, Hebräer, Araber, Aegypter, Griechen, Römer, Slaven, Germanen rc. sich die Welt construirten, und auf deren uns so fremd gewordenen Gedankenradien sie sich bis zur Grenze ihrer Ideenkreise, wie die Spinne in ihrem Netze, fortbewegten? — Es ist eine Fähigkeit, welche nicht bloß dem Verfasser einer solchen Darstellung beiwohnen darf, — sie muß auch von seinen Lesern gefordert werden, weil das Buch sonst unverstanden bleibt, aber sie ist gewiß nur bei einer seltenen Geschmeidigkeit des Geistes vorhanden.

Niemand wird zweifeln, daß eine solche Darstellung des Reflexes, den die Natur zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern im innersten Gemüthe derselben zurückgespiegelt hat, von hohem Interesse und von großer Wichtigkeit für das Verständniß der Geschichte seyn würde. Niemand wird zweifeln, daß gerade unser Autor, ausgezeichnet durch die seltensten Geistesgaben und eine Gelehrsamkeit von erstaunlichem Umfange, vor Allen berufen war, eine so große Aufgabe zu lösen, und wer würde sie aus dieser Feder nicht willkommen geheißen haben! Auch ist ihm die Aufgabe als solche nicht entgangen, wie wir mit seinen eigenen Worten gezeigt. Dennoch läßt er sie fallen; er geht nicht darauf ein, wie der Reflex der Natur im Innern des Menschen das Nebelland physischer Mythen mit anmuthigen Gestalten füllt, sondern wendet sich unmittelbar zum zweiten, wo dieser Reflex den edlen Keim darstellender Kunstthätigkeit entfaltet. Doch auch hier wird eine Auswahl getroffen, denn der Hr. Verf. fährt nach der citirten Stelle fort: „Indem wir uns hier auf die einfache Betrachtung der Anregungsmittel zum wissenschaftlichen Naturstudium beschränken, erinnern wir zuerst an die mehrfach sich wiederholende Erfahrung, daß oft sinnliche Eindrücke und zufällig scheinende Umstände in jungen Gemüthern die ganze Richtung eines Menschenlebens bestimmen. Kindliche Freude an der Form von Ländern und eingeschlossenen Meeren, wie sie auf Karten dargestellt sind, der Hang nach dem Anblick der südlichen Sternbilder, dessen unser Himmelsgewölbe entbehrt, Abbildungen von Palmen und libanonischen Cedern in einer Bilderbibel können den frühesten Trieb nach Reisen in deren Länder in die Seele pflanzen. Wäre es mir erlaubt eigene Erinnerungen anzurufen, mich selbst zu befragen, was einer unvertilgbaren Sehnsucht nach der Tropengegend den ersten Anstoß gab, so müßte ich nennen: Georg Forsters Schilderungen der Südsee-Inseln; Gemälde von Hodges, die Ganges-Ufer darstellend, im Hause von Warren Hastings zu London; einen colossalen Drachenbaum in einem alten Thurme

des botanischen Gartens bei Berlin. Die Gegenstände, welche wir hier beispielsweise aufzählen, gehörten den drei Classen von Anregungsmitteln an, die wir früher bezeichneten: der Naturbeschreibung, wie sie einer begeisterten Anschauung des Erdenlebens entquillt, der darstellenden Kunst als Landschaftsmalerei und der unmittelbaren objectiven Betrachtung charakteristischer Naturformen. Diese Anregungsmittel üben aber ihre Macht nur da aus, wo der Zustand moderner Cultur und ein eigenthümlicher Gang der Geistesentwicklung unter Begünstigung ursprünglicher Anlagen die Gemüther für Natureindrücke empfänglicher gemacht hat.» Scheint auch der Ausdruck: „die unmittelbare objective Betrachtung characteristischer Naturformen» erwarten zu lassen, daß der Hr. Verf. auch die Betrachtung von Naturalien-Sammlungen, wie das Reisen, zu den Anregungsmitteln rechnen werde, die zum Naturstudium reizen, so ist das doch nicht geschehen, indem er sich auf die Zusammenstellung exotischer Gewächse und deren Eindruck beschränkt, in sofern von Naturalien-Sammlungen die Rede seyn könnte.

Wir glauben indessen, der Hr. Verf. sei vollkommen berechtigt gewesen, Gegenstände auszuschließen, welche er für seinen Zweck nicht passend fand; wenigstens steht diese Berechtigung in Allem ebenbürtig derjenigen gegenüber, die Forderungen an ihn stellt. Wo schon so reiche Gaben dargeboten werden, ist es unbescheiden, noch mehr zu verlangen. Jeder Autor hat das Recht, so viel zu geben, als ihm beliebt; er gleicht hierin demjenigen, der uns zu einem splendiden Gastmahle nöthiget. Man sage nicht: es habe dennoch jeder das Recht, zu verlangen, satt zu werden; wir wissen recht wohl, daß das nie geschehen wird, wie viel unser Autor auch darbieten mag. — Allein die Sache ist damit nicht abgethan, sie muß einen Grund haben, und wir glauben ihn nachweisen zu können.

Offenbar lag Herrn von Humboldt nichts daran, die Weltanschauung der großen Masse zu schildern, denn die ist zu allen Zeiten eine mehr oder weniger beschränkte und verwirrte gewesen, deren Formen zwar wechselten, deren Horizont sich verengte und erweiterte, welche aber stets hinter dem eigentlichen Fortschritt zurückbleibt. In strenger Folgerichtigkeit mit dem übrigen Theile seines Werkes hat er, wie wir weiterhin sehen werden, nur die Fortschritte berücksichtigt, bloße Zustände aber nur sehr untergeordnet beachtet. Fortgeschritten ist die Weltanschauung in jedem Zeitalter und bei jedem Volke nur durch die Thätigkeit und die Geistesprodukte der vorzüglichsten Köpfe, und allein das wollte er in seinen Geschichtsgemälden, — denn auch die Unterabtheilungen des ersten Abschnitts sind solche, — hervorheben, was wir in

dieser Beziehung jedem Zeitalter und jedem Volke schuldig sind, nicht bloß in Bezug auf Erweiterung der Wissenschaft, sondern auch in Bezug auf dichterische Erfassung der Natur. Er bezeichnet gleichsam die Gipfelpunkte einer großen Gebirgskette nach Daseyn und Höhe, läßt aber deren Basis unbeachtet, wie es bei Gebirgsbeschreibungen fremder Länder, besonders wenn sie noch wenig betreten waren, Sitte ist. Herrn von Humboldt's Verfahren, die mythischen Auffassungen unberücksichtigt zu lassen, ist daher völlig consequent, und findet hierin seine Rechtfertigung, wenn es deren überhaupt bedarf. In Betreff der zweiten Bemerkung geben wir zu bedenken, daß die Betrachtung einer Naturalien-Sammlung allerdings zum Studium der Natur anregen kann; diese Anregung ist aber mehr auf die Kenntniß des Einzelnen gerichtet und findet darin ihre Befriedigung, während der Hr. Verf. nur von denjenigen Anregungen spricht, die zum Studium der Natur, als eines Ganzen, anregen. Reisen betrachtet er aber nicht sowohl als ein Anregungsmittel, sondern als die Frucht vorangegangener Anregungen zum Studium der Natur, wie aus der angeführten Stelle deutlich hervorgeht. Somit ist Beides hier, und mit Recht, ausgeschlossen worden. Möge es uns gelungen seyn, durch das Vorstehende mißverstehende Auffassungen zu beseitigen.

Indem der Hr. Verf. auf das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Völkerstämme näher eingeht, bemerkt er zuvörderst, wie man den Griechen oft den Vorwurf gemacht habe, daß bei ihnen die Freude an der Natur, das Naturgefühl überhaupt, minder lebhaft gewesen sei, als in der neueren Zeit. Wir vermögen dieß nur aus den Aeußerungen zu entnehmen, welche in den Ueberbleibseln ihrer Literatur enthalten sind, wo sie sich unter den großen Formen der lyrischen und epischen Dichtung allerdings nur sparsam darbieten. Beschreibung der Natur und Naturdichtung waren den Griechen völlig fremd. Auch die Landschaft erscheint nur als Hintergrund eines Gemäldes, auf welchem menschliche Gestalten den Blick fesseln, denn in der alten hellenischen Kunstbildung bewegt sich alles gleichsam im Kreise der Menschheit. Er charakterisirt in dieser Beziehung die einzelnen griechischen Prosaiker und Dichter, geht dann zu der römischen Literatur über bis zum Verfalle derselben, und sucht selbst in den griechischen Kirchenvätern Fragmente von Naturschilderungen auf. Sehr schön wird gezeigt, welche eigenthümliche Färbung die verschiedene Dauer und Art des Winters in die Naturschilderungen der Hellenen, der italischen Stämme, der Germanen des Nordens, der semitischen Völker, der Perser und Inder gebracht habe. Nun geht das Buch zur ritterlichen Poesie der Minnesänger über, zum deutschen Volks-

Epos und dem deutschen Thier-Epos, bespricht die celtisch-irischen Naturdichtungen (die Unechtheit Ossian's wird als vollkommen nachgewiesen angesehen) und wendet sich hierauf zu den ost- und westarischen Völkern, den Indern und Persern. Auch ein finnisches Epos und finnische Lieder werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. In großen Zügen wird ein schönes, erhabenes Bild von der Naturpoesie der Hebräer und Araber entworfen, deren Charakter durch den herrschenden Monotheismus von dem der früher geschilderten Poesien sehr abweicht. Nach dem Hinschwinden der alten Herrlichkeit erscheinen die mittelalterlichen Dichter Italiens, Dante, Petrarca, Bojardo rc., bis sich mit Christoph Columbus eine neue Welt eröffnet, und mit ihr ein reicheres Material für die Naturanschauung und Naturdichtung. Columbus' Schilderungen gewähren ein sehr lebendiges Bild der empfangenen neuen Eindrücke, und von nun an machen sich Naturschilderungen mehr oder weniger geltend. Es wird nun die portugiesische, spanische und englische Poesie der älteren Zeit in diesen Beziehungen der Betrachtung vorgeführt, und ausführlicher die französische Prosa, in sofern sich darin gelungene Naturschilderungen vorfinden, von welchen besonders die von Bernardin de St. Pierre mit verdientem Lobe hervorgehoben werden. Endlich wird noch ein Rückblick auf die älteren Reisenden des Mittelalters gethan und der Contrast mit neueren Reisenden hervorgehoben, in sofern „das Darstellungsvermögen des Beobachters, die Belebung des naturbeschreibenden Elements und die Vervielfältigung der Ansichten auf dem unermeßlichen Schauplatze schaffender und zerstörender Kräfte als Anregungs- und Erweiterungsmittel des wissenschaftlichen Naturstudiums auftreten können.“ — Zuletzt wird noch die beschreibende Poesie als eigene für sich bestehende Form der Dichtung gerechtfertigt, in sofern sie das Bestreben hat, ein Bild der durchwanderten Zonen mittelst der Sprache zu versinnlichen. »Naturbeschreibungen, — heißt es S. 74 f. — wiederhole ich hier, können scharf umgrenzt und wissenschaftlich genau seyn, ohne daß ihnen darum der belebende Hauch der Einbildungskraft entzogen bleibt. Das Dichterische muß aus dem geahneten Zusammenhange des Sinnlichen mit dem Intellectuellen, aus dem Gefühle der Allverbreitung, der gegenseitigen Begrenzung und der Einheit des Naturlebens hervorgehen. Je erhabener die Gegenstände sind, desto sorgfältiger muß der äußere Schmuck der Rede vermieden werden. Die eigentliche Wirkung eines Naturgemäldes ist in seiner Composition begründet; jede geflissentliche Anregung von Seiten dessen, der es aufstellt, kann nur störend seyn. Wer, mit den großen Werken des Alterthums vertraut, in sicherm Besitze des Reichthums seiner Sprache, einfach und individualisirend wieder

zu geben weiß, was er durch eigene Anschauung empfangen, wird den Eindruck nicht verfehlen; er wird es um so weniger, als er, die äußere ihn umgebende Natur und nicht seine eigene Stimmung schildernd, die Freiheit des Gefühls in anderen unbeschränkt läßt.»

„Aber nicht die lebendige Beschreibung jener reich geschmückten Länder der Aequinoctial-Zone allein, in welcher Intensität des Lichts und feuchte Wärme die Entwickelung aller organischen Keime beschleunigen und erhöhen, hat in unseren Tagen dem gesammten Naturstudium einen mächtigen Reiz verschafft. Der geheime Zauber, durch den ein tiefer Blick in das organische Leben anregend wirkt, ist nicht auf die Tropenwelt allein beschränkt. Jeder Erdstrich bietet die Wunder fortschreitender Gestaltung und Gliederung, nach wiederkehrenden oder leise abweichenden Typen, dar. Allverbreitet ist das furchtbare Reich der Naturmächte, welche den uralten Zwist der Elemente in der wolkenschweren Himmelsdecke wie in dem zarten Gewebe der belebten Stoffe zu bindender Eintracht lösen. Darum können alle Theile des weiten Schöpfungskreises, vom Aequator bis zur kalten Zone, überall wo der Frühling eine Knospe entfaltet, sich einer begeisternden Kraft auf das Gemüth erfreuen. Zu einem solchen Glauben ist unser deutsches Vaterland vor allem berechtigt. Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werthers wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen," das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?«

Wir haben diese vortreffliche Stelle, eine der schönsten des daran sehr reichen Werkes, mitgetheilt, weil sie goldene Vorschriften für die Behandlung von dichterischer Naturbeschreibung gibt, die von einem so anerkannten Meister in solchen Darstellungen doppelt wichtig erscheinen. Mögen sie überall die Beachtung gewinnen, welche sie verdienen und die ihnen gebührt. Wir bemerken nur noch zu diesem ganzen ersten Abschnitte, daß das historische Bild mit einer sehr geübten festen Hand in sicheren bestimmten Umrissen und in charakteristischer Färbung dargestellt, mit einer überaus reichen Belesenheit, feinem Gefühle für die Schönheiten der Dichtung und einer Fülle treffender Bemerkungen ausgestattet ist, die einen reichen Genuß gewähren.

Das zweite Anregungsmittel zum Naturstudium ist die Landschaftsmalerei. Sie war im klassischen Alterthume kein für sich bestehendes Object der Kunst. Der Hr. Verf. verfolgt ihre Spuren von den Indern an bis durch das Mittelalter und bis zur Entstehung der Oelmalerei. Die glänzendste Epoche der Landschaftsmalerei ist das siebzehnte Jahrhundert. Von da an zeigt sich ein Streben nach Naturwahrheit der Vegetationsformen, die in neuester Zeit bis zum graphischen Ausdruck der Naturphysiognomien gesteigert ist. Doch muß dafür noch viel geschehen. Der Hr. Verf. sagt S. 86: „Wer, empfänglich für die Naturschönheit von Berg-, Fluß- und Waldgegenden, die heiße Zone selbst durchwandert ist, wer Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation nicht etwa bloß an den bebauten Küsten, sondern am Abhange der schneebedeckten Andes, des Himalaya und des mysorischen Nilgherry-Gebirges, oder in den Urwäldern des Flußnetzes zwischen dem Orinoco und Amazonenstrome gesehen hat; der allein kann fühlen, welch ein unabsehbares Feld der Landschaftsmalerei zwischen den Wendekreisen beider Continente oder in der Inselwelt von Sumatra, Borneo und der Philippinen zu eröffnen ist; wie das, was man bisher Geistreiches und Treffliches geleistet, nicht mit der Größe der Naturschätze verglichen werden kann, deren einst noch die Kunst sich zu bemächtigen vermag. Warum sollte unsere Hoffnung nicht gegründet seyn, daß die Landschaftsmalerei zu einer neuen, nie gesehenen Herrlichkeit erblühen werde, wenn hochbegabte Künstler öfter die engen Grenzen des Mittelmeeres überschreiten können; wenn es ihnen gegeben seyn wird, fern von der Küste mit der ursprünglichen Frische eines jugendlichen Gemüthes, die vielgestaltete Natur in den feuchten Gebirgsthälern der Tropenwelt lebendig aufzufassen? Jene herrlichen Regionen sind bisher meist nur von Reisenden besucht worden, denen Mangel an früher Kunstbildung und anderweitige wissenschaftliche Beschäftigung wenig Gelegenheit gaben, sich als Landschaftsmaler zu vervollkommnen. Die Wenigsten von ihnen wußten bei dem botanischen Interesse, welches die individuelle Form der Blüthen und Blätter erregte, den Totaleindruck der tropischen Zone aufzufassen. Oft wurden die Künstler, welche große, auf Kosten des Staats ausgerüstete Expeditionen begleiten sollten, wie durch Zufall gewählt und dann unvorbereiteter befunden, als es eine solche Bestimmung erheischt. Das Ende der Reise nahete dann heran, wenn die Talentvolleren unter ihnen, durch den langen Anblick großer Naturscenen und durch häufige Versuche der Nachbildung, eben angefangen hatten, eine gewisse technische Meisterschaft zu erlangen. Auch sind die sogenannten Weltumseglungen wenig geeignet, den Künstler in ein eigentliches Waldland oder zu dem

oberen Lauf großer Flüsse und auf den Gipfel innerer Gebirgsketten zu führen.» — Jetzt, wo das Innere vieler tropischen Gegenden sich mehr und mehr erschließt, läßt sich in dieser Beziehung viel hoffen, und nicht bloß für Bilder der tropischen Zone. „Das Großartige, was der schöpferischen Geisteskraft die Landschaftmalerei als eine mehr oder minder begeisterte Naturdichtung verdankt, ist, wie der mit Phantasie begabte Mensch, etwas nicht an den Boden gefesseltes. Bei den großen Meistern der Kunst ist die örtliche Beschränkung nicht zu spüren; aber Erweiterung des sinnlichen Horizonts, Bekanntschaft mit edleren und größeren Naturformen, mit der üppigen Lebensfülle der Tropenwelt gewähren den Vortheil, daß sie nicht bloß auf die Bereicherung des materiellen Substrats der Landschaftmalerei, sondern auch dahin wirken, bei minder begabten Künstlern die Empfindung lebendiger anzuregen und so die schaffende Kraft zu erhöhen.» Der Hr. Verf. führt hier noch mehrere darauf bezügliche Stellen aus seiner Abhandlung: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse an, um das, was er die Naturphysiognomie einer Gegend nennt, zu erläutern, und Bilder, welche diese treu wiedergeben, sind es, von welchen er sich als Anregungsmittel zum Naturstudium viel verspricht. Auch können die Parker'schen Rundgemälde für diesen Zweck wichtig werden. Je mehr sich die Mittel vervielfältigen, die Gesammtheit der Naturerscheinungen zu anschaulichen Bildern zu gestalten, um so lebendiger wird das Gefühl der harmonischen Einheit im Kosmos unter den Menschen werden.

Das dritte Anregungsmittel ist die Cultur exotischer Gewächse. Es wird der Eindruck der Physiognomik der Gewächse besprochen, so weit Pflanzungen ihn hervorbringen können; die frühesten Parkanlagen in Asien, namentlich in China, und der Gewinn, der aus solchen Zusammenstellungen von Gewächsen, welche das gleiche Vaterland haben, für die Belebung des Naturstudiums zu hoffen ist, werden geschildert. Es sind hier nur leitende Ideen und Andeutungen gegeben, da bisher in Bezug auf die Ausführung nur geringe Anfänge gemacht, und diese kaum anders als im Gewächshause möglich sind, wo immer eine Art von Verkümmerung eintritt, und der so wichtige Eindruck der freien Natur mit ihrem Himmel und ihrer Ferne sich nicht geltend machen kann. Es scheint daher kaum möglich, durch dieses Mittel den Totaleindruck einer Gegend zu erreichen, auf den es doch eigentlich ankommt.

Es beginnt nun die zweite größere Abtheilung dieses Bandes, die Geschichte der physischen Weltanschauung in ihren Hauptmomenten. Verschieden von einer Geschichte der Naturwissenschaften, berücksichtigt sie nur die Geschichte des Gedankens von der Einheit

in den Erscheinungen und von dem Zusammenhange der Kräfte im Weltall, so wie diejenigen Weltbegebenheiten, welche plötzlich den Horizont der Beachtung erweitert, diejenigen Erfindungen, welche neue Mittel für die sinnliche Wahrnehmung dargeboten haben. Von großer Wichtigkeit als Hülfsmittel sind die Sprachen, zuerst an sich als Communicationsmittel, sodann unter die Objecte der Naturkunde des Geistes verglichen, wo sie eine reiche Quelle des historischen Wissens geworden sind, und die Verbreitungsstrahlen des Menschengeschlechts zeigen.

Sieben große historische Gemälde sind es, welche der Herr Verf. unseren Blicken vorführt. An Kunst der Composition und Schönheit der Gruppirung, wie an Richtigkeit und Sicherheit der Zeichnung geben sie dem Hauptgemälde des ersten Bandes nichts nach. Die Conception ist oft sehr großartig und öffnet weite Blicke in wenig durchforschte Räume, besonders in der älteren Zeit, welche der Hr. Verf. ausführlicher und mit unverkennbarer Vorliebe behandelt hat. Wir werden im Folgenden Gelegenheit haben, dieß im Einzelnen nachzuweisen.

Das erste Gemälde zeigt uns in frühester Zeit das Mittelmeer als Ausgangspunkt für die Darstellung der Verhältnisse, welche die allmälige Erweiterung der Idee des Kosmos begründet haben. Die Schilderung seiner Unterabtheilungen und seiner Küsten ist in sehr großartigen Zügen mit schöner Hervorhebung geographischer und geognostischer Eigenthümlichkeiten gegeben, zugleich mit Blicken auf das in mythischem Nebel versunkene Lyktonien, vielleicht der Prototyp der westlicheren Atlantis. Auch die Wichtigkeit des arabischen Meerbusens und seiner eigenthümlichen Weltstellung ist vortrefflich hervorgehoben, und gehört zu den großartigsten Schilderungen des Buches. Die alte Cultur des Nilthales wird in's Auge gefaßt, und hier sind die von Lepsius mitgetheilten chronologischen Angaben von hohem Interesse, und müssen, wenn sie erst als feststehend zu betrachten sind, für die ganze alte Zeitrechnung von den wichtigsten Folgen seyn. Die frühesten Heereszüge und Handelsunternehmungen der Aegypter werden erwähnt, woran sich kurze, gehaltreiche Bemerkungen über die Erfindung der Buchstabenschrift knüpfen. Die Phönicier, ihre Unternehmungen und Colonien, die Hiram-Salomonischen Fahrten nach Ophir und Supara, die pelasgischen Tyrrhener und Tusker, so wie andere das Mittelmeer umwohnende Culturvölker treten in sehr bestimmt gehaltenen Zügen auf, die Anfänge der hellenischen Macht zeigen sich, man dringt im Osten gegen den Pontus und Kolchis vor, gegen Westen aber wird die Pforte von Gadeira den Hellenen durch die Schiffahrt des Coläus von Samos geöffnet. Zum ersten Male erblickte man den kreisenden Okeanos,

das atlantische Meer, — von da ab der Tummelplatz so vieler Unternehmungen, — zum ersten Male beobachtete man Ebbe und Fluth. — Wir haben aus diesem Gemälde nur die Hauptsachen hervorgehoben. Wollten wir alles bezeichnen, was wichtig, anregend und bedeutsam in schöner großartiger Zeichnung, oft in wenigen Zügen, dem geistigen Auge aus dieser fernen Region des historischen Nebels hervorleuchtet, so müßten wir den Inhalt jeder Seite mittheilen. Es ist ein schönes Seitenstück zu dem Abschnitte von den kosmischen Nebeln und Nebelsternen im ersten Bande des Kosmos.

Im zweiten Zeitraume sind es die Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen, welche uns vorgeführt werden. Nur einmal noch hat es eine Epoche in der Weltgeschichte gegeben, in welcher auf einmal einem Theile des Menschengeschlechts eine gleich große Fülle neuer Naturansichten, ein eben so reiches Material zur Begründung des kosmischen Wissens und des vergleichenden ethnologischen Studiums dargeboten wurde. Die vorbereitende Richtung, welche Aristoteles der Forschung durch Speculation und eine scharf begrenzende wissenschaftliche Sprache gegeben hatte, erleichterte die geistige Verarbeitung des Stoffes ungemein. Es war dieß in der That eine wissenschaftliche Expedition. Der große Gewinn, den die Weltkunde daraus zog, wird näher in seinen wesentlichsten Theilen nachgewiesen. Namentlich wurde durch die Bekanntschaft mit Babylon und mit den Beobachtungen der schon aufgelöseten chaldäischen Priesterkaste auch die Kenntniß des Himmels ansehnlich vermehrt.

Im dritten Zeitabschnitte erweitert sich die Weltanschauung unter den Ptolemäern, besonders durch das griechische Aegypten, dessen Weltstellung wohl geeignet war, den Verkehr auf dem indischen Oceane dem Verkehre an den Küsten des Mittelmeeres auf wenige Meilen nahe zu bringen. Das Reich der Seleuciden bot nicht diese Vortheile; der Handel konnte sich nur auf Strömen oder Caravanenstraßen bewegen. Das neu gegründete Alexandrien überflügelte Babylon und Seleucia, und wurde kaum fünfzig Jahre nach dem Tode Alexanders der größte Handelsplatz der Welt. Treffend ist die Bedeutsamkeit des arabischen Meerbusens für den ehemaligen wie für den künftigen Welthandel hervorgehoben. Indien, seine Produkte und Eigenthümlichkeiten wurden bekannter, in Aegypten selbst entstanden großartige Anstalten für den Handel, wissenschaftliche Institute der verschiedensten Art wurden unter den Lagiden errichtet. In der alexandrinischen Schule nahmen die Studien eine eigenthümliche Richtung. Es war nicht sowohl das eigene Selbstbeobachten, worauf man Werth legte, als vielmehr ein encyclopädischer Sammelfleiß und Verall-

gemeinerung der Naturansichten in den Erd- und Himmelsräumen. Die griechisch-alexandrinischen Mathematiker lieferten Arbeiten, durch welche der Firsternhimmel und die räumliche Construction des Weltgebäudes ergründet und bestimmt wurde, zeit- und raummessende Instrumente als neue Organe des Menschen wurden erfunden, die Mathematik machte große Fortschritte. Es ist ein schönes, großartiges und lebenvolles Bild, welches hier vor unsern Augen aufgerollt wird, mit tiefer Durchdringung der eigenthümlichen Zeitverhältnisse entworfen.

Nun folgt als viertes Bild das Zeitalter der römischen Weltherrschaft. Durch das Auftreten eines solchen Staatsverbandes empfängt dies Bild eine objective Einheit der Darstellung, denn er umfaßte die ganze Masse der durch Klima, Fruchtbarkeit und Weltstellung begünstigten Erdstriche, in welchen unsere Civilisation wurzelt. Die Umgebungen des mittelländischen Meeres bildeten seinen Haupbestandtheil. „Von dem westlichen Ende Europa's bis zum Euphrat, von Britannien und einem Theile Caledoniens bis Gätulien und zur Grenze des wüsten Libyens bot sich nicht bloß die größte Mannigfaltigkeit von Bodengestaltung, organischen Erzeugnissen und physischen Erscheinungen dar: auch das Menschengeschlecht zeigte sich dort in allen Abstufungen seiner Cultur und Verwilderung, im Besitze alten Wissens und lang geübter Künste, wie im ersten Dämmerlichte des intellectuellen Erwachens. Ferne Expeditionen in Norden und Süden nach den Bernsteinküsten, und unter Aelius Gallius und Balbus nach Arabien und zu den Garamanten wurden mit ungleichem Glücke ausgeführt. Vermessungen des ganzen Reichs wurden durch griechische Geometer (Zenodorus und Polycletus) schon unter Augustus begonnen, auch Itinerarien und Special-Topographien angefertigt (was freilich im chinesischen Reiche viele Jahrhunderte früher geschah), um sie unter die einzelnen Statthalter der Provinzen zu vertheilen. Es waren die ersten statistischen Arbeiten, welche Europa aufzuweisen hat. Römerstraßen, in Milien getheilt, durchschnitten viele ausgedehnte Präfecturen; ja Hadrian besuchte, doch nicht ohne Unterbrechung, in einer eilfjährigen Reise sein Weltreich von der iberischen Halbinsel an bis Judäa, Aegypten und Mauretanien. So war ein großer der römischen Herrschaft unterworfener Theil der Welt aufgeschlossen und wegsam gemacht: pervius orbis, wie mit minderem Rechte von dem ganzen Erdkreise der Chor in der Medea des Seneca weissagt" (S. 214). Ueberhaupt ist der Einfluß, den ein großer Staatenverband dieser Art auf die kosmischen Ansichten haben kann, treffend geschildert. Die Vereinigung so ausgedehnter, unter den verschiedensten Klimaten gelegener Länder zu einer Monarchie hat dennoch der Welt-

und Naturkunde keinen außerordentlichen Gewinn gebracht. In fast vier Jahrhunderten erhoben sich als Beobachter der Natur nur Dioscorides, Galenus und Ptolemäus. Ein Zwiespalt der Bildung war eingerissen, die geschwächten Lichtpunkte des Wissens zerstreuten sich nach dem Untergange der alexandrinischen Schule, das Streben der Regierung war, wie in allen unumschränkten Monarchien, welche bei einem ungeheuern Umfange aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt sind, dahin gerichtet, durch militärischen Zwang, innere Rivalität und vielfach getheilte Administration eine Zerstückelung des Länderverbandes zu verhüten. Das Streben nach der Weltherrschaft ruft große Kräfte zur Thätigkeit auf; der errungene Besitz läßt sie einschlummern. Dennoch wurde die Welt der Objecte ansehnlich vergrößert, und so für spätere Zeiten einer denkenden Betrachtung der Naturerscheinungen vorgearbeitet. Der Völkerverkehr wurde durch die Römerherrschaft belebt, die römische Sprache verbreitet über den ganzen Occident und einen Theil des nördlichen Afrika. Im Orient blieb das Griechenthum heimisch.» Der Landhandel vermehrte sich außerordentlich. Bewegungen im fernsten China, anderthalb Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, gaben den ersten Anstoß zur Völkerwanderung, welche fünfhundert Jahre später die Grenze von Europa berührte. Am lebhaftesten bezeugen die Fortschritte des allgemeinen Verkehrs die Riesenwerke des Strabo und des Ptolemäus, welche im Buche genauer charakterisirt werden. Auch mehrere Naturhistoriker sind erwähnt, unter ihnen ausführlich Cajus Plinius Secundus und sein großes Werk, die Historia naturalis. — Als ein fortwirkend einigendes und verschmelzendes Element hat sich der Einfluß der Römerherrschaft lange geltend gemacht, selbst noch da, als die Einigung durch den Sturm einbrechender Barbaren gelockert wurde. „Aeußere Mittel des Zwanges, kunstreiche Staatsverfassungen, eine lange Gewohnheit der Knechtschaft konnten freilich einigen, sie konnten das vereinzelte Daseyn der Völker aufheben; aber das Gefühl von der Gemeinschaft und Einheit des ganzen Menschengeschlechts, von der gleichen Berechtigung aller Theile desselben hat einen edleren Ursprung. Es ist in den inneren Antrieben des Gemüths und religiöser Ueberzeugungen gegründet. Das Christenthum hat hauptsächlich dazu beigetragen, den Begriff der Einheit des Menschengeschlechts hervorzurufen; es hat dadurch auf die „Vermenschlichung" der Völker in ihren Sitten und Einrichtungen wohlthätig gewirkt. Tief mit den frühesten christlichen Dogmen verwebt, hat der Begriff der Humanität sich aber nur langsam Geltung verschaffen können, da zu der Zeit, als der neue Glaube aus politischen Motiven in Byzanz zur Staatsreligion erhoben wurde,

die Anhänger desselben bereits in elenden Parteistreit verwickelt, der ferne Verkehr der Völker gehemmt und die Fundamente des Reichs mannigfach durch äußere Angriffe erschüttert waren. Selbst die persönliche Freiheit ganzer Menschenklassen hat lange in den christlichen Staaten, bei geistlichen Grundbesitzern und Corporationen, keinen Schutz gefunden. Solche unnatürliche Hemmungen und viele andere, welche dem geistigen Fortschreiten der Menschheit wie der Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes im Wege stehen, werden allmälig verschwinden. Das Princip der individuellen und der politischen Freiheit ist in der unvertilgbaren Ueberzeugung gewurzelt von der gleichen Berechtigung des einigen Menschengeschlechts. So tritt dieses, wie schon an einem andern Orte gesagt worden ist, „als ein großer verbrüderter Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes (der freien Entwickelung innerlicher Kraft) bestehendes Ganzes" auf. Diese Betrachtung der Humanität, des bald gehemmten, bald mächtig fortschreitenden Strebens nach derselben (keineswegs die Erfindung einer neueren Zeit!) gehört durch die Allgemeinheit ihrer Richtung recht eigentlich zu dem, was das kosmische Leben erhöht und begeistigt. In der Schilderung einer großen welthistorischen Epoche, der der Herrschaft der Römer, ihrer Gesetzgebung und der Entstehung des Christenthums, mußte vor Allem daran erinnert werden, wie dieselbe die Ansichten des Menschengeschlechts erweitert, und einen milden, langdauernden, wenn gleich langsam wirkenden Einfluß auf Intelligenz und Gesittung ausgeübt hat."

Im fünften Bilde wird der mächtige Einfluß geschildert, welchen die Araber, ein fremdartiges Element europäischer Civilisation, auf das allgemeine physische und mathematische Naturwissen, auf Kenntniß der Erd- und Himmelsräume, ihrer meßbaren Gestaltung, der Heterogeneität der Stoffe und der ihnen inwohnenden Kräfte ausgeübt haben. Vortrefflich wird die geistige Bildsamkeit dieses Theils des semitischen Volksstammes gezeichnet, wie die eigenthümliche Natur seiner ursprünglichen Heimat und ihrer wichtigsten Produkte. Es verbindet sich damit ein sehr interessanter Rückblick auf die Hyksos und den Himyariten Ariäus. Die Araber wurden erst durch die Syrer mit der griechischen Literatur vertraut, nachdem letztere kaum anderthalb Jahrhunderte früher ihre Kenntniß erst durch die verketzerten Nestorianer empfangen hatten. Es waren die Araber, welche durch die von ihnen in's Leben gerufene Kunst des Experimentirens die Naturkräfte tiefer ergründeten. Vom Euphrat bis zum Guadalquivir und bis zu dem Süden von Mittel-Afrika wirkten sie aneignend und vermittelnd in großer Beweglichkeit; bis Indien dehnten sie ihre Eroberungen aus. Eine große Vorliebe offenbarte sich bei

ihnen für die Weltkunde; Geographie und Astronomie wurden fleißig und mit Erfolg bearbeitet, die Arzeneimittellehre, die physischen und chemischen Wissenschaften wurden begründet, die Algebra und das System unserer jetzigen Zahlzeichen aus indischen und griechischen Uranfängen gestaltet. Allein die Araber hingen vorzugsweise nur an den wissenschaftlichen Resultaten griechischer Forschung. „Die Araber haben, bei sorgsamer Bewahrung der reinsten heimischen Mundart und des Scharfsinnes ihrer bildlichen Reden, dem Ausdruck der Gefühle und edeln Weisheitssprüchen allerdings die Anmuth dichterischer Färbung zu geben gewußt; aber sie würden, nach dem zu urtheilen, was sie unter den Abbassiden waren, auch auf der Grundlage desselben Alterthums, mit dem wir sie vertraut finden, wohl nie vermocht haben die Werke erhabener Dichtung und bildendschaffenden Kunstsinnes in's Leben zu rufen, deren sich in harmonischer Verschmelzung die Blüthezeit unserer europäischen Kultur zu rühmen hat."

Das sechste historische Gemälde führt uns denjenigen Zeitraum vor, in welchem die reichste Fülle des Materials zur Begründung der physischen Erdbeschreibung der Völker Europa's dargeboten wurde, nämlich die Zeit der großen oceanischen Entdeckungen in der Süd- und Westhälfte der Erde, durch welche man eine neue Welt kennen lernte. Sehr schön wird das fünfzehnte Jahrhundert geschildert als Uebergangsepoche aus dem Mittelalter in die neue Zeit. Die Begebenheiten und die Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse, welche die Entdeckungen im Raume vorbereitet haben, sind trefflich gewürdigt. Zunächst wird die frühere Entdeckung Nordamerika's durch die Normänner besprochen, dann auch die vorgegebene, vielleicht frühere Entdeckung durch die Iren kurz beleuchtet. Ganz verschieden und völlig unabhängig davon ist die Entdeckung des tropischen Amerika durch Christoph Columbus. Es werden die Zustände entwickelt, welche der Aera des Columbus ihren eigenthümlichen Charakter verleihen, und ihn selber zu einer westlichen Schiffahrt nach dem dort vermutheten Indien trieben. Es ist dieß eine höchst ausgezeichnete und tief umfassende, wenn gleich nur kurz andeutende Schilderung. Das Verhältniß des Christoph Columbus zu Toscanelli und Martin Alonso Pinzon, — früher so unvollständig gekannt, — wird aus einander gesetzt. Als Folge dieser großen geographischen Entdeckungen ergeben sich zugleich eine Menge physikalischer, wie die magnetische Curve ohne Abweichung, die Inflexion der Isothermen, die verschiedene Wärmevertheilung, die Grenze des ewigen Schnees als Function der geographischen Breite, die Bewegung der Gewässer im atlantischen Ocean, die Tangwiesen ꝛc. Aber auch die Ansicht des Weltraumes erweiterte sich, die Gestirne des südlichen Him-

mels lernte man kennen, und die Colonisation von Amerika verschaffte Europa die Kenntniß einer Unzahl von neuen Produkten und neuen Naturformen. Diese großen und mannigfaltigen Entdeckungen treffen zusammen mit der Zeit der höchsten Blüthe der Kunst, und mit der Reformation. Die Wirkung dieser ungeheuren Summe neuer Anschauungen und Einsichten auf die religiösen und politischen Institutionen, auf die Neigungen und Ideen der Völker war unermeßlich, und zu keiner Zeit, weder vorher noch nachher, hatten sie Europa in solcher Fülle überfluthet. Vortrefflich sagt der Herr Verf. S. 337: „Wo hat die Geschichte der Völker eine Epoche aufzuweisen, der gleich, in welcher die folgenreichsten Ereignisse: die Entdeckung und erste Colonisation von Amerika, die Schiffahrt nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung und Magellan's erste Erdumseglung, mit der höchsten Blüthe der Kunst, mit dem Erringen geistiger, religiöser Freiheit und der plötzlichen Erweiterung der Erd- und Himmelskunde zusammen trafen? Eine solche Epoche verdankt einen sehr geringen Theil ihrer Größe der Ferne, in der sie uns erscheint, dem Umstande, daß sie ungetrübt von der störenden Wirklichkeit der Gegenwart nur in der geschichtlichen Erinnerung auftritt. Wie in allen irdischen Dingen, ist auch hier des Glückes Glanz mit tiefem Weh verschwistert gewesen. Die Fortschritte des kosmischen Wissens wurden durch alle Gewaltthätigkeiten und Gräuel erkauft, welche die sogenannten civilisirenden Eroberer über den Erdball verbreiten. Es ist aber eine unverständig vermessene Kühnheit, in der unterbrochenen Entwickelungsgeschichte der Menschheit über das Abwägen von Glück und Unglück dogmatisch zu entscheiden. Es geziemt dem Menschen nicht, Weltbegebenheiten zu richten, welche, in dem Schooße der Zeit langsam vorbereitet, nur theilweise dem Jahrhundert zugehören, in das wir sie versetzen." Dieser ganze Abschnitt ist mit besonderer Liebe bearbeitet, wie er auch von allen der längste ist; aber er ist zugleich einer der anziehendsten, das Bild eines der großartigsten und lebenvollsten des ganzen Buches. Wer des Herrn Verfassers Examen critique de l'histoire de la Géographie du nouveau continent et des progrès de l'Astronomie nautique dans le XV et XVI siècle kennt, welches einen Theil seines großen Reisewerkes bildet, und von J. L. Ideler auch ins Deutsche übersetzt ist, in welchem er die Geschichte der Entdeckung Amerika's mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, mit Zuziehung aller, auch der seltensten Hülfsmittel, mit staunenerregender Belesenheit und kritischem Geiste beleuchtet, und unzählige schwankende Thatsachen festgestellt und berichtigt hat, kennt die Resultate, welche hier nur einige Zusätze erhalten haben. Aber auch ihm selbst war es nur möglich, aus dem sehr umfassenden Werke ein alles Wesentliche

enthaltendes, schön gegliedertes, lebenvolles Bild in einen so engen Rahmen zusammen zu fassen.

Nun folgt im siebenten Gemälde die Zeit der großen teleskopischen Entdeckungen in den Himmelsräumen. Sie wurde vorbereitet durch richtigere Ansicht des Weltbaues, besonders durch Nicolaus Copernicus und Kepler, deren große Verdienste ausführlicher und mit kritischer Berichtigung bisher verbreiteter Meinungen gewürdigt werden. Die zufällige Erfindung der raumdurchdringenden Kraft der Fernröhre wirkte für die Vervollkommnung des kosmischen Wissens wie eine Begebenheit. Die Erfindungsgeschichte wird näher beleuchtet, so wie die nächsten Entdeckungen mit demselben, die zu den wichtigsten Bereicherungen der Himmels- und Weltkenntniß gehörten. Damit stehen in Verbindung die physikalischen Entdeckungen in der Lehre vom Lichte, von der Wärme, dem Magnetismus, der Elektricität und der Meteorologie. Die Anfänge der pneumatischen Chemie bereiten vor, was das folgende Jahrhundert an großen Ansichten über die Constitution des Luftkreises und dessen meteorologische Veränderungen offenbart hat. Aber auch die Geognosie gewinnt Bearbeiter, welche den ersten Grund zu dieser Wissenschaft legen. Die Polarabplattung der Erde und ihre sphäroidische Gestalt, die Abnahme der Schwere vom Pole zum Aequator und die verschiedene Länge des Secundenpendels unter verschiedenen Breiten werden erkannt; Newton entdeckt die Gravitation, eine Kraft, von deren Wirkungen die Kepler'schen Gesetze nothwendige Folgen sind, und wird mit Leibnitz Erfinder der Infinitesimal-Rechnung. „Die Geistesarbeit zeigt sich in ihrer erhabensten Größe da, wo sie, statt äußerer materieller Mittel zu bedürfen, ihren Glanz allein von dem erhält, was der mathematischen Gedankenentwickelung, der reinen Abstraction entquillt. Es wohnet inne ein fesselnder, von dem ganzen Alterthum gefeierter Zauber in der Anschauung mathematischer Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse der Zeit und des Raumes, wie sie sich in Tönen und Zahlen und Linien offenbaren. Die Vervollkommnung eines geistigen Werkzeuges der Forschung, der Analysis, hat die gegenseitige Befruchtung der Ideen, welche eben so wichtig als der Reichthum ihrer Erzeugung ist, mächtig befördert. Sie hat der physischen Weltanschauung in ihrer irdischen und himmlischen Sphäre (in den periodischen Schwankungen der Oberfläche des Weltmeeres, wie in den wechselnden Störungen der Planeten) neue Gebiete von ungemessenem Umfange eröffnet."

Mit diesen goldenen Worten schließen die sieben historischen Gemälde, in welchen die Geschichte des Fortschrittes der physischen Weltanschauung dargestellt wird, und in welchen wir nur die Hauptfiguren andeuten, den reichen Inhalt aber bloß ahnen las-

sen konnten. Ein achter Abschnitt thut einen Rückblick auf die Reihenfolge der durchlaufenen Perioden, und bespricht besonders den Einfluß äußerer Ereignisse auf die sich entwickelnde Erkenntniß des Weltganzen. Mit der Erfindung des Fernrohrs vergleicht der Herr Verf. die Entdeckung der Volta'schen Säule, aber sie füllt, ungeachtet ihrer großen Wichtigkeit und ihres tiefen Einflusses, mehr einen Abschnitt in der Geschichte der physischen Disciplinen, als unmittelbar in der Geschichte der kosmischen Anschauungen. Diese vielseitige Verknüpfung alles jetzigen Wissens erschwerte die Absonderung und Umgrenzung des Einzelnen. Fortan bringt die Intelligenz Großes fast ohne Anregung von außen, durch eigene innere Kraft nach allen Richtungen hervor, und so schmilzt allmählich die Geschichte der physischen Wissenschaften mit der Geschichte von der Idee eines Naturganzen zusammen. „Durch den Glanz neuer Entdeckungen angeregt, mit Hoffnungen genährt, deren Täuschung oft spät erst eintritt, wähnt jedes Zeitalter dem Culminationspunkte im Erkennen und Verstehen der Natur nahe gelangt zu seyn. Ich bezweifle, daß bei ernstem Nachdenken ein solcher Glaube den Genuß der Gegenwart wahrhaft erhöhe. Belebender und der Idee von der großen Bestimmung unseres Geschlechts angemessener ist die Ueberzeugung, daß der eroberte Besitz nur ein sehr unbeträchtlicher Theil von dem ist, was bei fortschreitender Thätigkeit und gemeinsamer Ausbildung die freie Menschheit in den kommenden Jahrhunderten erringen wird. Jedes Erforschte ist nur eine Stufe zu etwas Höherem in dem verhängnißvollen Laufe der Dinge. — Was die Fortschritte der Erkenntniß in dem neunzehnten Jahrhundert besonders befördert und den Hauptcharakter der Zeit gebildet hat, ist das allgemeine und erfolgreiche Bemühen, den Blick nicht auf das Neu-Errungene zu beschränken, sondern alles früher Berührte nach Maß und Gewicht streng zu prüfen, das bloß aus Analogien Geschlossene von dem Gewissen zu sondern, und so einer und derselben strengen kritischen Methode alle Theile des Wissens, physikalische Astronomie, Studium der irdischen Naturkräfte, Geologie und Alterthumskunde zu unterwerfen. Die Allgemeinheit eines solchen kritischen Verfahrens hat besonders dazu beigetragen, die jedesmaligen Grenzen der einzelnen Wissenschaften kenntlich zu machen, ja die Schwäche gewisser Disciplinen aufzudecken, in denen unbegründete Meinungen als Thatsachen, symbolisirende Mythen unter allen Firmen als ernste Theorien auftreten Unbestimmtheit der Sprache, Uebertragung der Nomenclatur aus einer Wissenschaft in die andere, haben zu irrigen Ansichten, zu täuschenden Analogien geführt. Die Zoologie ist lange in ihren Fortschritten dadurch gefährdet worden, daß man in den untern Thierklassen alle Lebensthätigkeiten

an gleichgestaltete Organe wie in den höchsten Thierklassen gebunden glaubte. Noch mehr ist die Kenntniß von der Entwickelungsgeschichte der Pflanzen in den sogenannten kryptogamischen Cormophyten (den Laub- und Lebermoosen, Farren, Lycopodiaceen) oder in den noch niedrigeren Thallophyten (Algen, Flechten, Pilzen) dadurch verdunkelt worden, daß man überall Analogien aus der geschlechtlichen Fortpflanzung des Thierreichs zu finden glaubte. — Wenn die Kunst, innerhalb des Zauberkreises der Einbildungskraft, recht eigentlich innerhalb des Gemüthes liegt, so beruhet dagegen die Erweiterung des Wissens vorzugsweise auf dem Contact mit der Außenwelt. Dieser wird bei zunehmendem Völkerverkehr mannigfaltiger und inniger zugleich. Das Erschaffen neuer Organe (Werkzeuge der Beobachtung) vermehrt die geistige, oft auch die physische Macht des Menschen. Schneller als das Licht trägt in die weiteste Ferne Gedanken und Willen der geschlossene elektrische Strom. Kräfte, deren stilles Treiben in der elementarischen Natur, wie in den zarten Zellen organischer Gewebe, jetzt noch unsern Sinnen entgeht, werden, erkannt, benützt, zu höherer Thätigkeit erweckt, einst in die unabsehbare Reihe der Mittel treten, welche der Beherrschung einzelner Naturgebiete und der lebendigeren Erkenntniß des Weltganzen näher führen.»

Mit dieser erhebenden wissenschaftlichen Prophezeiung schließt der Herr Verf. sein Buch. Beiden Hauptabschnitten desselben ist eine reiche Sammlung von Noten beigefügt, auf welche im Texte verwiesen wird. Man würde sehr irren, wollte man sie für bloße literarische Citate halten, und beim Lesen unberücksichtigt lassen. Allerdings geben sie die Nachweisung der Quelle, aber meistens viel mehr. Theils wird die Stelle selbst gegeben, um welche es sich handelt, theils besprechen sie dieselbe kritisch, theils führen sie Einzelnes weiter aus, theils widerlegen sie entgegen stehende Behauptungen und Meinungen; in allen diesen Beziehungen sind sie von großer Wichtigkeit. Es ist in ihnen ein großer Schatz von Gelehrsamkeit niedergelegt, und mit hoher Bewunderung erkennt man, welch einen ungeheuren literarischen Horizont der Herr Verf. beherrscht, denn von dieser Beherrschung gibt fast jede Note ein vollgültiges Zeugniß. Eine ausführliche und sehr zweckmäßige Inhaltsübersicht der ersten beiden Bände des Kosmos schließt diesen Band, aus welcher sich die Gliederung des ganzen Werkes noch klarer und bestimmter ergibt, als aus dem Werke selber, wo die trennenden Einschnitte nicht ohne Absicht, wie wir schon in der Besprechung des ersten Theiles gezeigt haben, nur verdeckt sich geltend machen. Der Inhaltsübersicht sind zugleich für die Einzelnheiten die Seitenzahlen, und was sehr zu loben ist, auch die Nummern der dazu gehörigen Noten beigefügt, so daß dieselbe zugleich

als Register gelten kann. Es wird nun noch ein dritter und letzter Theil folgen, welcher zur Erläuterung des allgemeinen Naturgemäldes die Ergebnisse der Beobachtung, auf welche der jetzige Zustand wissenschaftlicher Meinungen hauptsächlich gegründet ist, enthalten wird. „Vieles, — sagt der Herr Verf., — das man nach anderen Ansichten der Composition eines Buches von der Natur, als die meinigen sind, hier vermissen kann, wird dort seinen Platz finden.“ — Wen sollte ein solches Versprechen nicht erfreuen, wer seiner Erfüllung nicht mit freudiger Erwartung entgegen sehen? —

Nachdem wir nun im Stande sind, Inhalt, Eintheilung und Behandlung der beiden bisher erschienenen Bände des Kosmos zu übersehen, überzeugen wir uns immer mehr, welch ein edles Geisteswerk von dem tiefsten Gehalte, der umfassendsten Gelehrsamkeit und den geläutertsten Ansichten wir in demselben besitzen, umfassender, als je eines gedacht wurde, denn es schildert nicht allein das Weltganze, den Makrokosmos in seinem Zusammenhange, sondern auch dessen Reflex im Mikrokosmos durch die ganze Reihe der Zeiten mit einem wahrhaften Meistergriffel. Daß bei einem so ungeheuren Inhalte, und bei einem so geringen Umfange von zwei Bänden jede Zeile ihr volles Gewicht hat, läßt sich von vorne herein vermuthen, und dennoch macht sich kein Drängen, kein Ueberschütten mit Stoff bemerkbar; alles ordnet sich anmuthig, jedes füllt seinen Platz ohne Beengung, weil sich nicht alles in den Vordergrund drängt, weil überall ein Mittel- und Hintergrund vorhanden ist. Dadurch unterscheidet sich eben die Methode des Herrn Verfassers von der meist üblichen, und wir müssen wiederholt darauf aufmerksam machen. Man wird hier nicht in einer Gegend von Gegenstand zu Gegenstand umher geführt, deren man jeden in gleicher Nähe und allenfalls selbst mit der Loupe betrachtet, welche Methode in anderen Fällen ganz vortrefflich ist; sondern man erblickt das Bild der Gegend von einem bestimmten Standpunkte aus, und daher Vieles in der Ferne, anderes im Mittelgrunde, und nur die hervorragendsten Gestalten im Vordergrunde. Eben deßhalb gibt das Buch nur Resultate höchst ausgedehnter Forschungen; wollte man schildern, auf welchen Wegen sie allmälig gefunden wurden, so würden wenige Seiten oft bändereiche Commentare nöthig machen. Daß ein Buch solcher Art, welches auf den verschiedensten Gebieten des Wissens mit feiner Auswahl und Unterscheidung gesammelte Früchte in der edelsten Form — wahrhaft goldene Früchte in silbernen Schalen — bringt, nicht von Fremdlingen im Reiche des Wissens verstanden werden kann, ist begreiflich. Ueber den hohen Werth des Buches werden Alle, welche fähig sind, es zu verstehen, einverstanden seyn.

Allein ein solches Buch ist es werth, nicht bloß in Bezug auf seinen Inhalt, sondern auch in Bezug auf seine Form studirt zu werden. Ist diese nun schon bei dem ersten Theile hier und da nicht überall verstanden worden, so fürchten wir, es werde bei dem zweiten derselbe Fall seyn. Sich darüber aufzuklären, ist Pflicht, nicht in dem eiteln und anmaßenden Wahne, den Herrn Verf über das zu belehren, was er gethan hat, oder ihm zu zeigen, wie er es hätte besser machen können, sondern für seine Leser und das Publikum überhaupt, wo sich leicht Meinungen festsetzen können, durch welche dem Herrn Verf. Unrecht gethan wird. Eine vollständige Uebereinstimmung der Ansichten auch über das vortrefflichste Buch ist zwar nie zu erwarten, da Jeder dasselbe von einem andern Standpunkte ansieht und von diesem ausgeht; dennoch wird eine Verständigung darüber, auch wenn sie keine Einigung herbeiführte, nicht ohne Belehrung bleiben. Hören wir demnach, was ein von seinem abweichenden Standpunkte aus Urtheilender über die Form äußern kann.

„Drei Theile sind in dem Buche zu unterscheiden, und wirklich scharf geschieden: die Welt oder der Kosmos im ersten Bande; sein Reflex auf das Gemüth in der ersten Abtheilung des zweiten Bandes; die Geschichte von der Erkenntniß des Kosmos in der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes. Wodurch ist diese Eintheilung bedingt? — Es will nicht zweckmäßig erscheinen, den Reflex des durch die äußeren Sinne empfangenen Bildes der Außenwelt im Gefühle und in der dichterisch gestimmten Einbildungskraft zu trennen von der Auffassung der Welt in dem Erkenntnißvermögen, so also das dem Object gegenüber stehende Subject zu theilen, und letzteres jenem dichotomisch entgegen zu setzen. Ist doch eine solche Spaltung des inneren Menschen keine real vorhandene oder gegebene, sondern nur von der Schule ersonnen; ist es doch Täuschung, wenn wir jetzt das eine, dann das andere Seelenvermögen thätig glauben, indem sie im wachen Zustande jedes gleichzeitig, wenn auch selten nur gleichwerthig beschäftigt sind, bedingen sie sich doch gegenseitig, indem es unmöglich ist, die Welt zu erkennen, ohne sie zu empfinden, oder sie menschlich zu empfinden, ohne sie zu erkennen. Somit verschmilzt sich beides, und es erscheint zweckmäßig, mit einander verbunden zu lassen, was in der Auffassung nicht getrennt ist, und streng gar nicht aus einander gehalten werden kann. Eine Darstellung, wie die Welt erkannt wird, geht Hand in Hand mit einer Darstellung, wie die Welt empfunden wird, und warum letztere mehr als erstere ein Anregungsmittel zum Naturstudium seyn soll, ist nicht abzusehen, ja wie sie überhaupt vorzugsweise als ein Anregungsmittel dazu genannt werden kann. Noth und Bedürfniß haben

gewiß zum Naturstudium mehr angeregt, als alle dichterischen Schilderungen der Natur zusammen genommen; sie haben aber in diesem Abschnitte des Buchs gar keine Stelle gefunden. Wäre diese Trennung nicht beliebt worden, so hätte der Inhalt vom ersten Abschnitte des zweiten Bandes sehr gut an den betreffenden Stellen mit dem des zweiten Abschnitts im nämlichen Bande verbunden werden können. Wir erhielten dann nicht getrennt, sondern zu einem Ganzen vereinigt „wie die Naturwelt in verschiedenen Zeitepochen und bei verschiedenen Völkerstämmen so ganz anders auf die Gedanken- und Empfindungswelt eingewirkt hat.“ (S. 4.) Jetzt muß man, um das für einen einzelnen Zeitraum zu erfahren, den betreffenden Abschnitt der zweiten Abtheilung durch den zugehörigen der ersten ergänzen. Es scheint, als habe der Herr Verfasser sich dabei durch einen Gegensatz leiten lassen, den wir nur für einen scheinbaren halten. Der erste Abschnitt des zweiten Bandes beginnt mit den Worten: „Wir treten aus dem Kreise der Objecte in den Kreis der Empfindungen. Die Hauptresultate der Beobachtung, wie sie, von der Phantasie entblößt, der reinen Objectivität wissenschaftlicher Naturbeschreibung angehören, sind eng an einander gereihet, in dem ersten Bande dieses Werkes, unter der Form eines Naturgemäldes aufgestellt worden. Jetzt betrachten wir den Reflex des durch die äußeren Sinne empfangenen Bildes auf das Gefühl und die dichterisch gestimmte Einbildungskraft.“ — Wir meinen, daß wir die Welt nie darstellen können, wie sie an sich ist, sondern wie sie uns erscheint, daß daher auch ein Naturgemälde nichts anderes ist, als der Reflex der Natur auf unser Erkenntniß- und Empfindungsvermögen. Sagt doch der Herr Verf. Bd. I. S. 70 selber: „Die Außenwelt existirt nur für uns, indem wir sie in uns aufnehmen, indem sie sich in uns zu einer Naturanschauung gestaltet.“ Wir befanden uns im ersten Bande demnach nicht im Kreise der Objecte, sondern ebenfalls im Kreise der Reflexe. Am wenigsten aber möchten wir das Naturgemälde des Herrn Verfassers, in welchem uns so viele hochpoetische Stellen entzücken, ein von der Phantasie entblößtes nennen, die unserer Meinung nach von keiner wissenschaftlichen Arbeit ausgeschlossen ist, noch seyn kann. Wir haben demnach im ersten Bande eben sowohl wie in dem ganzen zweiten Bande mit einem Reflex der Welt im Inneren des Menschen zu thun, denn auch die Geschichte der Weltanschauung ist nichts als der Reflex, den die Natur zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern im Geiste des Menschen widergespiegelt hat. Wäre so der erste Abschnitt in den zweiten an geeigneter Stelle verarbeitet worden, so hätte die Einheit der Darstel-

lung gewonnen. Es wäre dann das Ganze eine Geschichte der physischen Weltanschauung oder des Kosmos geworden, in welcher der erste Band die Stelle des achten Gemäldes, nämlich die des Bildes der jetzigen Weltanschauung ausgefüllt hätte. Welch einen Eindruck die Natur auf Geist und Gemüth der verschiedenen Völker im Laufe der Zeiten gemacht hat, würden wir aber auch in dieser Form nicht erfahren, denn nur die Aeußerungen der Dichter und Gelehrten lernen wir kennen, und diese fallen selten mit dem Volksbewußtsein zusammen.» —

Wir haben hier Aeußerungen wiedergegeben, denen man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann, und andere, als solche, mitzutheilen, wäre unpassend gewesen. Wir zweifeln nicht, daß das Buch, in dieser Weise vom Herrn Verfasser ausgeführt, ein treffliches geworden wäre, wenn es ihm beliebt hätte, es nach diesem Plane zu arbeiten. Er hat es nicht gethan, und ohne Zweifel seine guten Gründe gehabt, einen anderen Weg einzuschlagen. Wir glauben sogar, es ließen sich diese aus seinen Aeußerungen selber entnehmen, und aus diesen ist dann weiter zu folgern. Was die am Schlusse des angeführten Raisonnements ausgesprochene Meinung betrifft, so haben wir schon oben darüber gesprochen, und weisen darauf hin. Daß dem Herrn Verfasser die aufgestellten Ansichten nicht fremd gewesen sind, beweiset die zuletzt angeführte Stelle. Wenn er also dennoch die Welt dem Gemüthe gegenüber stellt, so müssen ihn bestimmte Gründe dazu bewogen haben. Wir glauben sie in Folgendem zu finden.

Ausdrücklich erklärt der Herr Verf. Thl. I. S. 68 in dem Abschnitte: Ueber Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung einer physischen Weltbeschreibung: „Dem Charakter meiner früheren Schriften, wie der Art meiner Beschäftigungen treu, welche Versuchen, Messungen, Ergründung von Thatsachen gewidmet waren, beschränke ich mich auch in diesem Werke auf eine empirische Betrachtung. Sie ist der alleinige Boden, auf dem ich mich weniger unsicher zu bewegen verstehe.» Ferner S. 171: „Ich bezeichne nur den empirischen Weg, auf dem ich und viele mir Gleichgesinnte fortschreiten», wie denn auch S. 50 der Hauptinhalt vom ersten Bande des Kosmos bezeichnet wird als „der objective Inhalt, die reale empirische Ansicht des Natur-Ganzen in der wissenschaftlichen Form eines Natur-Gemäldes.» Bekanntlich steht aber nach der empirischen Naturansicht die äußere Welt gegenüber der innern, das Reale gegenüber dem Idealen, und völlig consequent müßte der Herr Verfasser demgemäß den objectiven Inhalt der Welt von ihrer subjectiven Auffassung unterscheiden, und beides als gesonderte Theile darstellen. Das wird man nicht in Abrede stellen können. Da-

egen ließe sich noch meinen, jene subjective Auffassung der Welt ätte sich mit der Geschichte der Weltauffassung verbinden lassen, und die Möglichkeit läßt sich auch nicht läugnen; allein dieß lag nicht im Plane des Herrn Verfassers. Nach diesem ist die Geschichte der Erkenntniß des Weltganzen gleichbedeutend mit der Geschichte des Kosmos oder der Geschichte der physischen Weltanschauung (II. S. 135, 136), aber nicht zu verwechseln mit der Geschichte der Naturwissenschaften, noch mit der ganzen Kulturgeschichte der Menschheit. „Es ist die Geschichte des Gedankens von der Einheit in den Erscheinungen und von dem Zusammenwirken der Kräfte im Weltall. Daher kann die Behandlungsweise dieser Geschichte nur in der Aufzählung dessen bestehen, wodurch der Begriff von der Einheit der Erscheinungen sich allmälich ausgebildet hat. Wir unterscheiden in dieser Hinsicht: 1) das selbstständige Streben der Vernunft nach Erkenntniß von Naturgesetzen, also eine denkende Betrachtung der Naturerscheinungen; 2) die Weltbegebenheiten, welche plötzlich den Horizont der Beobachtung erweitert haben; 3) die Erfindung neuer Mittel sinnlicher Wahrnehmung, gleichsam die Erfindung neuer Organe, welche den Menschen mit den irdischen Gegenständen wie mit den fernsten Welträumen in näheren Verkehr bringen, welche die Beobachtung schärfen und vervielfältigen. Dieser dreifache Gesichtspunkt muß uns leiten.“ —

Diese Erklärung ist wichtig. Sie schließt von der Geschichte der Weltanschauung aus:

1) Alles dasjenige der Kulturgeschichte der Menschheit Angehörige, was nicht unmittelbar auf die Naturerkenntniß Bezug hat.

2) Alles dasjenige, was nicht zur Ausbildung des Begriffes von der Einheit der Naturerscheinungen beigetragen hat, somit den bei Weitem größten Theil der Mythen aller Völker und aller Arten, denn nur in einem sehr kleinen Theile derselben tritt eine verschleierte Ahnung von der Einheit der Naturerscheinungen hervor, während die meisten Mythen die Erscheinungen vereinzeln, und nur in ihrer Besonderheit auffassen. Sie hätten hiernach nur in einem von der Geschichte getrennten Abschnitt behandelt werden können.

3) Es sind dadurch von der Geschichte ausgeschlossen fast alle Naturschilderungen der Dichter und selbst vieler Prosaiker, weil sie zwar von der Natur angeregt sind, aber zur Bildung des Begriffes von der Einheit der Erscheinungen nichts beigetragen haben. Sie mußten daher von der Geschichte getrennt, in einem besonderen Abschnitte behandelt werden.

4) Ferner wird ausgeschlossen alles dasjenige, was nur einzelne Disciplinen der Naturwissenschaften erweiterte und berei-

cherte, ohne zur Ausbildung jenes Begriffes unmittelbar beizutragen; alles, was Resultate lieferte, die keiner Verallgemeinerung fähig waren, oder materielle Hülfsmittel zu genauerer Beobachtung der Natur in verschiedenen Zeitaltern geliefert hat.

Der Herr Verf. sagt aber ferner S. 139: „Die Geschichte der Weltanschauung, wie ich sie auffasse, bezeichnet nicht sowohl die wiederkehrenden Schwankungen zwischen Wahrheit und Irrthum, als die Hauptmomente der allmälichen Annäherung an die Wahrheit, an die richtige Ansicht der irdischen Kräfte und des Planetensystems.“ — Diese Stelle schließt wiederum die Mythen aus. Denn was sind sie anders, als schwankende Traum- oder Spuckgestalten, aus Irrthum und Wahrheit zusammengesetzt, deren Form abgestreift werden muß, wie die Schmetterlingspuppe, damit der schöne Sonnenvogel der Wahrheit in vollendeterer Gestalt daraus hervorgehe? — Dieser doppelte Grund, sie von der Geschichte auszuschließen, hat wahrscheinlich den Herrn Verf. veranlaßt, sie überhaupt nicht weiter zu berücksichtigen. Allein diese Stelle zeigt uns zugleich, daß er nicht eine eigentliche Geschichte der Weltanschauung schreiben wollte, — denn diese schließt nothwendig das Schwanken zwischen Irrthum und Wahrheit in sich ein, und im Grunde ist die ganze Geschichte nichts anderes; sondern der Herr Verf. beabsichtigte, eine Geschichte des Fortschrittes der Naturwissenschaften zur Erkenntniß der Einheit der Erscheinungen oder des Weltganzen zu geben, und dieser Begriff schließt folgerichtig alles das aus, was wir oben als ausgeschlossen bezeichnet haben. Aber dieser Begriff wird noch mehr beschränkt.

S. 141 heißt es: „Es bedarf bei diesen historischen Betrachtungen nicht der Darstellung eines zusammenhängenden Gewebes von Begebenheiten. Für die Geschichte der Erkenntniß des Naturganzen ist es hinlänglich in jeder Epoche nur an solche Begebenheiten zu erinnern, welche einen entschiedenen Einfluß auf die geistigen Bestrebungen der Menschheit und auf eine erweiterte Weltansicht auszuüben vermochten. — Wir verweilen nicht sowohl bei der Erzählung von etwas Geschehenem als bei der Bezeichnung der Wirkung, welche das Geschehene, d. i. die Begebenheit, — sei sie eine Entdeckungsreise, oder das Herrschend-Werden einer hochausgebildeten, literaturreichen Sprache, oder die plötzlich vorbereitete Kenntniß der indo-afrikanischen Monsune, — auf die Entwickelung der Idee des Kosmos ausgeübt hat.“ S. 144 wird gesagt: „Die Geschichte der physischen Weltanschauung soll aber hier in ihren Hauptzügen nur fragmentarisch und übersichtlich dargestellt werden. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß die Kürze dieser Darstellung den Leser in den Stand

setzen könne, den Geist, in welchem ein so schwer zu begrenzendes Bild einst auszuführen wäre, leichter zu erfassen. Hier wie in dem Naturgemälde, welches der erste Band des Kosmos enthält, wird nicht nach Vollständigkeit in Aufzählung von Einzelheiten, sondern nach der klaren Entwickelung von leitenden Ideen getrachtet, solchen, welche einige der Wege bezeichnen, die der Physiker als Geschichtforscher durchlaufen kann. Die Kenntniß von dem Zusammenhange der Begebenheiten und ihren Causalverhältnissen wird als ein Gegebenes vorausgesetzt; die Begebenheiten brauchen nicht erzählt zu werden, es genügt sie zu nennen und den Einfluß zu bestimmen, den sie auf die allmälich anwachsende Erkenntniß eines Naturganzen ausgeübt haben. Vollständigkeit, ich glaube es wiederholen zu müssen, ist hier weder zu erreichen, noch als das Ziel eines solchen Unternehmens zu betrachten. Indem ich dieß ausspreche, um meinem Werke vom Kosmos den eigenthümlichen Charakter zu bewahren, der dasselbe allein ausführbar macht, werde ich mich freilich von neuem dem Tadel derer aussetzen, welche weniger bei dem verweilen, was ein Buch enthält, als bei dem, was nach ihrer individuellen Ansicht darin gefunden werden sollte. In den älteren Theilen der Geschichte bin ich geflissentlich weit umständlicher, als in den neueren gewesen. Wo die Quellen sparsamer fließen, ist die Combination schwieriger, und die aufgestellten Meinungen bedürfen dann der Anführung nicht allgemein bekannter Zeugnisse. Auch Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der Materien habe ich mir da frei gestattet, wo es darauf ankam, durch Aufzählung von Einzelheiten dem Vortrag ein belebenderes Interesse zu geben." — Dem gemäß ist auch S. 152 die Ueberschrift: Hauptmomente einer Geschichte der physischen Weltanschauung, und wir würden den Inhalt definiren als eine Geschichte des Fortschrittes der Naturwissenschaften zur Erkenntniß der Einheit der Erscheinungen oder des Weltganzen in ihren Hauptmomenten.

Hiernach mußte das Weltgemälde für sich hingestellt, der Reflex der Außenwelt auf das Gemüth von ihm wie von der Geschichte getrennt, auf die mythische Auffassung verzichtet, und die Geschichte der Weltanschauung auf die Hauptmomente ihres Fortschrittes beschränkt werden, wie es von dem Herrn Verf. durchaus folgerichtig geschehen ist.

Diese Folgerichtigkeit, — wird man sagen, — ist nur dann zuzugeben, wenn man die von dem Herrn Verf. sich auferlegten Beschränkungen als wesentliche und nothwendige anerkennt. In wiefern kann man sie als solche bezeichnen? —

Eine solche Frage dürfte aber leicht zu den unbescheidenen gehören, und könnte ihre Entschuldigung einzig in der Meinung

finden: ein Schriftsteller von dem Range des Herrn von Humboldt, der schon so viel gegeben, könne auch wohl noch mehr geben, obgleich da die Unbescheidenheit nur durch die Ungenügsamkeit entschuldigt wird. An der Fähigkeit, mehr geben zu können, zweifelt wohl Niemand. Allein wenn Herr von Humboldt mit einem so edeln Muster von Bescheidenheit vorangeht, und sich selber Schranken setzt, können die Leser auch wohl in Bezug auf ihre Wünsche einem solchen Beispiele folgen. Wer in der Welt lange genug gelebt hat, weiß, daß nur innerhalb gewisser Schranken Großes und Tüchtiges geleistet werden kann. Es ist in der Regel die Jugend, die gern in's Ungemessene hinausstürmt, und die Zügel der Sonnenrosse ergreifen möchte, um einen schöneren Tag als Apollo heraufzuführen. In der Beschränkung zeigt sich der Meister, — das ist ein altes und treffliches Wort, und darum hat man von jeher den Meister nicht bloß an dem erkannt, was er sagt, sondern auch an dem, was er verschweigt. Ein edler, schön angelegter und cultivirter Park gewährt dem Besucher große Lust, obgleich er recht wohl weiß, daß er nur so trefflich cultivirt ist, weil er irgendwo aufhört. Und diese Grenzen, meinen wir, sind in dem Parke des Herrn von Humboldt weit genug gesteckt. Wer dem kundigen beredten Führer bis zu den Grenzen folgen will, muß gut zu Fuße seyn, und wir fürchten, für gar Viele liegen sie zu entfernt. Diese Viele beschränken sich selber weit mehr, als er es thut, begnügen sich mit dem Durchwandern der ihnen geläufigen oder bequemsten Partien, und bei den übrigen mit der Ansicht aus der Ferne und dem Bewußtseyn, daß auch weiterhin der Park nicht ohne Bäume ist. Wer verlangt unter solchen Umständen noch den Nachweis, warum der Besitzer den Park nicht noch weiter ausgedehnt, seine Grenzen nicht weiter hinaus gerückt, und noch eine Menge benachbarten Ackers hinzu gezogen habe? Wer rechtet mit ihm, daß er die Eintheilung des Parkes und die Richtung der Wege nicht nach des Besuchers, sondern nach seiner eigenen Einsicht durchgeführt hat? —

Wir sehen ähnlichen Einwendungen, mögen sie öffentlich ausgesprochen werden oder nicht, entgegen, wir wissen, daß sie sich manchen Lesern unwillkürlich aufdrängen, und haben darum geglaubt, sie beleuchten zu müssen, um ihnen ihre Berechtigung für die Zukunft abzuschneiden. Wir glauben uns dadurch zugleich den Dank Vieler zu verdienen. Bei einem Werke dieser Art muß der Leser sich dem Studium wie dem Genusse desselben ohne Krittelei hingeben, die leider in unserer Zeit nur zu häufig einen unbefangenen Genuß gänzlich verhindert. Mögen unsere Worte in dieser Beziehung keine überflüssigen seyn.

Was außer allem Angeführten dem Buche schon allein einen

der ersten Plätze in unserer Literatur sichern wird, das ist die hohe Correctheit seiner Angaben. Man erhält durchgängig über jeden Gegenstand, den das Buch bespricht, den letzten Standpunkt der Untersuchung nach den Ergebnissen der bewährtesten Forscher, ja der Herr Verfasser hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in Bezug darauf mit letzteren einen Briefwechsel anzuknüpfen, aus welchem er, wo es dienlich schien, wörtliche Mittheilungen gibt, zwar überall nur kurz, oft bloß andeutend, aber doch genügend, um den Stand der Angelegenheit kennen zu lernen, und die Leser vom Grunde bis zum Niveau zu erheben. Bedenkt man, wie überaus reichhaltig das so Vieles umfassende Buch ist, welch eine große Menge von Thatsachen besprochen werden, so begreift man auch, welch einen trefflichen Schatz der gediegensten herrlichsten Resultate aus dem weiten Gebiete wissenschaftlicher Untersuchungen man in diesem Buche besitzt. So sorgfältig ist der Herr Verf. gewesen, die gelehrten Forschungen in ihrer neuesten Gestalt darzustellen, daß er, um ungefähr beurtheilen zu lassen, aus welchen Quellen er bei dem langsamen Drucke des zweiten Bandes geschöpft habe, und welche er noch nicht benutzen konnte, auf dem letzten Blatte besonders angibt, zu welcher Zeit die beiden Abtheilungen dieses Bandes gedruckt sind. Diese höchst lichtvolle und klare Zusammenstellung der wissenschaftlichen Resultate in ihrer neuesten und sichersten Form mit großer Sprachgewandtheit dargestellt, macht einen eigenthümlichen, sehr angenehmen Eindruck, wie ihn überall die geschmackvollste Eleganz hervorruft. Er gleicht dem, mit welchem man sich in einem schönen neu eingerichteten, und im feinsten Geschmacke meublirten Hause bewegt, ein Eindruck, der durch die Angemessenheit und Politur der Sprache, den Glanz des Styls und durch die Feinheit der Bemerkungen fortdauernd erhöht wird. Wir haben schon im Laufe unserer Besprechung Proben aus dem Werke mitgetheilt, welche genügen werden, das hier Gesagte besser zu beweisen, als es die längste Beschreibung vermöchte. Läßt sich doch ohnehin ein Genuß nur höchst unvollkommen in Worten wiedergeben; im günstigsten Falle können sie nur dazu auffordern, den Genuß aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, und wenn unsere Besprechung des ausgezeichneten Werkes dazu beiträgt, und die Lust erweckt, dasselbe nicht bloß flüchtig zu lesen, wobei der Hauptgenuß verloren gehen würde, sondern dasselbe förmlich zu studieren, so wird dieß ihr schönster Erfolg seyn. — Ueberhaupt sind wir der Meinung, daß in künftigen Zeiten, wenn Jemand in ähnlicher Weise wie es hier geschehen, die Anregungsmittel zum Naturstudium besprechen sollte, der Kosmos des Herrn von Humboldt in erster Reihe genannt werden muß, ja für sich sogar eine eigene Abtheilung in Anspruch

nehmen dürfte. Seine Lectüre wird weit mehr zum Naturstudium anregen, als die schönsten poetischen Beschreibungen, Landschaftsmalereien, Gärten und Pflanzenhäuser, und das in Kreisen, welche bisher großentheils diesen Studien entfremdet blieben, ohne zu ahnen, um welche Summe von Genüssen sie sich durch diese Entfremdung gebracht haben. Eine Weckung größeren Interesses in diesen Kreisen kann der Wissenschaft in mehr als einer Hinsicht sehr förderlich werden, und wenn das Buch auch schon durch seinen hohen wissenschaftlichen Werth eine Zierde unserer Literatur auf lange Zeiten bleiben wird, und keiner weiteren Folie bedarf, um zu glänzen, so schlagen wir dennoch jenen Nebengewinn als keinen geringen an, und sind überzeugt, daß die Zukunft unsere Ansicht bewähren werde.

Berlin. Dr. Klöden.

Art. VI. Neue Gedichte von Friedrich Hebbel. Mit Porträt des Verfassers. Leipzig, 1848. J. J. Weber. S. X und 215.

Der Dichter der Judith tritt uns hier zum zweiten Male mit einer Sammlung lyrischer Gedichte entgegen, welche uns in gleichem, ja erhöhtem Grade das Bild einer reichen und schönen Künstlernatur verschafft. Der letzte Eindruck dieser Sammlung ist der, daß man fühlt etwas Totales erhalten zu haben. Eine edle, menschliche Bildung, die sich nach allen Richtungen des Fühlens und des Denkens poetisch ausspricht, überall das beschränkte, subjective Gepräge verwischt und bloß im Schönen und Lebendigen ihren Brennpunkt findet, blickt uns mit klaren, feurigen Augen aus diesen Gedichten an. Der Dichter tritt uns ohne Livree in nackter Menschheit entgegen. Bei dieser reinen, allgemeinen Menschlichkeit der dargestellten Gefühle erkennen wir dennoch wieder bei jeder einzelnen Gestaltung so viel Eigenthümliches, von aller bornirten Manier Freies, daß wir stets von einem Style des Herzens reden können. Mit einer tüchtigen Verdauungskraft überwältigt er die Eindrücke des Lebens zu durchaus concreten, von dem Geiste des Wirklichen beseelten Gestaltungen, deren jede von allen willkürlichen, anempfundenen Empfindungen frei ist. Der Leser wird nicht dadurch gereizt, daß er ein Gefühl weiter ausspinnen und in dasselbe laue Bad steigen kann, sondern er wird von einer ganz originellen Schöpferkraft überwältigt und in einen überraschend fremden Anschauungskreis gebannt. Durch dieses Specifische in seiner Natur bewährt sich Hebbel als wahrer Dichter, und unsere Aufgabe ist es nun das Physiognomische an ihm nachzuweisen.

Hebbel hält sich nur an das Lebendige. Dieses wird in der Darstellung dadurch noch nicht erreicht, daß der Dichter bloß Ge-

fühle zur Anschauung bringt, welche wirklich in ihm vorhanden sind. Denn die abstracten Naturen, welche sich zuerst Empfindungen eintrichtern und sie sodann in elegischer Form als Optativ, Conjunctiv und Präteritum, in lyrischer Form als Präsens conjugiren und auf diese Weise bloß willkürlich Empfundenes ausdrücken, kommen überhaupt gar nicht in Betracht. Nur dann kann davon die Rede seyn, daß ein Dichter in den Gefühlen, die er darstellt, sich an das Leben halte, wenn Jeder in demselben die höhere Menschheit wieder erkennt. Das bloß subjectiv Wahre ist noch nicht wirklich lebendig. Alles, was bloß grillenhaft in einer subjectiven Stimmung begründet ist, und was dem reinen, heiteren Begriff der Menschheit widerspricht, ist daher nicht Gegenstand der lyrischen Kunst. Hebbel lebt nicht in Zwiespalt mit den Formen der Zeit und des Menschengeschicks, er löst sich die Widersprüche des Lebens auf und hat sich mit dem hellen, freundlichen, schönen Geist des menschlichen Daseyns befreundet. Der Schmerz ist auch bei tiefempfundener Darstellung in der Lyrik unlebendig und unpoetisch. Denn, wie schon bemerkt, es ist ein Irrthum zu glauben, ein Gedicht rechtfertige sich schon dadurch, daß der Dichter etwas dargestellt hat, was er wirklich empfunden und mit ihm auch Andere empfinden können. Nur jene Empfindungen, welche plastisch gestaltet werden und sich in den Geist der Schönheit auflösen können, bilden einen wahren lyrischen Gehalt; alles Andere ist rhetorisch oder epigrammatisch, wenn es auch lyrische Form zu besitzen scheint. Ohne Liebe gibt es keinen Dichter; aber nicht im Rausch der Gefühle, sondern im poetischen Frieden, der nach Stürmen folgt und wobei der Dichter in gewissem Sinne wie der verlorne Sohn des Evangeliums erscheint, liegt die wahre Liebe. Weil dieser echte Geist der Liebe Hebbel's Gedichten eigen ist, so wirken sie auch erfreulich, was bei jedem echten Gedichte der Fall seyn muß. Das dichterisch Lebendige findet er ferner nur im Concreten und Realen, und da auch das Phantastische keinen wahrhaft lebendigen Gehalt hat, so kann er es nur als Farbenstrich in einem ganzen Gemälde, aber nicht als selbstständiges Gefühl anwenden. Wahrhaft lebendig ist in der Poesie auch nur das Neue und Selbstständige, während die meisten lyrischen Gedichte streng geprüft sich nur als Consequenzen anderer Gedichte darstellen, und deßhalb leblos sind. Man kann von Hebbel rühmen, daß gewisse Gefühle erst durch ihn Form gewonnen haben, was freilich nur vom echten Lyriker gesagt werden kann. Dem Geist des Lebendigen und Schönen conform ist ferner auch das Sittliche. Jedem Gefühl, das nicht einem ethischen Boden entsprießt, fehlt der wahre Kern des Lebens. Hebbel's sittliche Weltanschauung ist um so bedeutsamer, als sie in den eigentlich lyrischen Gedichten nir-

gends direct ausgesprochen wird, sondern der keusche strenge Geist des Sittlichen nur durchschimmert; so wie es auch an der Blume das Reizendste ist, daß ihr Duft nicht gesehen werden kann. Endlich ist seine Poesie auch deßhalb lebendig, weil sie sich nicht in Willkürlichkeiten und Einseitigkeiten einspinnt, sondern den ewigen Cirkel des Daseins durchempfindet. Nicht ein subjectives Gelüsten, nicht der pikante Reiz an Aeußerlichkeiten, sondern der ewige Gehalt einer Menschenbrust ist es, der sich in schönen Farben bei ihm bricht. Er hat zur Zeit und ihren Erscheinungen einen Standpunkt gewonnen und bewährt darin seine schöne Dichternatur, daß er auch in den verzerrten Formen derselben das Gesetz des Geistes, in der Carricatur das Urbild zu erblicken vermag.

Da Hebbel auch ein im wahren Sinne des Wortes naiver Dichter ist, so vermag er diesen poetischen Gehalt auch von sich loszutrennen und ihm eine freie, objective Form zu verschaffen. Bei jedem der vorzüglicheren Gedichte dieser Sammlung empfindet man, es sei ein Abschluß einer Stimmung, die Spitze eines Gefühls, und der Leser könne nichts hinzusetzen. Hebbel's Gedichte haben einen Hintergrund, jedes wirkt perspektivisch, man ahnt wie Vieles vorhergegangen, bis es entstand. Und in der That hat nur der Dichter, der mit seinem Gefühl fertig geworden ist, ein Recht es auszusprechen. Jeder Andere ruft den Leser gleichsam zu Hilfe, er rettet sich vor dem Sturme des Gefühls, indem er es austönt, und bürdet die Last dem Leser auf. Aber gerade solch ein Gährungsprozeß reizt die Masse weit mehr als ein Gedicht, das man nicht ergreifen kann, das nirgends ein Loch hat, durch welches der Dichter die Hand steckt, die du ihm schütteln kannst. So besteht bei dem echten lyrischen Kunstwerk gar keine Beziehung zwischen dem Leser und dem Dichter. Der wahre Künstler steht einsam und unantastbar da, man findet keine Spuren, die zu seinem Werke führen, und dasselbe ist eben so unenträthselbar wie die Welt selbst. Denn alles Reife ist gesund und unbezwingbar, nur dem Unfertigen, im Kampfe Begriffenen kann man nahe rücken. Beim echten lyrischen Künstler finden wir daher keinen bloßen Wehschrei, noch einen halb erstickten Jubelruf, sondern eine complete Empfindung, die zu einer Spitze der Phantasie und nicht zu einer des Verstandes geführt wird. In jedem wahren Gedichte herrscht eine eng begrenzte Empfindung, frei von allen Nebenempfindungen, nichts Anklebendes, jedes einzelne Wort von dem Grundgedanken des Gedichtes beseelt! Ja wer es nicht fühlt, daß selbst gewisse Worte in bestimmten Gedichten nicht vorkommen könnten, und in einem vollendeten Gedicht bei jedem einzelnen Ausdruck nicht empfindet, wie derselbe von der Idee des Ganzen participirt und kein anderer an seine Stelle gesetzt werden

könnte, für den ist das Gedicht noch nicht durchsichtig geworden. Wie sehr sich Hebbel bemüht, ein Gefühl zu seiner möglichen Höhe zu bringen, zeigt, um schon hier ein Beispiel anzuführen, das Gedicht: „Magdthum", welches in aller Innigkeit und Zartheit bereits in der ersten Sammlung seiner Gedichte blühte, aber erst jetzt durch Hinzufügung des zweiten Theils zur Harmonie reifte, und nun einen vollen Klang in der Seele zurückläßt. Auch finden wir keine Wiederholung eines Gefühls in dem ganzen Bande, jedes Gedicht ist eine eigene Welt, in jedem herrscht ein besonderes Klima, und dieß scheint uns ebenfalls ein Beweis dafür, daß Hebbel sich bemüht, das Leben in eine möglichst enge Form einzufangen und seine Empfindung stets zur schärfsten Pointe zu bringen. Bei Hebbel sieht man allenthalben, daß ihm im Schaffen keine Möglichkeit, sondern eine Wirklichkeit, kein abstracter Begriff, keine bloße Vorstellung von einem Charakter, sondern ein concretes Leben, eine ausgefüllte Form vorgeschwebt habe. Dieß ist auch in seinen lyrischen Gedichten und selbst da vorhanden, wo er in der Darstellung nicht bis zur künstlerischen Höhe vorgedrungen. Selbst wenn ein blaß gebliebenes Bild uns zur Anschauung gebracht wird, so zwingt uns der Dichter doch zur Vorstellung des brennend rothen, das ihm vorgeschwebt. Alles, was wir über Form und Gehalt dieser Gedichte bemerkt haben, wird durch die specielle Betrachtung derselben an Giltigkeit gewinnen

Hebbel erregt immer etwas ganz Specielles, ein Bild, das sich lächelnd in die Seele eingräbt, und das man nicht mehr los wird. Welch ein hellbeleuchtetes, wie aus dem Rahmen heraustretendes Bild erscheint in dem Gedicht: „Das Venerabile in der Nacht", vor der Seele des Lesers! Mit jedem Wort kommt ein neuer Zug in das Gemälde; Nichts, was außerhalb desselben läge, kein Ton schärfer, als es die künstlerische Wirkung gestattet, Manches des weichen Gesammteindrucks halber absichtlich gemildert! Als wenn das Bild aus einem Nebel hervortauchte, wird es immer klarer, und erhält in der letzten Strophe, in welcher erst die stärkeren Ausdrücke gebraucht werden, die meiste Lebendigkeit. Wie reizend und unmerklich ist Alles in dem Vorhergehenden vorbereitet! Wie schön schließt der Granatbaum, der schon Anfangs genannt wurde, am Ende das Bild! Alles, was zum Schlusse süß zusammenklingt, war schon da, und so kommt der Ring der Form vollständig zu Stande. Nicht nur kein Theil des Bildes, auch kein Gefühl wird zu stark hervorgehoben, wodurch ein wohlthuender Rhytmus der Composition entsteht. Der plastische Friede und der stille, dunkle Reiz des Ganzen wäre durch Einmengung einer leidenschaftlichen Zuneigung zu dem Schwesterpaar gestört worden, aber gänzlich durfte dieses Licht dennoch dem Bilde nicht

fehlen, daher streift dieses Motiv nur leise in der ersten Strophe hindurch. Ein reiches Walten der Phantasie, bei welcher nichts fragmentarisch oder bloß individuell geblieben, wird durch eine Form, die einen wahrhaft musikalischen Reiz ausübt, glänzend und anmuthig zur Darstellung gebracht.

Von den beiden „Waldbildern" ist jedes voll Leben und Bedeutung; nirgends ein Wort, das bloß zur Ausfüllung vorhanden und nicht malerisch wäre, der Kreis auf's Engste geschlossen, und welch' ein reiches Leben innerhalb desselben! Gleich einer umgekehrten Wirkung eines Steinwurfs in das Wasser wird durch jede einzelne Strophe ein neuer kleinerer Cirkel beschrieben, und jede ist dabei auch für sich ein Bild. Ein klarer Kunstverstand zeigt sich darin, daß jedes Moment zur rechten Zeit eintritt, und die Steigerung zu einer erhöhten Lebendigkeit des Ganzen durch immer concretere, hellere Farbenstriche bewirkt wird. Da ein Kunstwerk nur dann reich erscheint, wenn es nicht weniger, aber auch nicht mehr enthält, als nothwendig ist, so sehen wir auch hier den Kreis des Lebens, welcher zur Darstellung gebracht werden mußte, in weiser Oekonomie beschränkt: Vater, Mutter, Kind, Wein, Früchte. Daß außer der schweren Traube noch die vom Baume herabfallende Birn erwähnt wird, ist nicht ein Strich zu viel und deßhalb ein Formfehler, sondern nothwendig, um die freundlich spendende Natur nachdrücklich hervorzuheben. Allmälich kommt ein Element nach dem andern zum Vorschein, Alles entwickelt sich von Innen heraus; man sieht nicht den Dichter, wie er sich hinstellt und beschreibt. Erst nachdem dem Bilde schon kein Strich zu fehlen scheint, läßt der Dichter dem Wanderer sagen, ihm würde, wenn die Frau ihm den Trunk reichte, seyn, als böt' ihn der Friede selbst ihm dar. Früher gesetzt wäre dieser Vergleich eine bloße Phrase; an diesem Orte kann es dem Leser nicht unerwartet kommen, sondern nur die Spitze seines eigenen Gefühls seyn. Aber die erhöhte Helligkeit, welche durch diesen letzten Vergleich in das Gedicht gelangt, genügt dem Dichter noch nicht. Er tritt am Ende noch mit der beleuchtenden Fackel vor das Ganze hin, indem der Wanderer das Weib nicht um den Trunk anspricht und sich selbst abwehrend ausruft: Wer tritt hinein in ein Bild!

„'s ist Mitternacht." Eine räthselhaft tiefe, absichtlich verworrene und doch ganze, befriedigende, nicht bloß anregende Dichtung, vorüberschlüpfend und doch gesehen, für Jeden, dessen Phantasie nachkommen kann, bedeutend. Ein großes Motiv, ein sehr fruchtbares Gefühl, auch im Grauenhaften lebendig, seltsam leise und schrecklich, alle Theile zusammengefügt; Nichts klappert. Es ist dem Dichter gelungen, eine eigenthümliche, dämonische Beleuchtung von jedem fremden Strahl frei zu halten; gleich am Anfange

fühlt man, wie das angeregte Motiv sich ausbreiten und wachsen müsse, und durch eine schweigsame und doch volle Darstellung kommt das gefangene Gefühl in Freiheit. Was der Dichter bei einem Rembrandt'schen Gemälde fühlte; „Als bekäme die Nacht plötzlich selbst ein Gesicht", das empfanden wir bei diesem Gedichte. Den innerlichen Abschluß erreicht der Dichter sehr künstlerisch dadurch, daß er am Ende den Schläfer nicht zum Bewußtsein seiner That kommen läßt, wodurch die Nacht, die in dem Gedichte herrscht, nicht verscheucht, und indem das bange Ahnen, womit es begonnen, am Ende wieder vorbeizittert, so erhält die Dichtung Harmonie und Rundung. Gewiß hätte ein Pfuscher die That am Schlusse enträthselt, durch diesen neuen Schrecken den alten aufgehoben, Alles halbirt, und während er sich beflissen hätte, das Motiv zu erhellen, es gerade dadurch ausgelöscht. Bei zwei Stellen könnte man glauben, der Organismus des Gedichtes sei unterbrochen („ich rüttle dich" und später: „Warm spritzt mir in's Gesicht dein Blut"). Hier bekümmert sich der Dichter scheinbar um den Leser, denn wenn Jemand in dieser Situation einen Anderen rüttelt, so braucht er es ihm nicht zu erzählen, es schiene also, daß es bloß unsertwillen dastehe, und daß in das schöne Gedicht ein Loch geschlagen werde, damit man hineinblicken könne. Allein bei einer schärferen Untersuchung zeigt sich, daß der Dichter keinen anderen Weg hatte zum Ziele zu gelangen, als diesen, und daß das Gedicht dadurch an Accent und Grauen gewonnen habe, wie denn überhaupt der Standpunkt der gemeinen Naturwahrheit nicht genug von der Kritik gemieden werden kann.

Die Fülle des Lebens weiß der Dichter am schönsten zu symbolisiren. Dem „Sommerbild" gebührt in dieser Beziehung der Preis der Lebendigkeit; wem der Ton dieses Liedes in die Seele gedrungen, wird ihn gewiß nicht mehr verlieren. Jeder erhält dasselbe Gefühl; man empfindet den heißen Druck, die strotzende Reife in der Natur, ja es ist dem Leser zu Muthe, als müßte dieser Höhepunkt den nächsten Augenblick verlassen werden. Das ruhende Leben, das Starre, Satte, Oede, was durch den höchsten Sommer herbeigeführt wird, hat der Dichter sehr künstlerisch dadurch gestaltet, daß er gar nichts als eine blutrothe Rose und einen leise streichenden, weißen Schmetterling uns vorschweben läßt. Dieses Gedicht, so wie das „Lied", welches denselben üppigen Lebensgedanken zur Gestalt bringt, ist deßhalb so trefflich, weil der Leser entweder gar Nichts, oder das Eine, Richtige dabei empfindet.

„Liebeszauber." Dieses Gedicht ist nicht nur der Reihe, sondern auch dem Werthe nach das erste in der Sammlung. Der tiefste Zauber der Form liegt darin, daß sie in die Harmonie auch

Verwirrung bringt; der Wind durchzieht säuselnd die Blätter und erzeugt scheinbare Unordnung. Ohne dieses Verstecken der Motive brächte der Dichter geometrische Starrheit, aber nicht den Reichthum des Lebens zur Anschauung. Diese reizende Formvollendung tritt uns in diesem Gedichte in dem Zerstreuen und Aussäen der Motive, in dem bei allem Dunkel so klaren Grundgedanken, in der mystischen Helligkeit entgegen. Es ist ein runder Krystall, in den man hineinblickt, und darin allerlei Wunder erblickt, eine süße Mischung von Liebe und Grauen, Anmuthigem und Schrecklichem! Und das Ganze so dramatisch gestaltet, mit einem so reichen Hintergrunde von Gefühlen und Begebenheiten! Ein bald leise athmendes, bald leidenschaftlich flammendes Liebesleben, dem der glückliche Gedanke, daß beide Liebenden einander lieblos wähnen, als erstes Motiv zu Grunde liegt, wird in echt lyrischer Weise, indem sich Gefühl und Begebenheit mischen und Alles halb errathen werden muß, in der schönsten Form vorbeigeführt. Auf gleicher Höhe der Schönheit steht: „Das Opfer des Frühlings“; ein heller, reiner Ton, ein ganzes, unausgeschüttetes Gefühl, in dessen Ausdruck Nichts abstract geblieben und jedes einzelne Moment in's Concrete umgesetzt ist; ein blühendes, keusches Leben charakterisirt dieses duftige Gedicht, das durch eine freie, sonnige Form blendet. In dem Gedichte: „Dicker Wald“, ist abermals ein wahres Lebensgefühl zur Spitze gebracht und in wahrhaft lyrischer Form ausgedrückt. Jedes Wort malt und bezeichnet darin, die Beiwörter sind spärlich verwendet, brennen aber desto heller. Das Gefühl steigt in schönem Ebenmaß und springt dann plötzlich vom dunkeln, unheimlichen Grauen vor der wilden, einsamen Natur und der Gefahr wahrhaft genial zur frohen, lebendigen Empfindung über. Die letzten beiden Strophen singen sich von selbst:

Hei, wie fühlt man hier sein Leben
Und wie hängt man sich daran,
Wo aus nächstem Busch des Räubers
Erster Schuß es nehmen kann!

Zwar ist Nichts bei mir zu holen,
Doch so wird die Hand geübt,
Und ich selbst bin ja der Priester
Der im Voraus ihm vergibt.

Dasselbe frische, freie, unbekümmerte Leben athmen die Gedichte: „Lied“ und „Vorwärts.“ Mit großer Kunst mischen sich in der „Ballade“ Traum und Wirklichkeit in einander, und ein reales Moment wird durch ein phantastisches gedeckt. Wer ein Gedicht bloß empirisch fassen kann, erinnere sich an das Gefühl des sicheren Unterganges bei einer einsamen Wanderung. — Zarte, liebliche Gefühle drücken die Gedichte: „Gebet“, „Auf die Genesung

eines schönen Mädchens», „Meeresleuchten», „An ein junges Mädchen», „Die Lerche» aus. Voll Leben und von symbolischer Bedeutung ist das Sonett: „An eine Römerin.» Die sittliche Bedeutung der Ehe tritt uns, bedeutsam erfaßt, in dem Sonett „An Christine Enghaus»; eine äußerst tiefe, poetische Anschauung der Sprache in dem Sonett gleichen Titels und große Gefühle in gigantischen Bildern in dem Gedicht: »Auf dem Meere» entgegen.

Zur Natur steht der Dichter in einem durchaus selbstständigen, freien Verhältnisse; das Naturgefühl ist ihm kein Rausch, aber er liebt es, dasselbe bis zu dem Punkte in der Darstellung zu bringen, wo es in Brand geräth. Er weiß dann sehr glücklich in ein einziges Wort das Zündende zu legen. So brennt in dem hinsichtlich der inneren Form unübertrefflichen „Lied (in Neapel gedichtet)» das Gefühl der strotzenden Reife, welches der Dichter durch die vorhergehenden Zeilen zu erregen vermochte, in der letzten Strophe in dem einzigen Wort „erschreckten» zusammen, und auf alles Frühere fällt ein helleres Licht. Weit mehr als durch alle trunkenen Exclamationen werden wir in dieser Strophe durch die beiden Zeilen: „ihm däucht, er muß euch (Rosen) eilig pflücken, daß ihr nicht zu schnell verblüht», in die gesättigte Empfindung der vollen Sommerreife gezwungen. Alles Bilderwerk hätte nicht diese schreiende Farbe zu erzeugen vermocht.

Hohe menschliche Gefühle bewegen den Dichter, wenn die Kunst und sein Beruf als Künstler ihm in's poetische Bewußtseyn fällt. Es wird ihm klar, wie einsam und unverstanden der Künstler in seinem seltsamen Verhältnisse zur Welt stehe. Auch „der Frost, der ihn bei der Muse Küssen schüttelt», durchzieht bange seine Seele. Aber er vermag dennoch den Ring zu schließen; er will nicht dadurch rühren, daß er sich als ein Opfer hinstellt und alle seine Wunden explicirt, sondern weiß sich auch hier den Widerspruch aufzulösen und sich mit dem Geiste des Lebens zu versöhnen. Er beklagt nur die Menschheit, welche mit dem Nichtgenießen dieß Verkennen des Künstlers zu theuer büßt, und erblickt in dem Widerspruche, den die Welt dem Genius entgegensetzt, einen neuen Segen für diesen, weil ihn dadurch Zweifel bewegen und fördern. Ja er ist so fern im Schmerz ein abgeschlossenes, poetisches Gefühl zu finden, daß er auch hier zu einer reineren Anschauung gelangt, und in diesem Verhältniß nur die höhere Gerechtigkeit, die dadurch einen Zwiespalt größerer Art deckt, erblickt. Es durchleuchtet ihn der Gedanke, daß wenn dem Künstler, in dem sich die Menschheit gipfelt und das Weltbewußtseyn am Freiesten und Heitersten ist, die Schmerzen fehlten, ein egoistischer Gedanke in das Weltall käme, und die übrigen Menschen „mit Weinen fern so einzigen Genüssen» stünden. Welch ein tie-

ser Geist der Versöhnung muß in einer Dichterbrust wohnen, welche sich einen Schmerz, der von jeher der irdische Beigeschmack der göttlichen Gefühle des Künstlers gewesen, auf so liebevolle, weltumfassende Weise auflöst! Ein Geist der Objectivität und der Schönheit tritt uns freundlich und erhebend aus dieser tief poetischen Anschauung entgegen, obschon dieselbe das gemeine Gemüth minder anregen muß, als die Winseleien anderer Poeten über Nichtanerkennung und Philisterium. Ein hohes Bewußtseyn der Kunst spricht sich in den Gedichten: „Thorwaldsen", „Eine Pflicht", „Juno Ludovisi", „Rechtfertigung", „Schönheitsprobe" und in vielen Epigrammen aus. Er erkennt, daß die Harmonie immer schwerer werde, und deßhalb die Künstlergrößen in immer größeren Pausen wiederkehren. Die Form faßt er lebendig und erblickt dort den Gipfel der Gestaltung, wo man nicht mehr Anfang noch Schluß im Kreise sieht. Die Schönheit dient ihm zur Verbindung mit dem Höchsten, vor dem er dadurch nicht mehr fern mit Grauen stehen muß. Ein reines, volles Bewußtseyn der Kunst geht in den meisten Epigrammen auf, von denen wir der Kürze halber ein Paar mittheilen können:

Die moderne Komödie.

Wollt Ihr wissen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie sie bei den Modernen verschluckt.
Individuen sind als solche schon komisch, an sich schon
Nur das reine Symbol weckt den Gegensatz rein.

Menschliche Grenze.

Wo die Natur Dir Erkenntniß vergönnt und Einsicht in's Wesen?
Wo sie Deiner bedarf; Das ist selten der Fall.

Bilder-Poesie.

Setzt Ihr aus Spiegeln den Spiegel zusammen? Warum denn aus Bildern
Eure Gedichte? An sich ist ein Gedicht ja schon Bild.

Idee und Gestalt.

Blumen hätt' ich gemalt und Bäume und Kräuter, nichts weiter?
Lieber Tadler nur so wird die Sonne gemalt.

Tieck als Dramendichter.

Wär es wirklich so schwer, das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, so ist es vollbracht.

Kriterium der Bildung.

Mancher ist ehrlich genug, mit Ernst und Eifer zu forschen,
Was er ist in dem Kreis, den die Natur ihm bestimmt;
Wenige haben den Muth, den Kreis zu prüfen, und redlich
Zu ermitteln, wie viel er im größeren gilt.

Hebbel's Epigramme sind nicht einzelne Witzworte, sondern zusammengefangenes Leben, Spitzen einer reifen Weltanschauung, dialektische Momente einer tiefen Bildung. Alle ergänzen sich zu einer schönen Weltanschauung, und dürfen daher nur im Zusammenhange betrachtet werden. Ueberhaupt bringt Hebbel, dessen Geistesform eine ganz dramatische ist, auch in der Gefühlswelt die Dialektik des Lebens so entschieden zur Gestaltung, daß Manche, welche die wunderbar verzweigte Welt des menschlichen Inneren nicht genau kennen und nicht erwägen, daß besonders beim Dichter nichts partikulär genommen werden darf, vielleicht anstatt die Polarität des Lebens abgespiegelt zu erblicken, von Widersprüchen des Gefühls reden werden.

Hebbel ist vom Leben gesättigt, er hat die heiterste und schönste Anschauung der Welt, weil er nirgends den Tod erblickt. Im Leben sieht er nur eine stete, süße und holde Erneuerung, und weiß sich den Kreis desselben künstlerisch zu schließen. In den Gedichten: „Kirmeß", „Das Haus im Walde" u. s. w. ist dieser reizende Zirkel in unserem Daseyn, in welchem sich Kindheit und Alter stets die Hand reichen, und es nur eine immerwährende Verjüngung und Wiederbelebung gibt, auf tiefe, symbolische Weise dargestellt. Auch in der Natur stirbt dem Dichter Nichts ab; Alles erneuert sich ihm. Die Gedichte „Die Rosen", „An die Erde" repräsentiren diese heitere Naturanschauung, die Ewigkeit der Dauer auch in geistiger Beziehung das Gedicht: „Das abgeschiedene Kind an seine Mutter." In diesen Terzinen bringt Hebbel tiefe, ganz neue Ideen über Welt und Leben auf geniale Weise in die poetische Form, indem er ein abgeschiedenes — also ideales — Kind seine Mutter trösten und hiedurch von der Unschuld und Reinheit die Belehrung über das Höchste ausgehen läßt, so wie auf Raphael's Bildern die Beleuchtung vom Jesuskindlein kommt. Selten hat ein tiefer Gedankengehalt einen so hellen, ätherischen Leib gewonnen. Hier so wie in den Sonetten: „Die Freiheit der Sünde" und „Die Sprache", wird über das Daseyn, das Gute und das Böse, die Idee des Einzelnen und des Ganzen so viel Großes und Versöhnendes in eiserner Form vorgebracht, daß jedes einzelne Wort zur Spitze wird. Wie viel durchgemachte Prozesse nehmen wir in diesem Gedichte wahr; ein sittlich reines Gemüth, bei dem man jedoch die frühere Trübung merkt, macht

in engster Form die bedeutendsten Aussprüche. Ein Gleichniß ist in den meisten Fällen ein unreifer, unklarer Gedanke, in den wenigsten der Gedanke in ätherischer Höhe, wo er dem Weltmysterium nahe ist, sich über das, was er gesehen, erschreckt zurückzieht, und uns das Bedeutendste ahnen läßt. In diesem Gedichte verrathen einige Gleichnisse ein solches tiefes Anschauungsvermögen, und erscheinen als Blüthen einer Gedankenwelt. Der schöne Gesammteindruck dieser Sammlung wird nur hin und wieder durch einige Einzelnheiten getrübt. Einige Gedichte sind im höheren Sinne des Wortes formlos geblieben, z. B. „letztes Gebet“, dem übrigens auch ein sehr poetisches Gefühl zu Grunde liegt. Nur klappern zwei Hälften neben einander, der philosophische Anfang kann sich um so weniger mit dem phantasiereichen Ende vereinigen, als die erste Hälfte bloß wahr, die zweite bloß schön ist, und daher das Ganze sich wie eine brennende Kerze in einem hohlen Eisstück ausnimmt. Ein philosophischer Gedanke darf sich nicht in ein poetisches Gefühl auflösen, wenn nicht der Uebergang auf besonders organische Weise vermittelt ist. Eines der lieblichsten Gedichte: „Gebet“, wird durch den nicht gleich klaren Anfang und dadurch entstellt, daß das erste Wort Die sich sowohl auf Glück als auf Göttin beziehen kann, und daher im ersten Falle in Das verändert gedacht wird. Manche Einzelnheit klingt ganz unschön, wie die zweite Strophe von „In öder Zeit.“ In der „Dämmer-Empfindung“ ist das Ungewisse, Unklare sehr schön erfaßt, und die Darstellung ist in dem Punkte, daß keine Bewegung sichtbar wird und eine nebelhafte Weite das Ganze umschließt, trefflich. Beklommen und schwerathmig klingt hingegen der doppelte Nachsatz: „mein Erbe, ein Geist, ein luftiger.“ Auch wirkt es für meine Empfindung störend, daß etwas so ganz Irdisches wie eine Traube einem anderen Stern zugeschrieben wird. In dem schön gestalteten Gedichte: „Eine Pflicht“, wird der Rhytmus durch das eingezwängte Wort „falle“ getrübt, so wie auch der klare Gedankengehalt durch Beziehung des Begriffes „Trinken“ auf „Schleier“ leidet. Dem Gedichte: „Meeresleuchten“ liegt ein sehr schöner Gedanke zu Grunde, auch die Durchführung ist sehr zusammenfließend; ein echtes Bild, das der Dichter ohne alle sogenannten Bilder zu Stande bringt, ist die zweite Strophe. In der ersten scheint mir jedoch die Zeile: „Wo sich's noch in Nacht verlor“, als überflüssig die glatte Kunstform etwas höckerig zu machen, und am Ende wird die poetische Empfindung, die der Dichter hier am meisten zu steigern hat, durch das Wort „Element“ etwas abgekühlt. Die Mittheilung einiger Gedichte Hebbel's, wobei wir ohne Auswahl die ersten beiden abdrucken lassen, dürfte den Lesern nicht unwillkommen seyn.

Liebeszauber.

Schwül wird diese Nacht. Am Himmelsbogen
Ziehn die Wolken dichter sich zusammen,
Breit beglänzt von Wetterleuchtens Flammen
Und von rothen Blitzen scharf durchzogen.

Alles Leben ist in sich verschlossen,
Kaum nur, daß ich mühsam Athem hole;
Selbst im Beete dort die Nachtviole
Hat den süßen Duft noch nicht ergossen.

Jedes Auge wär' schon zugefallen,
Doch die Herzen sind voll Angst und zittern
Vor den zwei sich kreuzenden Gewittern,
Deren Donnergrüße bald erschallen.

Jene Alte schleppt sich zur Kapelle,
Doch sie wird den Heil'gen nicht erblicken,
Eh die Wolken ihre Blitze schicken,
Betend kauert sie sich auf der Schwelle.

Ist das nicht des Liebchens taube Muhme?
Ja! So will ich hier nicht länger weilen,
Will zu ihr, zu ihrem Fenster eilen
Und dort lauschen, statt am Heiligthume.

Weiß ich's denn? Kann nicht ein Blitz da zünden?
Kann ich, wenn ich aus der Glut sie rette,
Nicht — o daß er schon gezündet hätte! —
Ihr mein süß Geheimniß endlich künden?

Sieh, da bin ich schon! Bei'm Lampenlichte
Sitzt sie, in die weiße Hand das Köpfchen
Stützend, mit noch aufgeflocht'nen Zöpfchen,
Stillen Schmerz im blassen Angesichte.

Horch, der erste Donnerschlag! Es krachen
Thür und Thor! Sie scheint es nicht zu hören!
Wessen denkt sie? Wüßt' ich's, würd' ich schwören:
Heut' noch will ich den Garaus ihm machen.

Sie erhebt sich. Willst Du Dich entkleiden?
Gute Nacht! Warum? Zur rechten Stunde
Löscht sie selbst das Licht und gibt Dir Kunde:
Mehr ist nicht erlaubt! Dann magst Du scheiden!

Was? Sie knüpft ein Tuch um ihre Locken?
Hüllt sich in der Muhme alten Mantel?
Ist sie — oder stach mich die Tarantel?
Wird sie — die Besinnung will mir stocken!

Ja, schon knarrt die Thür. Da kommt sie. Nimmer
Würd' ich selbst sie, so vermummt, erkennen,
Hätt' ich nicht — — Die Lampe läßt man brennen,
Daß es scheint, man sei im frommen Zimmer.

Rasch an mir vorbei! Sie ist, wie Alle!
Folg' ich ihr? Ja freilich! Um zu schauen,
Ob man ihr mit brauuen oder blauen
Augen — schwarze hab' ich selbst — gefalle.

Waldhornklänge aus dem Jägerhäuschen!
Bei'm Gewitter? O, das ist ein Zeichen!
So ist das der Jüngling sonder Gleichen?
Wohl! Doch nächstens pflücken wir ein Sträußchen.

Und weshalb? Hat sie Dir was versprochen?
Nein! Und dennoch muß ich sie verklagen,
Daß sie, ja, so darf, so darf ich sagen,
Einen stillen Bund mit mir gebrochen.

Weiter! Weiter? So vergib, Geliebte!
Doch wohin? Hier zieht der Wald sich düster,
Und dort wohnt die Alte an der Rüster,
Die in mancher dunklen Kunst geübte.

Gilt es der? Halt ein! Dein Herz muß klopfen!
Rastlos donnert's ja, zur Feuergarbe
Schwillt der Blitz, blutroth wird seine Farbe.
Und noch immer fällt kein milder Tropfen.

Fort! Und fort! Und unter falschen Bäumen,
Die der Blitz — — Ihr näher! daß sie keiner
Treffen kann, der mich verschont, nicht einer!
Schritt auf Schritt ihr nach! Wer würde säumen!

Ist sie nun am Ziel? Da ist die Hütte!
Ja, sie pocht. Man öffnet ihr. Ich spähe
Durch den Ritz. Wer weiß, was ihr geschähe,
Wenn ich nicht — — Ein Kreis! Sie in der Mitte!

Wie sie da steht, fast zum Schnee erbleichend,
Und die Alte, in der Ecke kauernd,
Dreht ein Bild aus Wachs. Sie sieht es schauernd.
Jetzt spricht die zu ihr, das Bild ihr reichend:

»Zieh' Dir nun die Nadel aus den Haaren.
Rufe den Geliebten, laut und deutlich,
Und durchstich dies Bild, dann wirst Du bräutlich
Ihn umfangen und ihn Dir bewahren!«

Schweigt, ihr Donner! Praßle noch nicht, Regen,
Daß ich noch den Einen Laut vernehme,
Ob er auch des Herzens Schlag mir lähme
Und der Pulse feuriges Bewegen!

Wie sie zögert! Wie sie mit Erröthen
In die Locken greift und eine Nadel
Auszieht auf der Alten stummen Tadel
Und noch säumt, als gelte es, zu tödten!

Endlich zückt sie die, und — meine Sinne
  Reißen! — ruft — hinein! Zu ihren Füßen! —
  Ruft mich selbst mit Worten, stammelnd-süßen,
Als den Einen, den sie heimlich minne! — —

Und dem Zagen kommt der Muth, behende
  Weicht die Thür. Wer durfte sich erfrechen,
  Ruft die Alte, und den Zauber brechen? —
Ohne Furcht! Hier kommt nur, der ihn ende!

Sie entweicht mit holden Schamgeberden;
  Da umschließt er sie, und Glut und Sehnen
  Lös't bei Beiden sich in linden Thränen,
Die der Mensch nur einmal weint auf Erden.

Und so stehn sie, wechseln keine Küsse,
  Still gesättigt und in sich versunken,
  Schon berauscht, bevor sie noch getrunken,
In der Ahnung dämmernder Genüsse.

Und auch draußen lös't sich jetzt die Schwüle,
  Die zerrißnen Wolken, Regen schwanger,
  Schütten ihn herab auf Hain und Anger,
Und hinein zur Hütte dringt die Kühle.

Als nun auch der Regen ausgewüthet,
  Wallen sie, die Alte gern verlassend,
  Kinderfromm sich an den Händen fassend,
Wieder heim, von Engeln still behütet.

Als sie aber scheiden will, da ziehen
  Glühendheiß die Nachtviolendüfte
  An ihm hin im sanften Spiel der Lüfte,
Und nun küßt er sie noch im Entfliehen.

Das Opfer des Frühlings.

Sah ich je ein Blau, wie droben
  Klar und voll den Himmel schmückt?
Nicht in Augen, sanft gehoben,
  Nicht in Veilchen, still gebückt!
Leiser scheint der Fluß zu wallen
  Unter seinem Widerschein,
Vögel schweigen, und vor Allen
  Dämmert meine Seele ein.

Doch, es gilt auch eine Feier!
  Schaut den Lenz im Morgenglanz!
Hinter grauer Nebel Schleier
  Flocht der Jüngling sich den Kranz.
Wenn sein Hauch, die Nebel theilend,
  Ihn zu früh schon halb verrieth,
Wich er scheu zurück, enteilend
  In ein dunkleres Gebiet.

Dennoch stehn, ihn zu empfangen,
  Seine Kinder schon bereit:
Rose mit den heißen Wangen,
  Mandelbaum im weißen Kleid!
Veilchen, die des Sommers Brüten
  Bald erstickt, sie harren auch,
Keusche Lorbeern selbst erglühten;
  Denn sie Alle traf sein Hauch.

Nun, mit fast verschämtem Lächeln,
  Zieht er ein in's schöne Reich;
Ihm die glüh'nde Stirn zu fächeln,
  Nahn die Morgenwinde gleich.
Doch, ihn selber kühlend, stehlen
  Sie so viel der holden Glut,
Als die Blumen, die noch fehlen,
  Zu erwecken nöthig thut.

Flugs nun auf den leichten Schwingen
  Eilen sie durch Hain und Thal,
Und vor ihren Küssen springen
  Spröde Knospen ohne Zahl.
Jeder Busch, wie sie ihn streifen,
  Wird zum bunten Blütenstrauß,
Und die Wurzeln, die noch steifen,
  Treiben erstes Grün heraus.

Doch nun löst sich, alle Farben
  Zu erhöh'n und allen Duft,
Das verschluckte Licht in Garben
  Reinen Goldes aus der Luft.
Sind das Strahlen? Sind das Sterne,
  Die der Tag in Flammen schmolz?
Alles funkelt, nah und ferne,
  Berg und Wald, ja Stein und Holz!

Horcht! Vor diesem Glanze fahren
  Auch die Vögel aus dem Traum,
Drin sie still versunken waren,
  Wieder auf im blauen Raum;
Aber dick und rauchend steigen
  Wolken heißen Duft's empor,
Und nun fällt in's dumpfe Schweigen
  Neu betäubt zurück ihr Chor.

Fürder, immer fürder schreitend,
  Kommt der Jüngling an den Fluß,
Der, sich rings ins Land verbreitend,
  Alles tränkt, was trinken muß.
Aber heute möge dürsten,
  Was da will, er hält sich an
Und versucht, ob er den Fürsten
  Durch sein Bild nicht fesseln kann.

Denn wenn dieser, sich betroffen,
  Hier sich selbst im Spiegel schaut,
Krönt sein Blick das leise Hoffen,
  Dem die Welle still vertraut;
Sei er noch so schnell und flüchtig,
  Jene Lilie wird geweckt,
Die, wie keine keusch und züchtig,
  Sich in ihren Schooß versteckt.

Und wie sollte er nicht säumen?
  Sieht er denn sich selber nur?
Nicht zugleich, die seinen Träumen
  Leben gab, die blüh'nde Flur.
Wenn's ihn auch vorüber triebe
  An der eignen Huldgestalt,
Fesselte ihn doch die Liebe
  An die Braut mit Allgewalt.

Ach, er zögert wonnetrunken!
  Aber lange bleibt er nicht
In den süßen Rausch versunken,
  Nein, er wendet das Gesicht!
Denn ihm sagt ein inn'res Stocken,
  Daß die Götter neidisch sind,
Und ihm däucht, mit seinen Locken
  Spiele schon ein and'rer Wind.

Da beschleicht ihn dumpfe Trauer,
  Ihm erlischt der Wange Roth,
Und ihn mahnt ein kalter Schauer
  An den Tod, den frühen Tod;
Doch, von dem durchzuckt, entzittert
  Wie von selbst, sein Kranz dem Haar,
Der die Ew'gen ihm erbittert,
  Und sein Fuß zertritt ihn gar.

Plötzlich Stille jetzt! Die Winde
  Ruhn, wie auf ein Zauberwort,
Doch in jedem Frühlingskinde
  Bebt der Todesschauer fort.
Und ein hast'ger Blütenregen
  Macht das duft'ge Opfer voll,
Das verhalt'nen Fluch in Segen,
  Haß in Liebe wandeln soll.

Aber nun den stolzen Wipfel
  Jeder Baum zur Erde neigt,
Nun auf hohem Bergesgipfel
  Selbst der Kühnste Demuth zeigt,
Nun erhebt der Jüngling wieder
  Sanft das Haupt, das er gesenkt,
Und ein Oelblatt säuselt nieder,
  Das versöhnt der Neid ihm schenkt.

Aus den mitgetheilten Proben ergibt sich am besten, daß Hebbel die lyrische Kunst in seiner Gewalt habe. Er macht niemals Toilette in seinen Gedichten, nirgends ein bloßer Putz! Er buhlt nicht durch eine Coquetterie des Gefühls um unseren Beifall, mischt nicht alle Farben zusammen, sondern erregt stets eine bestimmte, rein und keusch begrenzte Empfindung, mit einem Worte: er ist ein Dichter.

Es bleibt uns zum Schlusse nur noch ein Wort über die äußere Formgebung zu sagen übrig. Aeußere und innere Form fließen bei Hebbel auf das Glücklichste zusammen. Bei seinen Metren hat man das Gefühl, als ob sie von ihm nicht willkürlich gewählt worden seyen. Sie klingen vielmehr aus dem Rhythmus wie eine Melodie heraus, die mit dem Texte verwachsen ist, ihn beseelt, verständlich und charakteristisch macht. Es ist ein organisch Erzeugtes, die Form ist auf gleiche Weise aus der Phantasie hervorgegangen, wie der Gehalt. Jene Gedichte, welche reine Schönheitsgefühle zum Ausdruck bringen, sind auch in der Form zu einer solchen hellen, blitzenden Reinheit gebracht, daß nebst der größten, metrischen Strenge auch bei größeren Gedichten keine Wiederholung derselben Reimworte, ja keine Assonanz der Reime vorkommt. Die Gedichte: „Liebeszauber, Opfer des Frühlings, Venerabile" u. s. w., in denen milde, schöne Gefühle uns erquicken, sind deßhalb mit einer tadellosen Correctheit abgefaßt, die hier nicht als Grille des Verstandes, sondern innerlich geboten erscheint. Die Sonette, bei welchen die Form als solche schön ist, sind sämmtlich klassisch correct. Musik tönt durch seine Seele. Minder streng handhabt der Dichter das Metrum, wenn er Gedanken statt der Empfindungen in die poetische Form bringt. Bei seinem sonstigen Rigorismus kann seine freie Behandlung des Pentameter nicht als Nachläßigkeit gedeutet werden, sie geht vielmehr aus der Erkenntniß hervor, daß diese Form in der deutschen Sprache nie die antike Vollendung erreichen könne, und selbst Platen ist in seinen furchtsam correcten Distichen weit eher leblos als Schiller, welcher sich Licenzen erlaubte und dadurch nicht zur Prüfung aufforderte, wie jener.

Wien. Sigm. Engländer.

Art. VII. Das Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie als allgemeines Prinzip wissenschaftlicher Systeme. Ein Bruchstück, verfaßt von Joseph Krieger, k. k. Hauptmann. Tirnau, 1843. 72 S. Octav.

Der Recensent, dem die Zahl Sieben von Jugend auf als eine höchst wichtige und entscheidende erschienen, dem dieselbe

in morgenländischen Schriftstellern in dem langen Zeitraume eines halben Jahrhunderts so häufig begegnet ist, nahm die vorliegende Schrift mit so größerer Erwartung in die Hand, als er schon vor ihrem Erscheinen vernommen, daß dieses Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie, dieses allgemeine Prinzip wissenschaftlicher Systeme kein anderes als die heilige Sieben sei. Er erwartete nichts weniger, als die zehn Kategorien des Aristoteles und die zwölf Denkformen Kant's hier auf sieben zurückgeführt und den Grund der Verehrung aller Völker und besonders derer des Morgenlandes für die heilige Sieben unwidersprechlich dargethan zu finden; er mußte voraussetzen, daß dem Verfasser nicht nur außer der Bibel die Stellen der alten Klassiker, der Platoniker und Neuplatoniker, der Griechen und Römer, die Plutarch's, Philo's, des Makrobius, Aulus Gellius, der Kirchenväter, wie Clemens Alexandrinus, Augustinus und Arnobius, die der Scholastiker des Mittelalters, wie Bonaventura und Thomas a St. Aquin, sondern auch die Schriften neuerer Schriftsteller, die sich, wie Woldenberg [1]) und Lindenberg [2]), mit dem Einflusse der Zahlen überhaupt, oder wie Sagittarius [3]) und Wurffbain [4]) mit dem der Siebenzahl insbesonders beschäftigt haben, vollkommen bekannt seyn würden. Aber von allen dem keine Spur im vorliegenden Bruchstück. Der Verfasser ist ein Autodidakt, ein Selbstdenker, der Newton's Idee, „durch die „Aufstellung von sieben Farben, diese mit den sieben Tönen „der Octav in Harmonie zu bringen und einen Schritt weiter „verfolgend, die sieben Farben und sieben Töne mit den „sieben Verschiedenheiten des Würfels (?) verbindend, das „einzige Naturgrundgesetz der Harmonie, welches der „vernünftige Mensch erkennen kann und welches ein allgemei„nes Prinzip für jedes wissenschaftliche System bietet, neu „aufgedeckt zu haben" wähnt. Dieses angebliche Grundgesetz ist kein anderes, als die Zahl Sieben; er leitet dieselbe aber keineswegs aus Formen des Denkens oder Naturgesetzen, sondern

---

[1]) Tractatus novus philologico-juridicus de numeris utriusque juris et canonici et civilis, autore Christiano Woldenbergio, 1670.

[2]) Petri Lindenbergii de Numerorum praecipuorum tam in sacris, quam in ethnicis scriptis nobilitate misterio et eminentia liber unus, als Anhang des vorhergehenden Werkes.

[3]) Marcus Paulus Sagittarius de numero septenario. Altenburgii.

[4]) De numero septenario variarum lectionum collectionem hanc philologicam elaboravit Leonhartt Wurffbain, Noribergensis Doctor anno salutis 1630 aetatis suae septies septimo. Constat septeno quicquid in vrbe fuit. Nirinbergae 1633.

einzig aus den acht Redetheilen ab, die er um Einen mindert, indem er das Bindewort für keinen Redetheil gelten läßt. Wie hinfällig erscheint diese Grundlage nicht dem Kenner morgenländischer Sprachen und besonders der arabischen, welche nur drei Redetheile kennt (nomen, verbum et particula), und in welcher keineswegs die Siebenzahl, sondern nur die Dreizahl (singularis, dualis, pluralis), die drei Endungen (refi, dscherr, nasb), die drei Zeiten (praesens, praeteritum, futurum) u. s. w. eine Rolle spielen, ohne daß die Siebenzahl, die doch in der Naturgeschichte und im Cultus der Araber von so großem Ansehen, den geringsten Einfluß hat. Die sieben Denkformen, in welche der Verfasser die ganze Welt der Ideen hineinzwängen will, sind: 1) die absolute Einheit, 2) die absolute Mehrheit, 3) die absolute Ungleichheit, 4) die absolute Gleichheit, 5) die relative Einheit, 6) die relative Mehrheit, 7) die relative Ungleichheit. Dieß sind nach ihm die sieben Verschiedenheiten aller Erkenntniß. Er wendet dieselben zuerst auf die Glieder des menschlichen Leibes: Finger, Hand, Unterarm, Oberarm, Achselgelenk, Schulterblatt und den Kopf an. Warum bei dieser Eintheilung der Glieder die des Unterleibs leer ausgehen, ist nicht zu errathen. Die obigen sieben Verschiedenheiten findet er auch in den sieben Oeffnungen des Hauptes: den zwei Augen, den zwei Nasenlöchern, den zwei Ohren und dem Munde; dann in den sieben Tönen der Scala, in den sieben Farben des Regenbogens, in den sieben Altern des Menschen, in welchen sich nach ihm überall „das Grundgesetz: Eins durch Sieben in Achten erneuert die Natur, als das einzig erkennbare Naturgrundgesetz der Einheit und Harmonie" herausstellt. Am unglücklichsten ist der Verfasser mit seiner Anwendung dieses Naturgrundgesetzes der Einheit und Harmonie als allgemeines Prinzip wissenschaftlicher Systeme. Man könnte glauben, daß er wenigstens von der siebentheiligen Classification der Wissenschaften gehört (Theologie, Jurisprudenz, Philosophie, Medizin, Mathesis, Historie und Philologie), welche Denis im ersten Theile seiner Einleitung in die Bücherkunde aufgestellt, gehört haben möge. Davon weiß er aber nichts, sondern theilt das ganze menschliche Wissen (S. 64) in die folgenden sieben Hauptfächer: 1) Physiologie, 2) Philologie, 3) Mathematik, 4) Logik, 5) Physik, 6) Aesthetik und 7) Medizin, die dann alle sieben in Beziehung auf die Ausübung der Erkenntniß 8) in der Geschichte aufgehen. Die Metaphysik, die Ethik, Politik und Rechtswissenschaft gehen leer aus, und davon, daß die Physiologie der Physik oder Medizin untergeordnet seyn könnte, ahnet er nichts. Eben so eigenthümlich ist sein System der schönen Kunst, das in die Dichtkunst, Sprechkunst,

Gesangkunst, Musikkunst, Tanzkunst, Gemäldekunst und Gebildekunst zerfällt; wenn ihm durch Zufall die Baukunst eingefallen wäre, so hätte ihn dieser Einfall doch wenigstens auf den Gedanken bringen können, daß, um die Sieben in dieser Eintheilung zu erhalten, Gesangkunst und Musikkunst als Tonkunst in Eines hätten zusammengezogen werden müssen. Auf der vorletzten Seite heißt es: Wann Jemand fragt: „Ist Leo unglücklich?" und ich antworte: „Was unglücklich? Leo ist glücklich;" so habe ich wirklich, und zwar ohne verneinendem (τ) Partikel in der Gegenrede dem ersten Urtheile widersprochen oder dasselbe vor der Frage verneint. Rec. wendet diese Formel auf sein Urtheil an; er findet diesen Versuch des Verfassers, auf so schale Weise das Grundgesetz der Natur aus den acht Redetheilen herzuleiten, höchst unglücklich, will aber den Verfasser des glücklichen Wahnes, das Naturgesetz und allgemeine Prinzip wissenschaftlicher Systeme in der Siebenzahl aufgefunden zu haben, nicht berauben. Rec. benützt vielmehr diese Gelegenheit zur Ordnung aller seiner seit einem halben Jahrhunderte über die Zahl Sieben gemachten Auszüge und zur Verschmelzung derselben in der folgenden Abhandlung, aus der sich der Grund, warum die Sieben als Zahl der Strafe, der Sühne und Reinigung, der Fest- und Ruhetage, der Entwicklung, der Krankheitsentscheidung und Vollendung *) zu so großem Ansehen der Heiligkeit gelangt ist, besser als aus der angezeigten Schrift herausstellen dürfte.

Ueber die Zahl Sieben.

Τὴν δε ἑβδομάδος φυσιν ουκ οἶδ' εἴ τις ικανως ανυμνησαι δυναιτο.
Philo.

Von allen Zahlen, welche schon in der grauesten Zeit der Geschichte den Völkern für heilige gegolten haben, ist die Sieben die berühmteste, einflußreichste, wichtigste; welcher weder die Eins, noch die heilige Drei und Neun, weder die Tetraktys des Aristoteles, noch die Fünf des Pythagoras, weder die manichäische Zwei, noch die gnostische Acht, weder die demiurgische Sechs, noch die vollendende und vollendetste aller Zahlen, die Zehn, an die Seite gesetzt werden kann. In den ältesten Urkunden der Religionen, in den heiligen Schriften der Hebräer, Inder und Perser, tritt dieselbe so häufig und

*) Aus diesen sieben Gesichtspunkten hat dieselbe Nork in seinem etymologisch-symbolisch-mythologischen Realwörterbuche zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler, welches eine wahre Fundgrube antiquarischer und symbolischer Gelehrsamkeit, geordnet.

entscheidend auf, daß ihr der Vorrang als der heiligsten vor allen anderen Zahlen zuerkannt ward; dasselbe gilt von den heiligen Lehren und Satzungen der Chaldäer und Aegypter, deren Einfluß sich später in die Religion der Griechen und Römer, in die Lehren der Neuplatoniker und Gnostiker und in die des Christenthums erstreckt hat. In den Wedas, in den Sendbüchern, in der Bibel, in den griechischen und römischen Klassikern, in den Werken der Neuplatoniker tritt die Sieben überall als eine höchst bedeutungsvolle entscheidende Zahl auf. Herodot, Plutarch, Aulus Gellius, Ammianus Marcellinus, Proclus, Plotinus, Martianus Capella, Philo und Josephus, Arnobius und Macrobius, der Martyr Justinus, Hierokles, die Kirchenväter Augustinus, Clemens Alexandrinus, Jamblichus, Porphyrius, der von Photios ausgezogene Nikomachos, der Erzbischof Modestus, die großen Theologen und Doctoren des Mittelalters, die Kirchenväter Justinus und Augustinus, der englische und der seraphische Doctor (Thomas von Acquin und Bonaventura) haben sich vielfach über den Werth, die Wichtigkeit und die geheimnißvolle Bedeutung der heiligen Sieben geäußert. Von allen obgenannten Schriftstellern sind die Schriften des gelehrten Juden Philo [1]) die reichste Quelle, welche besonders der gelehrte Engländer Marsham in seinem chronischen Canon [2]) ausgebeutet hat; jener hat nicht nur eine besondere Abhandlung über die Sieben [3]) geschrieben, sondern sich in seiner Abhandlung über die Schöpfungsgeschichte des Moses [4]), welche die erste in seinen gesammelten Werken, auf das ausführlichste über die Wichtigkeit und Heiligkeit der Zahl Sieben sich verbreitet; er schreibt derselben nicht nur wie Nikomachos die Jungferschaft, sondern auch die Mutterschaft zu, theilt die Sieben in die inner der Zehn und die außer der Zehn, und stellt zuerst die Wichtigkeit jener durch höchst spitzfindige Berechnungen heraus [5]). Dann geht

[1]) Philonis Judaei omnia quae exstant opera. Lutetiae Parisiorum 1640.

[2]) Chronicus Canon Aegyptiacus, Ebraicus, Graecus et disquisitiones doctoris Johannis Marsham. Londini 1672.

[3]) Περι της ἑβδομης, p. 1173.

[4]) Περι της Μωσεως κοσμοποιιας.

[5]) Principium est unitas iuxta duplices aut triplices aut utique proportionales numeros, ut se habet LXIIII et DCCXXIX prior ab unitate duplicando crescens, posterior triplicando; utraque autem species non obiter consideranda est; secunda certe manifestissimum habet privilegium semper enim qui ab unitate componitur in duplis aut triplis aut utique proportionalibus septimus numerus, cubitus est simul et quadrangulus, utramque speciem continens, tum incorporeae, tum corporalis essentiae; incorporeae quidem planiciem,

er zur einfachen Sieben über, deren Bestandtheile eins, zwei vier ein zweifaches arithmetisches Verhältniß darbieten, ein doppeltes (διπλασιον) und ein vierfaches (τετραπλασιο;), wovon jenes ein einfaches symphonisches Diapason, diese ein doppeltes Disdiapason gibt; dieß ist das musikalische Verhältniß der Töne; außer diesem Verhältniß der Töne liegt in der Sieben auch ein geometrisches, indem die Sieben aus der Drei, Vier und Fünf besteht, wovon die beiden ersten die rechten Winkel bilden, welcher die Grundlage einer rechtwinkeligen Figur. Drei ist die Zahl der Flächen, vier die der Körper, und somit die Zahl Sieben nicht nur die Grundlage der Geometrie, sondern auch der Stereometrie. Die Eins, welche alle Zahlen zeugt, wird von keiner erzeugt; die Zwei, die Drei, die Fünf erzeugen mit sich selbst vervielfacht die Vier, die Sechs, die Neun, die Zehn, ohne erzeugt worden zu seyn, denn Zwei ist nicht das Erzeugniß der Vervielfältigung der Eins, welche mit sich selbst multiplizirt nur Eins gibt; eben so wenig sind Drei und Fünf das Erzeugniß der Vervielfachung einer anderen Zahl mit sich selbst; die Zahlen vier, sechs, acht, neun, zehn sind alle erzeugt, aber sie erzeugen nicht (inner der Zehn), d. i. keine derselben mit sich selbst multiplizirt gibt eine inner der Zehn fallende Zahl, denn viermal vier gibt schon sechzehn. Dasselbe ist der Fall mit der Sieben, indem siebenmal sieben schon weit außer den Gränzen der Zehn liegt; sie erzeugt also nicht, sie ist aber auch nicht erzeugt, indem sie kein Produkt der Multiplikation irgend einer Zahl mit sich selbst; sie ist also die einzige Zahl inner der Zehn, welche nicht erzeugt und nicht erzeugt wird. Diese so fein ausgesponnene arithmetische Grübelei gehört schon der alexandrinischen Schule an *). Als nicht Erzeugende erhielt die Sieben den Ehrennamen der tritonischen Jungfrau, d. i. Pallas Athene. Philo und auch Pho-

---

quam conficiunt quadranguli, corporalis vero juxta aliam dimensionem, quam conficiunt cubi; id evidentissime patet in modo dictis numeris; mox etiam ab unitate dupla ratione crescens septimus, scilicet LXIIII quadrangulus quidem est, octies octo multiplicatis: cubus autem quater quatuor quater, rursum tripla ratione crescens ab unitate septimus, videlicet DCCXXIX quadrangulus quidem est multiplicato per seipsum XXVII, cubus autem multiplicato novies novem novies, semperque a septimo incipiens ut prius ab unitate, et eadem proportione augens usque septimum, invenies omnino eum crescere in cubum simul et quadrangulum. Ergo à LXIIII compositus dupla ratione faciet septimum MMMMXCVI quadrangulum simul et cubum, quadrangulum quidem latus habentem ipsum LXIIII cubicum vero numerum XVI.

*) Martianus Capella und Photius nach den Auszügen aus der Arithmetik des Nikomachos.

tios nach den Auszügen aus der Arithmetik des Nikomachos geben die Namen, welche die Sieben als Pallas Athene trug [1]). Aus diesem Grunde, daß die Sieben nicht erzeugt und nicht erzeugt wird, daß sie nur sich selbst und keiner andern gleich, gilt sie schon bei Plutarch als das Symbol der einzigen, beständigen, bewegungslosen, immer sich gleichen Gottheit [2]); sie ist die vollkommenste und vollendetste der Zahlen, weßhalb sie bei den Aegyptern das Siegel aller Dinge hieß [3]); sie ist die Zahl der Veränderung [4]), indem die Natur des Menschen in sieben Jahren, die Natur der Krankheiten in sieben Tagen sich ändert, der Mond in viermal sieben Tagen seinen Lauf vollbringt. Wiewohl die Zahl der Veränderung, so ist sie doch zugleich die Zahl der Ruhe, als die Zahl des Sabbaths [5]), des Ruhetages, welcher nach den sechs Schöpfungstagen eintrat; sie ist die eigentliche Bindezahl, weil sie aus der Trias und Tetraktys zusammengesetzt ist, welche beide Verbindungszahlen [6]). Philo vergleicht die Sieben mit der Pallas, welche als siegreiche Jungfrau aus dem Hirne des Zeus sprang; sie ist bei den Pythagoräern die Herrscherin der Welt, weil sie weder erzeugend noch erzeugt, in unbeweglicher Ruhe. Zum Beweise, daß die Sieben eben durch diese Ruhe göttlich, führt er die Stelle des Philolaos an, der von Gott, dem Urheber und Beherrscher aller Dinge, sagt, daß er unbeweglich, immer sich gleich, keinem anderen gleich, wie die Sie-

---

[1]) Τύχη, Καιρὸς, Αθηνᾶ, Αρης, Ακρίωσις, Αγελία, Ατρυτώνη, Φυλακῖτις, Ὀβριμοπάτρα, Τριτογένεια, Γλαυκῶπις, Αδαλκομένεια, Παντευχία, Εργάνη, Πολυαρήτη, Ουλυμέλεια, Αμαλθείας γένος. Αἰγίς. Οσίρις, Ονειρος, Φωνή, Αυδὴ, Κλέω, Βουλὴ, Κρίσις, Αδράςεια.

[2]) Septenarius, motu carens atque virgo Hierocles in aureo carmine. Επτας virgo quod ne gigneret, neque genitus esset. Nicetas in Gregorii Nazianzeni orat. XLIV. Septenarius non procreat, neque procreatur Minerva virginalis. Cassiodorus in dilucidatione septimi psalmi.

[3]) Rerum omnium sigillum apud Aegyptios.

[4]) In septenarium numerum cadit mutatio, nam et Sabbato plerumque aër mutatur et hominis aetate progressio in hoc numero accessionem accipit cum dentes et septimo nascantur mense et septimo anno mutentur etc. Justinus martyr questio 69.

[5]) Septenarius numerus admonet nos de eterna illa requie cogitare. — Venerabilior septenarius numerus quia eo continetur omne tempus, tum mundi creationis, tum requiei Creatoris, senarius quidem creationis numerus et unitas requiei.

[6]) Septenarius geminam vim obtinet vinciendi, quia ambae partes eius vincula prima sortitae sunt; ternarius cum una medietate, quaternarius cum duabus tum ter qui numerus omnium fere rerum nodus.

ben. Ihre große Macht offenbart sich aber nicht nur in den übersinnlichen, sondern auch in den sinnlichen Dingen; sie erzeugt, sagt Philo, der vergessen, daß er sie so eben als nicht erzeugende Jungfrau gepriesen, mit der Tetraktys, die Achtundzwanzig, eine vollkommene Zahl, welche den Lauf der Mondesstationen enthält und in die vier Sieben der Mondesviertel zerfällt. Weil die Sieben Alles vollendet, heißt sie auch die Vollendende (*Τελεσφορος*). Dieß erklärt Philo daraus, daß jeder Körper drei Maße (Länge, Höhe und Breite) und vier Gränzen (Punkt, Linie, Oberfläche und solide Ausdehnung) hat, durch welche sieben der Körper erst vollendet wird. Hierauf bespricht Philo den Einfluß des Siebners auf das Wachsthum und die Alter des Menschen, und gibt als Belege die bekannten elegischen Verse des Solon, welche hier im Abschnitte von der Physiologie des Menschen ihre Stelle finden werden. Er geht dann wieder auf die arithmetischen, geometrischen und harmonischen Eigenschaften der Sieben über, um zu beweisen, daß sie die Grundlage der Arithmetik, Geometrie und Harmonie [1]). Sieben ist wie Drei und Fünf nur durch Eins theilbar [2]). Philo geht dann von den arithmetischen, geometrischen und harmonischen Verhältnissen der Sieben zu den sichtbaren Gegenständen dieser Welt über, in welchen jene Verhältnisse verkörpert sind, nämlich zu dem Himmel und den Gestirnen, in welchen sich die Siebenzahl herauswirft; zu den sieben Sinnen, indem er zu den fünf bekannten auch das Singtalent und die Zeugungskraft rechnet; zu der Sieben, welche sich im menschlichen Körper herauswirft, von welchen allen später in ihrer Ordnung die Rede seyn wird, und schließt endlich mit der Etymologie von Septem, das er von *Σεβασμος*, d. i.

[1]) Illud quoque ad peculiarem septenarij commendationem affertur, quod mirum habeat in natura ordinem, constans ex tribus et quatuor. Tertium quidem ab unitate si quis duplicet, inueniet quadrangulum quartum vero cubum, ex utroque autem compositum, cubum simul et quadrangulum. Itaque ab unitate tertius, in dupla ratione quadrangulus est. Quartus vero, scilicet octo, cubus, septimus autem quatuor ad septem, cubus simul et quadrangulus, ita ut omnino perfectus fit septimus numerus, ambas aequalitates promittens, et superficialem per triangulum, juxta ternionis cognationem: et solidam per cubum iuxta familiaritatem quam habet cum quaternione. Ex terniono autem et quaternione fit septenarius. Est autem non solum perfectivus, sed ut verbo dicam, maximè harmonicus, et quodammodo fons pulcherrimi diagrammatis, quod omnes harmonias, scilicet diatessaron, diapente, diapason: omnes item proportiones, scilicet arithmeticam, geometricam et insuper harmonicam continet.

[2]) Ut tres sic quinque et septem quoque dividit unus.
Gryphus ternarii Ausonius.

von der Majestät ableitet, während ihm die wahre Etymologie in seiner Muttersprache oder dem Arabischen, woher der Sabbath stammt, viel näher gelegen wäre. „Dieß,“ sagt er, „und mehreres Anderes wird von denen, die sich mit der Philosophie abgeben, von der Sieben gesagt, welche ihrer Ehrwürdigkeit willen in der höchsten Verehrung steht, und welche nicht nur von den Hellenen, sondern auch von den Barbaren, welche Mathematik treiben, so hoch geehrt wird, besonders vom tugendliebenden Moses, welcher den siebenten Tag zur Ruhe geheiligt, und denselben nach den sechs Tagen des Erwerbs und der Geschäfte zur Selbstprüfung und Sittenverbesserung bestimmt hat“ [1]). In dieses vom Hebräer Philo und vom Griechen ertheilte Lob der Vollkommenheit der Zahl Sieben stimmen auch andere Griechen und Römer ein; so erklärt Alexander der Aphrodiseos die Sieben als eine vollkommene Zahl [2]); in den persischen Wörterbüchern findet sich nicht weniger als eine Centurie von Siebensachen, die alle an ihrer Stelle hier aufgeführt werden sollen, woraus sich dann von selbst die Bedeutung der guten und bösen Sieben herausstellen wird. Diesen Namen, als den einer Schöpfungs- und Schicksalszahl, verdient die Sieben weit eher, als den einer goldenen Zahl, wie sie Abraham a Sancta Clara [3]) nennt. Dazu kamen die alchemischen und kabalistischen, die ascetischen und mystischen Werke späterer Jahrhunderte, und in neuester Zeit die der Naturphilosophen und arithmetischer Träumer. Der gelehrteste derselben, Kircher, beschäftigte sich damit sehr ausführlich. Schubert hat dieselbe nicht außer Acht gelassen und bei uns noch jüngst Krieger sie in oben angezeigter Schrift beleuchtet. Es war natürlich, daß Denker der Ursache so großen Einflusses und so mächtiger, über den ganzen Erdkreis verbreiteter Herrschaft nachforschten, daß sie dem Grunde nachspürten, wodurch die Sieben zu dem großen Ansehen ihrer Heiligkeit gelangte, und daß sie die Resultate ihrer Forschungen der Welt mittheilten. Die Kirchenväter stiegen nicht weiter als bis zur Bibel selbst auf, und Justinus Martyr erklärt die Wichtigkeit der Zahl Sieben bloß aus dem Umstande, daß sie so oft (350 Mal) in der Bibel vorkomme, und daß der Grund hievon kein anderer, als weil sie aus der Sechs der Schöpfungstage und der Einheit des Ruhetages zusammengesetzt, Bewegung und Ruhe in sich schließe. Auf dieselbe Weise mögen Mobede und Brahmanen die Heiligkeit der Sieben aus dem Sen-

[1]) Philonis Judaei liber de mundi opificio p. 28.

[2]) Problem. l. II. quaestio 17.

[3]) Im wohlgefüllten Weinkeller.

Zawesta und den Wedas erklären, und selbst Plutarch weiset häufig auf ägyptische Lehren und Beziehungen der Mysterien hin. Einfacher und natürlicher suchten schon Griechen und Römer den Ursprung des hohen Ansehens der Sieben in der leuchtenden am Himmel, welche in der Plejas und besonders in den Sternen des großen Heerwagens und des kleinen (welche bei den Sabäern die Pforten des Himmels) so auffallend in's Auge springt, und dem rohen Sohne der Natur als ein Gegenstand göttlicher Verehrung erschien. Dieser Meinung mußten vorzüglich Astronomen beipflichten, und selbst Bailly leitet bloß von den sieben Planeten (deren Umlauf doch erst viel später beobachtet werden konnte, als die beim ersten Anblick des Himmels in die Augen springende leuchtende Sieben der beiden Heerwagen und der Plejastraube) den Glauben und den Aberglauben morgenländischer Völker in die heilige Sieben her *). Wie die Astronomen den Ursprung der Verehrung für die heilige Sieben bloß in der Bewunderung der Sternenbilder und in dem Umlaufe der sieben Planeten gesucht, deren regelmäßige Wiederkehr, so wie die der beiden großen Lichter des Himmels den Geist des rohen Natursohnes mit heiliger Scheu und Anbetung erfüllte, und sie in seinen Augen zu Göttern erhob, so haben Mathematiker und Naturforscher auf einem anderen, ihren Studien näher liegenden Weg Erklärung der Heiligkeit der Sieben versucht, die ersten aus dem Verhältnisse der Zahlen zu einander (worein zuerst die Pythagoräer das Licht der Untersuchung trugen), die zweiten in dem unläugbar an die Sieben gebundenen Wechsel der Entwickelungsstufen des menschlichen Lebens und der kritischen Tage der Krankheiten. Diese Wahrnehmung, welche Jeder an sich und Anderen machen konnte, ging lange der viel späteren der Anatomie voraus, welche beobachtete, daß die Siebenzahl sich auch in gewissen Theilen des menschlichen Körpers, wie z. B. in den sieben Häuten des Auges, herauswirft. Der Mensch mußte weit früher an sich selbst den regelmäßigen Verlauf der Geschlechtsperioden und die Einwirkung der Sieben als Entscheiderin in gefährlichen Krankheiten beobachtet haben, ehe er den Umlauf der sieben Planeten zu beobachten und zu berechnen im Stande war; sollte er aber jene Wahrnehmung an sich selbst und am Himmel gleichzeitig ge-

*) C'est du nombre de sept planètes qui furent les sept premiers Dieux que naquirent le respect et la superstition de toutes les nations et particulièrement des nations orientales pour le nombre septénaire. De là sont encore dérivé les sept Anges supérieurs, qu'enseignoit la théologie des Caldéens, des Perses et des Arabes, les sept portes de Mithra, par où les âmes passoient pour aller au ciel, et les sept mondes de purification des Indiens.

macht haben, so mußte die göttliche Verehrung, welche er dem Heerwagen oder den Planeten zollte, durch die Beobachtung der jener himmlischen Sieben entsprechenden physiologischen in seiner eigenen Natur nur noch erhöht und gesteigert werden. Den Einfluß der Sieben als Geschlechtszahl hat am ausführlichsten und genügendsten Butte [1]) behandelt. Es wird sich aber wohl nie mit Sicherheit beweisen lassen, ob die Verehrung der ältesten morgenländischen Völker für die Zahl Sieben zuerst vom Himmel (sei es von dem Heerwagen, sei es von den Planeten, sei es von den sieben Himmeln, sei es von den sieben Farben des Regenbogens) oder aus der Natur des Menschen selbst hergenommen sei. So viel ist klar, daß die Sieben als die Zahl der Wochentage und göttlicher Geister erst von den sieben Planeten (nach welchen die Tage der Woche benannt wurden) auf die Eintheilung der Zeit und auf die Hierarchie himmlischer Geister und irdischer Herrscher übertragen ward; daß also der Ursprung der Verehrung der Sieben nicht in religiösen Lehren und Begriffen zu suchen, sondern in diese erst aus den Erscheinungen des Himmels und aus der Natur des Menschen hineingetragen, und später erst von mathematischen Grüblern und religiösen Schwärmern arithmetisch und mystisch ausgebeutet worden. Auch ist so viel geschichtlich sicher, daß die Verehrung der heiligen Sieben aus dem Morgenlande stammt. Es sind also hierüber vor allen anderen die Morgenländer als Zeugen abzuhören. In keinem der zahlreichen arabischen, persischen und türkischen Werke, welche uns in dem langen Zeitraume eines halben Jahrhunderts unter die Augen gekommen, selbst nicht in der Zuckerbüchse Ibn Ebi Hodschle's, welche in sieben Hauptstücken einzig von der Siebenzahl handelt [2]), ist Merkwürdigeres und Uebersetzenswertheres enthalten, als in der persischen Geschichte Waßaf's, des unerreichten Musters historischen geschmückten Styles bei den Persern, welcher im ersten Abschnitte des fünften Bandes seiner Geschichte bei Gelegenheit der Thronbesteigung Ebu Saaid's, des siebenten Herrschers der persischen Mongolen in gerader Abstammung von Dschengischan, Aufschlüsse über die Wichtigkeit der Zahl Sieben gibt. Waßaf [3]) theilt die Zahlen von eins bis zehn in gleiche und ungleiche;

[1]) Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens, nebst Winken für deren Anwendung auf Geographie, Staats- und Naturwissenschaft. Landshut, 1811.

[2]) Es-sokerda auf der kaiserlichen Hofbibliothek im gedruckten Cataloge Nr. 102.

[3]) Uebersetzt im Anhange der Geschichte der Ilchane im II. Bande, Beilage VIII. S. 366.

dann in doppelte gleiche und doppelte ungleiche; die Eins ist keine Zahl, die erste Zahl ist die Zwei, welche eine gleiche; die Drei ist die erste ungleiche; die Vier die erste doppelte gleiche; die Fünf die zweite ungleiche; die Sechs die erste doppelte ungleiche; diese heißt die gemäßigte, welche um Eines vermehrt die vollkommene Sieben gibt; diese auf die vorzüglichsten Gegenstände des Himmels und der Erde übertragen (auf die sieben Himmel, sieben Erden, sieben Planeten, sieben Farben, sieben Metalle, sieben Erdgürtel und sieben Tage der Woche) bewährt eben hiedurch ihre Vollkommenheit. Die von den Morgenländern und den Alexandrinern, die in ihre Stufen traten, aufgefundenen Vortrefflichkeiten der Zahl Sieben, wodurch dieselbe den Vorzug vor allen anderen erhielt, bestanden also darin, daß sie erstens weder erzeugt, noch erzeugend, eine vollkommen reine Jungfrau; zweitens, daß sie eine volle, vollkommene, vollendete; drittens, daß sie die Zahl der Veränderungen in der Natur und viertens zugleich die der Ruhe; daß sie fünftens die bindende und verknüpfende Zahl. Alle diese Verhältnisse boten sich dem Beobachter in der Natur der Dinge dar, ohne den geringsten Bezug auf das Uebersinnliche. Diesen Bezug erhielt sie erst durch die alten Religionslehren der Morgenländer, in welchen sieben himmlische Geister als die Stellvertreter so vieler Tugenden oder verborgener Kräfte erscheinen. „In den ältesten Theologien der Brahmanen, Chaldäer, Perser und Aegypter," sagt der Verfasser des *Μαγικον* [1]), „wurden die sieben unsichtbaren Mobilien als das Harmonikon des Weltalles, welches nicht die sieben Planeten waren, vermehrt." Diese Ansicht ist schon eine mystische, erst von dem Verfasser des Magikon hineingetragene, denn jene sieben Geister oder Amschaspande waren eben ursprünglich die sieben Genien der Planeten. Diese aus der Verehrung übersinnlicher sieben Geister entspringende Verehrung der Zahl Sieben erhielt noch größere Erweiterung durch die Mystik des Mittelalters, sowohl im Morgenlande als im Abendlande durch die sieben Stufen der mystischen Erkenntniß, durch die sieben Stationen der Reise der Seele zu Gott, wie z. B. im Magikon [2]) die sieben allegorischen Bäume des ursprünglichen Aufenthaltes der Menschen, die sieben Urkräfte

[1]) Μαγικον oder das geheime System einer Gesellschaft unbekannter Philosophen unter einzelne Artikel geordnet, durch Anmerkungen und Zusätze erläutert und beurtheilt, und dessen Verwandtschaft mit ältern und neuern Mysteriologien gezeigt. In zwei Theilen. Von einem Unbekannten des Quadratscheins, der weder Zeichendeuter noch Epopt ist. Frankfurt und Leipzig 1784. S. 270.

[2]) Ebenda S. 225.

der emanirenden Gottheit, die sieben Organa und πνευματα, welche als so viele unsichtbare Mobilien auf Alles einfließen und wirken. Die Sieben ist also sechstens als mystische Zahl und siebentens, wie Waßaf sagt, durch die Uebertragung derselben auf die vorzüglichsten Gegenstände der Schöpfung geheiligt, oder wie Kircher sagt: septuplo choro entium stipatus. Von dieser Heiligkeit der Sieben leitet sich in so vielen Sprachen und bei so vielen Völkern die an das Siebenmalige und Siebenfache geheftete Wichtigkeit ab, wie z. B. bei den Ungarn der siebzigste Ahn und der Ruf einer großen That, der in siebenmal sieben Ländern erschallt; so schon in der Bibel: Und stelle unsern Nachbarn das Siebenfache zurück [1]). Wer Kain todtschlägt, das soll siebenmal gerächet werden [2]), aber Lamech sieben und siebzigmal [3]). Wenn ihr mir aber nicht gehorchet, werde ich euch siebenfach eurer Sünden wegen strafen [4]). Die Aussprüche des Herrn sind siebenmal im Feuer gereinigtes Silber [5]). Der ergriffene Dieb gibt siebenfältig wieder [6]). Mein Sohn säe nicht in den Furchen der Ungerechtigkeit, um dieselbe nicht siebenfach zu ernten [7]). Mancher wird Vieles um ein Kleines auslösen und es siebenmal zurückstellen [8]). Und über die Sünder das Siebenfache [9]). Nabuchodonosor befiehlt den Feuerofen für die drei Knaben siebenmal so stark zu heizen [10]). Siebenmal wird der Herr die Sünder schlagen [11]). Siebenmal des Tags wird der Gerechte fallen [12]) und wieder aufstehen. Siebenmal des Tags lobte David den Herrn [13]), woraus die sieben canonischen Horen entstanden, die eben so bekannt, als die sieben Bußpsalmen. Ist's genug siebenmal zu vergeben, fragt Petrus den Herrn, der ihm antwortet: Nicht siebenmal, sondern siebenzigsiebenmal [14]). Und wenn er siebenmal des Tages sündigen würde und siebenmal des Tages wiederkäme zu dir und spräche: Es reuet mich, so sollst du ihm vergeben [15]). Siebenmal sendet Elias den Knaben nach dem Meere zu schauen [16]). Das Seitenstück zu dem siebenmal gereinigten Silber der Schrift ist der siebenmal gereinigte und gekochte Zucker. Dieses Siebenmalige und Siebenfache findet sich auch in Maß und Gewichte. Vom kleinsten Gewichte der Perser Rischte gehen sieben auf ein Gerstenkorn, sieben Dirhem sind das Gewicht eines Miskals; so

[1]) LXXVIII. Psalm, 12. V. [2]) Genesis IV. 15. [3]) Ebenda XXV. [4]) Leviticus XXVI. 18 und 21. [5]) XI. Psalm, 7. V. [6]) Buch der Sprüche VI. 31. [7]) Ecclesiasticus VII. 3. [8]) Ebenda XX. 12. [9]) Ebenda XL. 8. [10]) Daniel III. 19. [11]) Leviticus XXVI. 24. [12]) Buch der Sprüche XXIV. 16. [13]) CXVIII. Psalmi [14]) Mathäus XVIII. 22. [15]) Lukas XVII. 4. [16]) I. Buch der Könige XVIII. 43.

werden sieben Becher des süßesten Weines kredenzt [1]). Von sieben Bechern, welche bei dem griechischen Gastmahle getrunken wurden, waren fünf Wein und zwei Wasser, oder umgekehrt [2]). Das alte indische Maß Gus (Gef) war ein siebenfaches [3]). Sieben griechische Stadien rechnet Gerlach auf eine Meile [4]). Des Würfels Zahlen, nämlich 6 und 1, 3 und 4, 2 und 5 geben immer Sieben. Einer der glücklichsten Würfe des Würfels waren der des Achilles und Ajax [5]). Diese Drei und Vier finden sich auch als Glücksausruf in dem: O ter quaterque beati! verbunden [6]). Umgekehrt ist im Juvenalis, der sich dem Meere Anvertrauende, nur vier oder sieben Zoll vom Tode entfernt [7]). Mit Zehn vervielfacht kömmt die Sieben häufig in der Schrift vor. Siebzig Jahre, siebzig Wochen, siebzig Krieger, siebzig Priester, auch siebzigtausend, wie die Lastträger Salomons beim Tempelbau [8]). Mit siebzigtausend Drachmen werden die Wächter bestochen, welche Simon den Machabäer entkommen ließen [9]). Eben so häufig sind die Siebenhundert und Siebentausend [10]). Siebentausend ist auch die Zahl, welche Artotrogus, der Freund des prahlerischen Soldaten Pyrgopolinices, des Miles gloriosus beim Plautus, an einem Tage erschlagen [11]), und der Thrasibulus der Ausonius erhält sieben Wunden in der Brust [12]). Es handelt sich

---

1) ἑπτα μαθαλλιδας επιχει ημιν τω γλυκυτατω, Athenaeus XI. 11. Τα μεν δύ εγχεας ὕδατος — τα πεντε δ' οίνου κυαθους.

2) Οι δ' επιτεταμενος χρωμενοι τω ποτω δυο οινου επινον προς πεντε υδατος, Athenaeus X. 7. Der Anruf: Διονυσε χαιρε μη τα πεντε και δυο nimmt ebenfalls zwei Theile Wasser auf fünf Theile Wein.

3) Ayeen Akbari I. 282.

4) Gerlach ad Crusii Turcograeciam p. 504.

5) Τεσσαρα Αχιλλεος τρια Αιαντος in der Abhandlung Raoul-Rochette's im dreizehnten Bande der Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres p. 635.

6) Τρίς μακαρες Δαναοι και τετράκις οι τοτ' όλοντο XXVI. 659. Apollonius Rhod.

7) Confisus ligno, digitis à morte remotus
Quatuor, ac septem, si sit latissima teda.
Und derselbe: septem, si septem forte fuissent.

8) Drittes Buch der Könige V. 15.

9) Zweites Buch der Machabäer X. 20.

10) Erstes Buch der Paralipomenon XII. 25.

11) Pyrg. Quanta istaec hominum summa 'st?
Art. Septem millia.

12) Excipio adverso quod pectore vulnera septem
24. Epig. Ausonii de Thrasibulo.

nun darum, den siebenfachen Chor der Siebenwesen und Siebensachen dem Leser in zweckmäßigster Ordnung vorzuführen. Die sieben eben erwähnten Eigenschaften der Sieben geben keinen tüchtigen und erschöpfenden Theilungsgrund, wiewohl der Wechsel der Dinge und Wesen nach einer bestimmten Anzahl von sieben Tagen oder Jahren, so wie die Mystik zwei gute Anhaltspunkte gewähren. Einen besseren Theilungsgrund bieten die rhetorischen Kategorien des quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando, indem von denselben die erste, zweite, dritte und vierte als die Kategorien der Person, der Sache, des Ortes und der Zeit wohl zu benützen sind. Hiezu kommt dann die Kategorie der Gesinnungen und Handlungen und endlich die der Religion und Mystik, welche nur ein Ausfluß derselben. Die Sachen selbst theilen wir in die Gegenstände der drei Naturreiche und in Kunsterzeugnisse, oder andere nicht unmittelbar in das Gebiet der Naturreiche gehörigen Sachen unter; demnach zerfällt unsere Arbeit in die folgenden sieben Fächer: erstens des Ortes, nämlich die Siebner des Himmels und der Erde; zweitens der Zeit; drittens der drei Naturreiche und Kunsterzeugnisse; viertens der Personen; fünftens der Gesinnungen, Handlungen und Wissenschaften; sechstens der Religion; siebentens der Mystik und schönen Künste.

Erste Pforte, vom Raume.

Wir wählen die arabische Benennung für Hauptstück, nämlich Thor oder Pforte, aus keinem anderen Grunde, als weil der Heerwagen, welcher durch seine leuchtende Sieben zuerst den Beobachtern des Himmels in die Augen springen mußte, in der alten Lehre der Sabäer die sieben Pforten des Himmels vorstellt. Die Sieben des großen Heerwagens mußte weit früher beobachtet werden, als die der sieben Planeten und ihrer Bahnen, als die der Pleias und Hyas, als die der Mondesphasen und die von den frühesten Astronomen angenommene Zahl der sieben Himmel, wiewohl in der Folgezeit diese und die sieben Planeten von den Morgenländern weit zahlreichere Benennungen erhielten, als der Heerwagen. Wir sehen uns also hier zuerst im Himmel und dann auf der Erde um.

Erster Pfortenflügel: Der Himmel.

1. Die sieben Himmel.

Die sieben Himmel, welche von den östlichen Astronomen nach den sieben Planeten benannt worden, haben wie diese

bei den Morgenländern und namentlich bei den Persern vielfache Namen erhalten; sie heißen: 1) die sieben Väter; 2) die sieben Mühlen; 3) die sieben Dome; 4) die sieben Dächer; 5) die sieben blauen Vorhänge; 6) die sieben Gebäude; 7) der siebenfache Bau; 8) die sieben Häute; 9) die sieben Gestalten; 10) die sieben wasserfarben Sonnenschirme; 11) die sieben Pferde- oder Eselsmühlen; 12) die sieben Kasten des Hahnes; 13) die sieben Schätze; 14) das siebenfache Dach; 15) die sieben Schichten oder Klassen; 16) die sieben Schlösser von vergoldetem Schmelz; 17) der siebenfache Hof; 18) die sieben Augengeschmückten; 19) die sieben Kugeln; 20) die sieben Knoten; 21) die sieben Gewölbe; 22) die sieben Behaarten; 23) die sieben Rauchfässer; 24) die sieben Hochaltäre; 25) die sieben Tücher; 26) die sieben Stationen; 27) die sieben Halbhohigen; 28) die sieben erhabenen Grünen; 29) die sieben Tempel; 30) die sieben Zirkel oder Kreise; 31) die sieben Blätter; 32) die sieben himmlischen Naturen. Die sieben Himmel kommen nicht nur zu wiederholtenmalen mit den sieben Erden im Koran *), sondern auch in den Schriften der Hebräer vor, welche glaubten, daß Gott Alles nach der Siebenzahl erschaffen habe **). Auch die Inder haben die sieben Himmel, sie heißen bei ihnen Ber, Buba, Surk, Moga, Dschemoh, Tabu, Sutteh, und sind nicht zu vermengen mit den sieben Welten, welche Ottal, Bittal, Suttal, Joal, Talattal, Rissattal, Pattal heißen. Der siebente Himmel allein wird von den Arabern und Persern Borkaa, d. i. der das Gesicht (Gottes) verhüllende Schleier, genannt. Spuren von diesen bildlichen Vorstellungen der sieben Himmel

[1]) heft aba, [2]) heft asja, [3]) heft eiwan, [4]) heft bam, [5]) heft perdei esrak, [6]) heft bina, [7]) heft bünjan, [8]) heft post, [9]) heft peiger, [10]) heft tschetri abgun, [11]) heft charas, [12]) heft charwari choros, [13]) heft chasine, [14]) heft sakf, [15]) heft thabak, [16]) heft kaalai mina, [17]) heft gjah, [18]) heft-koholi, [19]) heft kürre, [20]) heft girih, [21]) heft künbed, [22]) heft kisudaran, [23]) heft midschmer, [24]) heft mihrab, [25]) heft maudil, [26]) heft mensil, [27]) heft nimchaje, [28]) heft walai chodhra, [29]) heft heikel, [30]) heft perkjar, [31]) heft-ssahife, [32]) heft-neschadi felek.

*) XVII. 43, XLI. 12, LXV. 13, LXVII. 13, LXXI. 15.

**) Judaei aiunt Deum omnia sub Septenario disposuisse, quod etiam dicunt septem coelos creasse, et septem terras, quas David fundamenta montium vocat. Petrus commentator historiae scholasticae in der von Friedrich Schmidt (Berlin 1827) herausgegebenen Petri Alfonsi disciplina clericalis.

finden sich auch bei den Neuplatonikern. Wir haben oben gesehen, daß die Perser die sieben Himmel die sieben Zirkel oder auch die sieben Kreise nennen; diese bildliche Vorstellung findet sich sowohl in dem Hieros Logos des angeblichen Hermes Trismegistos, als in den Schriften des Proklos; bei dem ersten heißt es: Und der Himmel wurde geschaut in sieben Kreisen *); bei dem zweiten: Der du ober den ätherischen Rädern der sieben Kreise wohnst **). Diese sieben Himmel werden nach den Planeten, welche in denselben Kreisen, benannt, nämlich der Himmel des Mondes, des Merkurs, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiters und des Saturnus. Wir gehen nun von denselben zu den sieben Planeten selbst über, deren bildliche Namen bei den Morgenländern und namentlich bei den Persern eben so zahlreich, als die der sieben Himmel.

2. Die sieben Planeten.

Die sieben Planeten haben von den Morgenländern und namentlich von den Persern nicht minder zahlreiche Benennungen erhalten; sie heißen: 1) Die sieben Gleichen; 2) die sieben Drachen; 3) die sieben Spiegel; 4) die sieben Väter; 5) die sieben großen Frauen; 6) die sieben Gestalten, was auch ein Name der sieben Himmel; 7) die sieben Augen des Himmels; 8) die sieben Augen der Eselsmühle; 9) die sieben Frauen; 10) die sieben Herrscher; 11) die sieben Brüder, was auch ein Name des großen Heerwagens; 12) die sieben grünen Töchter; 13) die sieben Perlen; 14) die sieben Umwälzungen; 15) die sieben Sultane; 16) die sieben Kerzen; 17) die sieben herzbrechenden Knaben; 18) die sieben Behaarten, was auch ein Name der sieben Himmel; 19) die sieben Fackeln; 20) die sieben goldenen Korallen; 21) die sieben Punkte; 22) die Sieben in Sechs; unter den Sechs werden hier die sechs Kategorien des Raumes: oben, unten, vorne, hinten, rechts und links verstanden. Manche dieser Bilder finden sich auch bei den Kirchenvätern; so sieht Clemens Ale-

*) Καὶ ὤφθη ὁ οὐρανὸς, ἐν κύκλοις ἑπτά.

**) Ειτε γαρ ἑπτα κυκλων ὑπερ αντυγας αιθερος ναιεις. Proclus in figura Veneris.

[1]) heft-ahdan, [2]) heft-eschderha, [3]) heft-aine, [4]) heft-peder. [5]) heft-banu, [6]) heft-peiker, [7]) heft-tschesmi tscharch, [8]) heft tscheschmi charas, [9]) heft-chatun, [10]) heft-daderan, [11]) heft-buraderan, [12]) heft dochterani chodhra, [13]) heft-dürrer, [14]) heft-dewr, [15]) heft-Sultan, [16]) heft-schemi, [17]) heft-thifli dschanschiken, [18]) heft kisudaran, [19]) heft-meschale, [20]) heft-mehret serin, [21]) heft-noktha, [22]) heft sischesch.

xandrinus in den sieben Planeten fünf Gemmen und zwei Karfunkeln [1]). Josephus sieht in denselben wie der Perser sieben Laternen oder sieben Leuchter [2]). Häufig finden sich die Beziehungen auf die sieben Planeten in den griechischen und römischen Klassikern, besonders im Astronomicon des Marcus Manilius [3]). „Die Pythagoräer vernahmen die Töne der himmlischen Sphärenmusik," und Voß sagt in seinem Commentare zum Georgicon [4]), „daß die pythagorische Sphärenmusik der sieben Planeten und der Einfluß der heiligen Sieben trotz jedem Herschel ungestört fortdauern wird." Die beiden Bilder der Kugeln und der Kreise finden sich beim Arnobius [5]) und Macrobius [6]); dieser verbreitet sich in seinem Werke über den Traum des Scipio sehr ausführlich über die Vortrefflichkeit und Göttlichkeit der Zahl Sieben, und weiset jedem der sieben Planeten das Gebiet seines vorzüglichen Wirkens an, dem Saturnus die Vernunft und den Verstand, dem Jupiter die Thatkraft, dem Mars den Muth und die Tapferkeit, der Sonne das Gefühl und die Einbildungskraft, der Venus die Begier und die Sehnsucht, dem Merkur die sprossende Naturkraft. Da es uns vorzüglich darum zu thun, überall den Zusammenhang des Ostens und Westens nachzuweisen, so machen wir vorzüglich auf die Stelle des Korans aufmerksam, welche von den sieben Bahnen der Planeten spricht: „Wir haben aber auch sieben Wege erschaffen [7]). Diese sieben Bahnen (tharaik) finden sich schon in dem homerischen:

---

[1]) Septem quidem errantium quinque gemmae et duo carbunculi Clemens Alex. Strom. V. Omnia sidereo septeno videntur in orbe; eben da p. 713 aus Kallimachos Ηλεκτρης ανετελλε δε αιθερος εβδομος αστηρ Nonos XIII. 412. Quod autem dies et septem sidera illa quae planetas appellarunt referuntur id ab Aegyptiis haud ita dudum ad omnes homines dimanavit. Dio Cassius historia romana.

[2]) Septem vero lucernae stellas errantes significabant tot enim ab ipso candelabro oriebantur. Flavii Josephi opera. Genevae 1684 p. 917.

[3]) Septima quaeque, loco quamvis sub mota feruntur II. 388. Utcumque aut stellae septem laeduntve juvantve III. 89. Septima censetur saevis horrenda periclis III. 127. Adversosque gerunt inter se septima visus II. 565.

[4]) IV. Gesang S. 246.

[5]) Jupiter spectatum profectus ex coelo est, cantharos de velocitate certantes replicantes giros septem et quos dissimiles ipsi corporum in volubilitate voluisse. Arnobius liber VII contra gentes.

[6]) Septem quoque vagantium sphaerarum ordinem illi stelliferae et omnes continenti subjecit artifex fabricatoris providentia; quae superioris rapidis motibus obviarent, et inferiora omnia gubernarent. Somnium Scip. lib. I in der Zweibrückner Ausgabe S. 33.

[7]) XXIII. Sure, 17. V.

τυρσα
Αιθερος ἑπταποροις ἐνι τειρεσιν.

Von denselben sieben Wegen spricht Soroaster beim Psellos [1]). Diese sieben Bahnen der Planeten soll Palamedes, welcher bei den Griechen nicht nur für den Erfinder des Schachspieles, sondern auch für den des Würfelbrettes Ταβλα (das türkische Thabla) gilt, vor Augen gehabt haben, indem dasselbe mit sieben Steinen [2]) das Weltsystem vorstellte. Das cabalistische Spielbrett des Siebners nach den sieben Planeten eingerichtet, Abacus cabalisticus septenarii, findet sich bei Kircher [3]). Auf die Anwendung, welche diese sieben Bahnen der Planeten in der Einrichtung der Rennbahn bei den Römern fanden, wird unter dem topographischen Abschnitte der Rennbahnen zu sprechen der schickliche Ort seyn. Die homerischen sieben Bahnen des Aethers erscheinen bei den Griechen mehrmal und namentlich in der Dionysias des Nonnos als die sieben Gürtel des Aethers des Himmels und des Pols (πολος), welcher als synonym mit Ουρανος und Αιθηρ gebraucht wird [4]). Diese sieben Gürtel des Himmels sind keineswegs zu verwechseln mit den sieben Kreisen der Erde (die zwei Polarkreise, die zwei tropischen, der Aequator, der Meridian und der Gesichtskreis), welche ebenfalls auf griechisch ζωναι und auf lateinisch cingula heißen [5]). Die sieben Bahnen des Pols führen uns gerade zum

3. Heerwagen,

in welchem die Sabäer die sieben Pforten des Himmels, die Römer sieben Stiere [6]) (triones), die Griechen einen

---

[1]) Ne deorsum vergas locus praeruptus in terra subjacet de gradibus trahens septem vias habentibus sub quibus necessitatis solum est.

[2]) κοκκια ταζατρα.

[3]) II. S. 335.

[4]) Ουρανον-ἑπτά περι ζώναις κυκλουμενον XXXVIII. 5. Ουρανον ἑπτά ζωνον ἑ ἑπτα πυλη χθονα Θηβης XLVI. 31. Εις πολον ἑπτάζωνον ανεδραμεν εύιος ηχώ XL. Ἑπτά περι ζωνησι και αξονα περι κυκλω, Nonnos XXV.
Ουρανον ἑπτάζωνον επ μιμησατο τεχνη.
Sed mihi dux, vetitis qui numquam conditus undis
Axe nitet serpens, septenosque implicat ignes.
Val. Flacci Argonaut. lib. II. v. 64.

[5]) Macrobius in somnum Scipionis l. II. c. 5.

[6]) Quos nostri septem soliti vocare Triones. Cicero ex Arato im zweiten Buche de natura Deorum. Talis Hyperborea septem subjecta trioni. Georgicon III. Quos premunt septem gelidi triones. Boetii Consolat. L. II.

Bären, die Grönländer ein Rennthier, die Araber einen Sarg mit den drei vorausgehenden Klagefrauen, die Deutschen einen Heerwagen, die Perser sieben Thronen (Heftereng) sahen. Diese Vorstellungen von sieben Völkern sind charakteristisch für die kriegerische, jägerische, herrscherische oder elegische Stimmung derselben. Dem Deutschen heißt der kleinste Stern des großen Heerwagens das Reiterlein; dem Araber der leicht zu vergessende; die vier Sterne im Viereck erscheinen dem Araber als ein Sarg, dem Grönländer als ein Bär von den Jägern verfolgt, wovon der kleinste das Geräthe und den Mundvorrath trägt. Im Bundehesch bewacht Hefterong als Standgestirn den Norden.

4. Die Plejas.

Der Grieche sah in dieser Sternengruppe die sieben Töchter des Atlas, und auch sie hatten sieben Bahnen, deren in der Dionysias des Nonnos mehrmals Erwähnung geschieht, und Elektra, die siebente der Pleiaden, sogar sprechend eingeführt wird [1]); der Perser nennt sie die sieben Brüder und auch die sieben Töchter. Nach der Zahl der Plejaden sollen die sieben Saiten der Lyra geordnet worden seyn [2]).

5. Die Hyaden,

sieben an der Zahl, heißen bei den Persern: die Sieben über der Plejas [3]); sie galten dem Griechen wie die sieben Plejaden für die sieben Ammen des Bacchus [4]). Bei Ovid sind sie Flammen, die dem Munde des Stieres entstrahlen [5]).

6. Die Sonne.

Aulus Gellius [6]) findet den Siebner sogar im Thierkreise heraus, weil sowohl die zwei Tag- und Nachtgleichen, als die zwei Sonnenwenden im siebenten Monate von einander ent-

---

[1]) Ἑπτακις ειλιϑεισα εκκαλεσασα λορειη, Non. III. Πληιαδων αλαλαζε βοης επταςομος ηχω, Non. I.

[2]) — — — — septena putaris
Plejadum numerum fila dedisse lyrae. Fast. lib. V.
Πληιαδος τε φαλαγγος ελιξ επταςεροος ηχω, Nonnos XXXVIII. 380.

[3]) Heft ber sürja.

[4]) Nimrod a discourse on certain passages of history and fable. London 1828. II. 380 und 342.

[5]) Ora micant Tauri septem radiantia flammis,
Navita quas Hyadas Grajus ab imbre vocat. Fast lib. V.

[6]) Noctes Atticae l. III. c. 10 in septimo signo bruma a solstitio; in septimo aequinoctium ab aequinoctio.

fernt sind, und der Perser gibt der Sonne sogar siebzig Bahnen, denn sie heißt bei ihm figürlich dieser Berg von siebzig Wegen; übrigens waren sowohl die Sonne als der Mond Vorsteher von sieben Sternen [1]).

7. Der Mond.

Weit größeren Einfluß als auf die Sonne hat die Siebenzahl auf den Mond, welcher seinen Lauf in viermal sieben Tagen vollbringt [2]), und dessen täglichen Aufenthalt die Araber am Himmel nach gewissen Sternen in acht und zwanzig Stationen eingetheilt haben [3]). Wir überlassen diese acht und zwanzig himmlischen Stationen des Mondes den Astronomen, welche den Himmel durchwandern, und wollen dafür bei dem zweiten Flügel dieser ersten Pforte auf viermal sieben Stationen der Erde verweilen.

Zweiter Pfortenflügel: Die Erde.

Der Perser stellt sich die Erde als einen siebenköpfigen Diw vor [4]). Wir haben schon oben der morgenländischen Vorstellung von sieben Himmeln und sieben Erden erwähnt; hier haben wir es also zuerst mit den sieben Erden, mit sieben Bergen, mit sieben Erdgürteln oder Himmelsstrichen, sieben Regionen, siebenfachen Ländereintheilungen, sieben Höllen zu thun, welche die erste Heptas unserer Reise von acht und zwanzig Stationen. In der zweiten Heptas verweilen wir bei sieben Meeren, sieben Flüssen, deren Namen an der Siebenzahl Theil nimmt; dann bei sieben Flüssen, welche sich durch sieben Mündungen in's Meer ergießen; bei sieben Seen, sieben Quellen, sieben Brunnen und sieben Inseln. In der dritten Heptas durchwandern wir Städte auf sieben Bergen gelegen oder von sieben Wällen eingefangen, oder solche, in denen die Sieben eine Hauptrolle spielt; wenden uns dann zu den siebenthorigen Städten, zu den sieben Schlössern, zu den sieben Palästen, sieben Kammern, sieben Säulen, zu den sieben Tempeln, Kirchen oder Pagoden, von denen manche werth unter den sieben Weltwundern zu figuriren, wiewohl sie

---

[1]) Solem et lunam septem stellis praeesse arbitrabantur. Sextus Empiricus l. V.

[2]) Lunae curriculum confici integris quater septenis diebus. Aul. Gell, Noct. att. l. III. c. 10. Luna signo septimo disparatur. Amm. Mll. l. XX.

[3]) Ideler, Kunde der arabischen Sternnamen.

[4]) In Diwi heftser.

unter denselben nicht erscheinen; mit diesen eröffnen wir die vierte Heptas unserer Stationen, verweilen dann bei anderen Bauten, in denen die Siebenzahl hervorragt, durchstreichen siebenjochige Felder, verweilen unter dem Schatten von siebenstämmigen Baumgruppen, besuchen Gärten und Gräber, welche dem Morgenländer nur als Gärten erscheinen, aus welchen das Menschengras eines Tages zum neuen Leben wieder aufkeimen wird, und enden mit der Rennbahn, dem allbekannten Sinnbilde des menschlichen Lebens, in welcher der siebenmalige Lauf, die sieben Alter des Menschen und das zu erreichende Ziel die Stele des Grabes vorstellte.

1. Die sieben Erden.

Diese finden sich nicht nur im Koran, sondern auch bei den Talmudisten [1]); bei den Persern heißen sie die sieben Grundfesten [2]) oder einfach die sieben Erden [3]).

2. Die sieben Berge.

Wiewohl im Koran und anderswo die sieben Erden gewöhnlich mit den sieben Meeren zusammengestellt werden, so folgen hier die sieben Berge doch nicht unschicklich auf die sieben Erden, indem die Schrift die Berge die Grundfeste der Erde nennt. Den ersten Platz fordern hier die sieben Berge, auf denen sich Rom erhob und von denen Tibullus singt:

> Carpite nunc, tauri, de septem montibus herbas,
> Dum licet: hic magnae jam locus Urbis erit.

Dann die sieben Berge, auf denen das neue Rom wie das alte gelegen; diese sieben Berge finden sich auch zu Jerusalem, Mekka, Ceuta, Antiochien wieder, aber auch zu Baja und zu Chamouny. Statius erwähnt des ersten [4]) und Gothard der zweiten: „Das Thal Chamouny, an dessen östlicher Länge sieben Gletscher einer größer als der andere in Vorschein kommen; so auch sieben kleinere verschieden gestaltete und verbundene Hü-

---

[1]) Judaei translationem του Enoch in paradisum attribuunt potius Septenario quam sanctitati ejus. Ajunt Deum omnia sub Septenario disposuisse, qui etiam dicunt septem coelos creasse et septem terras, quas David fundamenta montium vocat. Petri Comestoris hist. scholastica von Friedrich Schmidt. Berlin 1827. Eben so finden sich bei den Talmudisten die sieben Meere.

[2]) heft afsl.

[3]) heft semin.

[4]) Septem montibus admovere Bajas Silv. IV. 3. Derselbe von Rom Septem per culmina montes. Silv. I. 2.

gel auf dem Jura» [1]). Sieben hohe in Afrika hart an einander stehende Berge heißen die sieben Brüder [2]). Die sieben heiligen Berge der Pilger zu Jerusalem sind: der Golgatha, Sion, Moria, Sihon, der Berg des Aergernisses, des bösen Rathschlages und der Oelberg. Die Erike Barikſan, d. i. die Freien, sind bei den Thibetanern, ein Geschlecht der Geister, die auf dem Summr Oola und den sieben goldenen Bergen, die ihn umgeben, wohnen [3]); nach ihrer Schöpfungslehre ist der aus der Vereinung der Atome entstandene Berg Righel von sieben goldenen Bergen umgeben. Das Siebenschwestergebirg in Norwegen unter dem 65° besteht aus sieben nackten Felsgruppen, die über 3000 Fuß hoch, steil aus dem Meere sich erheben. In den Bergen von Sojuth sind sieben Grotten, welche die sieben Töchter heißen [4]), und in der indischen Götterlehre kommen die sieben Felsen Tschrakrawatta vor, welche sich in den mystischen Regionen der Luft um den Götterberg Meru erheben. Cailasam, ein Berg der Kalmuken, zu dem man sich auf sieben Stufen erhebt. Allbekannt ist das Siebengebirge am Rhein bei Andernach.

3. Die sieben Erdgürtel.

Die sieben Himmelsstriche heißen auf persisch auch die sieben Linien [5]), die sieben Strohmatten [6]), die sieben Kaufläden [7]), die sieben Sonnenschirme oder Zelte [8]), die sieben Warten oder Luginsfeld [9]), die sieben Bittschriften [10]), die sieben Springbrunnen [11]), die sieben Tapeten [12]), die sieben Futterhäuser [13]). Da die sieben Linien des Bechers Dschemschid's nur die Namen persischer Provinzen tragen, so gehören dieselben nicht hieher, sondern in die Unterabtheilung der Regionen oder Reiche. Diese sieben Erdgürtel waren wahrscheinlich der Gegenstand des Werkes, welches der Mönch Diodor über die Sphäre und die sieben Gürtel schrieb [14]). Die sieben Erdgürtel oder Klima der arabi-

[1]) Silv. I. 2.

[2]) Pomponius Mela und Solinus C. 27. Quos septem fratres a simili altitudine appellant. Plinius V. 2.

[3]) Pallas.

[4]) Nordens Reisen.

[5]) heft chathth. [6]) heft natha. [7]) heft dukkjan. [8]) heft tschetr. [9]) heft rasſat. [10]) heft rikaa. [11]) heft schadirwan. [12]) heft fereseh. [13]) heft aalefchane.

[14]) Περι σφαιρας και των ζ ζωνων,

schen Geographie sind: 1) das von Indien, Aethiopien, Oberägypten, Jemen und Maghrib; 2) von China, dem nördlichen Arabien, Unterägypten und der afrikanischen Küste; 3) Kabul, Kerman, Sedschistan, Irak, Syrien; 4) das nördliche China, Thibet, Choten, Kaschmir, Bedachschan, Chorasan, Thaberistan, Kuhistan, Aserbeidschan und Andalus bis an den Ocean; 5) Turkistan, Kaschghar, Ferghana, Semerkand, Chuaresm, das kaspische Meer, Berda, Armenien; 6) das Land der Chosarn und Rum; 7) das Land der Baschiren, Bedschnakn (Bazineger) und Bulgaren [1].

4. Die sieben Eintheilungen der Erde.

Diese Eintheilung, welche ganz eine andere als die der arabischen Geographen in Klima, ist die älteste persische und indische. Nach dem Bundehesch theilte sich die Erde während des dreißigtägigen Regens den Taschter über dieselbe ergoß, in die sieben Kischwer. Die indischen Philosophen lehren, daß die Erde in sieben Dip, d. i. von Meeren umflossene Eilande, eingetheilt sei. Eine andere indische Eintheilung ist die der Welt in die sieben oberen und unteren Regionen, welche sich, als das Ei Brahma's zerbrach, die sieben oberen, aus der oberen Schale, die sieben unteren aus der unteren entwickelten; die sieben oberen heißen Surgh, die sieben unteren heißen Patal, und die zwischen beiden schwebende Erde Mirthlok [2]; die sieben Linien des Bechers Dschemschid's waren: 1) die von Dschur (das südliche Fars), 2) von Bagdad, 3) von Basra, 4) die blaue Linie, 5) die Thränenlinie, 6) die Linie Kjaseger, 7) Forudin [3].

5. Die sieben Höllen und Paradiese.

Die sieben arabischen Namen derselben finden sich im Koran; die Siebenzahl derselben ist aber eben sowohl eine christliche als eine moslimische; unter den Handschriften, welche Picus von Mirandola hinterließ, handelte die eine von den sieben Himmeln und den sieben Erden, die andere von den sieben Stätten der Hölle [4]. Die sieben Höllen heißen bei den Per-

---

[1]) Aus der arabischen Geographie Telchißol asar im zweiten Bande der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. Paris 1789.

[2]) Polier II. 202 et I. 165. The earth divided in seven great continens im Vishnoo Purana.

[3]) Burhani Katii S. 838.

[4]) De septem inferorum locis. Gafferelli index codicum Pic. Mirand. p 21, 34 im Nimrod I. p. 325.

fern die sieben Drachen (heft eschderha); der sieben Thore der Hölle geschieht im Koran Erwähnung. Bei den Arabern ist die Zahl der Paradiese acht, vielleicht von den acht Seligkeiten des Evangeliums oder von den acht Aionen der Gnostiker hergenommen. Die Ursache, welche die moslimischen Theologen für die Achtzahl angeben, ist die Barmherzigkeit Gottes, welche sich darin äußere, daß die Zahl der Paradiese um Eines mehr als die der Höllen; bei den Indern aber ist die Zahl der Paradiese wie die der Höllen sieben [1]. Die sieben Höllen finden sich auch in altdeutschen Gedichten, so bei Wolkenstain:

> Das ist die Hell mit irem Slund
> Darin wol siben Kammer greulich sind erzund [2].

6. Die Ländertheilung in Sieben.

Das Prinzip dieser Ländertheilung, dessen Anwendung sich im folgenden Abschnitte herausstellen wird, findet sich schon in der Bibel, wo den sieben Stämmen der Kinder Israels ihr Erbtheil ausgetheilt wird: „Theile das Land in sieben Theile" [3] — „Ihr aber beschreibet das Land der sieben Theile" [4] — „Also gingen die Männer hin und beschrieben das Land nach den Städten in sieben Theile" [5] — „Da warf Josua das Loos über sie zu Silo und theilte das Land unter die Kinder Israels in sieben Theile [6]. So war Spanien in sieben Convente getheilt [7]. Die sieben freien Seeländer am Uptalsboom sind bekannt.

7. Die Länder, in deren Eintheilung die Zahl Sieben vorherrscht.

Diese sind außer Siebenbürgen das freie Friesland, das sich in die sieben Seelande theilte, welche alle Jahre ihre gemeinschaftlichen Landtage zu Upstalsboom bei Ausch in Ostfriesland hielten. Gallien war in sieben Provinzen getheilt, aus denen

---

[1]) Seven places which grant eternal happiness. Cloud messenger p. 38.

[2]) Wolkenstain S. 91.

[3]) Josua XVIII. 5.

[4]) Ebenda VI.

[5]) Ebenda IX.

[6]) Divisitque terram filiis Israel in septem partes. Ebenda X.

[7]) Dividitur in conventus septem: Carthaginiensem, Tarraconensem, Caesar augustanum, Cluniensem, Asturum, Lucensem, Bracarum. Plin. III. 3.

Honorius i. J. 418 eine Versammlung nach Arles ausschrieb [1]). In sieben angelsächsische Königreiche war England getheilt, ehe dieselben im neunten Jahrhunderte vereinigt wurden [2]). Holland war schon im J. 75 n. Chr. in die sieben Länder der Batavier, Caninefaten, Friesen, Caucr, Frisiabonen, Tursier und Marser [3]), wie später in sieben Provinzen getheilt. Die Heptarchie entstand aber nicht erst in England, sondern schon zur Zeit der Griechen versammelten sich sieben griechische Staaten zu Orchomenos [4]) und zu Trözene im Tempel Poseidon's [5]) die Amphyctionen. Emanuel der Paläologe theilte das Reich in sieben Theile [6]). Das altpersische Reich war in sieben Statthalterschaften getheilt, deren jeder ein Vicekönig vorstand [7]), und Turan war wie Iran in sieben Landschaften getheilt, welche Tumene hießen; Masenderan war in sieben Distrikte getheilt, deren einer Sastan hieß. Neustrien ward im J. 885 von Carl dem Dicken in sieben Grafschaften getheilt [8]). Ob Siebenbürgen seinen Namen von sieben Bergen oder sieben Burgen, von sieben Schöppenstühlen oder sieben Königsthronen habe, ist lange gestritten worden; jedenfalls ist es auffallend, daß die Zahl der sieben sächsischen Stühle in Siebenbürgen der Zahl der sieben angelsächsischen Königreiche und die Zahl der spanischer Herrschaft sich entreißenden holländischen Provinzen der ursprünglichen der amerikanischen Provinzen, welche die englische Herrschaft abschüttelten, entspricht. Die römische Statthalterschaft Septimanien hatte eben von sieben Ländern ihren Namen [9]). Ein Siebengebirg besteht nicht nur bei Bonn am Rhein [10]), sondern auch bei Jakutzk in Sibirien [11]). Wie diese Oertlichkeiten ihren Namen von sieben Bergen erhielten, so die friesische Stadt Siebenwald [12]) von sieben um dieselbe ge-

---

1) Bek's Welt- und Völkergeschichte II. 517.

2) Ebenda S. 514.

3) Althamer's Commentar zum Tacitus bei Wurffbain S. 95; ebenda S. 84 die sieben Provinzen des am Meere gelegenen Frieslands.

4) Ritsch I. 234.

5) Ebenda S. 450.

6) Cantacucenus I. 187.

7) Thaberi.

8) Wurffbain S. 87 gibt noch viele andere solcher geographischer Eintheilungen nach der Siebenzahl.

9) Ebenda S. 245.

10) Das Siebengebirg am Rhein. Morgenblatt, October 1828.

11) Billing's Reise S. 40.

12) Im Nimrod III. 56. Seven wilds, sevenwolden.

legenen Wäldern [1]). Ein Siebenthal findet sich nicht nur bei Bern [2]), sondern auch bei Baden. Wir würden hier auch der sieben Churfürstenthümer erwähnen, wenn dieselben nicht bei der dynastischen Sieben der Herrscherformen weiter unten vorkämen. Le sette communi, d. i. die sieben Gemeinden im Vizentinischen, welche Reste einer altdeutschen Colonie, ihre Sprache noch zum Theil erhalten haben, sind den Geographen mehr bekannt, als die sieben Dörfer ostwärts von Brunn, in welchen sich eine beinahe schwäbische Mundart erhalten hat [3]). Sette ponti heißt die Ebene des Tagliacozzo, wo Conradin geschlagen ward [4]). Las siete bellotas heißen sieben starke Felsenpässe in Asturien bei Muros [5]) und in ähnlichen sieben Felsenpässen auf der Straße von Niconium nach Cilicien wurde Kaiser Manuel geschlagen [6]). Nach der Eroberung Afrika's durch Belisarius wurde dasselbe von Justinian in sieben Landschaften getheilt [7]). Zu Olympias war eine Halle, welche des siebenfachen Echo willen Heptaphonos, d. i. die siebenfach Schallende hieß, und in der Stadt Cyzicus ein ähnliches siebenfaches Echo an den sieben Thürmen des thracischen Thores [8]). Die sieben Tische sind ein Spazierort bei Augsburg u. s. w. Das untere Aegypten war in sieben Theile getheilt und hieß daher Heptanomos, und das obere (Said) ist sieben Tagreisen lang.

Wir kommen nun zur zweiten Heptas unserer Stationen, welche ganz im Reiche Amphitrite's und der Najaden fortschreitet, weßhalb wir auch die sieben Meere hieher gezogen haben, wiewohl dieselben des Gegensatzes willen mit den sieben Erden eigentlich nach jenen hätten aufgeführt werden sollen.

8. Die sieben Meere

sind: das schwarze (der Pontos), das weiße (der Archipel), das rothe (der arabische Meerbusen), das blaue (der persische Meerbusen), das gelbe (an der chinesischen Küste), das finstere (das atlantische) und siebentens das allumfassende (el-muhith), d. i. der Ocean. Auch bei den Indern ist die Erde (Mirthlok) in sieben

[1]) Billing's Reise S. 87.

[2]) Wanderung in das Siebenthal im Freimüthigen von 1812, Nr. 22.

[3]) Rohrer, Versuch über die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie.

[4]) Raumer's Geschichte der Hohenstaufen IV. Bd. S. 599.

[5]) Barrow's bible in Spain p. 195.

[6]) Nicetas.

[7]) Royau hist. du bas empire II. p. 89.

[8]) Plinius Lib. XXXVI. Cap. 15.

Dip oder Eilande getheilt, welche von sieben Meeren umgeben werden, nämlich vom Meere der Milch, des Zuckers, des Honigs, des Salzes, des gesalzenen Wassers, des sauren Wassers und der Butter [1]. Die siebenfache Strömung des Euripus von Orubea [2] wird wieder beim Circus vorkommen. Die sieben Meere hießen auch sieben Sümpfe in Etrurien [3] und bei Ravenna [4]. Von der Eintheilung der Erde in verschiedene Regionen haben wir schon oben nach der Haupteintheilung in die sieben Erdgürtel oder Himmelsstriche gesprochen. Es ist ein Irrthum, daß diese auf dem berühmten Becher Dschemschid's vorgestellt worden, wiewohl die sieben Linien des Bechers Dschemschid's bei den Persern als ein Synonym der sieben Klima gelten

9. Die Flüsse, welche mit der Siebenzahl zusammenhängen.

Der Fluß Resus in der Nähe von Troja, dessen Homer erwähnt und welchen Plinius [5] Heptaporus nennt, nahm nach Strabo [6] siebenmal des Tages ab. Die sieben Wasserfälle des Dniepr's, über welche die Russen nach Constantinopel schifften, beschreibt der im Purpur geborne Constantin [7]. Die sieben Ströme, welche der Herr in Aegypten schlägt, um den Kindern Israels den Weg zu bahnen, so, daß sie mit Schuhen durchziehen können [8], ist wohl nicht vom siebenmündigen Nile, sondern von sieben Strömen des Meeres zu verstehen, durch welche die Israeliten trockenen Fußes gingen. Orestes wurde mit Wasser gereinigt, das aus sieben Flüssen zusammengegossen ward [9]. In die Kloaken, welche Agrippa zu Rom erbaute, wurden sieben Flüsse geleitet [10]. Sieben Flüsse wurden vom Heere des Xerxes ausgetrunken [11]. Sieben sind die Ströme, in welche

[1]) Polier I. p. 250.

[2]) Natura Euripi — in Euboea septies die ac nocte reciprocantis. Plin. II. 97.

[3]) Atrianorum paludes quae septem maria appellantur. Plin. III. 16.

[4]) Inter Ravennam Atinumque — septem maria. Ebenda.

[5]) Lib V. Cap. 30.

[6]) Lib. XIII.

[7]) In thematibus.

[8]) Et percuciet eum in septem rivis ita ut transeant per eum calceati. Isaias XI. 15.

[9]) Orestes aqua quae septem fluminibus confundebatur ablutus Alexandri ab Alexandro genialium dierum. Lib. V. Cap. 26.

[10]) Derselbe Lib. III. Cap. 14.

[11]) Derselbe VI. 25.

sich der Fluß Barades bei Damaskus theilt. Die sieben Flüsse oder vielmehr Bäche, welche in die Kloaken des alten Roms geleitet wurden, finden sich auch im neuen, d. i. zu Constantinopel wieder, nämlich: der Cydaris, Lycus, Hydralis, Aretas, Rhebas, Chrysorheas und Scletrinas ¹). Der Bosporos, der ein großer Meeresstrom, welcher Asien von Europa trennt, hat sieben Mündungen, und der Hellespont und die gaditanische Meerenge war sieben Stadien breit ²). Da die Inder überhaupt den Zusammenfluß von zwei Strömen als einen heiligen Platz ansehen, sei es um sich durch Baden in demselben von ihren Sünden zu reinigen, sei es um sich dort dem Tode zu weihen, so ist die Vereinigung von sieben Strömen in Kaschmir beim Dorfe Thed einer der heiligsten Plätze ³).

10. Die siebenmündigen Flüsse.

Der berühmteste derselben ist wohl der Nil, allein es machen noch sechs andere Flüsse auf die Ehre, siebenmündig zu heißen, Anspruch; diese sind: der Ister, die Tiber, der Euphrat, der Padus, Indus und Ganges. Die Stellen, in welchen diese Flüsse ob ihrer sieben Mündungen gepriesen werden, sind bei den Klassikern häufig:

Gurgite septeno rapidus mare summouet amnis ⁴).

Sive qua septemgeminus colorat Aequora Nilus ⁵).

Aut canerem Aegyptum, et Nilum, cum tractus in urbem
Septem captivis debilis ibat aquis ⁶).

Rari quippe boni: numero vix sunt totidem, quot
Thebarum portae, vel divitis ostia Nili ⁷).

Nilus, et erumpens imitatur sidera mundi
Per septem fauces, atque ora fugantia pontum ⁸).

---

¹) Konstantinopolis und der Bosporos I. B.

²) Hellespontus septem stadiis Europam ab Asia dividens. Plin. IV. 11 und V. 32.

³) Junction of seven streams in Cashmir at the willage of T-hed A. Acb. II. 131.

⁴) Lucanus lib. VIII. v. 445.

⁵) Catullus XI.

⁶) Propertius II. 1.

⁷) Juvenalis Sat. XIII.

⁸) Manilius III. v. 273.

Ceu septies surgens, sedatis amnibus altis
Per tacitum Ganges, aut pinqui flumine Nilus
Cum refluit campis [1]).

Ille fluens dives septena per ostia Nilus [2]).

Aut septem projectus in amnes Nilus [3]).

Indus in septem oras dispergitur [4]).

Exinde lenius means per ostia septem.

Diese sind: Heracleoticus, Sebennyticus, Bolbiticus, Phalniticus, Mendesius, Faniticus et Pelusiacus [5]).

Septemgemini caput haud penetrabile Nili [6]).

Per septem Nilus portus emissus in aequor
Exuit insanae pellicis ora bovis [7]).

Non septemgemini memorem quas exitus Histri [8]).

Haud procul hinc ingens Scythici ruit exitus Histri
Fundere non uno tantum quem flumina cornu
Accipimus: septem exit aquis; septem ostia pandit [9]).

Padus — aliquatenus exilis ac macer, mox aliis amnibus adeo augescit atque alitur, ut se per septem ad postremum ostia effundat [10]).

Λουσης επταςομου ουδας ιασας [11]).

11. Die Seen.

Außer den sieben Seen, welche der Fluß Strymon bildet [12]), und den sieben Seen, von welchen die Buddhisten den

[1]) Virgilius. [2]) Ill.
[3]) Valerii Flacci Argon. l. VIII. v. 90.
[4]) Pomponius Mela.
[5]) Ammianus Marcellinus XXII.
[6]) Statius l. III. 5.
[7]) Ovidius Hypermenestra Lynceo.
[8]) Valerii Flacci Argonaut. l. IV. v. 710. [9]) Ebenda v. 185.
[10]) Solinus II. 2. Ein Paar Zeilen vorher ist vom Timavus die Rede, der aus neun Quellen entspringt, aber nur Eine Mündung hat. Timavus novem capitibus exurgens uno ostio emissus.
[11]) Nonnos XIII. v. 55.
[12]) Il fiume Strimone famoso per i sette laghi. Dell' assedio di Scuteri. Barleti bei Sansovino I. 302.

Ursprung der fünf großen Ströme ableiten [1]), sind besonders zwei Seen, der eine in Krain, der Zirknizersee, der andere in Podolien unterhalb des Dorfes Tymna, welche mit der Siebenzahl in Verbindung stehen. Der Zirknizersee bildet sich aus sieben Zuflüssen, drei östlichen und vier westlichen [2]), und der durch den kleinen Fluß Tarnawa gebildete in Podolien erhält sich regelmäßig sieben Jahre lang in der Länge einer Werste und in der Breite von 260 Schritten; nach dieser Zeit verschwindet das Wasser innerhalb eines Monats gänzlich. Sieben Jahre lang wird der ausgetrocknete See mit allen Arten von Getreide bebaut, nach sieben Jahren stellt sich das Wasser wieder ein, und bildet innerhalb eines Monats einen See in der vorigen Ausdehnung [3]).

12. Die Brunnen.

An der Spitze der Brunnen, die in Verbindung mit der Siebenzahl, steht der Brunnen Bersaba, heute Birscheba genannt, welcher zwanzig Miglien südlich von Hebron liegt, wo Abraham mit Abimelek, dem Könige von Gerar, den Bund schloß, und ihm zur Bestätigung desselben sieben junge Lämmer gab [4]). Die sieben in der morgenländischen Geschichte berühmten Brunnen sind: 1) der Brunnen Semsem zu Mekka, der unter den Füßen der Rachel aufquoll, als sie mit ihrem Kinde zu verdursten in Gefahr war; 2) der Brunnen Babels, in welchem Harut und Marut, die Meister aller Magie, bei den Füßen bis an den jüngsten Tag aufgehängt sind; dann die zwei berühmten Brunnen in Hadramaut, der eine 3) Bir Berhud oder Borhud, in welchem Fresnel die Quelle des Styx entdeckt zu haben glaubt; der andere 4) Bir moaathale, vormals ein reich überströmender Brunnen, welcher, nachdem die Bewohner der Gegend sich dem Götzendienste zugewandt und den Propheten Hathala B. Ssifwan erschlagen hatten, vertrocknete, so daß sie alle verdursten mußten [5]); 5) der Brunnen Jusufs, in welchen der ägyptische Joseph von seinen Brüdern versenkt worden war, und mit welchem die persischen Dichter das Kinngrübchen des Geliebten vergleichen; 6) der Brunnen zu Nachscheb in Chorasan, aus welchem der falsche Pro-

[1]) These (seven lakes) aere also placed in the same region and the Budhist doctrine deduces from these the rise of the five great rivers.

[2]) Wurffbain S. 366.

[3]) Leipziger Modezeitung vom J. 1832, Nr. 34.

[4]) Addisson's Reise in Palästina, angezeigt in den Jahrb. der Lit. Bd. LXXXVIII. S. 169. In der Bibel kömmt der Name Bersabee neun und zwanzigmal vor.

[5]) Ueber die Geographie Arabiens in den Jahrb. der Lit. Bd. XCIV. 112.

phet Mokamaa allnächtlich einen Zaubermond aufsteigen ließ, welcher mit seinem Lichte (vermuthlich bengalisches Feuer) die ganze Gegend erleuchtete; 7) der Brunnen in Turan, in welchem Siawesch so lange gefangen gehalten ward. Endlich heißen viele Gegenden in Deutschland zu den sieben Brunnen, wie z. B. zu Baden nächst Wien, auf dem Wege nach Maria-Zell außer Tyrnitz die sieben Brunnen aus sieben Röhren mit sieben Krügen.

13. Die sieben Quellen.

Die sieben Quellen des Paradieses finden sich in Dschami's kleinem Werke, das Gladwin unter dem Titel: Resemblances linear and verbal zu London i. J. 1811 herausgegeben; sie heißen: 1) Selsebil, 2) Sendschebil, 3) Mim, 4) Tesnim, 5) Maain, 6) Kewser, 7) Kjafur. Diese sieben Quellen sind dem Morgenländer eben so bekannt, als dem klassischen Philologen der kastalische Quell, der Quell Hippokrene, der blandusische Quell, Kallirrhoe, Byblis, Daphne und Arethusa, als dem Pilger nach Jerusalem die sieben heiligen Quellen, zu denen er dort wallfahrtet, nämlich: 1) der Quell der Gärten, 2) der Quell der lebenden Wasser, 3) der Quell Siloe, 4) der saphoritische, 5) Sion, 6) Daphne und 7) der des heiligen Paul. Die sieben Wasser, von deren Besuch Cicero dem Atticus Bericht gibt, waren vermuthlich auch sieben Quellen [1].

14. Die sieben Inseln.

Die sieben großen Inseln Sicilien, Sardinien, Cypern, Kreta, Eubea (Negroponte), Corsica und Lesbos (Midilli) kommen schon beim Diodorus Siculus vor, und sind noch näher durch das Epigramm des Komikers Alexius bestimmt:

Των ἑπτά νήσων ἁς δέδειχεν ἡ φύσις
Θνητοις μεγιςας, Σικελια μεν ως λογος
Εςι μεγάλη και δευτέρα Σαρδώ τριτη
Κυρνος τεταρτη δε η Διος Κρητη τροφός.
Ευβοια πεμπτη ςενοφυης. εκτη Κυπρος
Λεσβος δε ταξιν εβδομην λαχουσ' εχει.

Diese sieben großen Inseln sind die erste Heptas der Inseln; die zweite sind die äolischen, welche Diodor von Sicilien ebenfalls nennt: *Στρωγγυλη*, *Ευωνυμος*, *Διδυμη*, *Φοινικωνης*, *Ιερα*, *Ηφαιςυ*, *Λιπαρα*, beim Plinius [2]) Lipara, Tarasia, Strongyle, Didyme, Ericusa, Phoenicusa, Evonimos, die kleinste von

---

[1]) Vixi cum Oxio quin etiam me ad septem aquas duxit. Cicero ad Atticum.

[2]) Lib. III. Cap. 9.

allen, diese werden auch insgemein die liparischen Inseln genannt. Die dritte Heptas ist die der Cycladen, die vierte die der jonischen Inseln, die fünfte die der sieben Prinzeninseln bei Constantinopel, die sechste die der Hämoden im nördlichen Meere [1]), die siebente endlich die der pelasgischen Inseln beim Diodor von Sicilien, unter welchen aber wieder Corsica und Sardinien, die schon unter den großen erschienen sind, vorkommen. Diesen sieben Heptaden europäischer Inseln stehen eben so viele in dem asiatischen und afrikanischen Meere gelegene entgegen, nämlich: 8) die Heptas der kanarischen Inseln; 9) die der indischen, welche bei den Alten εκτανησος hießen; 10) die der sieben Inseln des Zenobius an der arabischen Küste; dieß sind vielleicht 11) die bei Akka i. J. Chr. 1261 durch ein Erdbeben vom Meere verschlungenen Inseln [2]); 12) die Festung Sweaborg ist auf sieben Inseln gebaut [3]); 13) die sieben Brüder heißen sieben bei Madagaskar gelegene Inseln; 14) die Insel des siebenfachen Schlafes (des sept sommeils) heißt eine an der äußersten Spitze von Finistere gelegene [4]), und eine der aleutischen Inseln heißt die der sieben Piks. Wir kommen nun zur dritten topographischen Heptas der Städte und ihrer Bauten, und beginnen zuerst mit dem Collectiv von

15. sieben Städten,

als: die sieben Städte, welche sich um die Geburt Homer's stritten [5]); die sieben Städte der Amphiktyonen; der sieben göttlichen in Indien, dem Mahadeo gewidmeten Städte; die sieben Städte, aus welchen im arabischen Irak die Gemeine von Medain bestand [6]); die sieben Bergstädte in Oberungarn; die sieben Städte auf der Insel Thera Santorin [7]); die sieben Städte, welche den Namen Athen führten [8]); die sieben Städte, welche Agamemnon dem Achilles versprach; die sieben Städte, welche Alexander in Asien baute; die sieben Städte der christlichen Gemeinden in Asien; die sieben Städte der Republik Ve-

---

[1]) Septem Hemodes contra Germaniam vectae in illo sinu quem Codanum diximus. Pomponius Mela III. 3 und Plinius IV. Cap. 16.

[2]) Deguignes hist. IV. p. 138 nach Abulfeda.

[3]) Maltebrun II. p. 516.

[4]) Revue des deux mondes X. quinzième année p. 1195.

[5]) — — Patriam cui Graecia septem
Dum dabat eripuit. Marci Manilii Astronomicon liber II. v. 7.

[6]) Abulfeda II. p. 625.

[7]) Ritsch I. 271.

[8]) Steph. Byz. in Athenae.

nedig (Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Treviso, Bergamo, Cremona); die sieben Städte Oberösterreichs, welche vormals Stimme auf dem Landtage hatten; die sieben Städte des Talismans Nimrod's [1]), deren jede zu einem besonderen magischen Zwecke von sieben Weisen des Hofes Nimrod's erbaut war, nämlich: 1) die Stadt des Wassertalismans, 2) des Beckentalismans, 3) des Trommel- und Spiegeltalismans, 4) des Götzentalismans, 5) des Minarettalismans, 6) des Wassertretertalismans, 7) des Schattentalismans; und endlich die sieben berühmten Städte, welche Horaz [2]) Anderen zu loben überläßt (Rhodos, Mitylene, Ephesus, Korinth, Theben, Delphi und Athen).

16. Städte auf sieben Bergen.

So wie es sieben Flüsse mit sieben Mündungen gibt, so gibt es sieben Städte, welche entweder auf sieben Bergen gelegen oder von sieben Bergen umgeben sind. Die erste derselben die Siebenhügelstadt das alte Rom [3]). Constantin baute das neue Rom wie das alte auf sieben Bergen; auf sieben Bergen war Ceuta [4]) und Antiochien gebaut [5]). Der sieben Berge Jerusalems ist schon oben Erwähnung geschehen, und es bleiben uns also nur die um Mekka gelegenen sieben Berge nach den Quellen arabischer Geographie zu erwähnen übrig; diese sind nach dem Dschihannuma (S. 519): 1) der durch die Wallfahrt geheiligte Berg Arafat, 2) Hara, 3) Nur, 4) Thor (gleichnamig dem Sinai und dem Thorstein an der steiermärkischen Gränze), 5) der Hafteme, 7) der Abukobeis, endlich 7) das alte Ekbatana, das, wenn nicht auf sieben Bergen gelegen, doch von sieben Mauern umfangen war, deren in den Geschichten der Griechen und Römer mehrmal Erwähnung geschieht.

17. Sieben Schlösser.

Die Perser zogen längs des Jaxartes eine Vertheidigungslinie von sieben befestigten Städten oder Schlössern, um sich wider die Einfälle der Nomaden zu sichern [6]); die Awaren be-

[1]) Burhani Kathii S. 481.

[2]) Lib. I. Od. 7.

[3]) — — sparsissem incendia montes
Per septem bello vacuos. Silius Italicus XVII. 228.

[4]) Der Name Ceuta's ist nichts als das verderbte arabische Sebaat, so von den sieben Hügeln, auf denen es erbaut war, genannt.

[5]) Qui sont au nombre de sept, à ce que l'on dit, comme les sept collines de Rome, Pietro de la Valle lettre XII. vol. 3. p. 131.

[6]) Ariani libri septem L. IV. 2.

festigten sich in sieben Ringen (gemauerten oder von Erde aufgeworfenen); die Juden hatten in Arabien sieben feste Schlösser inne (sie hießen die sieben Schlösser von Chaiber: Ketibr, Naaim, Schikk, Kamuß, Nathat, Thih, Selalem) [1]; sieben Schlösser hießen auch die Burgen auf den Bergen des alten Roms [2]; sieben waren die Schlösser des Alten vom Berge; sieben Schlösser an dem Ufer des Rheins auf sieben Hügeln wurden nach sieben Brüdern der Bructerer genannt [3]) und in Meissen trugen sieben Schlösser den Namen von sieben Planeten [4]); sette Castelli sind bei Spalatro gelegen. Hieher gehören auch die sieben Basteien der Festungen Candia und Rhodus. Gehen wir nun zu den Theilen einer Stadt über, so begegnen wir zuerst den Thoren.

18. Sieben Thore.

Sieben Thore hatte die Unterwelt der Alten, durch deren siebentes bloß die Schaaren weiblicher Seelen eingingen [5]). Die berühmte Festung Gwalior in Indien, die Einige für das αορνος Alexanders halten, hat sieben Thore, wie eine der größten Merkwürdigkeiten der Steiermark, die Rieggersburg [6]). Die sieben Thore Antwerpens werden von Wurffbain (S. 238) genannt; die sieben Thore des griechischen Theben sind eben so berühmt als die hundert des ägyptischen, worunter aber, nach der scharfsinnigen Vermuthung eines der neuesten Reisenden in Aegypten, wahrscheinlich die zahlreichen Eingänge der Tempel, welche unter dem Namen der Pylonen bekannt sind, verstanden werden mußten [7]). Durch sieben Thore gelangte man im Palaste des Sultans von Indien zu dem Thronsaale desselben: Pour arriver au lieu où se trouve le monarque, il faut franchir sept portes, dont chacune est plus intérieure que l'autre [8]). Die sieben Thore von

---

[1]) Burhani Kathii S. 841. Dieß sind vermuthlich die Schlösser, deren die Dei gesta p. 1140 erwähnen: Arabia septem munitiones firmissimas habens.

[2]) Septemque arces fumare videntur. Silius Italicus liber X. v. 587. Septem una sibi muro circumdedit arces. Georgicon II. v. 535.

[3]) Freher orig. Palat. l. II. c. 7 bei Wurffbain S. 83.

[4]) Meibomius chron. Brunsvic fol. 366 bei Wurffbain S. 83 u. S. 243.

[5]) Septima femineis reseratur porta catervis Silius Italicus L. XIII. v. 545.

[6]) Die Gallerinn auf der Rieggersburg. Geschichtlicher Roman in drei Bänden, bei Leske in Darmstadt.

[7]) Ampere in der Revue de Monde, Décembre 1847.

[8]) Mesalikol-ebßar in den Notices et extraits de manuscrits de la bibliothèque du Roi XIII. p. 205.

Damaskus wurden nach den sieben Planeten benannt [1]. Außer Damaskus hatten nach den orientalischen Geographen auch Antiochien und Bochara sieben Thore; die ältesten dieser sieben Thore sind wohl die von Theben, welche insgemein ἑπτάπυλος hieß, und deren sieben Thore nach Nonnos [2] eine Nachahmung der sieben Gürtel des Himmels waren und welche auch die Stadt der sieben Bahnen hieß [3]. In diesen Abschnitt der sieben Thore gehören auch die sieben Eingänge, deren Ammianus Marcellinus, und die sieben Ausgänge, deren Livius erwähnt, jene freilich nur im metaphorischen Sinne von juridischen Ausflüchten [4]. Die sieben wirklichen Ausgänge des Hauses Hannibals [5].

19. Sieben Paläste.

Die sieben berühmtesten Paläste der Morgenländer sind: 1) der von Gomdan in Jemen; 2) Sedir und 3) Chawrnak, die zwei berühmtesten Paläste Naaman's, des Königs von Hire, durch den persischen Baumeister Sinemar; dann 4) und 5) die zwei Paläste zu Medain, nämlich der Nuschirwan's (Thak Kesra und Thak Meschkwa); 6) der Palast Schirins (Kaßr Schirin); 7) ein anderer Palast von Chosrew Perwis (Kasrol Losus, d. i. der Palast der Räuber), dessen Ruinen von mehreren neueren Reisenden beschrieben worden sind. Heptastadium hieß der Palast, welchen Kleopatra in sieben Tagen in so großer Schnelligkeit erbaute, daß sieben Stadien Landes damit bedeckt wurden [6]. Dort erhob sich das Serapeum, in welchem die berühmte alexandrinische Bibliothek der Ptolemäer von siebzigtausend Bänden. Die Paläste morgenländischer Herrscher haben in Vorderasien sieben Höfe, in Hinterasien sieben Stockwerke. Sieben Paläste, jeder von einer anderen Farbe und jeder einem der sieben Planeten geweiht, werden in dem romantischen Gedichte Nisami's heft peiger, d. i. die sieben Gebilde oder Schönheiten, beschrieben. Dieß waren die sieben Paläste des ritterlichen Königs Behramghur. Schon in den ältesten Beschreibungen morgenländischer Paläste finden sich

---

[1] Dschihannuma S. 571.

[2] V. 63, XLIV. 19 und XLV. 37.

[3] Αςτιος ἑπταποροιο, ein Seitenstück zum πολος ἑπταπορος, der oben vorgekommen.

[4] Septem vendibiles introitus praeparant. Ammianus Marcellinus XXX.

[5] Septem exitus a domu Hannibalis. Livius lib. X. 219.

[6] Ammianus Marcellinus XXII.

diese sieben Höfe [1]). Zu Agra bestehen sieben Paläste für die Prinzen; der König von Siam setzt einen besonderen Werth darauf, daß sein Palast sieben Stockwerke hoch sei [2]); bei dem siebenten Stockwerke ward der Bau des Thurms zu Babel unterbrochen. Wenn sich die königlichen Paläste in Hinterasien sieben Stockwerke hoch erhoben, hatten sie in Vorderasien sieben Höfe oder sieben unterirdische Gewölbe, wie der Palast des Königs Prusias, welchen Hannibal bewohnte [3]). In den kirgisischen Steppen kommen sieben Paläste vor [4]), rudera septem palatiorum, welche aber nach Ritter eine Tempelruine [5]). Sieben Paläste endlich erwähnt Besson in seiner Beschreibung Jerusalems [6]).

20. Sieben Tempel, Kirchen, Pagoden.

Die ältesten sind die sieben alten Feuertempel zu Balch, Schiras, Ißfahan, Herat, Tebris, Schahirghun und Ormia; die sieben berühmten Pagoden zu Mahabalipuran, welche in indischen Reisebeschreibungen häufig beschrieben werden; dann die sieben christlichen Kirchen in Vorderasien zu Ephesus, Smyrna, Pergamos, Tyatira, Sardis, Laodicea und Philadelphia, welche von Smith und in der jüngsten Zeit von Arundell [7]) besonders beschrieben worden. Diese sieben Kirchen des ersten Christenthums sind keineswegs zu verwechseln mit den sieben Armeniens (Kayargast) [8]). Siebenmal wurde der Tempel der Diana zu Ephesus erneuert [9]). Sieben waren die Stufen hinter dem Hochaltare der Aja Sophia, auf welchen die Bischöfe saßen [10]). Sieben Gemächer hatte der Tempel des Moloch [11]).

---

[1]) κυκλων ἐοντων των συναπτοντων ἑπτα, εν δε τω τελευταιω τα βασιλήια ενεστι και Θησαυροι I 98.

[2]) Transactions of the asiatic society II. 75.

[3]) τὴν οἰκίαν ἔτι πρότερον ἐξόδοις ἑπτὰ καταγείοις συντετρημένην ἐκ τῆς ἑαυτοῦ διαίτης εἶχεν. Plutarch im Flaminius XX.

[4]) Müller in comment. X. 428.

[5]) Die Erdkunde von Asien I. Bd. S. 750: nur die Ruinen eines alten Tempels sind.

[6]) II. Bd. S. 65 — 72.

[7]) A visit to the seven Churches of Asia. London 1828.

[8]) We saw the Kayargast, or seven churches, a pile of most extraordinary aspect, cloven into the very heart of the mountain, and raising its sacred fane amidst ruins and graves at its feet. Ker Porter's travels II. 630.

[9]) Septies restituto templo. Plinius XVI. 40.

[10]) Banduri antiquitates Const. CIV. [11]) Seldenus.

21. Kammern und Säulen.

Sieben Einfriedungen hatte das Labyrinth von Kreta [1]; sieben Kammern hatte bei den Griechen das Brautgemach [2]; sieben Kammern hatten die Pyramiden [3]; sieben Säulen hatte das Haus der Weisheit, welches Salomon baute, und zehnmal so viel, nämlich sieben und siebzig Pfeiler in eilf Reihen, in jeder Reihe sieben, hat der Audienzsaal des Sultans von Birman [4]. Die Dicke der jonischen Säule ist das Siebentel ihrer Höhe [5]. — Durchwandern wir nun die einzelnen Städte, in welchen die Siebenzahl eine größere oder mindere Rolle spielt.

22. Siebensachen in verschiedenen Städten.

An der Spitze derselben steht wieder 1) das alte siebenhügelige [6]) Rom:

Septem urbs alta jugis, toto quae praesidet orbi,

von welchen auch das Fest Septimontium im alten Rom seinen Namen hatte; die Stadt selbst war in zweimal sieben Regionen getheilt [7]. Agrippa leitete sieben Kanäle zusammen und stellte siebenhundert Wasserbecken her, welche Plinius Seen nennt [8]. Das Heptazonium Roms, ein Gebäude mit sieben Stockwerken, scheint eine Nachahmung des Septemzodium gewesen zu seyn, dessen Ammianus Marcellinus erwähnt [9]. Die sieben Paläste des alten Roms sind in Alexanders genialischen Tagen aufgezählt [10]. In dem heutigen Rom sind sieben Hauptkirchen, in welchen der Jubelablaß gewonnen wird, und an denen die Exkommunikationen angeschlagen werden; endlich le sette camerelle (Brunnenstuben). 2) Das neue Rom oder Constantinopel hatte außer den sieben Hügeln, auf denen es stand [11],

---

[1]) Nimrod I. 236.

[2]) Επταμυχος θαλαμος.

[3]) Abdollatif par de Sacy p. 171 — 175.

[4]) Simes Gesandtschaftsbericht S. 362.

[5]) Plinius XXXVI. 23.

[6]) Propertius III. 9.

[7]) Plinius I. III.

[8]) Per meatus corrivati VII amnes — lacus septingentos fecit. Plinius XXXVI. 15.

[9]) Ad Septemzodium celebrem locum, ubi operis ambitiosi Nymphaeum Marcus condidit Imperator. Ammianus Marcellinus XV.

[10]) Septem Romae fuisse regias compertum habemus. Lib. III. cap. 6.

[11]) την επταλοφον και λαμπραν ισοιων ταυτην μεγαλοπολιν. Nicetas Choniates in vita imp. Alexii.

sieben Fora, sieben Thürme, einen Speisesaal im Palaste, welcher Heptakonchos, d. i. der siebenmuschelige hieß, und sieben andere, welche von ihrer halbmondförmigen Gestalt den Namen Sigma führten. Die sieben Thürme der alten Constantinopolis, welche keineswegs mit den sieben Thürmen des heutigen zu verwechseln sind, waren die des Eugenius, Andronicus, Timäos, Herkules, Leanders, der Medea und der Akropolis. Die zweimal sieben Flüsse waren der Cydaris, Barbyses, Hydralis, Lycus, Aretas, Chrysoroas und Scletrinas, Rebas, Bathykolpos, Pharmacius, Leothenius, Cison, Melas und Athyras [1]). Die sieben Thürme waren aber nicht nur im türkischen und christlichen Constantinopel, sondern schon im alten Cyzicus da, wo sieben Thürme ein siebenmaliges Echo gaben, weßhalb der Ort Heptaphonon hieß [2]). Einer der berühmtesten Paläste, welcher im alten Constantinopolis dem Heptapyrgion, d. i. den sieben Thürmen, entgegenstand, war das Hebdomon, welcher heute Tekfur Serai heißt, und seinen Namen daher hatte, weil er auf dem siebenten Hügel der Stadt gelegen [3]); in der Nähe desselben war das Tribunal Hebdomi, d. i. die Stätte, wo die griechischen Kaiser feierlich als solche ausgerufen wurden [4]). Sigma war schon bei den alten Römern der Name eines Speisesaales für sieben Gäste [5]) und Heptaclinion scheint also bloß ein Synonym des Sigma zu seyn. Im Tzewkanisterion, d. i. im Pallaste des Mailllespiels der alten Constantinopolis, waren sieben Gemächer; sieben sind die Strömungen und Gegenströmungen, sieben die Vorgebirge und Buchten Constantinopels, sieben Schlösser in Asien und sieben in Europa; sieben Namen hat endlich die Stadt bis auf den heutigen Tag erhalten, nämlich: Byzanz, das neue Rom, Antonina, Anthusa, Constantinopolis, von den Arabern Konstantinie, von den Türken Istambol genannt. Wenn andere Städte nicht so viele Siebensachen aufzuweisen haben, wie das alte und neue Rom, so fehlt es denselben doch keineswegs an mehreren derselben; so war 3) zu Athen eine Halle, welche Heptachalkos hieß [6]), und 4) zu Tralles ein Ort von dreimal sieben Kreisen [7]). So heißt es 5) zu Wien bei

[1]) Constantinopolis und der Bosporos I. S. 15.

[2]) Turres VII. Ob id heptaphonon appellant quoniam septies eadem vox redditur. Plinius XXXVI. 15.

[3]) Constantinopolis und der Bosporos I. S. 196. [4]) Ebenda S. 202.

[5]) Septem sigma capit. Martialis X. 48.

[6]) Plutarch im Sylla 14.

[7]) Τρις ἑπτακυκλον.

den sieben Brunnen, sieben Schwertern, sieben Buchen, sieben Körben, sieben Säulen, sieben Churfürsten, sieben Schwestern, zu Matzleinsdorf die Siebenbrunnerwiesen. 6) Zu London sind die sieben Sonnenuhren (seven dials). 7) Zu Paris führt die Gasse der sieben Wege (la rue des sept voies) nach dem Pantheon und zu Pisa nach dem Thurme der Gualandi [1]. 8) Zu Karlsruhe laufen sieben Straßen auf den Thurm der Residenz zu. 9) Genua war vormals in sieben Quartiere, das Volk in sieben Compagnien getheilt. 10) Jena hatte vormals, wie Nikolai [2] sagt, siebnerlei Plunder, den man die sieben Wunder nannte:

Ara, Caput, Draco, Mons, Pons, vulpecula Turris,
Weigeliana Domus, septem Miracula Jenae.

11) Derbend ist nach den sieben Stämmen seiner Bewohner in sieben Quartiere getheilt [3]. Lindenberg, der kaiserliche belorbeerte Poet, welcher über die Eigenschaften der Zahlen schrieb, führt die sieben Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt 12) Rostock auf [4], nämlich: sieben Paläste, sieben vom Platze ausgehende Gassen, sieben Thore der Marienkirche, sieben Linden des Rosengartens, sieben Brücken und sieben Thore. Thuan rühmt von 13) Avignon die sieben Pfarren, die sieben Klöster von Mönchen, die sieben Klöster von Nonnen, die sieben Armenhäuser, die sieben Schulen, die sieben Thore und sieben Paläste; eben so Leonhard Wurffbain von seiner Vaterstadt 14) Nürnberg siebenmal sieben Sachen, nämlich: sieben Patricier, sieben Gerichte oder Aemter, sieben Gassen, die zur Sebaldskirche führen, sieben Schulen, sieben zollfreie Märkte, sieben Brücken und sieben Apotheken, deren Namen bei ihm zu finden [5].

23. Bauten, in welchen die Siebenzahl vorherrscht.

Die sieben Pagoden vom Mahabalipuran und die sieben Höfe der Pagode von Cheringham auf Coromandel, deren sieben Ringmauern dem ganzen Heiligthume den Umfang einer Meile geben, und die sieben Quadrathöfe hat [6], finden ihr Ebenbild in dem königlichen Palaste, welcher in dem Theater der Hindus mit seinen sieben Höfen beschrieben wird. „Durch die

[1] La torre dei Gualandi alle sette vie in Pisa.

[2] Reisebeschreibung I. S. 63.

[3] Reineggs I. S. 119.

[4] Als Anhang von Woltenbergs Werk S. 669.

[5] De numero septenario p. 390 — 393.

[6] Bohlen, das alte Indien .II 56.

sieben Höfe," sagt Bohlen [1], „die sieben Planetenhimmel bezeichnet werden, durch welche man zum Allerheiligsten gelangt, weßhalb sowohl der indische als der altpersische Monarch sich mit sieben Ministern, gleichsam sieben Erzengeln umgibt. Dieselbe Idee lag in den siebenfachen Mauern von Ekbatana." Sem-Palat, was auf russisch sieben Ziegelhäuser heißt, ist der Name einer Festung am östlichen Ufer des Irtis [2]. Simon der Makkabäer errichtete sieben Pyramiden zum Andenken der Brüder und Freunde [3]. Heptastadion ist der Damm, der das Eiland des Pharos mit dem festen Lande Aegyptens verband [4]. Sieben Stockwerke hatte der Thurm von Babel [5] und in den römischen Theatern hatte jedes Stockwerk sieben Reihen von Sitzen [6]. Der Thurm von Galandi, in welchem Ugolino mit seinen Söhnen den Hungertod starb, hatte sieben Zugänge [7].

24. Die sieben Weltwunder

sind bekannt, nämlich: die Pyramiden, der Pharos, die Mauern Babylons, der Tempel der Diana zu Ephesus, das Mausoleum der Artemisia, der Sonnenkoloß zu Rhodos und die Statue des olympischen Jupiters [8].

25. Die sieben Joche

waren jedem römischen Bürger gesetzmäßig zugewiesen [9].

26. Gärten oder Baumgruppen.

Sieben Gärten waren dem Propheten vermacht, sieben Platanen waren die berühmte Baumgruppe auf der Wiese zu Bujukdere und vormals sieben Linden vor der Kaserne auf der Mauer, wo am 28. Julius 1810 Clairfait's Andenken gefeiert ward [10].

---

[1]) Ebenda S. 105, und über die Heiligkeit der Siebenzahl überhaupt ebenda S. 245.

[2]) Abulgasi histoire généalogique des Tatars. Leyde 1726. p. 95 in der Note.

[3]) Erstes Buch der Makkabäer XIII. 28.

[4]) Ritsch I. 307.

[5]) Asiatic Researches VIII. p. 260 und Transactions of the R. Asiatic society III. p. 78.

[6]) Ritsch I. 307.

[7]) Sismondi IV. p. 38.

[8]) Philo de septem orbis spectaculis bei Woldenberg S. 672 und Wurffbain S. 70.

[9]) Livius II. 186 und Dies geniales III. 11.

[10]) Wiener Zeitung vom J. 1810.

27. Das Grab.

Wiewohl der Tod ultima linea rerum, so setzen wir hier das Grab dem Circus vor, weil dieser durchaus als Sinnbild des menschlichen Lebens galt und also als bildliche Vorstellung der Wirklichkeit nachtritt. Das Grab des Orestes war sieben Ellen lang [1]). Das Grab des byzantinischen Kaisers Manuel war siebengipfelig [2]). Jedi-Gurgan, d. i. bei den sieben Grabhügeln, heißt der Ort, bei welchem Demudschin (Dschengis-Chan) die sieben wider ihn verbündeten feindlichen Stämme schlug [3]). Die Chaldäer gaben dem Scheiterhaufen bei ihren Begräbnissen siebenfache Flamme, eine Sitte, welche noch spät im byzantinischen Reiche nachgeahmt ward [4]).

28. Rennbahn.

Rennbahn und Wettlauf, die circensischen Spiele, kommen häufig auf Sarkophagen als das Sinnbild des menschlichen Lebens vor; sieben Wagen, welche siebenmal die Bahn durchliefen [5]), stellten die sieben Alter des menschlichen Lebens, die sieben Bahnen der Planeten, die sieben Tage der Woche vor [6]). Auf der römischen Rennbahn standen auf der mittleren Linie, welche Spina hieß, auf einer Seite sieben Eier, auf der anderen sieben Delphine, sieben Pyramiden und sieben Altäre zur Ehre der sieben Planeten. Die Mitte hieß Euripus, weil an der Insel dieses Namens (Negroponte) siebenmalige Bewegung des Meeres, welches siebenmal aufnahm und zunahm, beobachtet ward [7]). Dieser Siebenzahl des Circus geschieht häufig in den Klassikern Erwähnung, so bei Ovidius:

Seu septem spatiis circo meminere coronam.

Beim Ausonius:

Phosphore clamosi spaciosa per aequora circi
Septenas solitus viator obire vias.

Beim Sidonius Apollinaris:

Tu conamine duplicatus ipso
Stringis quatrijugos et arte summa
In gyrum bene septimum reservas.

---

1) Herodot I. 68. 2) ἑπτακόρυμβος λίθος 3) Geschichte der Ilchane I. 29.

4) Incensus est rogus in sphendone Studii non aliter quam Chaldaei illum forma septemplici inflammabant. Nicetas.

5) Septem fuere curricula solennia, nam septeno circuitu currebant aurigae Alexandri genialium dierum l. V. 242.

6) Septem spatiis certamen omne peragitur in similitudinem hebdomadis reciprocae. Cassiodorus.

7) ἐπειδὴ καὶ ἐκεῖνος ἑπτάκις τῆς ἡμέρας ἀντιστρέφει τὴν κίνησιν.

Auch bei den Kirchenvätern, so Lactantius im siebenten Buche von den göttlichen Einrichtungen: Quoniam decursu propositi operis septem spatiis ad metas profecti sumus, und beim Arnobius im siebenten Buche wider die Völker deutet der siebenfache Kreislauf der Rennbahn den siebenfachen des Himmels an: Jupiter spectatum profectus ex coelo est cantherios de velocitate certantes, replicantes gyros septem et quos dissimiles ipsi corporum in volubilitate voluisset [1]. Aulus Gellius gibt im zehnten Hauptstücke des dritten Buches seiner attischen Nächte Auszüge aus den Büchern des Varro, welche ἑβδόματα, d. i. die Siebner heißen, und welche von den Kräften und Tugenden der Siebenzahl handelten, und sagt, indem er von den sieben Weltwundern und dem siebenmaligen Laufe der Rennbahn spricht: septem opera esse in orbe terrarum miranda, et sapientes item veteres septem fuisse. et curricula ludorum Circensium solemnia septem esse, et ad oppugnandas Thebas duces septem delectos. Seneca spricht von der Freude der Wagenführer, wenn ihnen nach dem siebenten Umlaufe die Palme zuwinkte: Agitatorum laetitia quum septimo spatio palma appropinquat [2]. Von diesen sieben Räumen spricht auch das Etymologicon des Isidorus: Septem spatia quadrigae currunt, referentes hoc ad cursum septem stellarum planetarum, quibus mundum regi dicunt, sive ad cursum septem aetatum hominis, quibus peractis vitae terminus consumitur, sive septem dierum hebdomadis imitatione. Da auch die carceres oder ostia, aus welchen die Wagen ausliefen oder die Rennpferde ausgelassen wurden, sieben waren, so stellte sich in den sieben Mündungen [3] oder sieben Eiern, in den sieben Delphinen, in den sieben Pyramiden, in den sieben Altären, in den sieben Wirbeln des Euripus und in dem siebenmaligen Umlauf die Siebenzahl als Anspielung auf die sieben Bahnen der Planeten, die sieben Tage der Woche, die sieben Alter des Menschen, die sieben Farben, die sieben Töne, die sieben Sterne der Plejas und des Heerwagens siebenmal heraus:

Επτάκις δ' εκυκλουν τον Ευριπον οι αγωνιζομενοι δια το επτὰ ζωνας ειναι το μιλιον, και δια τους επτὰ πλανητας.

Cod. Paris. 3502 de Hippodrom.

Sodann:

Plus sic semel itur et secundo
Et sic tertius atque quartus orbis

---

[1]) Pariser Ausgabe vom J. 1580 S. 213.

[2]) Seneca l. IV. 4.

[3]) Ostia quod pro parte ceperit stridentia circus excepto medium quod patet ad stadium. 7. XVIII. Ausonius.

Quando circumire non voles sequentem
Pondus ferre, prior rotabat anem
Quod velocibus imperans quadrigis
Exhaustos ubi reuerit jugales
Jam sexto reditu quo explicato
Jamque et premia flagitante vulgo.

Dasselbe war schon früher bei den Griechen der Fall:

ικ δ' ιχοςροφης τελουντες ικ τον ιβδομον τ' ἐπιδρομον.

Der siebenmalige Wagenlauf der Rennbahn als Sinnbild der sieben Menschenalter und des ganzen Menschenlebens gibt uns den natürlichen Uebergang von der Kategorie des Ortes zu der der Zeit, welche Gegenstand der folgenden zweiten Pforte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. VIII. Freundschaftliche Briefe von Gustav Klemm. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1847. 379 S. 8.

Der uns durch seine, auch in diesen Blättern umfassend gewürdigte allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit rühmlichst bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden Werke eine kurze, klare und interessante Ueberschau seiner bedeutenden literarischen Forschungen und Erkenntnisse.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte; der erste, kürzere und zugleich weniger bedeutende enthält unter der Ueberschrift: „Klagen an eine Freundin" allgemeine Bemerkungen über Zeit und Sitten. Die Art der Behandlung mag aus einem Theile des achten Briefes erkannt werden. — „Keiner ist mit dem Lose zufrieden, das ihm gefallen. Der Soldat will Dichter werden, der Maler Soldat, der Theolog studirt Botanik, der Philolog macht Geschäfte in Eisenbahnactien, die Bahnwärter lesen Romane, kurz die meisten Menschen treiben das, was ihnen fremd ist — und in Folge dessen haben wir so unvollkommene Leistungen und so wenig ganze Menschen. Und das ist allerdings zu beklagen.

„Erlauben Sie mir, werthe Freundin, daß ich Ihnen ein Beispiel aus dem Kreise meiner Erfahrung vor Augen stelle, dergleichen Sie aber in jeder Mittelstadt des Landes, ja sogar auf dem Dorfe selbst finden können. Dr. A. hat Theologie studirt; da er jedoch treffliche Schulkenntnisse, ein munteres, ansprechendes Benehmen und den Trieb sich auszuzeichnen mit auf die Universität brachte, so bedurfte es nur eines Anstoßes, daß er sein theologisches Brotstudium aufgab und sich der Jurisprudenz hingab, zu der ihn des berühmten Professors G. lebenvolle Vorträge vorzugsweise hinzogen. Durch die Vermittelung desselben und

seine vielgeltende Empfehlung kam Dr. A. in das Justizamt zu M. Ein gewisses keckes Auftreten, eine laute Stimme und ein angenehmes Äußere bahnten ihm den Weg in die besten Gesellschaften. Da Dr. A. ein gutes Auskommen hat und noch keine Braut, so war er ein Mann, den mancher Vater, noch mehr aber manche Mutter für Fräulein Tochter sich näher betrachten und deßhalb sich näher ziehen wollte. Dr. A. ließ sich jedoch nicht fangen — ihm fehlt das Gemüth, er ist bloß Verstand. Seine Amtsarbeit betrieb er Anfangs mit löblichem Eifer; da er jedoch bald sah, daß in der Stadt M., welche bekanntlich der Sitz des hohlen Liberalismus ist, die Verdienste eines Justizbeamten nur wenig galten, so schloß er sich einen anderen Weg auf — denn Dr. A. hat nun einmal die Absicht, à tout prix ein großer und berühmter Mann zu werden. Zuvörderst also trat er in sämmtliche gelehrte Vereine, deren eine ziemliche Anzahl in M. wohnten, obschon zwei Stunden von M. kein Mensch eine Ahnung davon hat Er schaffte sich Werke über Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft und Technologie an, und hielt im philosophischen Vereine naturwissenschaftliche, im historischen philosophische, im technologischen historische und im naturwissenschaftlichen technologische Vorträge, welche die verehrten Anwesenden doch noch weniger als er selbst verstanden. Nächstdem hielt er dem großen Publikum Vorträge über die Geschichte der französischen Revolution, und unterhielt wenigstens die verheirateten und ledigen Coquetten, welche die ersten drei Reihen Sitze einnahmen, durch sein hübsches Gesicht, seine flammenden Augen und lebhaften Bewegungen. So brachte er es denn bald dahin, daß man viel von ihm sprach, namentlich seitdem er in mehreren der Lokalblätter Posto gefaßt und sich einen Freund erworben, der ihn mit Scheinangriffen verfolgte, welche Dr. A. durch fulminante Repliken allemal am nächsten Tage widerlegte. Einmal passirte jedoch, daß in der Druckerei das Manuscript verwechselt wurde und man eines schönen Morgens im Phönix die Replik auf einen Artikel gegen Dr. A. las, der erst Nachmittags im Helikon zu lesen war. Dr. A. hat nämlich die Ueberzeugung, daß er eine ungeheure Wirkung durch die augenblickliche Erwiederung auf die Angriffe seiner Gegner hervorbringen müsse. Er ahmt Napoleon nach, er läßt den Feind nicht zur Ruhe kommen, er überstürzt, er rollt ihn auf. Der Phönix wird Morgens 8 Uhr, der Helikon Nachmittags 3 Uhr ausgegeben. Glauben Sie aber, daß das große Publikum dieß merkte? Gott bewahre! — Als nun ein trockener Mensch im „Mondenlicht" anfragte, wie es denn komme, daß man Morgens 8 Uhr eine Frage beantworten könne, welche Nachmittags 3 Uhr desselben Tages erst gethan, erklärte Dr. A., er habe den Angriff

seines Gegners im Manuscript und in der Druckerei des Helikon Morgens 6 Uhr gelesen, und sich sofort in die Druckerei des Phönix begeben und so seine Replik dem Setzer diktirt, bevor der Angriffsartikel gedruckt worden, — wie ja auch Friedrich der Große noch vor der öffentlichen Kriegserklärung Anno 1756 in Sachsen eingefallen sei. Die ganze Stadt staunte und die Redaktion des Helikon war niederträchtig genug, zu erklären, daß dem allerdings also sei.

„Die gute Stadt M. war von A. Ruhmes voll. Das genügte ihm aber noch nicht. Er bedurfte noch einer Krone, der politischen. Es wurde ihm leicht, Mitglied der Gesellschaft zur Abhülfe der Noth der Armen, zur Bewahrung verwahrloster Kinder, zur Besserung der Dienstboten, des Turnvereins und des Mäßigkeitsvereins zu werden; der politische, natürlich liberale Klub nahm ihn mit Freuden unter seine Mitglieder auf, und von nun an warf er sich ganz der Politik in die Arme. Jede, auch die unschuldigste Verordnung der Regierung war fortan Gegenstand seiner Angriffe; strenge und ernste Maßregeln nannte er tyrannischen Druck, der die natürliche Freiheit des Menschen beschränke; in mildem und schonendem Verfahren sah er schmachvolle Unkraft und Schwäche der heimlichen Tyrannei. Den gesetzmäßigen ruhigen Fortschritt, wodurch sich gerade die Regierung eines Landes auszeichnet, bezeichnete er als philisterhafte Leisetreterei. Kurz, aus Dr. A. wurde bald der bitterste, leidenschaftliche Tadler. Zu beklagen ist nur, daß Dr. A. durch seine losen, unvorsichtigen Reden die Jugend, welche sich zu ihm hingezogen fühlt, auf gefährliche Abwege leitet. Zu beklagen ist, daß die Kraft, die ihm unfehlbar inne wohnt, nicht zu ernstem, würdigem Streben benutzt wird, und daß er sein Talent zur Magd einer Eitelkeit anwendet.

„Eitelkeit — hier haben wir, theure Freundin! den Nagel auf den Kopf getroffen. Eitelkeit, das ist die Quelle aller jener Unzufriedenheit, jener Klagen, welche die Welt so unbehaglich machen. Geben Sie dem Dr. A. einen Titel, einen Rang oder auch nur einen recht schönen Orden — sofort schlägt er um, und läßt seine Liberalen im Stich, die keinen Rang zu ertheilen, keinen Orden zu vergeben haben.

Hätte Dr. A. Gemüth und wahre, uneigennützige, reine Freude am Wissen, Freude an der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, an der Besserung und Veredlung seiner Mitbürger, so würde er freilich seine Zeit ernsten Studien widmen und seine Abende in seiner stillen Arbeitsstube verleben müssen. Er könnte dann nicht in den Klubs und Weinstuben mit sonorer Stimme glänzende Reden halten. Gewiß ist freilich, daß ganz M. dann

sehr wenig von ihm sprechen würde; gewiß, daß sein Name dann nicht im Phönix, Helikon und Mondenlicht glänzen würde. Da nun der gute A. durch keine vernünftige Zusprache zu bewegen ist, einen andern Weg zu betreten, da er so ganz in Eitelkeit versunken, so bleibt nun nichts anderes übrig, als ihn und alle die anderen Opfer der Eitelkeit innig zu beklagen, zumal da dieser Dienst der Eitelkeit die armen Befangenen durchaus nicht glücklich macht und befriedigt. A. ist ein sehr unglücklicher Mensch. Er ist unverheiratet — ein unverheirateter Mann von 30 — 40 Jahren ist ein elendes Geschöpf, wenn er Gemüth hat; hat er kein Gemüth, so wird er das Glück außer sich suchen, wo es bekanntlich noch keiner gefunden hat.»

Der zweite Abschnitt enthält kulturhistorische Briefe. Hier bewegt sich der Verfasser auf dem ihm eigenthümlichen Felde mit gewohnter Sicherheit. Die schärfste Erkenntniß und die Resultate langjährigen Quellenstudiums sind auf eine Jedem faßliche und interessante Weise ausgesprochen.

Der Verfasser stellt zuvörderst die rohen Naturprodukte dem menschlichen Geschlechte gegenüber, und erkennt den wesentlichen Unterschied darin, daß die erstern sich immer gleichen, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, wo sie sich immer in merkwürdiger Gleichmäßigkeit fortpflanzen. Die Genziane, die Tanne und die Eiche, wie das Vergißmeinnicht wuchsen vor 3000 Jahren genau eben so, wie sie noch heute wachsen. Auf unsern Triften und Angern blüht das Gänseblümchen heute noch eben so weiß und gelb, wie es Arminius und Karl der Große blühen sahen. Heben wir das bescheidene Blümchen aus seinem mütterlichen Boden und bringen wir dasselbe in unsere Gärten und Gewächshäuser, so verändert es sich und nimmt die mannigfaltigsten Gestaltungen an, wie es auch mit den Nelken, Tulpen, Georginen und andern Blumen der Fall ist. Welche mannigfaltige Arten von Aepfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Weintrauben hat die Gartenkunst nicht hervorgebracht? Eben so ist es mit den Thieren. Die Rehe und Hirsche, Eber und Hasen, Füchse und Bären, die Rebhühner und Auerhähne, welche unsere Altvordern in ihren Wäldern jagten, waren genau dieselben, die wir noch jetzt haben. Die Löwen, Panther, Giraffen, Antilopen und Gazellen, welche auf den Denkmälern der ägyptischen Pharaonen dargestellt sind, zeigen dieselben Formen, dieselben Hautfarben, wie die heutigen; diese Thiere bleiben seit Jahrtausenden dieselben. Zu welcher Mannigfaltigkeit hat dagegen der Mensch die Geschlechter der Tauben, Hühner, Katzen, Hunde, Schafe, Rinder und Pferde erzogen. Sie sind in der That nicht minder mannigfaltig, als die künstlichen Compositionen, welche der Mensch aus den Metallen, Metalloxyden, Erden und Steinen bereitet.

Die Natur dagegen schafft immer in derselben vom Schöpfer vorgeschriebenen Weise, und ihr Zögling das Rothkehlchen wird immer denselben rothen Fleck am Halse tragen, so oft sie es hervorbringt, wie der Königstieger stets dieselben schwarzen Streifen in derselben Ordnung auf seinem gelben Felle zeigen wird. Die Natur wiederholt schaffend immer das bereits Vorhandene, sie ergänzt nur die Lücken in den althergebrachten Reihen, sie bringt keine neuen Formen hervor. Und eben dieses Beharren, dieses stete Wiederholen erleichtert uns das Studium der Natur und die Uebersicht der Produkte, die uns so sehr befriedigt.

Ganz andere Erscheinungen bietet uns die Betrachtung der Menschheit dar. Schon wenn wir einen Blick in die verschiedenen uns nahe stehenden Familien richten, wie mannigfaltig, wie verschiedenartig ist die Einrichtung derselben, trotz der Alles beherrschenden Sitte und Mode. Ein Staar, ein Hänfling baut sein Nest wie der andere; eine Lerche, eine Taube erhebt sich zur selben Stunde vom Lager wie die andere, ein Zeisig singt wie der andere. Beim Menschen spricht sich dagegen schon in Befriedigung der physischen Bedürfnisse eine große Verschiedenartigkeit aus; während ein körnerfressendes Thier vor gefüllten Fleischtöpfen Hungers sterben würde, benützt der Mensch im Nothfalle sogar Dinge zur Stillung seines Hungers, die ihm eigentlich ganz fremdartig sind, wie z. B. die Südamerikaner, Neucaledonier und asiatischen Eskimos Thonerde essen. Ja, der Mensch hat diejenigen Thiere, welche ihm nahe stehen, dahin gebracht, seine Kost zu theilen, wie unsere Hunde Obst, die arabischen Pferde Fleisch essen lernen. Welche Mannigfaltigkeit der Bauart, der Trachten, der Speisen, Getränke, der Formen des geselligen Lebens bietet uns nicht schon jeder Ausflug von wenigen Meilen dar; wie verschiedenartig aber sind nicht erst die Staatsverfassungen, die Religionen, die verschiedenen Völker der Erde, je nach ihrer Lage in Gebirgen, in Ebenen, an der See und an den großen Strömen und Binnengewässern; welch ein Reichthum an Formen, in denen sich ihr Leben bewegt.

Bei der Erforschung der eigenen Geschichte und der der Nachbarvölker mußte der Mensch gar bald auf die Frage verfallen, wo seine Vorfahren denn eigentlich hergekommen, ob sie dem Lande, das er eben besitzt, selbst der Erde entsprossen, oder ob sie aus der Fremde herzugekommen. Wirkliche Urkunden reichen natürlich nicht in diese Zeit der Anfänge nicht hinauf, und so stößt der Forscher allüberall bei dieser Frage auf die Sage.

Die Sage aber ist zweifacher Art. Einmal berichtet sie uns, die Menschen seien aus der Erde entstanden, dann sie seien aus einem fernen Lande herbeigekommen und eingewandert. Die Sage

von der Entstehung der Menschen im Lande finden wir bei den Eskimos, den Sibiriern, den Amerikanern, den Negern, auch bei den alten Germanen. Die andere Sage von der Herkunft aus der Ferne und zwar aus Osten kommt vor bei den alten Aegyptern, den Karthagern, den Griechen, den alten Germanen und Skandinaviern und bei den Azteken.

Bei allen Völkern, welche die Sage von der Herkunft aus Osten besitzen, bemerken wir eine aus verschiedenen Elementen gemischte Bevölkerung. Die große Masse der Nation, das sogenannte gemeine Volk steht geistig und körperlich auf einer niedern Stufe als die Klasse der Herrschenden, die bald als Kriegsadel, wie bei den Germanen, bald als Priesterherrschaft, meist aber als beides zusammen, wie im alten Aegypten und im Aztekenreiche, erscheint. So finden wir in den Inseln der Südsee eine dunkelgefärbte, sehr willenlose Volksmasse, welche durch lichthäutige, körperlich sehr entwickelte, übermüthige und kühne Häuptlinge beherrscht wird. Auf Borneo und Ceylon haben wir ähnliche Erscheinungen. In Aegypten, in Peru und Mexiko waren die Herrscher ebenfalls von weißer Farbe und aus der Fremde hereingekommen, ja wir haben in Europa noch jetzt eine ähnliche Erscheinung, obschon dieser Erdtheil bereits seit Jahrtausenden durch immer erneute Zuströmung edler Schaaren von Osten her erfüllt worden ist. Der gemeine polnische und russische Leibeigene ist von dem Kosaken wie von seinem Edelmann eben so verschieden, wie ein Kalmyke von einem Römer, wenn man beide nach Körperbau, namentlich Kopfbildung und Hautfarbe, so wie nach der geistigen Anlage und Gesinnung näher vergleichen will. Besonders auffallend tritt uns aber dieser Unterschied der Herrschenden und der Beherrschten in den ägyptischen Monumenten entgegen. Betrachten wir nur die ersten Tafeln der historischen Abtheilung des Rosellinischen Prachtwerkes, welche die Porträts der ägyptischen Könige und deren Gemahlinnen enthalten, so werden wir hier die schönsten kaukasischen Gesichtsformen bemerken. welche im grellen Gegensatze zu den Negergesichtern stehen, wie wir z. B. bei den Gefangenen aus Oberäthiopien in den Triumphzügen, bei den Sclaven bemerken, die den heutigen westlichen und südlichen Negern vollkommen gleichen.

Dieser Art sind die Erscheinungen bei den Völkern gemischter Herkunft, welche die Mehrzahl der heutigen Bevölkerung der Erdoberfläche ausmachen. Allein wir finden auch heute noch genug Völkerschaften auf Erden, welche in ursprünglicher Reinheit sich erhalten haben. Der Verfasser nennt in dieser Beziehung die Buschmänner von Südafrika, die Neger von Loanda und Benguela, die Bewohner der Südspitzen von Amerika, die Polarvölker

von Asien und Amerika, die Bewohner der südamerikanischen Urwälder. Diese Völkerschaften finden sich in den abgelegensten Theilen der Erde, an den äußersten Rändern der Continente, selbst in Australien, so wie im Innern der Urwälder. Sie wurden erst in neuer und in neuester Zeit von unseren unermüdlichen Reisenden entdeckt und der genaueren Betrachtung dargeboten. Die Individuen dieser Männer zeigen in körperlicher wie in geistiger Hinsicht eine merkwürdige Uebereinstimmung. Die Verschiedenheiten, die sich finden, sind im Allgemeinen nur kleinlichen Einwirkungen zuzuschreiben, so zwar, daß der Neger, an den Nordpol versetzt, allmälig erbleichen, der Eskimo aber unter dem Aequator bräuner würde. Körperbau, namentlich Kopfbildung, vor Allem aber die Seelenbeschaffenheit sind beiden gemeinsam, so wie denn auch der gesellschaftliche Zustand, die religiösen Ideen und das, was wir Kultur nennen, dieser beiden Volksstämme sich sehr ähnlich ist.

Endlich aber finden wir in den Hochgebirgen von Asien, namentlich im Kaukasus, wohin alle Sagen der Herrschenden als auf einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt hindeuten, Volksstämme, welche der Gegensatz zu jenen niedriger organisirten Menschenarten sind. Ihre schlanken, edlen Figuren, ihre Physiognomien, die denjenigen gleichen, welche die europäische wie die ägyptische und indische Kunst den Göttern gab, vor Allem aber ihre geistige und sittliche Kraft, ihre erhabene Gesinnung — bezeichnen sie als die gebornen Herren der Erde.

Diese Thatsache, welche der Verfasser Jahre lang verfolgte und zu ergänzen strebte, brachte ihn zu der Ansicht, „daß die gesammte Menschheit ursprünglich aus zwei Hauptarten“ bestehe, deren eine er die passive, die andere die active nennt. Dieser Grundgedanke, durch Eigenthümlichkeit und Schärfe der Erkenntniß ausgezeichnet, liegt den kulturhistorischen Untersuchungen des Verfassers zum Grunde und wird von ihm anschaulich durchgeführt.

Die passive Rasse finden wir in allen Erdtheilen unter allen Zonen eben so allgemein verbreitet, wie die grüne Rasendecke. Die active Rasse dagegen ist heimisch in den Hochgebirgen Vorderasiens, von wo aus sie herabstieg in die Ebenen nach jeder Richtung bis Neuseeland und in die Mandschurei, bis nach den canarischen und brittischen Inseln und Island vorgedrungen ist.

Die Geschichte der Menschheit hat nun aber die Aufgabe, nachzuweisen, welche Formen des häuslichen wie des öffentlichen Lebens, welche religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Erscheinungen die gegenseitige Einwirkung passiver und activer Menschenrasse hervorgebracht hat. Sie hat ferner nachzuweisen,

wie sich die Natur dazu verhält, welche Hülfsmittel sie dem Menschen darbietet, welche Hemmnisse sie ihm in den Weg legt.

Um nun aber eine genauere Einsicht in den Gang der Geschichte zu erlangen, ist zuvörderst eine nähere Kenntniß der Natur, namentlich der atmosphärischen Kräfte und ihrer Erscheinungsformen, dann der Naturkörper im Ganzen, wie der Gebirge, der Gewässer, dann auch im Einzelnen nach den drei Reichen nothwendig; denn eine nähere Kenntniß des Schauplatzes ist zum Verständniß der Ereignisse vorzugsweise nothwendig.

Um die Betrachtung des Menschen vorzunehmen macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß es nothwendig sei, wenn wir die verschiedenen Abarten der beiden Menschenrassen nicht allein nach ihrer Kopfbildung, sondern zunächst nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, dann aber vorzugsweise nach ihren Seelenzuständen, geistigen Kräften und Anlagen näher betrachten, um endlich die Stelle auszumitteln, welche sie in der Stufenfolge der Kulturzustände einnehmen.

Suchen wir die niedrigsten Stufen menschlicher Kultur auf, und verfolgen wir die Entwicklung der verschiedenen Zustände des Familienlebens, die Anfänge des Staates, den Beginn der religiösen Ideen, der Kunst — so finden wir doch nirgend jenen geträumten Uebergang in die Thierheit, den einige Philosophen des vorigen Jahrhunderts nachzuweisen strebten. Wir finden den Menschen überall im Besitze des Feuers, der Sprache, der Waffen, des Schmuckes, selbst da, wo er, wie in den südafrikanischen Steinwüsten, allen Besitz fliehend, gleich den Raubthieren umherirrt.

Im Gegensatze zu der Stabilität der Naturprodukte begegnet uns auf dem Gebiete der Menschheit und ihrer Entfaltung ein steter Wechsel, eine stete Veränderung; dieser findet im Leben einzelner Personen wie ganzer Völker Statt. Wohl niemals macht ein Mensch genau denselben Lebenslauf wie der andere, namentlich aber wiederholt sich niemals das Detail der Geschichte der einen Nation in der einer andern. Wohl aber können wir die Geschichte der verschiedenartigen Völker mit den Erscheinungen der verschiedenen Perioden der Geschichte der Erdoberfläche vergleichen, wenn wir annehmen, daß es in der Jetztwelt eine Urzeit gab, wo die neugeschaffenen Menschengeschlechter je nach den beiden Hauptrassen getrennt von einander und unberührt dastanden, so war dieß gewissermaßen die Zeit, wo die Erde als glatte, von der Atmosphäre umhüllte Kugel, von dem innern Erdfeuer noch nicht durchbrochen im Weltraume schwebte. Der Durchbruch des Bodens, die Bildung der Berggipfel und die Sammlung der Gewässer in große Bassins würde den ersten Zügen activer Horden

in die Ebenen vergleichbar seyn. Der Durchbruch der Bassinwässer und die Bildung der Stromgebiete würde den erneuerten, erfolgreichen Zügen der activen Stämme entsprechen, so wie die Zeit der Riesenfarren, dann der kolossalen Thiere den Zeiten der Entstehung cyklopischer und pyramidaler Bauten zur Seite gestellt werden könnte.

Aus der näheren Beleuchtung der passiven Menschenrasse ergeben sich folgende Resultate. Wir finden dieselben unter allen Zonen heimisch auf der ganzen Erde, so weit sie überhaupt Pflanzen und Thieren zur Heimat dient, in der Polarzone des Nordens wie unter dem Aequator, an den sterilen Küsten Feuerlands und Californiens wie in den üppigen Urwäldern von Amerika und Borneo.

Die körperliche Beschaffenheit der passiven Menschenrasse zeigt im Allgemeinen etwa folgende Merkmale. Die Körper ihrer Mitglieder überschreiten selten die Mittelgröße, ja sie sind sogar unter derselben, wo klimatische Einflüsse ihrer Entwicklung entgegentreten. So fand Lichtenstedt die Buschmänner sehr klein und verkümmert, so erscheinen einige Neger auf den ägyptischen Denkmälern mit sehr dürftig ausgestatteter Muskulatur und erinnern an die Neuholländer; so sind die Polarnomaden, die Samojeden, Lappen und Eskimos sehr klein und unansehnlich. Bei den meisten rein passiven Völkern finden wir einen kurzen Hals und schmale Schultern. Die Kalmyken wie die Neger haben gekrümmte Schienbeine, ja die letztern zeigen so vorstehende Fersen, daß ein neuerer englischer Schriftsteller sie sehr treffend mit einem Borstbesen verglichen hat. Bemerkenswerth ist es, daß die Füße der passiven Stämme nicht die hohe Spanne zeigen, wie die der activen, sondern daß sie meist platt sind, wie etwa die der Gänse.

Vorzüglich auffallend aber ist bei allen passiven Stämmen die Bildung des Schädels, die auf den niedern Stufen, z. B. bei den Australiern, einigen Negern, den Formen der Schlangen und Tiger nahe kommen. Auch unter den von Morton (Crania americana) mitgetheilten Schädeln kommt diese Form vor, die auch bei den Kalmyken nicht selten ist. Die Stirn erscheint dann schmal und niedrig, die Backenknochen treten stark hervor, die Augen sind meist schief gestellt, wie bei den Mongolen und einigen Südamerikanern, oder liegen klein und tief im Kopfe wie bei den Negern. Der Mund ist groß und die Zähne vortrefflich, das Kinn aber ist klein und tritt sehr zurück. Die Nase der passiven Rasse ist meist kurz, wie wir besonders an den Eskimos in Nordasien, bei den Negern, vor Allen aber bei den Buschmännern bemerken, von denen Lichtenstein erzählt, daß sie sich einen Bissen am Munde abschneiden können, ohne ihre Nase irgend

einer Gefahr auszusetzen. Der Verfasser erinnert an die kleinen Stumpfnasen der Kalmyken, Mongolen, Tungusen und aller jener Nationen Sibiriens, die der passiven Rasse angehören. Eine merkwürdige Ausnahme machen jene kolossalen Nasen, die wir auf den altamerikanischen Denkmälern antreffen, die in den Werken von Alexander von Humboldt, du Pair, Morton und Kingsborough abgebildet sind. Auch viele, ja die meisten noch vorhandenen nordamerikanischen Jägerstämme der Gegenwart zeigen jene Adlernasen in den übrigens sehr passiven Gesichtern.

Das Haar der passiven Stämme ist in der Regel schwarz, schlicht, stark und grob, dem Pferdehaare ähnlich. Die Neger machen eine Ausnahme davon, sie tragen anstatt des Haares eine kurze, krause, grobe Wolle auf dem Schädel. Der Bart ist im Allgemeinen bei allen passiven Stämmen sehr schwach, so daß schon frühere Reisende die Annahme verbreiten konnten, er fehle den Amerikanern und Mongolen gänzlich.

Die Haut der passiven Menschen ist, selbst in der Polarzone, stets farbig. Bei den Eskimos, Grönländern, Lappen, Samojeden, Tschuktschen und Mongolen ist die Hautfarbe theils aschfarb, theils gelblich; die Hautfarbe der amerikanischen Stämme wechselt vom zartesten Rothbraun in allen Nüancen zu Gelb bis in's tiefe Schwarzbraun der Caraiben. Man hat die amerikanischen Indianer mit Bronzestatuen verglichen. Die Hautfarbe der beherrschten Klasse auf den Inseln der Südsee ist dunkelbraun, die der Neger theils von der Farbe eines mit Wasserblei angestrichenen Ofens, theils dunkelkastanienbraun. Die Lippen haben einen mehr in's Violette übergehenden Ton, und es sieht seltsam aus, wenn ein Neger den Mund öffnet und das Elfenbeinweiß der Zähne und die Rosenfarbe des Zahnfleisches und der Zunge sichtbar wird. Man hat bemerkt, daß Neger, Amerikaner und Kalmyken niemals erröthen.

Die Sinneswerkzeuge, wie Gesicht, Gehör und Geruch, sind in außerordentlicher Stärke vorhanden, minder entwickelt erscheinen Geschmack und Gefühl. Man weiß, daß Neger wie Amerikaner mit außerordentlicher Gleichgültigkeit körperliche Schmerzen ertragen, ohne daß gerade eine besondere moralische Kraft ihnen dabei zu Hülfe gekommen wäre. Was den Geschmack anbetrifft, so geben die verfaulten Fische, die überpikanten Seehundsgerichte, die Kawatränke, die Pfeffertöpfe und alle jene Gerichte der Neger, Eskimos, Botokuden, Arowaken u. a. passiver Stämme ein genügendes Zeugniß von der geringen Entwicklung dieses Sinnes ab.

Die passive Rasse ist mit den niedern Organen der Seele vortrefflich ausgerüstet. Das Gedächtniß, sofern es namentlich

durch äußerliche Erscheinungen unterstützt wird, ist bei allen diesen Stämmen bewunderungswürdig. Es ist dem Europäer unbegreiflich, mit welcher Sicherheit z. B. ein Botokude oder Kamakan sich durch das Pflanzenchaos der Urwälder, oder ein Kalmyke und Nordamerikaner durch die öde, baumlose Wüste der Steppen und Prairien findet. Aber weder der Botokude noch der Kalmyke weiß, wie viele Sommer oder Winter er durchlebt hat, und er ist nicht im Stande, eine Zahl zu merken, welche die seiner Finger überschreitet. Merkwürdige Ereignisse merken diese Völker nur dann, wenn irgend ein äußerlicher, sichtbarer Gegenstand, ein Stein, ein Felsen, ein Baum ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommt; aber die Zeit, die für sie ohnehin weder Werth noch Bedeutung hat, wissen sie nicht zu bezeichnen. „Es ist schon lange her," das ist ihre ganze Zeitbestimmung.

In Dingen, welche sich auf Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse beziehen, entwickelt die passive Rasse einen außerordentlichen Scharfsinn, der sich am glänzendsten bei Jagd und Fischfang bewährt. Ein umgebogenes Blatt, ein geknickter Grashalm, ein gewendeter Stein, ein entfallenes Haar, eine Feder leiten den wilden Jäger mit größter Sicherheit durch Wälder, Felsen, Flüsse, Wüsten auf die Spur des Wildes; ein Ton, ein noch so tiefes Geräusch lassen ihn die Richtung erkennen, der er folgen muß, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Botokude wie der Eskimo, der Assiniboin wie der Kalmyke ist als Jäger der scharfsichtigste, ausdauerndste und schlaueste Mensch. Während dieser Beschäftigung sind alle seine Sinne, alle seine Seelenkräfte auf einen Punkt koncentrirt. Er erblickt sein Wild, und in demselben Augenblick ist sein Bogen gespannt und der Pfeil fliegt, ohne das Ziel jemals zu fehlen.

Sind die Geschäfte vorüber, ist sein Bedürfniß, seine Leidenschaft befriedigt, dann schläft er mit Leib und Seele, und er ist dann so that- und gedankenlos, wie sein abgespannter Bogen, wie sein am Boden liegender Pfeil. Er verbringt dann die für ihn werthlose Zeit in einem dumpfen Hinbrüten, welches er für seine größte Seligkeit hält, denn er lebt nur in der Gegenwart. Ein nordamerikanischer Indianer sagte zu einem Engländer, der sich lange bei seinem Stamme aufgehalten: „Ach, mein Bruder, du wirst nie, wie wir, das Glück kennen lernen, nichts zu denken und nichts zu thun; dieß ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach unserem Tode seyn." — Und so denken alle passiven Völker, der Neger wie der Kalmyke, der Eskimo wie der Lappe, der Buschmann wie der Kalifornier.

Diese Trägheit und Indolenz offenbart sich namentlich, wenn

der wißbegierige Europäer diese Leute nach ihren Erlebnissen, ihren Sitten, ihren Ansichten fragt, oder sich nach ihrer Sprache erkundigt. Wenn es irgend die Fragestellung gestattet, so antworten sie zu Allem: „Ja, so ist es.“ Auf einen Einwurf erwiedern sie: „Es könnte auch so seyn.“ Im Nothfalle suchen sie auch durch offenbare Lügen sich von dem lästigen Frager loszumachen.

Indessen bemerken wir auch hier, wie in der körperlichen Beschaffenheit, gewisse Abstufungen unter den passiven Nationen, deren Grund vornehmlich in dem Klima zu suchen scheint. So sind z. B. die Grönländer und Eskimos bei weitem geistig regsamer, als die Bewohner der Urwälder von Amerika oder die Neger. Das rauhe Klima zwingt den Polarmenschen, für solidere Nahrung, für warme Kleidung und Wohnung, und um sich diese zu verschaffen, für tüchtigere Werkzeuge zu sorgen. Der mehr als die Hälfte des Jahres andauernde Winter, der nie ausbleibt, wie die Erfahrung lehrt, nöthigt den Polarmenschen, sich Vorräthe von Nahrungsmitteln, von Kleiderstoffen zu sammeln. Der Botokude findet zu jeder Zeit in seinem Urwalde ein Obdach gegen Regen und jagdbare Thiere; er bedarf nichts als einer Axt, die er aus einem Steine herstellt, und eines Bogens mit den nöthigen Pfeilen. Der Grönländer muß sich eine Winterhütte bauen, ehe der Frost eintritt, er muß Felle und Fleisch anschaffen, ehe die Seeküste einfriert. So ist er genöthigt, an die Zukunft zu denken, was der Bewohner der Tropenländer nicht nöthig hat und daher auch nicht thut. Der Feuerländer und der Kalifornier, dessen Vaterland zu den rauhesten Strichen der Erde gehört, wird doch niemals so gänzlich durch das Klima von aller Vegetation, von allen Thieren abgeschnitten, wie der Eskimo. Er setzt daher seine abgehärtete Haut dem Unwetter entgegen und trotzt dem Mangel, für den er sich, wenn er Gelegenheit hat, durch gränzenlose Unmäßigkeit entschädigt. Der Eskimo arbeitet nicht allein seine Kleider und Geräthe, Waffen und Hütten weit besser als die tropischen Wilden, sondern auch seine häusliche Einrichtung zeugt von Nachdenken und sorgfältiger Benützung der Erfahrung. Dieses erweckte Nachdenken hat demnächst zur Folge eine freundlichere Gestaltung der geselligen Verhältnisse, dann aber auch die Einwirkung zu religiösen Ideen, die Ausbildung religiöser Sagen, die wir vergebens bei Botokuden, Feuerländern, Kaliforniern und Buschmännern suchen. Daher kommt es, daß alle Polarvölker bei weitem mehr geistig erweckt sind, als die der Tropenländer, deren entnervende Hitze selbst auf den Europäer einen verderblichen Einfluß ausübt.

Die gemüthlichen Eigenschaften der passiven Rasse sind nach

den verschiedenen Kulturstufen, auf denen sie stehen, auch mehr oder minder entwickelt. Die Buschmänner kennen nicht einmal die Anhänglichkeit der Gatten. Sie schweifen einzeln wie das Wild in ihren Wüsten umher und die Mutter behält ihr Kind nicht länger als die Hirschkuh ihr Junges. Sobald der junge Buschmann sich Pfeil und Bogen selbst fertigen kann, wird er ganz selbstständig. Er sucht sich dann eine Frau, die aber keineswegs an ihn gebunden ist, oder die ihm wohl auch ein Stärkerer wegnehmen kann. Aehnliche Verhältnisse finden wir bei den Pescheräh und Kaliforniern. Festere eheliche Bande kommen bei den Negern, den Karaiben u. a. amerikanischen Völkerschaften, den Polarstämmen und bei den Kalmyken vor, obschon auch hier die Frau überall das erste Lastthier, die unterjochte Magd des Mannes ist. Ihr ist alle Arbeit aufgebürdet, die sich auf Bereitung der Nahrung, der Kleidung, der Wohnstätte bezieht. Der Mann fertigt die Jagdwaffen und erlegt das Wild, alle übrige Arbeit ist Sache der Weiber. Die Stellung der Frauen aber in der Familie bezeichnet am deutlichsten den Standpunkt eines Volksstammes.

Die Gefühle der Liebe, der Freundschaft, der Ehre und der Schande, der Dankbarkeit, des Mitleids sind bei den passiven Völkern um so weniger entwickelt, je tiefer sie stehen. Amerikaner und Kalmyken erröthen nicht, wenn sie auf einer Lüge oder einer schmachvollen Handlung ertappt werden. Dagegen finden wir bei den Eskimos und Grönländern ein lebendigeres Ehrgefühl, das bei den nördlichen Amerikanern sogar als Ehrgeiz auftritt.

Eine merkwürdige Erscheinung bei den passiven Völkern ist eine eigenthümliche Muthlosigkeit, welche plötzlich eintritt, wenn sie von irgend einem ihnen fremdartigen Gegenstande erschreckt werden. Kriegerischer Muth geht den passiven Stämmen, wo sie rein und unvermischt leben, gänzlich ab. Die Lappländer wie die Samojeden und Grönländer sind eben so feig wie die Neger. Als im letzten Kriege zwei englische Briggs vor Hammerfest in Norwegen erschienen, wurden einige Lappen zur Bedienung einer Kanone angestellt. Der erste Schuß, der abgefeuert wurde, versetzte sie in einen panischen Schrecken, beim zweiten verließen sie sogleich ihren Posten, und als der dritte erklang waren sie schon alle davon gelaufen. Die Negergefechte gleichen einer förmlichen Harlekinade, obschon diese Krieger, wenn sie durch die Uebermacht oder andere Zufälle siegen, die gräßlichsten Grausamkeiten begehen. Die höhere Kultur der Nordamerikaner spricht sich auch in der Tapferkeit aus, mit der sie dem Feinde entgegentreten und seine Angriffe aushalten.

Der geistige Grundzug aller passiven Völker ist eine gränzenlose Trägheit, ein standhaftes Streben nach Ruhe, das nur

zuweilen durch das Erwachen der Leidenschaft auf kurze Zeit unterbrochen wird, worauf eine Abspannung, geistiger wie leiblicher Schlaf allgewaltig auf's Neue eintritt. Die Leidenschaft regt den Scharfsinn, das Gedächtniß, die Willenskraft, den Muth auf kurze Zeit an. Diese Kräfte ruhen aber noch ungegliedert und bewußtlos in der Seele dieser Menschen.

Die passiven Völker aber besitzen dennoch alle Eigenschaften, welche den Menschen vor den Thieren auszeichnen; sie haben außer der menschlichen Gestalt allesammt eine artikulirte Sprache; sie haben eine Kleidung, oder wo das Klima dieselbe entbehrlich macht, doch wenigstens das Bestreben, durch Schmuck ihre Gestalt zu verschönern; sie erzeugen und benützen das Feuer, was keines der Thiere vermag; sie fertigen sich, wo Flüsse oder Seen ihren Lauf hemmen, Fahrzeuge, die wir schon bei den Australiern und Pescheräh, und zwar aus zusammengehefteten Rinden bemerken; sie fertigen Waffen, Werkzeuge und Gefäße; sie bestatten endlich ihre Todten, wie sie denn auch allesammt eine Ahnung überirdischer höherer Wesen besitzen, was gleichermaßen den Menschen von dem Thiere unterscheidet.

Die weiteren Untersuchungen betreffen die Waffen, das Familienleben, den Ackerbau, die Regierungsverfassung, die Religion, die Kunstverhältnisse der passiven Rasse.

Was die Zustände der aktiven Rasse betrifft, so stellen sie sich vorzugsweise in den Bewohnern der kaukasischen Gebirge und der arabischen Wüste dar. Tscherkessen und Beduinen bilden Stämme, die seit Jahrtausenden, allerdings begünstigt von ihrer klimatischen Lage, in merkwürdiger Reinheit sich erhalten haben. Es fanden allerdings fortwährend Auswanderungen von beiden Ländern Statt, allein nie eine größere Einwanderung.

Vergleichen wir nun diese aktiven Rassen mit den passiven, so bemerken wir an ihnen einen schlanken Körperbau mit kräftig entwickelter Muskulatur, breiter, gewölbter Brust, aus welcher auf schlankem Halse ein schön gebildeter Kopf hervorragt. Die Stirn ist hoch, der Schädel rund, das Vorderhaupt hervortretend, ja man hat den ganzen Schädelbau mit der gewölbten Kuppel eines Domes verglichen. Die Augen sind groß, bei den Männern mehr rund, die Grundfarben entweder blau oder schwarz, oder vielmehr, wie Buffon bemerkt, orangefarb, das bis in das höchste Dunkelbraun übergeht. Die Nase ist entweder adlerschnabelartig, oder gerade in gleicher Linie mit der Stirne fortlaufend, das Kinn tritt kräftiger hervor, als bei der passiven Rasse, die Wangenknochen sind weniger vortretend als bei dieser. Das Haar ist weich und seidenartig, namentlich bei den Frauen, und oft zart geringelt, die Farbe desselben vom tiefsten Schwarz durch

alle Nüancen des Kastanien- und Rothbraunen bis in die Farbe des Goldes und des gereiften Kornes. Der Bart ist kräftiger als bei den passiven Volksstämmen. Die Sinnenwerkzeuge sind im Naturzustande und bei fortgesetzter Uebung nicht minder vortrefflich, als bei den passiven Völkern, doch scheinen Geruch, Geschmack und Gefühl noch bildsamer zu seyn. Nächstdem unterscheiden sich die aktiven Völker von den passiven dadurch, daß unter ihren Individuen eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit in körperlicher wie in geistiger Bildung herrscht, und daß sie weit mehr Anlage zu selbstständiger und eigenthümlicher Entwicklung zeigen, während die passiven jene Einförmigkeit haben, welche wir an den wolletragenden Thierheerden bemerken. So beherbergt der Kaukasus z. B. eine Menge Völker, welche troß ihrer Uebereinstimmung in Tracht, Sitte und Lebensweise die auffallendsten Unterschiede in körperlicher Bildung und Sprache an sich tragen. Die Ossetinen sind blond und blauäugig, während die Tscherkessen braune oder schwarze Augen und dunkles Haar haben. Auch unter den Kurden begegnen wir derselben Erscheinung, nicht minder unter den Kaschmirern, welches große, breitschulterige, kräftige, listige, zu Streit und Hader aufgelegte Menschen sind, mit weißer Haut und Gesichtsfarbe. Das Gesicht ist länglich, mit Judenzügen und dunkelbraunem oder schwarzem Haar und Bart. Das weibliche Geschlecht von Kaschmir zeichnet sich durch blendend weiße Haut und reizende Formen aus. Die Kafirmänner zeigen regelmäßige, griechische Züge, blaue Augen und schöne Gesichtsfarbe.

Wenden wir uns zu den geistigen Eigenschaften der aktiven Rasse, so tritt uns der Unterschied von der passiven erst recht auffallend vor die Augen. Namentlich finden wir an der Stelle der gränzenlosen Indolenz, des steten Strebens nach Ruhe eine nimmer rastende Regsamkeit, eine höhere geistige Lebenskraft, die fortwährend sich geltend zu machen sucht; eine kräftige Willenskraft, die so leicht keinem Hindernisse weicht, ein Streben die Erscheinungen zu erforschen, zu ordnen, zu gestalten, ein Streben in die Ferne, in's Weite. Dieß tritt in dem einzelnen Individuum wie an ganzen Stämmen und Völkern der aktiven Rasse hervor. Wenn die Geschichte der passiven Völker, der Neger, der Eskimos, der nördlichen Amerikaner dem ruhigen Spiegel eines Binnensees gleicht, so ist die der aktiven Völker, der Kaukasier, Perser, Griechen und Römer, namentlich aber die der germanischen Stämme dem gewaltigen Strome zu vergleichen, der gewaltsam aus den Gebirgen hervorbricht und die niederen Höhenzüge durchbrechend, der nimmerrastenden See zustrebt.

Bewegung, Fortschritt, in geistiger Beziehung wie in körperlicher, das charakterisirt die aktiven Individuen und Nationen.

Die Drusen des Libanon, die Kaukasier, die Kurden, die Afghanen, die Kafirs, die Kaschmirer, die Maratten und die Bewohner des Ghats in Vorderindien scheinen die ächten Nachkommen der ursprünglichen aktiven Rasse zu seyn, die sich dann von ihrer alten Heimat über die ganze Erde verbreitet hat und somit ihrer Bestimmung nachkommt, die passive Rasse ihrem Traumleben zu entreißen und im Vereine mit ihr eine höhere Kultur hervorzurufen.

Treten wir indessen den Erscheinungen näher, welche die aktive Rasse darbietet, wo sie sich rein und unvermischt findet, so zeigt sie eine nicht minder große Vollkommenheit der Sinne als die passive. Der Beduine gibt dem Bewohner der amerikanischen Prairien und der sibirischen Steppen nichts nach in der Schärfe des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs. Der Beduine bemerkt die leisesten Spuren der Fußtritte der Karawanen, wenn sie auch schon vor mehreren Tagen die vom Winde bewegte Sandwüste durchzogen, ja erkennt an der Beschaffenheit derselben, ob die Reisenden Einheimische oder Fremde waren, ob die Lastthiere leicht oder schwer beladen gewesen. Der Tscherkesse entwickelt denselben Scharfsinn in seinen Gebirgen, wie der Nordamerikaner, er wittert auf weite Strecken die Anwesenheit der Feinde.

Was aber Geschmack und Gefühl betrifft, so ist die aktive Rasse jedenfalls feiner organisirt als die passive. Amerikaner, Neger und Mongolen schlingen unglaubliche Massen verdorbener oder ekelhaft zubereiteter Thier- und Pflanzenstoffe in sich hinein, während der Tscherkesse und Araber sein schmackhaft und reinlich zubereitetes Mahl zu bestimmten Zeiten mäßig genießt. Die Buschmänner und Polarvölker starren vor Schmutz, der Amerikaner bedeckt seine Haut mit dicken Erdfarben, der Neger salbt sich mit Talg und Fett, während der Tscherkesse jeden Stoff, der seine Haut verunreinigt, sorgfältig entfernt, woran den Beduinen nur die Seltenheit des Wassers verhindert.

Die Kleidung der aktiven Völker ist dem Klima angemessen, aber selbst in der Glut der arabischen Wüste finden wir sie nicht in der Nacktheit der Amerikaner oder Australier und Kalifornier. Ihnen fehlt nicht das Gefühl der Scham, das bei der passiven Rasse nur dem weiblichen Geschlechte eigen ist — so wie sie auch noch ein lebhaftes Ehrgefühl entwickeln. Die Kleidung der aktiven Völker ist zweckmäßig und sauber. Der eigentliche Schmuck dagegen, womit wir alle passiven Völker und namentlich die Männer überladen sehen, ist fast ausschließlich den Frauen überlassen. Der Schmuck des Mannes besteht in seinen Waffen.

Wir finden allerdings die active Rasse in den Wüsten als)irten, ohne feste Sitze; allein, wo sie in den Gebirgen und ruchtbaren Niederungen leben, haben sie feste, meist steinerne Bohnungen, denen es niemals an einer gewissen Zierlichkeit und ̶einlichkeit fehlt. Hier leben sie von Ackerbau, Obstzucht und alten nebendem Heerden von Milch und Eier liefernden Thieren, enen sie eine besondere Pflege widmen. Die Jagd wird nur bei= iufig und mehr zur Uebung und Ergötzlichkeit, als des sichern Gewerbes wegen betrieben. Bei der passiven Rasse besorgt der Mensch allein die Jagd, die aktiven Stämme aber richten sich iezu Hunde, den Leoparden und einige Falkenarten ab. Sie ringen auch ihre Erfahrungen in ein gewisses System und betrei= en die Jagd mit klarem Bewußtseyn.

Die passiven Völker begnügen sich mit dem, was die Natur eiwillig darbietet, ihre Werkzeuge fertigen sie aus Stein, Kno=)en, Zähnen, Muscheln und Holz, und es ist nicht wahrschein= ch, daß die passiven Nationen aus eigener Kraft die Bearbeitung er Metalle gelernt haben. Wir finden allerdings die wilden frikaner im Besitze der Metalle; allein Afrika ist dasjenige Land, as gerade am längsten dem Einflusse der aktiven Rasse offen ge= anden hat. Die Neger namentlich haben seit uralter, wohl 000 Jahre vor Christi Geburt hinaufreichender Zeit die Kennt= iß von Gold und Eisen; allein wer Erzeugnisse negerischer Schmie= ekunst aus eigener Anschauung kennt, muß bekennen, daß sie ie ersten Anfänge der Kunst nicht überschritten haben. Wie vol= ndet sind dagegen nicht die Metallarbeiten der alten Azteken, er Aegypter, Perser, ja selbst der Kaukasier, namentlich ihre ettenpanzer und damascirten Klingen. Vor Allem aber ist be= erkenswerth die Kunst, aus zwei gemischten Metallen ein drit= s, die Bronze, zu bereiten, die wir überall im Gefolge der ak= ven Rasse in allen Erdtheilen, in allen Zonen antreffen.

So sind denn auch die Gespinnste, Gewebe, Flechtwerke nd Stickereien der Kaukasier bei weitem vollkommener, zusam= engesetzter und dauerhafter, als die Produkte dieser Art, die ir bei rein passiven Völkern antreffen, ja die Sage bezeichnet eradezu die aktiven Stämme als die Erfinder und ersten Lehrer er Webekunst.

Recht deutlich tritt uns der strebsame Geist der aktiven Völ= r entgegen, wenn wir sie in ihrem Verhältnisse zur See be= achten. Wir finden allerdings schon bei den passiven Küsten= ölkern, den Pescheräh, Kaliforniern und Negern, die Anfänge er Schiffbaukunde, womit sie Flüsse, Binnengewässer und die Seeküste befahren, wenn sie der Reichthum an Fischen und andern Seethieren dazu reizt. Wir kennen aus Beschreibung und Modellen

die aus Baumrinde gefertigten Kähne der Peschckräh und Nordamerikaner, die aus Häuten gearbeiteten Omajake und Kajake der Grönländer, so wie die aus ganzen Baumstämmen ausgehöhlten Kanots der Neger und Amerikaner; allein kein passives Volk denkt an das Jenseits, zu welchem die See wohl dasselbe leiten könnte. Die Neger betrachten die See als etwas Grauenhaftes und Fürchterliches. Die aktiven Stämme aber werden, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt sind, so wenig durch die öde See aufgehalten, als Urgebirge oder Sandsteppen ihren Lauf zu hemmen im Stande sind.

Unter den Erscheinungen des Familienlebens haben wir zunächst als das am meisten Charakteristische die Stellung der Frauen zu betrachten, die ganz von der verschieden ist, welche sie bei den passiven Nationen einnehmen. Die Frauen der Beduinen wie der Tscherkessen sind die Freundinnen und Gefährtinnen ihrer Männer, die stets mit Achtung und Schonung behandelt werden. Ja, sie sind es, aus deren Händen der Tapfere, der Ausgezeichnete seinen Lohn empfängt. Ihr Beifall spornt die Männer zu erhabenen Thaten.

Das öffentliche Leben der aktiven Völker gleicht in seinen Formen dem der rein passiven, sofern auch sie noch rein und ungemischt dastehen. Jeder ist dem Andern gleich, Keiner hat mehr Recht als der Andere; wie denn auch in Bezug auf geistigen wie irdischen Besitz noch eine merkwürdige Gleichheit herrscht. Bei Berathungen, welche das allgemeine Wohl betreffen, gilt die Meinung desjenigen, welcher sich durch Triftigkeit empfiehlt, und da es gemeiniglich die Erfahrensten sind, die Aeltesten, bei denen sie sich findet, so wird in zweifelhaften Fällen auch ihr Rath am meisten berücksichtigt. Bei Streitigkeiten über Besitz, Beleidigung an Ehre und dergleichen entscheiden entweder die Gemeindeglieder selbst, oder man beauftragt einen durch Gerechtigkeitsliebe und Scharfsinn ausgezeichneten Mann, wie bei den Beduinen den Scheich, mit Schlichtung der etwa vorkommenden streitigen Fälle. Dieser bestimmt auch die Anwendung der durch Herkommen eingeführten Bußen, jedoch wird sich keiner seinem Ausspruche unterwerfen, der nicht von der Gerechtigkeit seines Urtheils überzeugt ist. In eben derselben Weise ist denn auch die Stellung des Häuptlings, der bei den Tscherkessen der Bevölkerung eines Thales, einer Gemeinde, bei den Beduinen einer Horde vorsteht. Er hat die erste Stimme, die Leitung der Angelegenheiten, wie etwa die gewählten Präsidenten in unsern Kammern. Diese Würde ist in der Regel erblich. Wir finden also hier dieselben Gesellschaftsformen, wie bei der passiven Rasse, weil es eben die naturgemäßen sind, die sich auch während des Friedens ungestört erhalten.

Wird der Friedensstand in der Familie gestört, so ist der Hausvater bemüht, denselben wieder herzustellen. Beleidigt ein Mitglied eines Stammes das eines anderen, so nehmen die beiderseitigen Stämme Partei, und wir bemerken zwei den aktiven Stämmen ganz besonders eigene Erscheinungen, die Blutrache und das Ordale, wenn jene Beleidigung mit einem Morde endigt. Die Familie des Ermordeten schreit nach Rache und Wiedervergeltung. Da nun das Leben eines Menschen durch keine Buße zu ersetzen ist, so tritt der Fall ein, daß der Mörder sein Leben ebenfalls verlieren muß. Darauf dringt die Familie des Ermordeten. Sind nun die Familien übrigens befreundet, oder erweiset es sich, daß der Mord mehr einem unglücklichen Zufall als einer wirklichen böswilligen Absicht zugeschrieben werden kann, so kommen wohl die Familien überein, den Mord durch eine Summe an Vieh, Getreide oder andern werthvollen Gegenständen zu verbüßen, dadurch aber den Frieden wieder herzustellen. Gehören beide betheiligte Familien einem und demselben Stamme an, so ist die Herstellung des Friedens minder schwierig, da alle Mitglieder des Stammes dabei betheiligt sind; schwieriger schon ist es, wenn die Stämme einander fern oder wenn sie gar in feindseligem Verhältnisse stehen. Dann hat ein Mord wohl gar den Untergang eines Stammes zur Folge, da Mord auf Mord folgen wird.

Ist es nun den Schiedsrichtern unmöglich, einem Manne zu beweisen, daß er ein ihm angeschuldigtes Verbrechen begangen, oder ist es ihm unmöglich, durch Beweise die Anklage von sich abzuwälzen, so finden wir, daß bei allen aktiven Nationen die Richter das Ordale anwenden, d. h. sie legen die Entscheidung in Gottes Hand, indem sie den Angeschuldigten in eine Lage versetzen, deren Gefahr nur übermenschliche Hülfe abzuwenden im Stande ist. Sie lassen ihn durch's Feuer springen, lassen ihn glühendes Eisen berühren. Bleibt seine Haut unversehrt, so ist seine Unschuld erwiesen; sie werfen ihn in's Wasser und halten ihn für unschuldig, wenn er darin schwimmt, oder auch sie stellen ihn einem Bewaffneten gegenüber, dessen Besiegung seine Unschuld an den Tag legt. Der Verfasser hat nachgewiesen, daß dieses Ordale sich wohl auch bei den passiven Völkern, namentlich bei den Negern findet, möchte aber meinen, daß es doch nur von den aktiven Stämmen zu diesen gelangt sei, da das Vorhandenseyn des Ordale eine geistigere Religion voraussetzt, als wir übrigens bei passiven Nationen finden.

Unter diejenigen Erscheinungen, durch welche die aktive Rasse sich vor der passiven auszeichnet, gehört auch die, daß erstere sich zu einem gewissen Nationalbewußtseyn zu erheben im Stande ist.

Die Eingebornen von Nordamerika z. B. sind in eine Unzahl kleiner Völkerschaften zersplittert, die dem gemeinsamen Feinde gegenüber doch nie zu einer Einheit geworden sind. Dasselbe ist es mit den Negern. Wie anders erscheinen dagegen die Völker des Kaukasus der russischen Macht gegenüber, oder die Beduinen, von denen die Reisenden versichern, daß alle Beduinen sich wie ein Volk von Brüdern betrachten, und daß die Schmach, welche einem von ihnen angethan wird, von allen gleich stark empfunden werde. Vor allem aber zeichnen die aktiven Völker sich durch ihre religiösen Begriffe aus.

Die Religion der Tscherkessen, vorzüglich aber die der Beduinen, zeigt von einer Freiheit des Geistes, wie wir sie nur auf den höheren Stufen der Civilisation wiederfinden. Der Tscherkesse wie der Beduine hat durch keine der herrschenden Religionen der ihn umgebenden Nationen sich die Freiheit seiner religiösen Ansichten beschränken lassen. Namentlich ist der Beduine ein entschiedener Gegner aller leeren Ceremonien. Er glaubt an einen Gott, der die Welt erschaffen und mit liebevoller Weisheit die Geschicke der Völker lenkt; fühlt er sich in der Stimmung, sich an ihn zu wenden, so eilt er in die Wüste und überläßt sich hier den Gefühlen der bewundernden oder dankbaren Anbetung. Er vertraut auf Gott in Gefahren, er hofft auf seine Hülfe, er dankt ihm für das Glück, das er ihm und den Seinigen gewährt; allein nur äußere Uebermacht kann ihn bestimmen, durch Ceremonien, Fasten und leere Gebetformeln, die zu bestimmter Zeit hergesagt werden müssen, sich in seinem Thun und Treiben beschränken zu lassen. Den glänzendsten Beweis für diese Gesinnung liefert die Geschichte der Wechabiten. Die Beduinen, welche denselben angehörten, waren nur durch die Gewalt der Waffen dieser fanatischen Sekte unterworfen worden; sobald das Haupt derselben gefallen war, kehrten sie zu ihrer alten Freiheit zurück.

Aehnliches bemerken wir im Kaukasus, wo die islamitischen Priester nur als Lehrer der Jugend in der Kenntniß der Schrift erscheinen, keineswegs als Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen. Wir finden allerdings im Kaukasus außer der Verehrung eines einigen Gottes, Allvaters, den Glauben an andere elementare Geister; allein einen eigentlichen, an gewisse Tage und Orte gebundenen Kultus treffen wir nicht an, denn die alten Kirchenruinen und Kreuze sind nur die durch das Alterthum geheiligten Versammlungsörter der Richter, an denen Erinnerungen haften, die der Nation werth und theuer sind.

Die wichtigsten Untersuchungen am Schlusse des Bandes sind die über die Vermengung der passiven Rasse mit der aktiven.

Wo einzelne aktive Gesellschaften unter passive Völkerstämme

treten, zeigen sich Erscheinungen, dergleichen uns auch in der Chemie, in der sichtbaren Natur begegnen. Ein vor der Luft wohl verwahrter Körper, eine in dichtverschlossener Flasche aufbewahrte Flüssigkeit hält sich jahrelang unverändert; sobald aber die atmosphärische Luft hinzutritt oder ein fremder Stoff hinzugethan wird, tritt die Gährung ein. So ist es auch mit den passiven Stämmen, die Jahrhunderte, ja wie die Neger Jahrtausende lang in ihren ursprünglichen Zuständen verharren, diese bis zu einem gewissen Grade ausbilden und entwickeln, aber doch nicht auf jene Kulturstufen gelangen, welche aktive Stämme schon früh einnehmen.

Treten nun einzelne aktive Mitglieder in die Massen der passiven Stämme ein, so beginnt eine Gährung in den sämmtlichen Verhältnissen; es beginnt eine gewisse Gliederung, eine Zersetzung der Masse, eine Umgestaltung und Bildung auf ruhigem, allmähligem Wege. Die Inkas lehrten durch Wort, mehr aber noch durch Beispiel. Die passiven Menschen fühlen sich eben so zu den aktiven hingezogen, wie das Heerdenthier, Hund, Schwein, Hühner, Rennthier u. s. w., zum Menschen überhaupt. Zunächst ist es die Neugierde, die den passiven Wilden erfaßt, ein Wesen zu sehen, das ihm wohl in der Gestalt ähnlich, allein in der Bildung des Gesichts, in der Farbe der Haare und Haut verschieden von ihm ist. Darauf folgt Bewunderung der geistigen Eigenschaften, der Kenntnisse, des Muthes, der ruhigen Besonnenheit, so wie der eigenthümlichen Werkzeuge, welche die Mitglieder der aktiven Rasse immer mit sich führen. Die Sonnenkinder führten eine goldene Ruthe, womit die Sage jedenfalls den ihnen eigenthümlichen Gebrauch der Metalle andeuten will. Die Spanier, die nach Amerika kamen, imponirten durch ihr Feuergewehr, ihre Pferde und ihre großen Schiffe; gleiche Wirkung hatte die Erscheinung der Europäer überall, wo sie unter die passiven Stämme traten.

Vor Allem aber ist es die moralische Kraft, die Energie, die Ausdauer in Fortsetzung begonnener Werke, welche den aktiven Menschen, da wo sie unter passive Stämme treten, ein so großes Uebergewicht über dieselben gibt; wie es denn ja immer die moralische Kraft ist, welche im Verkehr der aktiven Völker unter einander sich geltend macht.

Betrachten wir den Neger, den Waldindier, den passiven Kalmyken, so finden wir allerdings einen kräftigen, gewandten Körper, ein vortreffliches Gedächtniß, überhaupt eine Seele, die wohl einer augenblicklichen Kraftanstrengung fähig ist — allein diese Seele steht ganz unter der Herrschaft der Sinne. Der Neger wird seinen Bruder, seine Schwester verkaufen, wenn ihm ein Sklavenhändler eine Flasche Arrak zu einer Zeit anbietet, wo er

lange dieses berauschende Getränk hat entbehren müssen. Die Liebe zu seinen Geschwistern erlischt vor der aufflammenden Begierde nach der Seligkeit des Rausches, eben so wie der Hunger ihn antreibt, die Wonne der Ruhe und des Nichtsthuns aufzugeben und einen Jagd- oder Fischzug zu unternehmen. Dem rein passiven Menschen geht Ruhe über Alles, er ist Knecht der vis inertiae — Denken ist ihm eine Plage.

Die Seelen der aktiven Rasse sind anders organisirt. Die Vorsehung hat sie, um ihre Zwecke zu fördern, mit andern geistigen Gliedmaßen ausgestattet. Sie pflanzte den Trieb der Thätigkeit, des Schaffens, des Forschens in ihre Seele; sie unterstützte diese Seele durch einen kräftiger ausgebildeten, feiner organisirten Körper, der mehr Ausdauer für geistige Anstrengung hat. Uramerikaner und Neger ermüden, wenn sie viel gefragt werden. Die aktiven Stämme fragen stets nach der Ursache eines Ereignisses, einer Thatsache, und suchen bis zu den letzten Gründen einer Erscheinung, bis zu den Anfängen eines Faktums vorzudringen.

Wenn aktive Individuen unter passive Stämme treten, so bleiben letztere bei der äußern Erscheinung stehen; sie begnügen sich, die Gestalt, Hautfarbe, Geräthe und Kleider der Ankömmlinge zu besehen, zu befühlen und zu beriechen. Die aktiven Ankömmlinge gehen tiefer, sie forschen nach den Sitten, den gesellschaftlichen Formen, den Ansichten der Vorgefundenen; sie erfassen den Zustand des Landes und lernen dasselbe gar bald bei weitem genauer kennen, als die daselbst eingebornen Bewohner. In ihrem Geiste ordnet sich alsbald Alles zu einem klaren Bilde.

Sind nun solche aktive Ankömmlinge durch Schiffbruch, durch den Verlust ihrer Reisemittel genöthigt, bei den passiven Stämmen für immer zu bleiben, so müssen sie vor Allem darauf denken, sich unter denselben Freunde und Bundesgenossen zu schaffen. Sie beginnen zu lehren, nachdem sie die vorgefundenen Zustände gründlich durchschaut haben. Sind die Eingebornen noch auf den niedern Stufen des Jäger- oder Fischerlebens, so unterrichten sie dieselben in der Kunst, den Samen der Pflanzen zu sammeln, denselben in die Erde zu streuen und die emporgesproßte und gereifte Frucht zu ärnten und zu benützen. Sie lehren ferner festere Hütten zu bauen — mit einem Worte, sie binden ihre Schüler zuvörderst an den mütterlichen Erdboden. So lehrte Mungokapak die Peruaner den Bau der Hütten und des Getreides. Haben nun die Einwanderer die befähigteren Eingebornen auf solche Art um sich versammelt, haben sie das Vertrauen und die Zuneigung derselben sich gewonnen, sehen namentlich Andere, daß die Landsleute und Stammgenossen durch den Verkehr und

durch Befolgung der Anordnung der Ankömmlinge zu behaglicherem Leben, zu größerem Wohlstande gelangt sind, so wird sich die Anzahl derer mehren, welche sich den Fremden anschließen. Die Anpflanzungen breiten sich weiter aus, die Wohnstätten mehren sich und diejenigen, welche der neuen Pflanzstätte sich nicht anschließen wollen, entfernen sich, um in andern Landstrichen das ungebundene Jägerleben fortsetzen zu können. Hier aber wird ihnen, da sie den Wechsel des Wildes, den Zug der Fische nicht so genau kennen, bei weitem mehr Mühe erwachsen, als es in der Heimat der Fall war, und wenn sie von Hunger und Mangel aller Art nach beschwerlicher Fahrt in die verlassene Pflanzstätte zurückkehren, wird ihnen der Wohlstand, den sie hier finden, das behagliche Leben der Pflanzer um so freundlicher entgegenblicken, je größer die Noth gewesen, die sie vorher erduldet haben. Sie haben die Erfahrung eines verlornen und wieder heimkehrenden Sohnes gemacht, und sie werden von nun an nur desto eifrigere, folgsamere Mitglieder der Gemeinde.

Die aktiven Ankömmlinge werden aus Gästen bald zu Wirthen, zu Häuptern der um sie geschaarten Familien. Sie lehren außer dem Ackerbau Spinnen und Weben, sie verbreiten die Kenntniß der Metalle und lehren sie aufsuchen, schmelzen und zur Anfertigung von Werkzeugen benützen; vor Allem aber wirken sie durch ihr Beispiel, sie legen selbst Hand an's Werk, wenn die Arbeiter ermüden, zeigen ihnen mancherlei förderende Handgriffe und Vortheile. Die Belehrten wenden sich in Verlegenheiten stets an sie, bei denen sie immer Rath und Hülfe finden. Sie werden der Mittelpunkt des Ganzen.

Als die Inka unter die Peruaner traten, kannte jeder nur seine Mutter, was einen gesellschaftlichen Zustand andeutet, wie wir denselben nur noch bei den südafrikanischen Buschmännern gefunden haben. Die Inka, Mann und Frau, gaben das Beispiel der Ehe.

Art. IX. Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1848. 348 S. kl. 8.

Die kurze Vorrede erklärt die Tendenz des Verfassers bei Herausgabe seines achtbaren Werkes. Es sollen Erinnerungen geboten werden an des Verfassers letzten Aufenthalt in Rom, den Freunden ein Lebenszeichen. Das Buch selbst enthält Schilderungen von Erlebnissen der Gegenwart und Urtheile über Kunst und Künstler.

Der erste Abschnitt: Leben, Kunst und Natur, beschäftigt

sich nach einer Schilderung der Eigenthümlichkeiten Papst Pius IX. mit Darstellungen von Lebens= und Kunstansichten. Unter letzteren machen sich besonders die richtigen und eigenthümlichen Bemerkungen über Koch und Riepenhausen bemerkbar, von welchen der erstere immer noch nicht gehörig gewürdigt erscheint. Der Verfasser sagt in einem der an Cornelius gerichteten Briefe, nachdem er scharfsinnig die Gegensätze zwischen diesem Meister und Overbeck berührt: „Es zwingt mich unwillkürlich, meinem Wanderpfade vorzugreifen und bei einigen anderen Erscheinungen der deutschen Künstlerwelt betrachtend zu verweilen, die aus jener Zeit großer Anregungen bedeutsam nachhallend und mitwirkend in die Gegenwart herüberragen. Und hier tritt mir zunächst der feurige Schöpfergeist des Tirolers Koch entgegen, der damals, als Sie zur Verherrlichung Münchens berufen wurden, in der Villa Massimi, wo auch Veit, Schnorr, Führich, Overbeck, jeder in seiner Art ihre jugendliche Schöpferkraft versucht, an Ihrer Stelle die Gedanken des gewaltigen Dante in einer Weise zur Erscheinung gebracht, die an Macht und Kühnheit wahrlich ihres großen Vorbildes nicht unwürdig ist; Joseph Koch, der, er mochte nun die ewig wirkende und sich erneuernde Natur mit ihren Wassern, ihren Felsmassen und Baumgruppen, oder die menschliche Gestalt oder (wie in seinem Makbeth, seinem Apoll unter den Hirten, seinem Opfer Noahs — diesem reichgegliederten Symbol der wiederversöhnten Natur) beide vereint erfassen, überall sich als schwungvollen Dichtergeist bekundet. Erst kürzlich bewunderte ich in einer Reihe bedeutender Skizzen (zu Dante, Aeschylos, Homer, Ossian und zu dem unerschöpflichen Quellborn des alten Testaments) die Mannigfaltigkeit der Erfindung und die geniale Auffassung dieses für Natur= und Geschichtsmalerei in seltenem Bunde begabten Mannes. Ein ebenfalls bei dem Historienmaler Wittwer, dem Schwiegersohne Koch's, befindliches Oelbild, welches Guido von Montefeltre, den pharisäisch=ränkevollen Rathgeber Bonifacius VIII., auf der Bahre darstellt, wo der Teufel den zur Rettung heranschwebenden Engeln und dem heiligen Franciskus die Seele des Verräthers als sein rechtlich zukommendes Theil entreißt, und ein anderes, der Raub des Ganymed.“

Koch's letztes nicht beendetes Werk, das der kunstvertraute Kestner besitzt, erregte dem Verfasser ein schmerzliches Bedauern, daß solch einem Geiste nicht beschieden war, auch in der Ausführung sich mehr und mehr in höherer Vollendung zu bethätigen. Aus all seinen Werken spricht ein ungewöhnliches dramatisches Talent. Während andere Landschaftsmaler sich meist in bloßen Seelenstimmungen gefallen, zum großen Theil das Geschaute nur mechanisch ohne selbstschöpferische Zuthat wiedergeben, sehen wir

ihn überall darauf bedacht, in seine Darstellungen Gedanken zu legen und die ganze Umgebung im Großen wie im Kleinen mit diesen in Einklang zu bringen. Es drängte ihn unaufhörlich, auf diesem Wege sich selbst zu ergänzen und die Fülle inneren Lebens darzulegen, die er in historischen Bildern vielleicht nicht so auszusprechen vermocht. Eine in frühe Zeit zurückgreifende und durch die Umstände genährte Abneigung gegen die Farbe und gegen plastische Durchbildung der Form steigerte in ihm das Bemühen, sich mehr auf symbolische Weise zu genügen, und ließ ihn bei mannigfachen Eigenthümlichkeiten, auf die er eigensinnig bestand, der Menge großentheils unverständlich bleiben. So kam es, daß dieser Reichbegabte von Wenigen nur in seiner ganzen Bedeutung erkannt und häufig verletzt in seinem gerechten Selbstgefühle, im fortwährenden Kampfe gegen Noth und Entbehrungen, zuletzt mit seiner Zeit gänzlich zerfallen, seinen unverwüstlichen Humor nur noch als zersetzendes Element auch gegen ihre bessern Strebungen anspielen ließ. Wollte doch sein Unstern, daß selbst die Unterstützung, die im Herbst 1838 ihm durch seinen Kaiser zu einer sorgenfreieren Lebensstellung geboten wurde, dem gebückten — nicht gebeugten Greise nur wenige Monate zu gute kam. Wie wenig aber auch die äußeren Umstände ihn begünstigten, so hat die ergreifende Gewalt seines Genius gleichwohl auf seine Zeit und die nachfolgende Entwicklung deutscher Kunst, vornehmlich in der Landschaftsmalerei, entschieden eingewirkt; und in Bevölkerung der stumm sich offenbarenden Natur mit den lebendigen Ideen stehen er und Reichart als vorragende Heroen unter den Neueren da.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt Koch in der Kunstliteratur ein durch seine mit der schärfsten Lauge und bitteren Sarkasmus gewürzte Rumfortische Suppe, von welcher er selbst in der acht Jahre vor seinem Tode („Rom im Mai 1831") geschriebenen Vorrede sagt: „Dieses kleine Werklein ist eine ungeschmeichelte und unlakirte Chronik der erbärmlichsten Erbärmlichkeit, zu Papier gebracht von einer nicht mit Praxis begabten Feder, aber zum Zeitvertreib oder auch zum Zeitverderb für gebildete Stände und zur Warnung für Künstler, welche sich über gemeines Handwerk, den Bettelstab der Kunst, oder über den Schofel, die Lakaienschaft, niederträchtige Schmarotzerei und Kopfnicker erheben möchten, anstatt das süßliche, zärtliche, zart äugelnde, gemüthlich ästhetische Gewimmer aus dem tiefsten Herzenskämmerchen der modernen Welt hervorkitzeln, oder krampfhafte, von der untersten Zehe gewaltsam heraufgehaspelte und von der obersten Höhe heruntergeschmetterte, hochschwülstige Trompetenstöße oder ästhetische Rülpse zur Beförderung eleganter, literarisch und kunstge-

bildeter Geselligkeit harmonisch zu kratzen und in das moderne Leben zu lispeln.»

Ueber Riepenhausen äußert sich der Verfasser: „Eine innige Genugthuung, ein Befriedetseyn, wie es die Werke der Alten uns zu gewähren pflegen, erfüllt mich stets von Neuem bei den Schöpfungen des still beredten Johann Riepenhausen, dieses mit ewigem und edelstem Schönheitssinne ausgestatteten Meisters. Wer, der irgend sich mit Kunst und Kunststudium beschäftigt, hat nicht wenigstens gehört oder gelesen von Riepenhausens Wiederherstellung der verlorenen Gemälde Polygnots nach der Beschreibung des Pausanias, die Goethe bei ihrem ersten Erscheinen schon so freudig anerkannte, bevor noch die letzte Vollendung des aus der innersten Auffassung und reifstem Durchdringen des Griechenthums hervorgegangenen Bildwerks auch die Nachbarvölker zur Bewunderung zwang? — Aber Riepenhausens anregendes Wirken greift viel weiter zurück. Fühlte doch durch die mit Abbildungen begleitete Geschichte der Kunstentwicklung unter den Florentinern der damals noch als Jüngling in seiner Vaterstadt weilende Overbeck sich zuerst auf seine später mit so ausschließender Konsequenz verfolgte Bahn hingewiesen, und mußte doch Riepenhausen selbst, der mit seinem Hindeuten auf die Leistungen der älteren Florentiner nur der akademisch-deklamatorischen Richtung Davids und seiner Schule einen Damm entgegenstellen wollte, den damals sehr anrüchigen Vorwurf des Nazarenerthums über sich ergehen lassen. Wie wenig es ihm aber jemals in den Sinn gekommen, die Kunst irgend einem andern Bestreben dienstbar zu machen, als dem aus ihr selbst hervorgehenden, davon zeugen die eigenen Schöpfungen dieses ächt künstlerischen Genius, in welchem Kraft und Zartheit, Humor und Pathos in richtiger Mischung überall das Angemessene zu Tage fördern. Unter seinen spätern Arbeiten schließt sich an das aus der Vertrautheit mit dem Griechengeiste hervorgegangene Werk wohl am innigsten die Darstellung Amors als Genius des Gesanges. Inmitten einer blühenden Landschaft sehen wir den jugendlichen Gott mit der Lyra unter einem Lorbeerbaume, umgeben von verschiedenen Zuhörern. Ein Kind zu seinen Füßen spielt harmlos mit seinem Täubchen; ein Mädchen ruht beglückt im Schooße ihres geliebten Schäfers; in den sinnenden Zügen einer andern spricht sich deutlich das Erwachen des ersten Keimes zärtlicher Neigung aus, indeß ihre Gefährtin noch mit unbefangenem Selbstvergnügen der süßen Töne sich erfreut; der Dichter erfaßt den Griffel, um die begeisternden Gesänge aufzuzeichnen; ein Pädagog sucht seine neugierig herandrängenden Zöglinge zurückzuhalten, während er doch selbst begierig lauscht. Auf der andern Seite im Vordergrunde steht der

rauhe Jäger, beladen mit dem erlegten Adler; der Held steckt das blutige Schwert in die Scheide; die Königin verläßt ihren Thron, gelockt von dem allbeherrschenden Gesange. Weiterhin eine ländliche Familie, sich an den Früchten ihrer Liebe, ihren Kindern, herzlich erfreuend; dahinter ein auf seinen Stab gestützter Greis, der sich gedankenvoll in Erinnerungen verliert, während auf einem nachbarlichen Wiesenplane anmuthige Mädchen nach dem Takt des Liebesgottes einen fröhlichen Reigen aufführen, andere Blumen und Früchte herbeitragen, schleicht eine unglücklich Liebende verhüllt durch die Schatten des Haines. In diesem Werke, das weder an religiöse noch an politische Sympathien appellirt, noch irgend sinnlichen Gelüsten schmeichelt, sondern rein im Dienste des Schönen geschaffen ist, sehen wir recht das klare unbefangene Künstlerauge, in welchem sich das Leben mit seinen mannigfaltigen Beziehungen in ruhiger Verklärung spiegelt; wir fühlen im Anschauen seiner Schöpfung dem Bildner nach, wie Liebe als die Seele alles Gesanges, alles Lebens und Dichtens, auf alle Menschen, alle Geschlechter, Alter und Stände — zwar verschieden nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit, aber unfehlbar auf jeden bald begeisternd, bald beruhigend und erheiternd ihre Wirkung ausübt. Diese ewige Wahrheit ist mit sinnigem Hineinempfinden in die Anschauungsweise der Alten in entsprechenden Formen ausgeprägt; wie die Töne zu einer vom Geiste durchdrungenen Harmonie fließen die Linien in einander zu einem melodisch sich abrundenden Ganzen.

„Wie in diesem und ähnlichen Gebilden der Wiederhersteller des Polygnot sich den bildungsfreudigen Hellenen anschließt, so hat er auch auf dem Felde christlicher Malerei nicht bloß theoretisch auf die älteren Meister hingewiesen, sondern selbstschaffend verwandte Aufgaben gelöst. Betrachten wir seinen Christus, wie freundlichmild als wahrer Kinderfreund er sich darstellt, wenn er mit väterlichem Wohlwollen den Lockenkopf des blühenden Knaben berührt, während jener andere sich auf seinen Schooß lehnt, als wüßte er sich hier in dem sichersten Hafen vor allen Stürmen geborgen, und jene vertrauensvoll herannahenden Frauen, die ihm ihre Kinder entgegenbringen, so finden wir zugleich ein sprechendes Zeugniß für Riepenhausens Gefühlsweise und anziehende Vergleichungspunkte seiner Auffassung des Christenthums im Verhältniß zu derjenigen, welcher er vor Zeiten mitunter irrthümlich beigezählt worden. An der Stelle dumpf schwärmender Ascetik, an der Stelle dämonischer Weltvernichtung hebt er durchgehends das Reinmenschliche, Ethische, Humane hervor, und bewahrt so den wesentlichen Inhalt, wie er als Kern und Seele der Christuslehre in jedem edleren Herzen besteht, und aller Skepsis und

allen kritischen Sonden zum Trotz als innige Verehrung des Göttlichen in der Menschennatur ewig bestehen wird. Seiner allem Fanatismus widerstrebenden Gesinnung ist Christus, wenn er sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen," nicht ein Götzenbild, dessen Nähe zu abgöttischer Anbetung zwingt, sondern der menschlich wohlwollende, der väterlich gesinnte Freund, und die ihm nahen sind wiederum weniger mönchsartige Schwärmer, als gesunde, natürliche, durch liebendes Vertrauen beglückte Menschen.

„Ein anderes Gebiet, auf welchem sich dieser reiche Geist bekundet, ist das der vaterländischen Geschichte. Aus diesem sah ich Farbenskizzen und Carton zu zwei für das hannöversche Königsschloß in großen Dimensionen ausgeführten Gemälden. Barbarossa's aus St. Peter rückkehrender Krönungszug, von römischen Rebellen wüthend angegriffen. Kaiser, Papst uud Kardinäle in reichem Schmuck und unbewaffnet einem Heere fanatischer Empörer bloßgestellt, werden durch Heinrich den Löwen vertheidigt. Mit seinem Schilde des zunächst bedrohten Kaisers Brust deckend, in der Rechten ein Schwert, zu Füßen ein Haufen Leichname, so zeigt sich der heldenmüthige Welf. Hoch zu Rosse der unerschrockene Friedrich nach dem begehrten Schwerte langend, welches ihm ein herbeieilender Jüngling darreicht, Todesblicke den Verräthern zusendend; hinter ihm Papst und Kardinäle, sich gleichsam an ihn schmiegend wie an ihren Hort; vorn verwundete Ritter, Sterbende; links fliehende Rebellen, von heransprengenden Reiterschaaren verfolgt. Nur einige im Vordergrunde wagen es noch vorzustürmen, um sich in Kurzem zu den Todten zu gesellen. Das Kastell Sant' Angelo, ein weiter Blick über Rom mit seinen Gebirgen schließt den Hintergrund. Die zur Zeit der Vollendung dieses Bildes anwesenden Kunstfreunde erinnern sich noch lebhaft des allgemeinen Aufsehens, das seine öffentliche Ausstellung damals erregt, und der bewundernden Beschauer. Auch wurde Riepenhausen zu einer Wiederholung desselben für Lord Talbot-Shrewsbury veranlaßt. — Das andere Bild schildert den ritterlichen Braunschweiger Herzog Erich, welcher den zu weit vorausgeeilten und durch den Sturz seines Pferdes in die Gewalt der Feinde gegebenen Kaiser Max mit hochherziger Aufopferung vor Gefangenschaft zu retten sich bemüht. In Anordnung der Mittelgruppe, wo selbst in dem niedergestürzten Kaiser Muth und Würde vollständig bewahrt ist, und dennoch Herzog Ernst die Hauptfigur des Bildes bleibt, hat unser Künstler gewiß eine der schwierigsten Aufgaben gelöst. Die antike Ruhe und Einfachheit, die sein ganzes Wesen durchdringt, macht sich bei ihm auch im Gewühle der Massen geltend. Mit seinem Charakter aber stimmt — ist's Zufall? ist es gegenseitiges Begegnen? — auch die Inner-

lichkeit der dargestellten Helden überein. Beide Kaiser, edel und wohldenkend, beide innige Freunde des Vaterlandes, beide, ungeachtet aller Widerwärtigkeiten, unermüdlich im Verfolgen des erkannten Zieles. — Dasselbe gilt von einem dritten Bilde, das ich nur im Carton gesehen, wo Kaiser Otto IV., auf dem Throne sitzend, durch den Bischof von Freisingen die Ermordung seines Gegenkaisers, Philipps von Schwaben, vernimmt, und der Tochter des Ermordeten Schutz und Rache verspricht.

„Nächst der in einem Cyklus aufgefaßten Tragödie des Hauses Cenci, dem Leben Raphaels und ähnlichen Gebilden nur noch einen Blick auf Riepenhausens Darstellungen aus dem römischen Volksleben. Welch komischen Eindruck macht nicht jenes mit wichtiger Miene in Büchern herumkramende kleine Abbatchen, in welchem die staunende Mutter schon im Voraus einen Nachfolger Sanct Petri zu sehen glaubt, indeß der Vater mit zäher und verdrießlicher Geberde in die Tasche greift, um die baren Opfer für seines Sohnes künftige Weisheit herauszuholen! — Oder jener andere dürre Abbate, der mit seinem gespreizten Pfaffenhochmuth Landleuten einen Brief vorliest — oder jenes reizende Idyll, den Unterricht auf der Hirtenpfeife darstellend, ein moderner Olympus in der Schule des Marsyas. — Ist es nicht zu bedauern, daß solch eine Schöpferkraft seit dem letzten Regierungswechsel in Hannover ohne größere Aufträge geblieben? — Die Poesie, die durch all seine Werke weht, hat er verkörpert in der Gestalt eines edlen Weibes, geschmückt mit Adlerschwingen, eine goldene Lyra im Arm, Lorbeer bekränzt ihr Haupt, ein Amorin stimmt die Saiten, indeß ein anderer einen Kranz flicht; ein Regenbogen über ihrem Haupte, Wolken ihr Thron, ihr Reich die Welt.»

Die nächsten Kapitel schildern des Verf.'s Einzug in Rom, Possesso, das Colosseum, die Campagne und die Landschaften, Villa Ludovisi.

Reich an charakteristischen Schilderungen sind die Abschnitte: Lebensbilder und Geschichtmaler. Der letzte Abschnitt enthält genaue Würdigungen der in Rom befindlichen, theils im Werden begriffenen, theils der Vollendung nahen Kunstwerke fremder, größtentheils deutscher Künstler, insbesondere von Rudolph Lehmann, Krusemann, Julius Schrader, Friedrich Nadorp, Anton Halmann, Joseph Schönemann, Wilhelm Kandler, Karl Meyer, Maximilian Seitz, Franz von Rohden. Auch der in der Villa Medici befindlichen Werke französischer Künstler wird gedacht, so wie der bedeutendsten Leistungen der neuen Italiener.

Ein eigenes Kapitel bespricht auf eine interessante Weise Karl Rahl. „Das Gemälde, König Manfreds Einzug in Luceria darstellend,» sagt der Verf., „ist ein Werk von ächtdeutschem Gepräge,

welches der Künstler im Auftrage des kaiserlichen Hofes ausgeführt, steht gegenwärtig in dem großen Saale der in der Mitte Dezembers eröffneten allgemeinen Kunstausstellung an der Piazza del popolo. Dort sieht man täglich die verschiedenartigsten Beschauer davor verweilen. Was aber auch Einzelne hier und da zu wünschen und zu tadeln sich bemühen, Alle, Künstler und Nichtkünstler, stimmen in der Ansicht überein, daß in Bedeutsamkeit der Auffassung und Gestaltung dieses Werk auf der Höhe der Historienmalerei steht. Die sich mit kleinmeisterndem Gelüst an Nebendinge hängen führen etwa eine Hand oder einen Fuß an, die sorgfältiger hätten ausgeführt werden können; sie verlangen, daß einigen minder bedeutenden Figuren mehr Aufmerksamkeit gewidmet, daß auch der Hintergrund — Gebäude, Landschaft u. dgl. — mehr in Einklang zu dem Vordergrunde gebracht sei.... Aber wenn durch längeres Verweilen bei der Ausführung von Nebendingen mancher, vielleicht nicht zu verachtender Vortheil zu erreichen war, so geht gerade aus dem Entfernthalten alles Kleinlichen, aus dem Schaffen mit der lebendig lodernden Flamme ursprünglicher Begeisterung eine desto entschiednere Gesammtwirkung hervor; der Blick wird unwillkürlich zu dem Hauptvorgange und den Hauptfiguren hingezogen, unter denen der jugendliche Manfred wie ein leuchtender Stern in das Gemüth des Beschauers eindringt. Auch hat dieses Gemälde bereits einen neuen Auftrag veranlaßt, in Folge dessen Rahl so eben die Skizze zu der Erstürmung von Ptolemaïs entwirft, wo Leopold von Oesterreich der Erste auf den Mauern erscheint, sein Banner aufzupflanzen, und mit so verzehrendem Schwerte unter den Feinden wüthet, daß sein blutgetränkter Waffenrock, an welchem nur der Eine Streif weiß geblieben, den der Gürtel umspannt, den Wappenfarben des Erzhauses ihren Ursprung gibt.»

Aber nicht nur in bewegten Darstellungen oder in Schlachtbildern bewährt sich Rahl's Genius, der Verfasser möchte den Ausdruck ächt deutsches Gepräge allein auf den Stoff bezogen wissen. Er hat damit die Richtung im Auge, die er selbst in seinem oben angeführten Toast bezeichnet. Diese ernste männliche Richtung sehen wir ihn unwandelbar verfolgen. Unter der Fülle von gemalten Skizzen, die in seinem Studium sich vorfinden, werden gerade solche genannt, welche antike Gegenstände behandelnd, gleichwohl durchdrungen sind von dem deutschen Elemente treuer Aneignung des Inhalts. So sein Odysseus bei Alkinoos unter den in Abendglut dämmernden Säulen der Königshalle sinnend, während Damodokos am Herde des phäakischen Palastes die Thaten von Troja singt; so die Leichenfeier Hektors, wo der trauernde Priamos, die schmerzdurchdrungene Hekuba,

die rückschauernde Andromache mit ihrem verwaisten Astyanax, die unselig weissagende Kassandra und die übrigen Sprößlinge des dem Untergange geweihten Königsstammes um den Scheiterhaufen versammelt sind, der eben angezündet wird, indeß der blutige Schein der sinkenden Sonne das aus dem Hintergrunde hervorragende Ilion wie Vorbedeutung künftigen Brandes durchflammt und zugleich eine leuchtende Glorie um das Haupt des gefallenen Vertheidigers bildet. Auch gehört in diese Reihe die in der Skizze bereits farbenglühende Scene, wo der junge Dionysos inmitten seines jubelnden Geleites von Eros und Hymenäos der schlummernden Ariadne zugeführt wird; ferner der an den Felsen geschmiedete Prometheus — unter ihm die trauernden Okeaniden, über seinem Haupte der nach dem Blute des Gefesselten lechzende Geier; und Arion, „der Töne Meister,“ auf dem Rücken des von Nereiden umschwommenen Delphins, ein Bild voll jenes heiteren Ernstes, wie er das allvergötternde Griechenvolk durchdrang.

Mit Uebergehung mehrerer anderer größerer Gebilde, die Kahl früher ausgeführt, und einer Anzahl mehr idyllischer Scenen aus dem Volksleben, richtet der Verfasser noch ein Wort an den Berichterstatter der dießjährigen Berliner Kunstausstellung, der in den Novemberblättern der allgemeinen Zeitung so manches Beherzigenswerthe ausspricht und gerade Rahl's Verdienst in ächt historischer Auffassung so eindringlich gewürdigt. Ihm nämlich scheint der Vorwurf, welchen er dem Ueberfalle der Christengemeinde in den römischen Katakomben macht, als trete nicht charakteristisch genug hervor, daß es eben Christen sind, keineswegs begründet. Ganz abgesehen von dem durch die eindringenden Krieger niedergerissenen Kreuze und den äußeren Attributen der Ueberfallenen, bezeichnet doch sowohl der zu den Füßen des Bischofs hingestreckte Diakonus, als der Jüngling, welcher jenem in hingebender Demuth die Hand küßt, während der römische Soldat ihn mit gezücktem Schwerte bedroht, hinlänglich in Ausdruck und Handlung das Wesen des in Duldung starken Christenthums. Als besonderer Vorzug darf nicht unbeachtet bleiben, daß nicht etwa, wie so häufig, die andere Partei als ein Haufe roher, willkürlicher, verfolgungssüchtiger Barbaren, sondern ebenfalls in ihrer einseitigen Berechtigung dargestellt ist durch den auf die Gesetzrolle — man denke nur an das strenge Edikt gegen die Sektirer! — hindeutenden Prätor.

Die Bilder aus dem Volksleben enthalten Schilderungen der Oktoberfeste in Rom, einen Aufsatz über den Gesang der Pifferari und Erinnerungen an den Carneval. Die Letzteren sind durch die Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnet. Interessant ist die Schlußbemerkung: „Wer möchte nach Goethe's meisterhafter Schil-

derung es wagen, den römischen Carneval in seinen Einzelheiten zu beschreiben? — Auch sind die Hauptsachen sich gleich geblieben, wie unser Meister sie vor beinahe sechzig Jahren mit getreuen Zügen aufgezeichnet. Das gegenseitige Zuwerfen der Blumensträuße (freilich jetzt ein Haupttheil des Vergnügens dieser Tage) ist späteren Ursprungs, das „Sia amazzato" am Moccoli-Abend gänzlich verklungen; ja, ältere Römer und unter unseren Landsleuten die, welche am längsten hier angesiedelt sind, behaupten, letzteres habe niemals in der von Goethe angeführten Bedeutung Statt gefunden, und mehrere sprachen die Vermuthung aus, es könne unser Dichter vielleicht ein falsch verstandenes „sia smorzato" sich also gedeutet haben — ein Auslegungsversuch, mit dem jedoch die damit in Zusammenhang gebrachte Anwendung auf einzelne Fälle keineswegs übereinstimmt. Im Uebrigen Alles — die unbefangene Lust, die Ordnung und Anordnung der Kutschen, das Gedränge und künstliche Durchschlüpfen der Fußgänger zwischen denselben, die Art des Begegnens, das Ausbieten der Plätze, die schöne Welt am Palast Ruspoli, die Scharmützel mit den Confetti, das täglich eine Stunde vor Ave Maria sich wiederholende Pferderennen — letzteres durch Entfernung der Wagen nur jetzt gefahrloser — der Aufzug des Gouverneurs und des Senators... Alles in der von ihm so anschaulich geschilderten Weise."

Von vieler Bedeutung ist der Abschnitt: Zwei Porträts; Aufsätze über Georg Herwegh und Heyse enthaltend, und der Aufsatz über Wolfgang Maximilian von Goethe.

Der äußere Lebensgang Theodor Heyse's, der seit Jahren anwesend in Rom das reiche Pfund seines Wissens und Empfindens entweder vergräbt oder mit seltener Selbstüberwindung nur zur Ruhmesmehrung Anderer ausbeutet und verwendet, faßt sich, wie bei den meisten deutschen Gelehrten, in wenigen Zügen zusammen. Der jüngste Sohn des um weibliche Erziehung und deutsche Sprachforschung vielfach verdienten Joh. Chr. Aug. Heyse, ward er 1803 in Oldenburg geboren, wo sein Vater eine Mädchenschule gegründet hatte. Als vierjähriger Knabe kommt er nach Nordhausen, der Vaterstadt seines Vaters, welcher als Rector an die dortige Schule berufen wurde und ebenfalls eine weibliche Bildungsanstalt gründete. Dort besucht er das Gymnasium bis Prima. Dann folgt er dem Vater nach Magdeburg, wo dieser als Direktor der höheren Töchterschule bis an sein Ende segensreich gewirkt. Von hieraus wendet sich Theodor zur Universität Berlin und lebt nach Vollendung des akademischen Kursus eine Zeitlang als Hauslehrer in Altona. Seine erste öffentliche literarische Thätigkeit gilt der Mitbeförderung einer der späteren Ausgaben (1827) der größeren Grammatik seines Vaters, welche

die durch seine Söhne (Karl, der ältere Bruder, ist der besonders um Herodot verdiente Professor in Berlin) ihm gewordene Unterstützung in der Vorrede besonders hervorhebt; auch finden sich mit Theodors Namenschiffer bezeichnete Anmerkungen darin. Nachdem er unter dieser Beschäftigung abermals ein Jahr im väterlichen Hause zugebracht, begibt er sich in die Schweiz und wirkt dort fünf Jahre lang an der Erziehungsanstalt auf Schloß Lenzburg. Wie sehr ihn aber auch die schweizerische Natur anspricht, gewinnt doch die längst in ihm erwachte Sehnsucht nach Italien, verbunden mit einem starken Drange nach persönlicher Freiheit, die Oberhand, und er macht sich im Frühling 1833 auf den Weg nach Rom. Hier ist sein nächster Plan eine neue Ausgabe des Catull, zu welcher er noch unbenützte Codices zu finden hofft. Geht nun auch diese Hoffnung nicht in Erfüllung, so wiederholt sich hier wieder einmal der Grundinhalt der sinnigen Erzählung von dem Besitzer des Weinberges und seinen Söhnen. Eifriges Nachforschen und Vergleichen schärft in Heyse den Sinn für Handschriftenvergleichung überhaupt; er hat einen tiefern Blick in die Schätze der Vaticana gewonnen und ist nunmehr im Stande, ein an der Quelle Stehender, allerlei ihm anvertraute Arbeiten zu übernehmen. Die ersten Bemühungen dieser Art gelten dem Philostratus, und was er hier gewonnen, für einen anderen gewonnen, ist in der Kayser'schen Ausgabe der Vitae Sophistarum aufgegangen, in welcher Heyse's Namen neben dem des trefflichen Fr. Jacobs und anderer berühmter Philologen als Mitarbeiter auf dem Titelblatte verzeichnet ist. Demnächst hilft er die Vömel'sche Ausgabe des Demosthenes durch Vergleichung der römischen und venezianischen Handschriften fördern. Auch für Pertz's Annalen ist er thätig — überall mit äußerster Genauigkeit und Umsicht mehr als gewissenhaft zu Werke gehend. Denn nicht etwa begnügt er sich nur das gewünschte Material herbeizuschaffen, sein kritischer Sinn ergeht sich selbstthätig in Billigung und Verwerfen der Varianten, und arbeitet somit den Herausgebern in die Hände, die den Ruhm davontragen.

Umfassender noch ist seine Thätigkeit für die von den Oxforder Theologen veranstaltete neue Ausgabe der Kirchenväter. Für ihre Zwecke vergleicht Heyse die Handschriften in Rom, Monte Cassino, Florenz, Venedig. Die täglich wiederholte vielstündige Anstrengung in den Sälen der Marciana hatte auf seinen reizbaren Körper während des Winters 1841 verderblich eingewirkt, und im Frühling 1842 kam eine Brustentzündung zum Ausbruch, die an seinem Aufkommen zweifeln ließ. Aber kaum einigermaßen wieder hergestellt und durch einen Ausflug in's Gebirge neu gekräftigt, läßt ihn der Eifer für das einmal Uebernommene nicht

ruhen, und er lebt wieder rastlos den mit einigen Bemerkungen begleiteten Collationen für Eusebius, Ambrosius, Hilarius, Augustinus, vor allem aber und mit dem entschiedensten Erfolg für die Commentare des Johannes Chrysostomus. Für Tertullian entdeckt er später auf der Magliabecchiana in Florenz einen noch unbenützten Codex, der auch alsbald ausgebeutet wird.

Während der Beschäftigung mit Philostratus hat Heyse das Leben des Sophisten Herodes Attikus mit Benützung der Borghesischen Inschriften chronologisch in Ordnung gebracht und zu einem selbstständigen Aufsatz verarbeitet, der in den Zimmermann-Dilthey'schen Blättern für Alterthumskunde abgedruckt ist. Auch sind von ihm verschiedene bis dahin unbekannte Briefe Dante's und Petrarca's aufgefunden worden. Erstere, auf deren Entdeckung ihn beim Vergleichen verschiedener Handschriften zum dritten Gesange der Hölle ein glücklicher Blick in den Codex Palatinus geführt, hat Karl Witte, der nachhaltig mit Dante beschäftigte Gelehrte, bekannt gemacht, später dann auch die von dem Finder ihm mitgetheilten Bemerkungen dazu veröffentlicht; die Petrarca betreffenden Novitäten finden sich in der Oehler'schen Ausgabe der Briefe dieses Dichters.

Um einen Begriff zu gewinnen von dem Zusammenwirken äußersten philologischen Fleißes mit divinirend eindringendem Scharfsinne, muß man Heyse's jüngster Arbeit, den selbstständig hervorgetretenen Ergänzungen zum Polybius und einem Palimpsest der Vaticana einen aufmerksamen Blick schenken. Auch diese Arbeit ist, wie all sein Thun, angeregt durch ein beabsichtigtes Wirken für einen Andern. Von Immanuel Becker, welchem Kardinal Mai's jenen Palimpsest betreffende Bemühungen nicht genügten, zu nochmaliger Durchmusterung desselben aufgefordert, gewahrt er bald, daß die Zeit nicht ausreicht, das Gewünschte für den anberaumten Termin zu liefern, und arbeitet sich nun immer tiefer in den einmal erschlossenen Schacht. Die Ausbeute dieser mit staunenswürdiger Ausdauer zu Ende geführten Grubenfahrt liegt der gelehrten Welt nunmehr auf 96 Quartseiten zu Tage. Die im reinsten Latein geschriebene Vorrede gibt mit wenigen anschaulichen Zügen Rechenschaft, was trotz den vorhergegangenen Versuchen Mai's noch zu leisten war; zugleich sind mit eben so viel feiner Bescheidenheit als kluger Umsicht die problematischen Verdienste des, auf sein Philologenthum nicht minder als auf seinen Purpur stolzen Kardinals gewürdigt, ohne dessen Vergünstigung dem Materiale nicht beizukommen war, eine fortlaufende Reihe dem Texte untergelegter Noten von musterhafter Kürze helfen deutlicher machen, was bei erneuter Durchspähung geleistet worden. Und als hätte die Muse der Geschichte den für ihr Bereich

unermüdlich fördernden Sprachforscher am Ziele seiner Mühen glänzend belohnen wollen, führt sie ihm auf dem vorletzten Blatte (S. 94) noch die Entdeckung der Stelle zu, in welcher Polybius die bei dem Brande Karthago's von dem großen Scipio zu ihm gesprochenen Worte aus der Ilias anführt, die in herbem Vorgefühle auf den Untergang der ewigen Roma deuten — Worte, die bisher nur durch andere Schriftsteller als bei dieser Gelegenheit gesprochen überliefert waren, nicht aber unmittelbar von dem, an den sie gerichtet wurden. Mit Recht durfte der nach unsäglichen Mühen durch diesen welthistorischen Moment freudig überraschte Finder ein aufjubelndes εὕρηκα ausrufen und dem ἔσσεται ἦμαρ.... als ideelle Festhekatombe in einer Anmerkung die Worte beifügen: „Nunc pertinaci nostro non unius diei studio integra debes P. Scipionis verba, quae posthac nulla aetas oblitterabit.“

Was den Charakter Heyse's als Menschen betrifft, so ist er, wie in dem zart gewobenen Gespinnst seiner Seele alle Fäden zu einem harmonischen Ganzen sich vereinen, auch keiner Entwicklungsstufe der Vergangenheit fremd geblieben, und alle Klänge haben auf seinem leicht erregbaren Resonanzboden den entsprechenden Widerhall gefunden. Er hat in dieser Hinsicht, fort und fort das Schönste aus dem Bereiche aller Künste in sich aufnehmend, eigentlich sein Leben lang einem feinen geistigen Epikureismus gehuldigt, ohne dabei stillem hingebendem Genusse an die lebendige Welt sich zu entziehen. Er darf sich gestehen, daß weder das alte noch das neue Rom umsonst für ihn gelebt. Zugleich hat er, wenn wir ihn in seinem philologischen Thun als eine vermittelnde Brücke zwischen deutschen Gelehrten und römischen Bibliothekschätzen ansehen, sich fortwährend eifrig angelegen seyn lassen, junge Italiener zur näheren Kenntniß und Erkenntniß deutscher Literatur heranzubilden. Auch anderweitiger geistiger Erziehung, namentlich junger Mädchen, hat er manche Stunde gewidmet, und es scheint hierin der Geist seines Vaters auf ihn übergegangen zu seyn.

Am Schlusse des Aufsatzes theilt der Verfasser Gedichte von Heyse mit, welche besonders was die Gnomen betrifft von der großen Achtung und dem innigen Verständnisse zeigen, welches der Dichter für Goethe hatte.

Der letzte Abschnitt unter dem Titel: Noch einmal Pio Nono, zerfällt in drei Theile: Rom im Mai, Reinhart und Pius und Sinigaglia im August.

Der erste ist durch die Charakterschilderung des gegenwärtigen Papstes ausgezeichnet, aus welcher wir Folgendes entnehmen: „Pius gehört zu den Persönlichkeiten, von denen eine Menge Anekdoten im Schwange gehen und deren jede neue Hand-

lung leicht eine neue, rasch sich verbreitende erzeugt. Es ist dieß immer ein Zeichen besonderer Eigenthümlichkeit und des Unterscheidens von der großen Masse der Allerweltmenschen. Bei ihm aber tragen alle diese Einzelnheiten das Gepräge der Genialität eines großen Herzens. Von jenem an das Wunderbare gränzenden Umschlag seiner Berufswahl, der ihn, statt zum Soldaten, mit einem Male zum Geistlichen macht — von den Erlebnissen seiner Missionsreise in Amerika, dessen Boden er bis jetzt der einzige von allen Päpsten betreten hat — von seinem eben so kühnen als liebevollen Entgegenwirken der Demagogenspürerei in der verhängnißvollen Periode seines Episcopats in Spoleto zu Anfang der dreißiger Jahre bis zu dem Moment, wo er mit einer merkwürdigen Einhelligkeit der Wahlstimmen verschiedenster Parteien zum Kirchenfürsten gewählt wurde — „der Mann von Gott gesendet, mit Namen Johannes," wie ein Prediger von ihm auf der Kanzel verkündet — von all seinen Schritten leben die anziehendsten Erzählungen und Deutungen im Munde des Volkes. Und später dann die unzähligen Züge einer unermeßlichen Wohlthätigkeit, verbunden mit der klugen Umsicht, daß die Hülfe allzeit auch am rechten Orte eintrete, einer Wohlthätigkeit, welcher er sein Privatvermögen ganz und gar opfert, während er mit größtmöglicher Vereinfachung seiner persönlichen Bedürfnisse die Staatskassen nur für das Wohl des Ganzen zu verwenden sucht, und jedem Ansinnen des Nepotismus ein für allemal den Weg versperrt. Dahin gehört das Aufsuchen ärmerer Familien, um sich von deren Zustande mit eigenen Augen zu unterrichten und dann erst nach Maßgabe Hülfe zu reichen — dahin die Scenen mit den Schulkindern, die er, ein unerwarteter Besucher, selber prüft, ermuntert, belohnt — dahin sein überraschendes Erscheinen auf der Kanzel, wo er ohne alles Gepränge die Stelle des Predigers übernimmt, seit undenklichen Zeiten der erste Papst wieder, der auch hierin seine Funktion als Bischof erfüllt — dahin das sorgfältige Untersuchen der Hospitäler, die er, von unnützen Pfründenverzehrern säubernd, mit Krankenpflegern aus dem thätigen und anspruchlosen Orden der Kapuziner versieht — dahin die treffenden Anreden und Erwiederungen bei den von ihm auf's freisinnigste eröffneten Audienzen an Menschen aller Stände — dahin die nicht selten humoristische Art, unnütze Subjekte zu entfernen und geeignetere auf deren Posten zu befördern, zugleich aber auch das Durchgreifend-Energische, wo es gilt gegen sträfliche Vergehungen, Mißbräuche, aus Uebelwollen hervorgehende Hemmnisse ahndend einzutreten. — Es ist eine schöne Aufgabe für einen künftigen Biographen, der freilich aus der Quelle schöpfen und sorglich prüfen müßte, all diese sich täglich mehrenden Züge

zu sammeln und zu einem in's Einzelnste gehenden Charakterbilde zusammenzustellen. Welch lebenvolle Scene bietet nicht in jenen ersten Monaten, da man anfing, vor heimlich entgegenwirkenden Kräften zu bangen, der Besuch Micara's, des stattlichen, mit einseitiger Schärfe des Verstandes und bei strengster Kirchlichkeit bis auf einen gewissen Grad mit edlem Freisinne ausgerüsteten Kardinals aus dem Orden der Kapuziner, der nach dem Tode Gregors unter allen Kandidaten der Tiara von der Masse des Volkes vielleicht am dringendsten gewünscht war, und der nunmehr seinem begünstigten Nebenbuhler durch ein Geschenk seltsamer Art ein Zeichen liebender Verehrung und zugleich ängstlicher Fürsorge geben will. Pius erklärt, daß er von seinem Klerus niemals Geschenke annehmen werde; aber Micara versichert treuherzig, er werde, wenn er sie gesehen, die von ihm gebrachte Gabe nicht zurückweisen; und indem er die Thüre des Vorsaals öffnet, zeigt er dem Papste drei rüstige Kapuziner, mit dem Bemerken, das seien die zuverläßigsten und entschlossensten des Ordens, und darum habe er ihm den einen als Mundkoch, den andern als Kammerdiener, den dritten als Thürhüter zugedacht. Und Pius, heißt es, habe lächelnd in die Annahme gewilligt. — Darneben die gütige Aufnahme einer armen Frau, die er mit ernstem Vorwurfe gegen einen zurückweisenden Schweizer zu sich heranwinkt und zur Ueberhändigung der entgegengehaltenen Bittschrift an den betreffenden Beamten des Palastes aufmuntert. Als sie aber klagt, daß sie bereits dieselbe mehrmals eingereicht, ohne berücksichtigt zu werden, wirft Pius einen Blick hinein, der ihm alsobald die Gründe des Zurückhaltens enträthselt, reißt dann einen Streifen von dem Blatte und schärft der Bittstellerin ein, von Neuem denselben Weg zu versuchen. Am Schlusse der nächsten Vorlegung von Bittschriften fragt er den mit diesem Amte Betrauten, ob das alle Gesuche seien, welche dießmal eingelaufen? — und nach Bejahung der Frage zeigt er dem nicht wenig Erschrockenen das abgerissene Stück und fordert unter Androhung von strenger Ahndung des Unterschleifs die schleunige Erledigung des schon allzulange hingehaltenen Gesuchs. — Und wiederum der frühe Morgenbesuch einer Kirche, von welcher er erfahren hatte, daß ein jüngst verstorbener bizarrer Frömmler mit Hintansetzung seiner Familie ein nicht unbeträchtliches Vermögen demjenigen Geistlichen vermacht, der zufällig an diesem Tage daselbst die erste Messe lesen würde. Pius verrichtet diesen Dienst in eigener Person, und überließ nunmehr das laut dem Testamente ihm zukommende Vermögen den natürlichen Erben.

„Fassen wir die Hauptmomente des bisherigen Thuns Pius IX. zusammen, so sehen wir bei ihm überall ein Hinzielen auf mora-

lisches Einwirken, auf Erziehung seines Volkes zu sicherm Fortschritt, ein Streben nach Aufklärung des Geistes und nach bürgerlicher Wohlfahrt, so weit solches in den gegebenen Verhältnissen nur irgend zu erreichen steht. So bezwecken seine Erlasse zu Minderung und zur Reform der Klöster, eben so wie wir bei dem Censur-Edict gesehen haben, ein Abscheiden des Mönchswesens von dem Einschreiten in die bürgerlichen Verhältnisse, ein Hinweisen der Geistlichen auf das, was ihres Amtes ist, und Sonderung von angemaßten weltlichen Geschäften, wodurch zugleich die Klosterzucht gefördert und Nichtgeistlichen ein weiterer Spielraum zu ämtlicher Thätigkeit eröffnet wird. Dazu die besonders angewiesenen Vorübungen für die einzelnen Zweige zum Eintreten in den Staatsdienst. Mit welcher kühnen Rücksichtslosigkeit dieser humane Geist ein als nothwendig Erkanntes verfolgt, beweist die Umgestaltung der Academia ecclesiastica, wo Söhne aus hohen Familien, als Abbaten eintretend, für die höheren Staats- und Hofstellen herangezogen wurden, auch ohne die für solchen Beruf nöthigen Eigenschaften des Geistes und des Herzens zu besitzen. Zufolge der neuen Anordnung ist der Eintritt nur unbescholtenen Priestern verstattet, die den Doctorgrad der Rechte oder der Theologie bereits erlangt, und somit nur wirklicher Befähigung die Bahn geöffnet. Zugleich aber sind für das Volk sehr wesentliche Einrichtungen zur Verbesserung des Schulwesens getroffen, in welche vornehmlich auch der Unterricht in der Geschichte, namentlich der vaterländischen, einbegriffen ist; auch wird für Stiftung bürgerlicher Schulen Sorge getragen, welche nicht unter Geistlichen stehen, und welche den Behörden der Provinzen dringend zur eifrigen Förderung empfohlen sind — ein außerordentlicher Schritt, demzufolge man der Heranbildung eines ganz neuen Geschlechtes im Kirchenstaate entgegensehen darf. — Ferner ist die Kriminaljustiz vereinfacht und nach Möglichkeit jeder willkürlichen Handhabung entzogen. Auf Mehrung des öffentlichen Wohlstandes und Minderung der Noth zielen vornehmlich die Verordnungen zum Anbau todt liegender Gründe, in deren Anwendung der Gesetzgeber selbst mit ermunterndem und förderndem Beispiele vorangeht. So läßt er die pontinischen Sümpfe mit Reis bebauen, und eben so wird die römische Campagna in ihren verschiedenen Bezirken mit den geeigneten Feldfrüchten bestellt werden. Nachdem mit den Staatsdomänen und den Gründen, welche Kirchen und Klöstern zugehören, der Anfang gemacht worden, hat Pius den Fürsten und großen Grundbesitzern erklärt, er erwarte dasselbe von ihnen; wo nicht, so sehe er sich genöthigt als Staatsoberhaupt zum Besten seines Volkes einzuschreiten. Zu gleicher Zeit sind umsichtige Verordnungen erlassen, den

Mangel des Getreides zu verhindern, Abgaben auf nothwendige Verbrauchsgegenstände (z. B. auf Oehl, Salz) aufgehoben oder herabgesetzt, die Preise von dergleichen niedriger gestellt, und durch strenge Gesetze ist auf das kräftigste den Wucherern und Aufkäufern gesteuert, einzelne Uebertretungsfälle werden mit unerbittlicher Strenge geahndet. Wenn durch Einführung der Eisenbahnen der Verkehr mit dem Auslande wesentlich gefördert und vermöge der daraus hervorgehenden vielseitigen Verbindungen eben so geistiger Austausch als materielles Wohlseyn gesteigert wird, so stellt die Bildung der Nationalgarde den doppelten Vortheil zweckmäßiger Entwicklung der Volkskraft zum Wohle des Staates und bedeutender Ersparnisse durch Minderung der eigenen und durch gänzliche Abschaffung der fremden Truppen in Aussicht, was als moralischer Hebel durch Bannen des letzten Scheins von Mißtrauen von unberechenbarer Wirkung seyn muß. — Die nächst bevorstehende, bereits eingeleitete Maßregel ist die Einführung einer Municipalverfassung für die Stadt Rom, wodurch ein seit undenklichen Zeiten eingerissenes Heer von Mißbräuchen der Willkür, an welchem nur die Hauptstadt des Landes litt, mit der Wurzel vertilgt, und auch hier tüchtigen Kräften ein angemessener Spielraum eröffnet wird.»

Und bei all diesen Vortrefflichkeiten schildert uns der letzte Theil: Sinigaglia im August, die zahllosen Anfeindungen des Regenten, die Wühlereien und Umtriebe in seinem Staate, wie sie sich gefahrdrohender und gewaltiger gegenwärtig in keinem andern finden.

Was die im vorliegenden Werke vorkommenden Poesien des Verfassers betrifft, mag von ihrer Beschaffenheit der folgende Theil des nachstehenden Gedichts einen Beweis geben.

Vor Rahl's Manfred.

An Cornelius.

Vom Schwanensang der Staufen ein Akkord
Siegsfreud'ger Lust, ein hell aufzuckend Glühen
Vor'm Niedergang des leuchtenden Gestirns.
Genährt vom Liebesdrang des treuen Volkes
Ein edler Sproß vom hohen Heldenstamme,
Der letzten einer, Manfred, Friedrichs Sohn.
Jedwede Gabe webten gute Genien
Zum reichen Blätterschmuck der Staufenkrone —
Das Glück allein fehlt in dem Blüthenkranz.
Das Glück, des Tages Abgott, dem die Menge
Blindgläubig huldigt, ohne daß der Beste
Im Ringerlaufe nicht an's Ziel gelangt.

Doch trotzt der Starke seiner Ungunst, muthig
Und unerschrocken seine Bahn verfolgend —
So, wie die Ahnherrn einst, der Enkel jetzt.
Schaut hin, wie von dem königlichen Haupte
Des Helmes Aar noch heut zum Licht empordringt,
Des Helmes Aar, dem bald bei Benevent
Die stolze Schwinge bricht. — Dann schützt ihn nimmer
Die Faust, so sicher jetzt am Griff des Schwertes,
Auch nicht euch Freunde rettet dann die Hand,
So freundlich heut zum Willkomm euch geboten,
Wenn schwarze Wetter seine Bahn verdunkeln
Und das Verhängniß sein Geschlecht vertilgt.
Noch athmet seine Brust, von Muth gehoben,
Um's edle Antlitz wallt die gold'ne Locke,
Begeist'rung blitzt sein frisches Auge noch.
»Das ist der Staufen edler Sprosse!« jauchzen,
Des theuren Anblicks froh, die Saracenen,
»Das unsers großen Friedrichs schöner Sohn;«
Und auf den Schild ihn heben kräft'ge Arme,
Und Gut und Leben willig ihm zu opfern
Erglüht es heiß in dankerfüllter Brust.
Ein Heer ist sein Erscheinen, ob der Fürst auch
Von zwei Getreuen nur gefolgt herannaht,
In tausend Herzen zuckt sein Feuergeist.
Indeß ihm Männer, Greise, holde Frauen,
Dem Sänger und dem Held entgegenjubeln
Und Drang der Menge preisend ihn umschaart,
Knirscht dort gefesselt jener pflichtvergess'ne
Vasall, der frech verschloß Luceria's Pforten
Dem Fürsten, der die Obhut ihm vertraut.
Des Thors zerbroch'ne Flügel, die Balcone,
Mit Menschen überfüllt, die ernste Kaba,
Laut von des Volkes Jubel zeugen sie.
Und schlüg' in Allen, o Luceria's Männer,
Ein Herze für die Freiheit und des Lichtes
Vertheid'ger warm wie euch, nicht thatenlos
Welkt' in Bologna's Kerker Enzio's Jugend,
Noch heute strahltest, hehre Staufensonne,
Du hell dem unzerriss'nen Kaiserreich.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXXII.

I. Jakob Zeyßnecker oder Seisenegger, K. Ferdinand's I. Hofmaler, † 1568.

Ein Beitrag zur österreichischen Kunstgeschichte, von Jos. Bergmann.

In dem Lebensabrisse von dem berühmten Augustin Hirsvogel [1]) aus Nürnberg sprach ich S. 284 über dessen Freund, den ehrbaren und kunstreichen Jakob Zeyßnecker, der römischen königlichen Majestät Hofmaler, welchem jener nach dem Kunstblatte des Stuttgarter Morgenblattes 1832. S. 31 im J. 1543 sein Buch »GEOMETRIA« widmete. Füßli gibt in seinem allgemeinen Künstlerlexicon, Zürich 1779, S. 725, von ihm nur die kurzen Worte: »Zeyßnecker (Jacob), Hofmahler bey Kayser Carl dem V. Augustin Hirschvogel hat ihm 1543 ein Buch zugeeignet. Christ p. 398.« Da in der so eben erwähnten Dedication Zeißnecker der römischen königlichen Majestät Hofmaler heißt, so war er nicht in Diensten K. Karl's V., welcher den Titel kaiserliche Majestät führte, sondern seines Bruders Ferdinand, der nach der Wahl zum römischen Könige (zu Cöln am 5. Jänner 1531) römisch königliche Majestät genannt wurde.

Johann Friedrich Christ theilt in: Anzeige mit Auslegung der Monogrammatum, Leipzig 1747, S. 398, ohne nähere Notiz dessen hier eingedrucktes Monogramm mit [2]).



Sollten diese zwei Vögelchen, welche die Eule in ihrer Mitte necken, Zeisige, und nach Künstlerlaune eine sinnreiche Anspielung auf seinen Namen Zeyßnecker seyn?

Das obere nebenstehende Monogramm ist das des kunstreichen Nürnbergers Augustin Hirsvogel, das untere seines Landsmannes Hanns Sebald Lautensack, von dem wir später S. 6 reden wollen.

[1]) Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates vom XVI. bis zum XIX. Jahrhunderte. Mit Abbildungen. Wien 1844. Bd. I Nr. XL. S. 280—296.

[2]) Dieses Monogramm ist auch aus Christ.n's Buch copirt in Joseph Heller's Monogrammen-Lexikon. Bamberg 1831. S. 371; dann in Dictionnaire des Monogrammes etc., par François Brulliot. Munich 1832. p. 432. Nr. 3273, und das Zeys (Zeisig) necken in französischer Sprache erklärt

Mit diesem Zeyßnecker ist ohne allen Zweifel der hier in Rede stehende Seysenegger oder Seisenegger eine und dieselbe Person.

Nach der gefälligen Mittheilung des um Wiens Geschichte vielfach verdienten Herrn Schlager erscheint in den Hofregistern Jakob Seisenegger als König Ferdinand's I. Hofmaller, und bezog eine jährliche Provision von 210 Pfd.; ferner im J. 1547 »auf guot Raitung vnd Abschlag seiner Arbeit, die Er an der Taffl vor der Röm. khun. Mt. hochloblichen vnd fäligen Gedachtnuß Begrebnuß zu Prag mit Malwerch thuen soll 50 fl.« Die Gemahlin K. Ferdinand's I., die Königin Anna, gebar am 23. Jänner 1547 im k. Schlosse zu Prag die Tochter Johanna *), starb daselbst am 27sten und wurde bei St. Veit begraben. Ob diese Tafel noch erhalten ist, mögen dortige Kunstfreunde nachsehen.

Als Augustin Hirsvogel zu Ende des Jahres 1552 oder zu Anfang 1553 (vgl. mein Medaillenwerk S. 294) zu Wien gestorben war, bittet »Mayster Jakob Seysenegger Hof Maller,« nämlich Ferdinand's I., in einem eigenhändig geschriebenen Gesuche, welches ich im k. k. Hofkammerarchive aufgefunden habe, Se. Majestät den jüngern (böhmischen) König Maximilian II., um des seligen Hirsvogel jährliche Provision von 100 Gulden, nennt sich in demselben einen gebornen und erzogenen Unterthan, berichtet, daß er Frau und Kinder, ja auch ein Haus in Wien habe, das er aber wegen seiner Schulden von 1500 fl. und der großen Steuern in diesen beschwerlichen Zeiten wieder verkaufen müsse; ferner, daß er nach des jüngeren Königs Wunsche zwei Lehrknaben für die Malerei (also eine Malerschule?) zu sich genommen habe und nun altere und kränkle. Am 23. März 1553 wurden ihm zu dieser Provision großmüthig noch 50 Gulden auf sein Lebenslang vom Eingange des Jahres an bewilligt. Dieses Gesuch lautet wörtlich:

Durchleuchtigister Grosmechtiger Khunig genediger Herr.

Ewer Khunigcliche wirde, tragen sonnder Zweiffl gnedigist guet wißen, wie Ich Ewer Khu: wirde geliebten Herrn vnnd vattern der Rö: Khu: Mt: ꝛc. meinem allergenedigisten Herrn, als derselben Hof Maller Lannge Jar, verhoffenlich Eerlich vnnd getrewlich gedíennt, Auch allerley Zuegestandne ansechliche Eerliche, vnnd mir vol Erspriеßliche Condition von Bapstlicher Hailickhait, Frannckhreich, vnnd anndern Cristlichen Potentaten, die mich in Ire diennst anZenemen, vnnd ansechlich Ze underhalten Sich angepotten in ansehung, das Ich vnnder Irer Ro: Khu: Mt ꝛc. geporn vnnd erzogen, ausgeschlagen hab, Vnnd so Ich das mit dem beschwerlichen grossen, vil hin vnnd widerraisen, sonnst in ander weeg meines Handtwerchs nit woll geniessen mög, Auch meine ordinary Hofbesolldung dermassen schlecht vnnd gering gewesen, das Ich mich sampt meiner Hausfrawen vnnd khindern dabey beschwerlich ernern vnnd

*) Diese Erzherzogin Johanna sollte, wenigstens war nach Katona XXIII. 788 und Feller VI 940 hievon die Rede, um das Jahr 1563 den siebenbürgischen Fürsten Johann Sigmund Zapolya heiraten. Sie vermählte sich im November 1565 mit Franz Maria I. Großherzog von Toscana, der nach ihrem am 6 April 1578 erfolgten Hinscheiden die bekannte Venetianerin Bianca Capello ehelichte Johanna's jüngste Tochter Maria von Medici war die zweite Gemahlin des K. Heinrich's IV. von Frankreich. Die k. k. Ambraser Sammlung verwahrt in der Sammlung kleiner Porträte Nr. 192 und 193 die Bildnisse Johanna's und ihres Gemahles, Nr. 395 und 396 das Bianca's und Nr. 231 von der Königin Maria.

vnt(er)halten mögen, Hab Ich die Pesste Zeit meines lebens allso verschliessen, vnnd nicht souil fur mich Pringen khonnen, das Ich Jezo Zu meinen erlebten tagen, vnnd sonnderlich bey dem mangl meines gesichts, den Ich von tag zu tag, Je Lennger Je mer befind, mein notwenndige vnnderhalltung gehaben mag, Dan ob Ich gleich mir Zu wien ain Behausung erckhaufft, so hab Ich mich doch dardurch der massen in schulden gesteckht, das Ich dieselbigen ausser wider verkhauffung des Hauss bey disen beschwerlichen Zeitten vnnd grossen Steuren nit bezallen khan, Sonnder bin Armuet Halben drungenlich verursacht, solch Behausung wider Zuuerkhauffen, vnnd mich sampt meinen Immer schwachen vnd khranckhen Haußfrawen Herbergsweiß zuenthalten. Nun haben Sich vngezweifflt Ewer Khu: wirde gnedigist wol zu erinnern das dieselbig zu offt vnnd mermaln mich gnedigist angesprochen haben, das Ich etliche Khnaben, Zue dem Mall vnnd khunsstwerch aufferziechen solle, Darauff vnnd Zugehorsamer volziehung E: Khu: wirde gnedigisten anarmutens hab Ich Zween khnaben Zue mir genomen, die Ich mit allen getrewen vleiss das Jenig so Ich aus gnaden des Almechtigen verstee Zuunderweisen, vnnd Ze lernen entslossen, Nachdem aber das vnuermögen ann Jme selbst groß Vnnd mir beschwerlich die in meinem aignen Chossten Zuunderhalten, furnemblich bey disen beschwerlichen leuffen, Vnnd dan Ich auch meiner Lanngwirigen getrewen diennssten, Jezo in meinen allten vnnd schier erlepten tagen ergözlichait empfahen mug, So Zaig Ewer Khu: wirde Ich In vnderthenigkhait an, das Augostin Hirschvogl, so von hochernenter Ro: Khu: Mt rc. ain Hundert gulden Prouision sein leben Lanng gehabt mit Tod abgangen vnnd solch Prouision der Ro: Khu: Mt :c. erledigt worden ist, Vnnd damit Ich nun ob angeregte Zwen Khnaben auch mich vnnd mein Haussfraw so mit täglicher schwerer vnnd Immer werenden khranckhait beladen ist, dest stattlicher erhalten mug, So ist an Ewer Khu: Wirde mein vnnderthenigist ansuechen vnnd Pitten die welle fur sich selbst mir angeregte Prouision, so der abgestorben Hirschvogl sein leben Lanng auf dem vitztompampt alhie gehabt, mein leben Lang zu ainer zuepueß, vnnd ergetzlichait mainer diensst, genedigist eruolgen lassen, oder genedigiste befurderung thuen das Ich meiner schulden so Sich in die 1500 gulden vngeuerlich erlaufft enthebt vnnd Enndtledigt werden mug oder doch bey Hochernenter Ro: Khu: Mt: darob sein, vnnd die sachen dahin gnedigist befurdern, das Jr Rö: Khu: Mt: rc. mir diz mein vnnderthenig notwenndig begern, oberzelter vrsachen halben, Nit abschlagen, noch weigern, sonnder mich alls ainen allten dienner mit genaden beuolhen haben, vnnd mit solcher Prouision bedennckhen, das vmb Ewer Khu: wirde mit meinen vnnderthänigisten diensten Zuuerdiennen will Ich Jeder Zeit In aller vnnderthenickhait bey tag vnnd nacht gehorsamblich willig Erfunden worden, vnnd thuen Ewer Khu: wirde mich Jeder Zeit vnnderthenigist beuellen,

Ewer Khunigcliche wirde

Vnnderthenigister
Dienner

Maystr Jacob Seysenegger Hof Maller.

Dann folgen die einfachen Worte:

»Zu der vorigen Prouision noch 50 gld sein lebenlang von eingang Jar

25. Mart. 1553.«

In den oben erwähnten Hofregistern vom J. 1554 S. 165 lautet es: »Jacoben Seisenegger, Rom. Khu. Mt Hofmaller. So Ime die Khu. Mt. von wegen Abconderfehung Jhrer k. Mt geliebten Khuniglichen Khinder zu geben verordnet 60 fl. Rhein.«

Die k. k. Ambraser Sammlung verwahrt außer den kleinen Porträten, welche von Nr. 168 — 193 die Kinder K. Ferdinand's I. und deren Gemahle und Gemahlinnen vorstellen, im Eckſaale nach der dermaligen Aufſtellung Nr. 130 — 136, ſieben Bruſtbilder junger Fürſtinnen, wahrſcheinlich der Töchter K. Ferdinand's und der Schweſtern des Stifters dieſer k. k. Sammlung *). Einige derſelben haben ſolche Familienähnlichkeit, daß man unwillkürlich an Ovid's fünfzig Nereiden erinnert wird:

— — — Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen: qualem decet esse sororum.
Metamorph. II. 13. 14.

Die Königin Anna hat dem K. Ferdinand vier Söhne und eilf Töchter geſchenkt. Da die ältern Prinzeſſinnen um das Jahr 1554 vermählt waren, ſo dürften dieſe Porträte wohl den jüngeren angehören, von denen Margaretha und Helena in's k. Damenſtift zu Hall in Tirol eintraten und daſelbſt ſtarben. Stunde, Tag, Jahr und Ort der Geburt ſämmtlicher fünfzehn Kinder, wie auch die Namen der Täufer und Taufpathen habe ich aus dem Schlußblatte eines Gebetbuches K. Ferdinand's in Ridler's öſterr. Archive. Wien 1831. S. 531 ff. mitgetheilt.

Im Jahre 1557 wurden demſelben auf Mallung aines Jhrer khun. Mt. Veldfan 50 fl. gegeben. — Ferner im J. 1558 demſelben auf 12 Hoftrumetter Fan, auch 2 Panner auf die herpauken, welche er auf beiden ſeyten vergult vnd darauf 2 Jhr Mt. Wappen, den ſchwarzen doppelten Adler mit ſambt den andern Khunigkreichen vnd Landes Schiltern zu malen 137 fl. — Man erſieht demnach, daß er Porträte, Fahnen und Wappen malte. Leider kennt man kein Bild mit ſeinem Monogramme oder Wappen. Ferdinand I. führte als römiſcher König nur den einfachen Adler, als römiſcher Kaiſer nahm er den doppelten an. Das k. k. Münzkabinet beſitzt einen ſehr ſchönen und ſeltenen Gedächtnißthaler auf die Annahme der Kaiſerwürde mit der Aufſchrift: — — ELECTVS. ROMANORVM. — IMPERATOR — ANNO. MD.L.VIII — MARCY — XIII etc., mit den gekrönten Doppeladler. Vgl. Madai Nr. 2408 und v. Schulthes-Rechberg's Thaler-Kabinet. Wien 1840. I. Nr. 127.

Im Jahre 1564 erhielt Seiſenegger zu beſt beſſer Seiner vndterhaltung (Erhaltung) 56 fl.

Im Archive der k. k. vereinten Hofkanzlei in Wien findet ſich unter den Reichsacten ferner der alte Entwurf eines Bittgeſuches von demſelben Jakob Seiſenegger um Beſſerung ſeines alten Wappens und um tarfreie Nobilitation. Es lautet wörtlich:

»DJe Römiſch Khay. Mt. Bitt Derſelben Alter Diener vund Hoffmaller, Jacob Seiſennegger in unnderthenikheit, die wellen Jne vnd ſeine Eelichen leibs erben, in genedigiſter erwegung, das er vnangeſehen. der villfeltigen nutzlichen vom Kaiſer Carl, auch andern Fürſten vnd Pottentaten Jme fürgeſchlagnen Conditionen, ſeine Dienſt nit allein pey Jrer Khay. Mt. derſelben liebſten Gemachl hochlöblichſter gedachtnus vnd Jrer Mt geliebten kayſerlichen khindern, Sunder auch

*) Primiſſer's k. k. Ambraſer-Sammlung 1819. S. 97. Nr. 108 — 112. Meine Ueberſicht derſelben k. k. Sammlung von 1846. S. 23. Nr. 130—136.

Ihrer Khay. Mt. Zu vnderthanigistem gefallen, Rnem vnd Cern, In Hispania, Franckreich, Italia vnnd Germania, nun mer bey den dreissig Jarn heer, Jeder Zeit dermassen gutwillig mit getreuem vleiß, Erlich vnnd auffrecht zuegebracht, darob seines vnnderthanigisten verhoffens Jer khay. M. nie khein missfallen oder ainigen vnwillen, Sunder vill mer gnedigist wollgeffallen, auch sunst meniglich mit seiner khunst vnd arbeit guetes benuegen gehabt haben solle, das er auch mit seinem villfeltigen Irer Mt. Hoffnachziehen, vnd beschwerlichen waitten raissen, in seiner khunst vnd arbeit vill verabsaumbt, darbey nichts erübrigt, vnd Jme vber das Zu mermallen an seiner wollverdienten bezalung, Zu seinem schaden, vill abgebrochen worden, vnd dan auß sunderer kayserlichen milde vnd gnaden, mit allein mit hiepey gestellter besserung seines alten wappen, Sunder auf der nobilisation vnd Taxfreiung aller gnedigist fürsehen vnd yegaben, Des vmb die Römisch Khay. Mt. begertt er sampt den seinigen vnderthenigist zu verdienen.«

Weiter unten in der Mitte des Blattes ist noch in acht schmalen Zeilen zu lesen: »Die Röm. Kay. Mt. Bewilliget gnediklich disse besserung sampt der nobilitation zu Wien den 16 Octobris Anno 1558 Auch Taxfreyung 16. Marcij A°. 59.«

Darunter stehen neben einander zwei colorirte Wappenschildchen. In dem zur Rechten prangt ein auf drei naturfarbenen Felsen hinschreitender, geflügelter und schwarzer Greif mit rother Zunge und einfachem, gesenktem Schweife, welcher an den Vorderklauen einen großen Stein hält; über dem geschlossenen Helme, der einen Kranz trägt, ist ein schwarzer Flug. Das neue, verbesserte Wappen zur Linken hat vier Felder: im ersten und vierten blauen Felde sind drei Steine  in ihrer natürlichen (weißgrauen) Farbe; im zweiten und dritten weißen Felde ist derselbe rechtshin schreitende schwarze Greif, der in der linken Vorderklaue eine Schlange, deren Zunge sich gegen seine Brust kehrt, in ihrer Naturfarbe festhält, die rechte Vorderklaue ist über dem feindlichen Thiere drohend erhoben. Auf dem Wappenschilde ist ein durchbrochener Helm mit einer Krone, auf der ein mit der Spitze emporgekehrtes Schwert zwischen zwei schwarzen Flügen ruht.

Die obigen Worte sind, höchst wahrscheinlich von Jakob Seisenegger selbst, auf festes Papier in klein Folio geschrieben, und dieses auf ein altes beschriebenes Pergamentblatt aufgezogen.

In demselben k. k. Archive fand ich, daß Seisenegger's Witwe am 10. April 1568 ein jährliches Gnadengeld von 40 fl. auf vier Jahre bewilliget wurde. Demnach dürfte er zu Anfang des Jahres 1568 gestorben seyn.

Seisenegger muß wohl ein tüchtiger, auch im Auslande gekannter und geachteter Künstler gewesen seyn, indem ihm laut seiner Bittschrift sogar von Seiner päpstlichen Heiligkeit, von Frankreich und andern christlichen Potentaten Diensteseanträge gemacht wurden. Die Liebe zum Vaterlande hielt ihn zurück, und daß man mit ihm zufrieden gewesen, zeigt die Zulage zu Hirsvogel's Provision. Diese mit ehrlicher Offenheit und Gemüthlichkeit abgefaßte Schrift läßt auch einen Blick in das häusliche Leben eines damaligen Wiener Künstlers werfen. Ferner sieht man, wie talentreiche Knaben unter guten Meistern damals lernten und sich zu Künstlern praktisch heranbildeten.

Das untere S. 1 eingedruckte Monogramm ist, wie gesagt, die Chiffre des um das Jahr 1560 (zu Wien?) verstorbenen Kupferstechers und Formschneiders Hanns Sebald Lautensack, welchem ich mehrere Blätter von den Jahren 1553 bis 1560 (s. Medaillen S. 295) vindicirte, die dem Augustin Hirsvogel, dessen Leben man fälschlich bis 1560 verlängerte, irrig zugetheilt wurden, indem Nichtkenner Lautensack's Monogramm als Hirsvogeln gehörig annahmen.

Von Lautensack ist auch des nachherigen Wiener Bürgermeisters Johann von Thaw oder Thau († um 1589) [1]) Porträt um 1559 in Kupfer geätzt. Ritter von Bartsch hat in: Peintre graveur Tom. IX. p. 210. Nro. 8 dieses Blatt, das auch die k. k. Hofbibliothek besitzt, in Kürze beschrieben, aber jenen großen Baum in der Landschaft zur Rechten nicht beachtet, auf dem eine Eule sitzt, auf welche mehrere größere und kleinere Vögel (Zeisige?) neckend zufliegen. Unwillkürlich erinnerte ich mich an Jakob Zeyßnecker's Monogramm, der vielleicht den damaligen Stadtrath Thau gemalt hatte, nach welchem Gemälde dann Lautensack sein Blatt auf Kupfer radirte.

II. Genealogische Notizen über die Ritter und Freiherren von Seiseneck.

Von Joseph Bergmann.

Walther von Seisseneck, Pfleger der Burg und Herrschaft Steyer im J. 1284, ist der erste dieses Namens, welcher in Urkunden gefunden wird, und vielleicht von dem Orte Seisseneck seinen Namen geführt, kaum aber mit den Nachstehenden einerlei Geschlechtes gewesen seyn mag; denn Preuenhuber meldet in seinem Manuscripte von den abgestorbenen Geschlechtern in Niederösterreich: daß die Seissenegger [2]), Ritter, nachhin auch Freiherren von und zu Seisseneck auf Weiteneck ꝛc., anfänglich von Alindorf oder Alendorf (das ein gutes, ritterliches Geschlecht in Franken war) geheißen haben, und etliche dieses Namens Pfleger oder Burggrafen zu Seisseneck gewesen seien; welche Pflege der Veste und Herrschaft Seisseneck sie von deren Eigenthümern, den mächtigen Dynasten und Herren von Walsee erblich, wie es scheint, überkommen haben. Zum Beweise führt derselbe folgende Stelle ex libris Traditionum des Klosters Baumgartenberg an: Cunradus de Alindorf pro tempore Burggravius in Seisenegg tradidit Monasterio (sc. in Baumgartenberg) mediante consensu uxoris suae Juthae, titulo proprietatis praedium unius talenti reditus, situm circa villam Wagram [3]) anno Domini 1301. Ferner wird in Herrn Ludwig von Zelking's Vermächtnißbrief vom J. 1336 eben gemeldeter Chunrad von Alndorf, ehedem Burggraf zu Seusseneck, als Zeuge gelesen.

---

[1]) Ueber dessen Leben wird das Nähere in meinem Medaillenwerke Bd. II. Nr. LXXV erscheinen.

[2]) Dieser Name wurde in Urkunden im J. 1405 Seusenegger, 1513 Sewsenegk, Seyzenecker, dann auch Seisenegger und Seisenecker geschrieben. Das Schloß und die Herrschaft Seiseneck liegen über der Ips bei Blindenmarkt im V. O. W. W.

[3]) Da es mehrere Orte Wagram in Oesterreich gibt, so ist hier wohl Wagram über dem Flüßchen Erla gegen die Enns hin gemeint.

Wir wollen die spärlichen Notizen, die wir zerstreut gefunden haben, weiter zusammenstellen.

Der biedere, am 22. Juli 1843 in Wien verstorbene Friedrich Reil führt in: »Das Donauländchen der k. k. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg, Wien 1835,« S. 455 an: Lehenbrief ddto. 2. Juli 1403 von Herzog Albrecht IV. von Oesterreich auf Hannsen Seusenegger um das halbe Haus zu Wimberg, welches von Hannsens Vetter Wernhart Seusenegger ledig geworden ist.

Nach des Freiherrn v. Hoheneck Genealogie rc. Bd. III. 683 ist in der Kapelle zu Ottstorf (bei Wels) zu lesen: Anno 1421 die 21. Maij ad mandatum Reverendissimi in Christo domini domini Leonardi Dei Gratia Episcopi Pataviensis etc. Fundatrix hujus Capellae Domina Dorothea uxor Udalrici Seisenekii, et Filia Joannis Puecher de Ottstorf, piae memoriae. Dieses Ulrich Seisenecks seligen Witwe Dorothea, weiland Hanns Puecher's zu Ottstorf Tochter, baute und stiftete die Kirche und das Beneficium zu Ottstorf laut des Stiftbriefes vom Montag nach St. Andreastag (d. i. 1. December) 1460 zu Ehren der h. unbefleckten Jungfrau und ihrer heiligen Schiedung *), und des h. Bischofs Martin von Grund aus. S. Bar. v. Hoheneck I. 698.

Nun vermögen wir eine mehr zusammenhängende Genealogie niederzulegen.

Bernhard Seiseneck, Johann's Sohn, führte nach Enenkl's Manuscript bei K. Albrecht's II. prachtvollem Leichenbegängnisse zu Wien am St. Simon's und Judä Abend (27. October) 1439 nebst Herrn Rudolphen Mattseber das Leichenpferd wegen des Herzogthums Kärnthen. Bernhard war 1451 beim Convent der niederösterreichischen Stände zu Mailberg, wie auch 1458 Ritterstandsausschuß beim Landtage in Wien wegen Vergleichung K. Friedrich's III. mit den Erzherzogen Albrecht VI. und Sigmund von Tirol. Nach Wißgrill III. 329 war er mit Barbara, Tochter des Herrn Wolfgang Silleis, schon im Jahre 1435 vermählt; und Margaretha, wahrscheinlich seine Schwester, war die zweite Hausfrau Georg's des Aeltern, Freiherrn v. Eitzing zu Schrattenthal, Sohnes von jenem Ulrich († 1464), der in der österreichischen Landesgeschichte unter K. Ladislaus Posthumus und K. Friedrich III. zu einer traurigen Berühmtheit gekommen ist (vgl. Wißgrill II. 384). Nach ebendemselben S. 383 war 1469 eine Walburga von Seisseneck die Ehefrau Sigismund's Herrn v. Eitzing, des jüngsten Bruders von Ulrich; deren einziger Sohn Georg der Jüngere, Herr von Eitzing zu Haugstorf, bewährte sich in den Jahren 1476 und 1477 gegen den K. Matthias Corvinus als ein tapferer Kriegsmann.

Bernhard's Kinder waren die Söhne Wolfgang und Georg I. und die Tochter Dorothea, welche sich um das Jahr 1443 mit Wolfgang von Hinterholz oder Hinterholzer vermählte. Dieser unterfertigte als Zeuge im J. 1460 den vorerwähnten Stiftsbrief der verwitweten Frau Dorothea Seiseneckerin, gebornen Puecherin, für Ottstorf. Ihr Sohn Jakob v. Hinterholz, Herr zu Salaberg, Ainöd und Ottstorf, starb kinderlos, der Letzte seines Stammes, am St. Dorothea-Tag (6. Februar) 1524 und ruht zu Gleink bei seinen Voreltern, und ihre Tochter Margaretha vermählte sich nach dem Freiherrn von Hoheneck III. 254 mit Wolf Fuchs von Fuchsberg.

*) Schiedung, d. i. als sie aus diesem Leben schied, Mariä Himmelfahrt, am 15. August.

Auf Wolfgang Sewsenekger lautet ein Zuschlagbrief [1]) ddto. 5. Juni 1481 von Kaiser Friedrich um 500 Dukaten auf den Sitz des Schlosses Persenbeug (Keil S. 321). Im Jahre 1480 erscheint Herr Wolfgang Seisenecker in des Herrn Volkart's von Aursperg Hochzeitbrief als Zeuge. Er erscheint mit seinem Namen im deutschen Gestreche zu Pferd mit K. Maximilian I. auf Bl. 76 in Freudall's Turnierbuche, das die k. k. Ambraser-Sammlung verwahrt. Er war am 26. Febr. 1491 schon gestorben, zu welcher Zeit das Schloß Persenbeug Sigmund und Heinrich Prueschenk (nachherigen Grafen v. Hardegg) von Wolfgang Seisenecker's Erben und Gerhaben abgelöset haben. Wolfgangs Gemahlin war nach Wißgrill III. 113 Ursula, Tochter des reichen und in der Landesgeschichte Niederösterreichs durch seine Gewaltthätigkeiten bekannten Ritters Konrad Fronauer's oder von Fronau. Deren Sohn Georg, den wir den Zweiten nennen wollen, mit Helena von Lappitz vermählt, starb kinderlos um das Jahr 1524.

Nur etwa ein Menschenalter länger dauerte die Linie, welche Georg I. gründete.

In Philiberti Hueber Austria ex Archivis Mellicensibus illustrata. Lipsiae 1722. p. 117. Nro. 26 anno 1444 erscheinen die Edlen Jorig Seussenekker zu Soss [2]) vnd Jorig Czand als Zeugen mit ihren anhangenden Siegeln in einem Reversalbriefe des Paul Fläming für sich und seine Erben propter duas dimidias curias in Maur [3]). Sigill. XXVI. N. 16. cf. p. 201. Auf Jörg Sewsenekger stellte nach Keil S. 320 K. Friedrich am 12. October 1456 für sich und seinen Vetter Ladislaus (Posthumus) einen Pfandbrief auf Persenbeug an der Donau mit dem Bedinge aus, das Schloß bei feindlicher Gefahr für des Ersteren Leute offen und zu ihrem Schutze immer bereit und gerüstet zu halten. Doch wurde dasselbe, das wie Weiteneck, Schloß Struden, Steyer, Bruck an der Leitha &c. nebst andern Burgen Ladislaus' Anhänger den kaiserlichen Söldnern 1457 abgenommen hatten, von Ladislaus dem Ritter Erasmus Feuchter mit allen Rechten und Nutzungen, wie solche vorher des Kaisers Anhänger Geörig der Seissenecker genossen hatte, am 30. April desselben Jahres auf zehn Jahre verschrieben (Wißgrill III. 39). Unter den Beschwerdeführern wegen längst fälliger Geldforderungen war auch ein Seissenecker, wahrscheinlich dieser Georg, der die Zahlung eines Jahressoldes und seiner auf dem Wege nach Gratz gehabten Kosten, wie auch wegen der zweihundert Pfund zur Herstellung von Persenbeug zu fordern hatte. Des Zuschlagbriefes auf Wolfgang Sewsenekger um 500 Dukaten im J. 1481 wurde vorher erwähnt.

In dem unseligen Bruderzwiste zwischen Kaiser Friedrich III. und dem Erzherzoge Albrecht VI. hatte Lempeck, des Erstern Pfleger und Burghauptmann zu Weiteneck, die Letzterem treu gebliebene Burg Emmersdorf — wiewohl vergeblich belagert, aber einige Orte und Höfe eingeäschert, und wollte sich wieder in die Veste Weiteneck werfen. Die auf dem Wege bei Weiteneck zur Wache aufgestellten sechs schweizerischen [4]) Miethsoldaten wurden mit Lanzen durchbohrt. Ein Seyzenecker

[1]) Zuschlag ist ein vergrößertes Pfand.

[2]) Wohl nicht das Pfarrdorf Soß bei Baden, sondern Soß (in alter Schreibweise Sozze) über der Bielach im V. O. W. W., in der er das Recht zu fischen hatte.

[3]) Wahrscheinlich Mauer hinter der Ips bei Niederwallsee.

[4]) Das. Lanceis a Swetensibus rectius Switensibus conductis, woraus man sieht, daß Schweizer in österreichischen Diensten waren.

Wolfgang oder Georg?), der im Chronicon Mellicense der Adelserhöhung im J. 1513 vorgreifend Baro genannt wird, des Erzherzogs Parteigänger, schließt die Veste Weiteneck ein, belagert sie mit großen Donnerbüchsen und wirft einen Thurm nieder. Lempeck begibt sich bei diesem Anblicke weinend auf die Flucht [1]). Im Markte Melk frohlockte man wegen der Einnahme dieser Burg. Albert, der schon am 2. December desselben Jahres 1463 eines plötzlichen Todes starb, übergab diese Veste und Herrschaft einem Pfleger, wahrscheinlich demselben Seisenegger, der sie für ihn erobert hatte.

Im Jahre 1474 überläßt nach Philibert Hueber S. 139 S. 17 Georg (I.) von Seysenegg dem Kloster Melk das Recht zu fischen im Flusse Piellach.

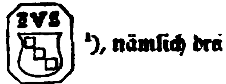
Dessen Sohn von einer mir unbekannten Gemahlin war Ulrich von Seiseneck, welcher im J. 1473 gestorben seyn soll, und von seiner Hausfrau Susanna Puecherin von Ottstorf den Sohn Georg, den dritten dieses Geschlechtes, hinterließ. Dieser Georg erscheint noch im Ritterstande auf dem Landtage an St. Michaelstag 1508 zu Krems. Kaiser Maximilian I. verkaufte ddto. Augsburg 12. April 1513 das Schloß Weiteneck seinem lieben getreuen Rathe Georg von Sewseneck als freies, lauteres und unbekümmertes Eigenthum gegen das Schloß im Ispertthale, das vorher er und seine Voraltern vom Hause Oesterreich zu Lehen gehabt hatten. Vgl. Reil S. 449, wo die Urkunde abgedruckt ist. — Daß dieser Georg beim Kaiser viel gegolten habe, bezeugt dessen in einem eigenhändigen Schreiben an Herrn Bartholomäus von Stahremberg ausgesprochener Wunsch, zwischen dessen Tochter Anna und diesem Georg von Seiseneck zu Weiteneck eine Heirat zu stiften. Hoheneck II. 541 setzt diese Vermählung in's Jahr 1501, welcher Angabe Reil S. 451 widerspricht, indem Anna damals ein Kind, oder vielleicht kaum geboren gewesen seyn dürfte, und will statt 1501 lieber des Kaisers Todesjahr 1519 gesetzt wissen. Gegen Herrn Reil ist das Alter von Georgs Sohne Christoph (wenn er ja aus dieser Ehe ist?), der 1528 den Landtag besucht. Kaiser Max erhob ihn nach Reil S. 451 im J. 1518 in den Freiherrenstand mit dem Prädikate von Weiteneck, welche Zeitangabe gewiß nur ein Schreib- oder Setzfehler ist. Es muß wohl 1513 heißen, wie aus dem im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive verwahrten und hier folgenden Reverse (vom 22. April 1513) Georgs Freiherrn von Sewseneck erhellet, laut dessen er gegen jährliche Reichung zweier Hirschen die an seine Schlösser stoßende Wildfuhr hegen will.

Ich Georg Freyherr zu Sewsenekh, Bekenn als mir der Allerdurchleuchtigist grosmachtigist Fürst und Herr Maximilian Romischer kayser, mein Allergnedigister Herr von besonderm gnaden wegen bey Ihrer kay. Mt Jegermaister der Niderosterrichischen Lannde Herr wilhalmen von Greys [2]), jerlichen zween hierssen zu raichen vnnd zu geben bevolhen hat, dagegen solle Ich Irer kay. Mt wildtfur vnnd wildtprät an meyne holtzer stossend hayen, darauff ich dann das Irer kay. Mt solhs pey meynen geslossern Seysenekh krantzekh vnnd lengenfelden hiemit disem brieffe zuthun zue sage trewlich vnnd vngeuerlich mit vrkund ditz brieffs vnder meynem furgedruckten petschad Geben zu Augspurg den Zwenvndtzwaintzigisten tag des monats Apprillis Anno xv^c vnnd Im Dreyzehenden.

---

1) Hieronym. Pez Script. Rer. Austriac. Tom. I. Chronicon Monast. Mellicensis p. 259 ad annum MCCCCLXIII.

2) Ueber Wilhelm den Aeltern von Greiß s. Wißgrill III. 393.

Diese Urkunde hat des Ausstellers Sigill 

[1]), nämlich drei aus dem obern rechten Winkel gegen den untern linken gehängweise aufeinandergestellte schwarze Quadersteine auf weißem Grunde, wie sie aber in der entgegengesetzten Richtung in des Freiherrn von Hoheneck Genealogie rc. III. 682 abgebildet sind.

Das Wappen des Hofmalers Jakob Seisenegger S. 5 zeigt mit seinen drei Quadersteinen einige Stammverwandtschaft; vielleicht wurde ihm das freiherrliche zum Grunde gelegt?

Nach Wißgrill's Manuscripte saß er im Landtage zu Wien am Montag nach St. Martini (14. November) 1524 auf der Herrenbank. Nach Wißgrill IV. 339 vergleicht Georg sich mit des vorerwähnten Jakobs von Hinterholz, Herrn von Salaberg und Ainöd [2]), seines Vetters, Witwe Elisabeth, gebornen Oberhaimerin, wegen ihrer auf ihres sel. Gemahls Gütern und Erbe haftenden Heimsteuer und anderen Forderungen, und übergab ihr die Schlösser und Herrschaften Salihenberg und Ainöd. Noch am Montag nach St. Martini (14. November) 1524 saß er im Landtage zu Wien auf der Herrenbank, dürfte aber bald hernach gestorben seyn.

Sein Sohn Christoph v. Seiseneck, Freiherr von Weiteneck, der letzte männliche Sprosse dieses Namens, verlieh dem Wolfgang Zorf die von seinem Vater bereits inne gehabten Lehen zu Hofstätten (im V. O. W. W.), Winkelstorf rc., verkaufte nach Wißgrill V. 437 im J. 1531 die Herrschaft und Veste Weiteneck mit Leiben an seinen Vetter Ulrich v. Lappitz, der Rechte Doctor und K. Ferdinand's I. Rath, dessen Schwester Helene mit Georg II. von Seiseneck vermählt gewesen war. Nachdem er all sein väterliches Gut verthan hatte, wurde er nach Preuenhuber Kreuzritter in Italien und lebte noch als solcher im J. 1549. Susanne von Seiseneck, wahrscheinlich Christophs Schwester, ehelichte Herrn Andreas von Teufenbach, der 1571 starb, daher auch die von Teufenbach das Seißeneckische Wappen angenommen haben.

Anmerkung. Ob Kaspar Seusenecker, vom J. 1417—1436 Propst zu St. Florian im Lande ob der Enns, diesem Geschlechte angehört habe, vermag ich nicht zu bestimmen.

Außerdem gab es ein tirolisches Geschlecht mit dem Prädikate von und zu Seisenegg. Erzherzog Ferdinand von Tirol bessert ddto. Innsbruck am 15. Juli 1588 dem Simon Juda Heyrling, seinem sonders angenehmen Landsassen, sein altadeliges Wappen und bewilliget, daß er und seine ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechtes sich von seinem Sitze und Hause Seisseneck zu Meran, im Steinach gelegen, nennen und schreiben, wie auch, daß sie rothes Wachs zum Siegeln gebrauchen dürfen. Deren Wappen, das nach der Beschreibung mit drei schwarzen Zwickeln auf goldenem Felde geziert ist, ist durchaus von dem der österreichischen Seisenegger verschieden. Nach dem tirolischen Wappenbuche (Manuscript) Bd. VIII. S. 494 ff.

---

[1]) IVS heißt Iörg Von Sewseneck.

[2]) Beide sind im Viertel ob dem Wiener Walde gelegen.

III. Ueber den Reichsgrafen Peter von Holzapfel, genannt Melander, hessen-cassel'schen General-Lieutenant, dann kaiserlichen Feldmarschall († 1648), und dessen Münzrecht.

Von Joseph Bergmann.

Der Name Melander's ist den Lesern des dreißigjährigen Krieges zu bekannt, als daß er einer ausführlichen biographischen Darstellung bedürfte, zumal man genauere Kenntnisse von dessen Thaten und Wirksamkeit aus Iselin's und F. W. Barthold's Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolph's ab, Stuttgart 1842 (vgl. im Sach- und Namenregister »Holzapfel« am Ende des zweiten Bandes S. 674), und andern Werken nachholen kann. Hier folge nur ein kurzer Abriß.

Peter Holzappel oder Holzapfel war im J. 1585 im Westerwalde in der Grafschaft Nassau-Hadamar von reformirten Aeltern geboren. Nach Einigen war er der Sohn eines Landschultheißen, nach Andern der Sohn Jakob Holzappels und der Anna von Stockheim, eines alten adeligen Geschlechtes auf dem Burgsitze Holzappel.

Nach Barthold I. 64 war er nicht sehr vornehmer Leute Kind. Nun vermag ich über seine Herkunft von gutem alten Geschlechte Bestimmtes aus den Reichsacten in der k. k. vereinten Hofkanzlei darzubringen. Ich fand daselbst die Bestätigung des rittermäßigen Adelstandes für Johann Georg Holzapfel, genannt Milander *), und dessen Bruder Jakob und Peter, vom K. Rudolph II. ddto. Prag am 29. October 1608. Es heißt nämlich in der in lateinischer Sprache abgefaßten Urkunde: Edocti fide digno testimonio progenitores tuos Joannis Georgii à longa temporum serie fuisse viros non minus honesta generis origine, quam vitae morumque integritate ac rerum gerendarum usu insignes — — — dignum te judicavimus, cui benignam ac propensam animi nostri voluntatem singulari aliquo liberalitatis ac munificentiae nostrae Caesareae symbolo testatam redderemus. Motu itaque proprio, ex certa scientia, animo bene deliberato sano et maturo accedente consilio ac de Caesarea nostra potestatis plenitudine tibi praedicto Joanni Georgio ac fratribus tuis Jacobo et Petro antiqua Nobilitatis privilegia à majoribus tuis in te deriuata approbamus, confirmamus, ratificamus etc. etc. Hieraus erhellet auch, daß Peter der jüngste der drei Brüder war. Das Vorbild der Nassauer, eigener Trieb und die wildbewegte Zeit führten ihn auf die kriegerische Laufbahn. Er diente der Republik Venedig

*) Der Name Holzapfel war demnach schon vor dem historischen Hervortreten unsers berühmt gewordenen Peters in Melander oder nach Reuchlinischer Aussprache Milander gräcisirt; gleichsam Μηλανδρος (vgl. Ἀλέξανδρος, Τέρπανδρος) aus μῆλον, Apfel, nicht aus μέλας. Doch kenne ich auch einen Zeitgenossen dieses Melander, welcher nach dem Status particularis Regiminis S. C. Majestatis Ferdinandi II 1637. p. 105 »D. Otto Melander de Schwartzenthal« hieß und in diesem Jahre Reichshofrath war. Dessen Name wäre griechisch Μέλανδρος zu schreiben. Dieser war Doctor der Rechte, Appellations- und Lehensrath im Königreiche Böhmen, und erhielt für sich und seine ehelichen Nachkommen vom Kaiser Matthias ddto. Wien 29. Jänner 1619 den rittermäßigen Adelstand mit der Begünstigung, sich hinfür neben seinem Tauf- und Zunamen »Schwartzmann von Schwarzenthal« zu nennen und zu schreiben. Kaiser Ferdinand II. gab ihm, seinem Reichshofrathe, ddto. Wien 21. October 1628, die Erlaubniß, ständische Güter zu kaufen und das böhmische Incolat.

1617 im Friauler Kriege gegen Erzherzog Ferdinand II. von Steiermark, vielleicht unter Johann Ernest Grafen von Nassau-Siegen, welcher jenen zu Hülfe zog, und nach Khevenhiller's Annales Ferdinand. II. Tom. VIII. 1067 zu Udine, nach Hübner's genealogischen Tabellen I. 257 aber zu Montfalcone starb; dann stand er in schweizerischem Solde, und zwar als Oberst bei der Besatzung der Stadt Basel, und zeichnete sich im mantuanischen Erbfolgekrieg im Solde der Venetianer, die dem hart bedrängten Herzog Karl von Nevers und Rethel beistanden, 1629 aus; nun kehrte er in sein geparteites Vaterland zurück und trat im Frühlinge 1633 als General-Lieutenant, geheimer Rath und Inhaber mehrerer Regimenter in die Dienste des waffenlustigen Landgrafen Wilhelm's V. von Hessen-Kassel, der in seinem Testamente († $\frac{\text{21. Sept.}}{\text{1. Octob.}}$ 1637) die Führung des Heeres ihm, dem stets Treubewährten, zudachte. Er war die Stütze der Witwe-Vormünderin und Regentin Amalia Elisabeth, und blieb nach Barthold II. 40 in jenem Bedrängnisse des hessischen Hauses der Pflicht gegen die Todten so treu, daß er K. Ferdinand's III. durch den Kurfürsten von Köln gemachten Antrag, in seine Dienste zu treten, wofür ihn die Erhebung seiner Herrschaft Angerort bei Kaiserswerth zur Grafschaft, 10,000 Thaler Einkünfte und die kaiserliche Generalswürde verheißen wurden, offen ablehnte. Er that redlich seine Schuldigkeit und förderte nach Kräften Hessens Wohl und Vortheil. Voll des gerechten Unmuthes und Unwillens über der Landgräfin falsche und unbesonnene Politik forderte er zu Kassel im Sommer 1640 (nach Berthold II. 261 und nach II. 549 im J. 1641) den Abschied und zog sich nach Angerort zurück. Während er fern vom Kriegsschauplatze und den Hofränken lebte, wurde er mit seinem Bruder Jakob und dessen Söhnen noch im Jahre 1641 und nicht im Jahre 1645, wie Iselin andeutet, in den Reichsgrafenstand erhoben. Es heißt in dem Grafenstandsbriefe, den ich in den Reichacten bei der hiesigen k. k. Hofkanzlei selbst eingesehen habe: »Wan Wir (K. Ferdinand III.) nun gnediglich angesehen, wahrgenommen vnd betrachtet, daß alt Rittermessig Adelich, im heyl. Röm. Reich Wohlbekhante Geschlecht deren von Holzapfel wie auch die fürtrefflichen Tugendten vernunfft, verstandt vnd Ritterlichen Valor, den Vnnser vnd deß Reichs lieber getrewer Peter von Holzapfel MM *) in der Zeit von Jugent auf, in allen vorgefallenen occasionen erzeigt und erwiesen hat, vnnd hinfüro zu Unnsern vnnd deß heyl. Reichs wie auch vnnsers löbl. Erzhauses Diensten zu thuen des Vnderthenigisten erpietens ist, auch wohl thuen khan mag vnnd solle« rc. In Anbetracht dessen (um in jetziger Sprache kürzer zu reden) haben wir ihn, wie auch seines verstorbenen (vgl. S. 11) Bruders Jakob von Holzapfel hinterlassene Söhne, Jakob und Wigboldt Wilhelmen von Holzapfel Gebrüder, sammt allen ihren ehelichen Leibeserben und deren Erbeserben Manns- und Frauenspersonen in absteigender Linie aus eigener Bewegnuß in den Reichsgrafenstand erhoben. Wien 23. December 1641. Unterzeichnet mit Ferdinand, V. Ferd. Grav Kurz.

Die Worte: »daß er hinfüro zu Unsern und des heil. römischen Reichs wie auch Unseres Erzhauses Diensten unterthänigsten Erbiethens

*) Diese Zeichen scheinen mir den Titel anzeigen zu sollen, der in dem an den Grafen ausgefertigten Diplome wohl ausführlich geschrieben wurde. In den kaiserlichen Urkunden wird der Name immer Holtzapfel oder Holzapfel geschrieben.

ft,« geben wohl deutlich zu erkennen, daß dessen Eintritt in des Reiches ınd des Erzhauses Dienste von Seite des General-Lieutenants v. Holz- ıpfel damals schon eingeleitet war.

Peter Graf von Holzapfel kaufte im J. 1643 von dem Grafen ʃohann Ludwig von Nassau-Hadamar die unmittelbare Reichs- ıerrschaft Esterau. Folgende Zeilen enthalten den Vortrag des kaiser- ichen Hofrathes an Se. Majestät und das Conclusum ddto. Skalitz (in Mähren) vom 14. September (1643):

Allergenedigster Kaiser vnd Herr!

Ew: Kays: Mt: erinnern sich allergenedigst welcher gestalt vnd auß vas Vrsachen Sy den gewesten Hessischen General Leütenandten Peter on Holzapffel in den Reichs Grauen Standt erhebt haben. Wan nun erselbe von Ew: Kays: Mt: geheimen: vnd Reichshoffrath Johann !udwigen Grauen von Nassaw eine dem Hauß Nassaw von al- ers Zueständige, Ew: Kays: Mt: vnd dem Reich immediatè vnderworfene Landtschafft (wie Ers nennet) die Esteraw genannt, auf der Lahn, hnweit von Cobelenz gelegen, mit Ihren angehorigen Dörffern, vnder- hanen vnd aller hoher Landts Obrigkeit, recht vnd gerechtigkeit erblich ın sich erkaufft, Alß bittet ermelter Holzapffel vorgemelte Landtschafft, velche ohne das ein vralte freye herrschafft vnd vnder den Westphälischen Kreiß gehörig, in ein Reichs Graffschafft zu erheben, vnd die aller- enedigste verordtnung zu thuen daß solche forthin die Graffschaft Holz- pffel *) genent werden mögte. Welches nicht weniger obgenanter Graf Johan Ludwig zu Nassow in einem allervnderthenigsten schreiben vom 13. Julij bitten vnd attestiren thuet, daß vorberürte frey herrschaft Esteraw on etlich viel hundert Jahren hero ein vralte des Gräflichen Hauses Nassaw dem Röm. Reich ohne mittel vndergehörige Landtschafft gewesen eye.

Auf der Außenseite oben: Graf von HolzApfel. Dann: fiat saluo amen iure cuiuscunque. Ita conclusum 14 Septembris 1643 zu Skaliz 'raesentibus D. C.(omite) à Trautmansdorf. D. C. Schlick. D. C. à Martiniz.). Com. Curz. D. Pruekelmayr. Weiter unten links: Sec.(retarius) Schröder.

Die kaiserliche Resolution erfolgte gleichfalls in Skalitz am 7. Sep- ember 1643, welche Verschiedenheit des Datums sich durch den damaligen Gebrauch des alten Styles neben dem neuen erklären läßt. Der Sinn ieser Resolution ist in kürzeren Worten: Die dem gräflichen Hause Nas- au vor Alters zuständige, dem Kaiser und dem h. römischen Reiche un- nittelbar unterthänige Freiherrschaft, die Esterau genannt, auf der Lahn unweit Koblenz im westphälischen Kreise gelegen, welche H. mit ihren ıngehörigen Dörfern, Unterthanen, Land und Leuten und allen hohen Landesobrigkeiten, Rechten und Gerechtigkeiten, erblich an sich erhandelt ınd erkauft hat, wird auf unterthänigstes Bitten vom Kaiser mit dem Namen Holzapfel zu einer des h. römischen Reichs gefreiten Grafschaft allergnädigst erhoben und erhöhet. Skalitz am vorerwähn- en 7. September 1643. Graf Peter von Holzapfel wurde nun westphäli- cher Kreisstand mit Sitz und Stimme, und bediente sich fortan nur des Namens eines Grafen von Holzapfel. Erst nach dieser Standes-

---

*) Das Städtchen Holzappel ist unweit der Lahn mit etwa 700 Einwohnern und einer Blei- und Silberhütte, welche jährlich etwa 6000 Zentner Blei und 1750 Mark Silber schmelzt, und die Erze aus dem benachbarten Bergwerke nimmt; daher war die Gerechtigkeit, Bergbau zu treiben und zu münzen, für die Grafschaft von Wichtigkeit.

erhöhung, als der kaiserliche Feldmarschall Graf von Geleen in kurbayerische Dienste getreten war, übernahm er im November 1645 des Reiches Generalat in Westphalen, befreite Zons oberhalb Neuß, überraschte Paderborn, ward schon bei des Grafen von Gallas Krankheit nach Wien berufen und nach dessen Tode (am 25. April 1647) am 29sten mit dem Feldherrnstabe betraut, mit einem Gehalte von 12,900 Thalern nebst 300 Portionen und 200 Rationen und den Einkünften von den Stabsmarketendern und den Krämern im Lager. Der katholische Kaiser erwartete vom reformirten Diener, dem erfahrungsreichen und ordnungskundigen Krieger, die rücksichtslose Abstellung alt eingewurzelter Mißbräuche im Heere und den Sieg der Waffen. Er suchte nach Kräften das kaiserliche Heer zu reformiren und entließ die überzähligen Officiere mit ihrem lästigen Trosse. Er begleitete den kriegskundigen Kaiser, der das Heer selber führen wollte, zum Entsatze von Eger, einem Hauptschlüssel Böhmens, kam jedoch zu spät; denn der Platz hatte sich am 17. Juli an Wrangel ergeben. Der Kaiser gerieth durch einen nächtlichen Ueberfall der Schweden, die weiter in's Land vorzudringen gelüsteten, in Lebensgefahr, und das Heer brach, hauptsächlich wegen Mangels an Lebensmitteln, am 8. August nach Pilsen auf, wo der die Operationen lähmende Kriegsrath abtreten mußte. Der dreimonatliche Feldzug in Böhmen endete ohne Hauptstreich. Dann zog er, mit dem bayerischen Feldmarschall Grafen von Gronsfeld am 6. October 1647 zwischen Laun und Schlan vereint, durch's Voigtland und Thüringen dem General Gustav Wrangel nach Niedersachsen nach, verwüstete, um frühere Unbill zu vergelten, das Land, nahm am 14. December die Stadt Marburg und belagerte das Schloß; mußte aber, von einem Balken, den ein Kanonenschuß während seiner Mahlzeit niederschmetterte, an Kopf und Brust schwer verwundet, anfangs Jänner 1648 unverrichteter Dinge abziehen. Später rückte er gegen Oberschwaben, ging am 13. Mai bei Günzburg über die Donau, um sich Wrangel's und Türenne's Vorrücken und Uebergang über den Lech entgegenzustellen, und sank am 17ten im Gefechte in der Enge bei Zusmarshausen (im Burgauischen) von zwei Wunden in die Schulter und in die rechte Brust getroffen. Noch im Todesschmerz sagte der tapfere General den Officieren, die ihm helfen wollten: »Denket nicht an mich, ich bin todt; suchet nur über den Fluß zu kommen, wenn ihr das Glück des Kaisers retten wollt. Vorwärts! Vorwärts'« (s. Barthold II. 614). Er starb denselben Nachmittag zu Augsburg. Sein Leichnam wurde am 17. Juli auf seine Güter im Nassauischen (nach Esten in Holzapfel?) geführt.

Da ich die lebensgeschichtlichen Notizen des Grafen Peter von Holzapfel nach seinem Eintritte in kaiserliche Dienste nicht abbrechen wollte, so nehme der Leser hier am Schlusse die Beiträge, die ich über denselben weiter gefunden habe.

Laut eines Schreibens aus Budweis vom 10. April 1747 bittet Graf Peter von Holzappell*) seines Bruders wegen, daß er im oben S. 12 erwähnten Grafenstandes-Diplome vom 23. December 1641 in Bezug auf seinen Bruder Jakob gebrauchte Ausdruck »selig« im Diplome ausgethan werde, weil derselbe noch lebe, wie auch, daß man dessen ältern Sohn Wigboldt vor dem jüngern Adolph setze.

Kurz vor dem Zuge nach Böhmen erhielt er vom Kaiser ddto.

*) So schreibt er nach seiner vaterländischen Mundart in sehr guter Handschrift selbst seinen Namen, welcher in kaiserlichen Diplomen immer Holtzapfel und Holzapfel geschrieben ist.

Presburg den 14. Mai 1647 für sich und seinen Bruder Jakob die Titulatur »Hoch= und Wohlgeboren,« Wappenbesserung, das Recht Gold= und Silbermünzen zu schlagen, wie auch sich von ihren Gütern, Herrschaften ꝛc., die sie etwa erwerben, zu nennen und zu schreiben; ferner die Bewilligung zum Bergbau. Peters Grafen von Holzapfel Wappen nach dessen Vermehrung laut Diploms vom 14. Mai 1647:

»Zu mehrer Gezeugnus, glauben vnd Gedachtnus solcher Vnserer Gnaden vnd Erhebung in den alten Grauenstandt haben Wir Ihnen Peter vnnd Jacob Grafen zu Holzapfel, eben unter obgemeltem Dato auch Ihr vorhin gefüchrtes Adeliches Wappen vnd Elainoth nachfolgender gestalt vermehrt und gebessert, Auch Ihren Ehelichen LeibsErben, vnd derselben ErbensErben, Manns: vnd Frawen Persohnen, hinfüro in ewige Zeit also Zu haben, Zu füehren, vnd Zue gebrauchen gnediglich gegont vnd erlaubt, Nemblichen vnd so mit Nahmen ist, ein Quartierter Schildt, dessen vorder Ober: und hinter vnter theill roth oder rubin farb, in iedem derselben erscheint ein weißer aufrechtstehender vnd einwerts gekehrter Lew mit aufgespehrtem rachen, rothausgeschlahener Zungen, vnd vber sich gewundenem schwanz, in der rechten vorderen pranckhen einen schwarzen ebenen Regimentsstaab haltende, daß hinder Ober: vnd vordere vndere aber weiß oder silberfarb, vnd in iedem desselben ein aufrechtsstehender, einwerts sehender rother Greiff, mit aufgethanen Flüglen, aufgespehrtem Schnabel, roth außgeschlagener Zungen vnd über sich gewundenem Schwanz, eine eiserne Kugl haltende, zu sehen ist; in Mitte deß Schildtes ein blawes lasurfarbes Herzschildtlein, darinnen zwei aufrechtsstehende grüne HolzApfelbäum Zweig, vnd an iedem drey gelbe HolzApfel vnd drey grüne Bletter seindt, ob demselben aber ein gelbe oder goldtfarbe Königl: Cron, Auf dem Schildt drey, die aussere Zwen etwas gegen dem mittleren gekhehrte freye offene Adeliche gekronte Thurniershelmb, beederseits mit roth: vnd weißen Helmdeckhen geziehrt, Auß dem hindern zwischen Zweyen weißen, mit den sachßen gegen dem mittlern helm gestelten AdlersFlügel, deren schwingfederen mit rothen vermengt, der vnden vermelte rothe Greiff: auß dem vorderen aber Zwischen Zweyen, auch beede mit den sachsen gegen dem mittleren Schildt gestelten rothen Adler Flügel, deren schwingfedern mit weißen abgetheilt, gleichergestalt der vnden beschriebene Weiße Lew, mit dem schwartzen staab, vnd auß dem mittleren widerumb ein grüener Holz Apfelbaum Zweig, daran drey gelbe vnd drey grüne Bletter erscheinen thuen, alßdan solch Gräflich Wappen vnd Elainoth auf des nechstvolgenden bladts ersten seithen gemahlet, vnd mit farben eigentlicher außgestrichen ist.« Bei diesen Actenstücken ist aber dieses Blatt mit dem Wappen nicht mehr zu finden.

»Wir thuen vnd geben (heißt es im kaiserlichen Diplome) Ihnen Grafen zu Holzapfel Gebrüederen, Ihren Ehelichen Leibes Erben vnd derselben Erbes Erben vnd Nachkhommen von Röm. Kay: Macht dise Kais: Gnad vnd Freyheit, daß wan sich vber khurz oder lang Zuetrüege, daß in Ihren Graf: vnd Herrschafften, Obrigkheiten vnd Gebietten, ainiche Bergswerckh sich erzeigen, vnd eröffnen würden, Sie tragen Goldt, Silber, Kupfer, Bley, oder ander Aerzt, mit denen Metallen allen vnd ieglichen, Zu iederzeit selbß oder mit sambt anderen Gewerckhen bawen, auch derhalben gewöhnliche vnd billiche ordnung vnnd Satzungen aufrichten, machen vnd halten mögen, wie Bergwerckhs recht vnnd gewohnheit ist vnnd sich derselben Bergkwerckh, Erzt vnnd Metallen, so Sie also finden, vnd erbawen werden, mit allen vnd ieglichen derselben Recht,

Gerechtigkheit vnd Nuzungen, es seie Zehendt, Fürkhauff, Gericht, Oberkhait, vnnd Herrligkheit, vermög der Recht, darin vnnd darüber begriffen, sambt allen vnd ieglichen Lehen: vnd Aigenstückchen, Haab vnnd Güetteren, ligenden vnd fahrenden, nichts außgenommen, so in Ihren oder Ihrer Erben Herrschaften, Obrigkheiten vnnd Güetteren, so sie jetzundt haben, oder künfftiglich vberkhomben, durch absterben, mißhandlung, oder Verwirckhung der iehnigen, so Sie innen gehabt, oder in andere weeg, wie die Nahmen haben, rechtmessiglich erledigt werden, Vnnd Wir oder Vnnsere Nachkhomben oder Vnnser Cammer oder Fiscus, daran haben möchten, gebrauchen, nuczen vnd niessen, vnnd Wir vnnd Vnnsere Nachkhomben, Sie darbey geruehiglich bleiben lassen, handthaben, schüzen, schirmen, vnd Ihnen daran kheinen eintrag thuen, noch Zuthuen gestatten sollen vnnd wollen, in kheinerley weiß noch gestalt.«

Die nun folgende, auf das *Münzrecht* bezügliche Stelle lautet im kaiserlichen Diplome wörtlich: »Deßgleichen geben Wir Ihnen *Grafen zu Holzapfel Gebrüderen*, Ihren Ehelichen Leibes Erben vnd derselben Erbens Erben vnd Nachkhomben diese noch weitere kays. Gnad vnd Freyheit, Thuen daß, vnd geben Ihnen auch von Röm. Kays. machtvollkhommenheit wissentlich in Maß diß Briefs, also daß Sie wan Ihnen solches vber khurz oder lang gelegen oder gefellig, in Ihren Landen Graf: Herrschaften vnd Gepieten, so sie jetzt haben, vnd in khünfftige Zeit noch ferner vberkhomben, ein *Münzstatt* bawen vnd aufrichten lassen, vnd darin durch Ihre Erbare, Redliche Münzmaister, die Sie zu einer ieden Zeit dazue verordnen, *allerley Gulden vnd Silberne Münczsorten klein vnd groß*, in allermassen solches vnser vnd deß heil. Reichs Müncz Edict vnd Ordnung zuelasset, vnd andere so auß Vnnserm oder Vnnserer Vorfahren Kays: Königl. oder Landtsfürstlichen Begnadungen zu *münczen* macht haben, mit Vmbschrifften, Biltnüssen, Wappen, Gepreg, auf beeden seithen münczen vnd schlagen lassen, damit trewlich gefahren vnd handlen sollen vnd mögen, von Allermenniglich vnverhindert, doch sollen all solche Guldin und Silberne Münczen, die Sie wie obstehet schlagen vnd münczen lassen, von Strich, Nadel, Korn, Schrott, Gran, Gehalt, Werth und Gewicht, vorberüerter Vnserer vnd deß heyl. Reichs, auch anderer Vnnserer Erb Königreich, Fürstenthumb vnd Landen (darinnen dergleichen Münzen geschlagen werden) Münczordnung gemäs vnd nit geringer sein, auch wo Wir oder Vnnsere Nachkhomben khünfftig vber khurz oder lang der Münz halben enderung vnd andere Ordnung fürnemben, geben, vnd machen würden, deroselben sollen Sie die Grauen zu Holzapfel, Ihre Erben vnnd Nachkhomben sich alßdan auch gemäs halten.« Graf Peter von Holzapfel hat meines Wissens, wahrscheinlich wegen seines baldigen Todes, sein *Münzrecht* nie ausgeübt.

»Ferner thuen vnd geben Wir auch mehrgedachten Grauen zu Holzapfel Gebrüederen, Ihren Ehelichen Leibs Erben vnd Nachkhommen, dise besondere Gnad vnnd Freyheit, daß Sie auf allen Ihren Graff: Herrschafften, Stätten, Märckhten vnnd Fleckhen nit allein *Juden* aufnemmen vnd halten mögen, sondern auch, daß nach eröff: vnd verkhündigung diser vnser Freyheit, khein Judt oder Jüdin gedachter Grauen zu Holzapfel, Ihren Erben vnnd Nachkhommen, Dieneren, Aigenen Leuthen, Vnderthanen, Zuegehörigen, Lehen Leuten vnd Verwandten, noch auch Ihren Weiberen, Kindern, Ehehalten, Dienstbotten, vnd Haußgesindt, weder auf ligende vnbewegliche, aigene, bestandt, oder Lehen, noch auch auf fahrende vnnd bewegliche Güetter, noch auf andere Vnderpfandt, Brief vnd Verschreibung, noch auch auf Ihren trawen vnd glauben,

weder mit oder ohne Wucher, weder wenig noch vil, ohne gedachter Grafen zu Holzapfel, Ihrer Erben vnnd Nachkhommen, Vorwissen vnd Erlaubnus, mit Leihen oder vorstreckhen, auch mit Ihnen nichts tauschen, wechßlen, noch einige Anlehens: oder andere Contract, wie die nahmen haben mögen, benent oder vnbenent (ohne allein, waß zu täglicher nahrung vnd notturfft von fahrender haab vnd pahren gelt erkhauffet würdt, auch die freyen aufrichtigen handtierungen, vnd Kauffmanschafften in den freyen offenen Messen vnnd Jahr Märckhten außgenommen) weder mündtlich noch schrifftlich heimblich noch offentlich, vmb Was sachen das were, oder sein möchte, nit eingehen, noch auch solches Anlehens getroffner Vergleich, Obligationen vnd Handlungen halben, so nach verkhündung diser Vnnserer Freyheit, ohne Vorwissen vnd Bewilligung gedachtes Grafen zu Holzapfel, Ihrer Erben vnd Nachkhommen, wie obstehet, gemacht worden (vnangesehen, ob dieselben mit handt gegebener trew vnd glauben, auch geschwornen Ayden bestettigt weren) von Vnnserm vnd deß heyl. Reichs hoff Gericht, Landt: noch einigen andern Gericht nit fürforderen, beklagen, noch ichtes auf solch den Juden fürfordern vnd clagen erkhent, gericht, noch geurtheilt werden, auch in solchen Vergleichen vnd Verschreibungen gar khein verborgener list oder betrug, alß ob daß Darleichen durch ein dritte Persohn, alß durch ein Christen beschehe, oder sonst ander betrüglicher schein, wie deren etlich in Vnnseren vnd deß heyl. Reichs Ordnungen vnnd Abschieden, sonderlich deß 1551 Jahrs außgetruckht, vnd wie die immer genent werden möchten, nicht gebraucht oder fürgewendt werden, Vnd da dem zuwider gehandlet, die Juden, daß haubtguett deß dargeliehenen vnd außgezelten gelts sambt daraus folgender Schuldt verwürckht, vnd verfallen haben, vnd solches vilgenanten Grafen zu Holzapfel Ihren Erben vnd Nachkhommen zuestehen, vnd ohne verhinderung bleiben, darzue auch, welche Juden oder Jüdin von der herrschaft, darunter Sie gesessen, auch auf gedachter Grafen zu Holzapfel, Ihrer Erben vnd Nachkhommen Ansuechen erfordert, vnd mit anzaigen oder vnterschiedtlichen darthuen, waß Ihren Dienern Aigenleuth, Lehen Leuth, Hindersassen, Vnderthanen, Zuegehörigen vnd Verwanten, Ihnen von dato diser Vnnser Kays. Freyheit schuldig, vnd was Sie derhalben für versprochene zuegesagte vnd verschriebene Pfandt oder Vnderpfandt haben, vnnd darumben genuegsame Briefliche Vhrkhunden fürlegen, dauon Abschrifften geben, vnd folgen lassen wurden, dieselben Juden oder Jüdin alßdan von solcher verschwiegener schuldt wegen nicht mehr gehört, noch zuegelassen, auch gedachte Grafen zu Holzapfel, Ihr Erben vnd Nachkhomben den Juden und Judinen nichts darüber, weder wenig noch vil Zubezahlung solcher verschwiegenen schulden folgen lassen, sondern solches alles verwürckht, vnd Ihnen heimbgefallen, einziehen vnd behalten sollen, vnd so darüber oder darwider auf der Juden oder Jüdinen anrueffen. gedachter Grafen zu Holzapfel, Ihrer Erben vnd Nachkhomben, diener vnd Aigenleuth, Hindersaßen, Vnderthanen, Zugehörige, vnd Verwandte an Vnnserm vnd deß heyl. Reichs Cammer Gericht, hoff-Gericht zu Rothweil oder einigen Landt: vnd anderm Gericht berüerter sachen halben fürgehnischen, vnd daselbst ichtes wider Sie, Ihr Leib, haab vnd Guetter gehandelt, gericht oder geurtheilt wurde, oder wo auch mehrangeregter Grafen zu Holzapfel, Ihrer Erben vnd Nachkhommen, dienen, Aigenleuth, Hindersaßen, Vnderthanen, Zuegehörige, vnd Verwante, wie obstehet, auf der Juden oder Jüdinen geschwindt einfüehren, sich in einige Vergleich begeben, vnd diser Vnnser, oder anderer Gnaden vnnd Freyheiten ausserhalb offt genannter Grauen zu Holzapfel, Ihren Erben vnd

Nachkhommen, Vorwissen, gunst vnnd bewilligung, Verzeichen würden, in was schein oder weeg daß geschehe, sollen doch solche Vergleich, Verschreibungen vnd Verzichte dieser Vnnserer Freyheit ohne allen Nachtheill, auch die erfolgte process Vnderhandlungen, Ihnen allen sambt vnd sonderlichen an Ihren haab vnd Güettern, kheinen nachtheill oder schaden bringen, oder gebehren, sondern dieselbe alle vnd iede, wie die genant, ganz vnd gar vntauglich, nichtig, crafftlos, vnbündig todt vnd ab sein, vnd bleiben, auch von Menniglich inn: vnd ausserhalb Gerichtes darfür gehalten, vnnd offtged. Grafen zu Holzapfel, Ihre Erben vnnd Nachkhomben, derselben diener, Aigene Leuth, Lehen Leuth, Hindersassen, Vnderthanen, Zuegehörigen vnnd Verwandten, vnd derselben haab vnnd Güetter ligende vnd fahrende, solcher process halben durch die Juden oder Jüdinen erlangt vnnd außgebracht, weder mit, oder ohne Recht, von Niemanden nit angelangt, bekhümmert, beschwerdt, noch beschedigt werden, dan Wir das alles vnnd iedes, so die Juden oder Jüdinen daentgegen einner: oder ausserhalb Rechtens sich zu behelffen haben vnd fürbringen möchten, fürnemblich aber Ihr der Juden gemeine vnd sonderbahre Freyheiten, so Sie dem zuwider ieczo oder in khünfftiger Zeit von Vnnß vnd Vnseren Nachkhommen am Reich erlangen, vnd auß bringen, sovil die hier wider sein, oder verstanden werden möchten, nichts außgenommen, zugleicher weis, alß ob solches hierinnen von wortt ze wortten beschrieben vnd außgetruckht were, von Röm: Kais: Machtvollkhommenhait hiemit in crafft diß Briefs iezo alßdan, vnd dan als ieczt, aufcassirt, abgethan, vnd vernicht haben wollen, vnd darzue wo vilgedachter Grafen zu Holzapfel, Ihre Erben vnd Nachkhomben, diener vnd Aigen Leuthe, Lehen Leuthe, Hindersassen, Vnderthanen, Zuegehörigen vnd Verwandten einen oder mehr, nach verkhündigung diser Vnnser Freyheit, obgehörter massen durch einen Juden oder Jüdin ichtes geliehen oder fürgestreckht würde, daß derselb Judt oder Jüdin, so offt Sie fräuentlich hierwider thetten, Zehen Marckh löttigs Goldts Vnnß vnnd Vnnseren Nachkhommen am Reich, in Vnnser Land des Reichs Cammer vnnachleßlich zubezahlen verfallen sein sollen.

Gegeben auf dem königlichen Schlosse zu Preßburg am 14. Mai 1647.

Ferdinandt.

Ferdinandt Graff Kurcz
R. Dietterlin.

Ad mandatum Sac[ae]: Caes[ae]
Maiestatis proprium
Johann Söldner Dr.

Weder von Peters Bruder Jakob, noch von dessen Söhnen Wigbold, Wilhelm und Adolph vermag ich irgend eine weitere Spur zu finden. Peter Graf von Holzapfel hatte einen unehelichen Sohn, der als holländischer General unter König Wilhelm III. in der Schlacht bei Boyne am 1. Juli 1690 fiel. Von seiner Gemahlin, einer gebornen Freiin von Effern *), hinterließ er die Erbtochter Elisabeth Charlotte, die sich 1653 mit Adolph Fürsten zu Nassau-Dillenburg (vgl. Hübner I. 258) vermählte, und am 16. März 1707 starb. Von diesem Fürsten Adolph ist ein seltenes Guldenstück wegen der Grafschaft Holzappel oder Holzapfel im k. k. Münzkabinete

*) Barthold's Geschichte des grossen deutschen Krieges 2c. II. 262. — Effern ist ein altes rheinländisches Geschlecht, das im XVIII. Jahrhunderte zum Theile gräflich wurde. Wilhelm von Effern starb im J. 1616 als Bischof zu Worms, und um diese Zeit bekleidete Ferdinand Wilhelm die Stelle eines geheimen Rathes bei Kurmainz.

vorhanden: a) ADOLPH. FURST (60 als Werthzahl) — ZV. NASSAW. * Dessen geharnischtes Brustbild mit langem Haare von der rechten Seite. Rev.: * MONETA * NASSovica: HOLTZAPELensis * Dessen gekröntes nassauisches quadrirtes Wapen, auf welchem das Wapen der Grafschaft Holzapfel mit vier Feldern und einem Herzschildchen ruht. Im ersten und vierten rothen Felde ist ein einwärts gekehrter silberner Löwe, der in der rechten Vorderpranke einen Commandostab hält; im zweiten und dritten silbernen ein rother, gleichfalls einwärts gekehrter Greif; das blaue Herzschildchen führt zwei grüne Holzapfelbaum-Zweige, an deren jedem drei Holzäpfel hängen; zu beiden Seiten die Jahreszahl 16—76. Vgl. Madai's Thaler-Cabinet, Bd. II. Nr. 3343, und Adolph Christoph Weisen's Gulden-Cabinet I. Nr. 1302; Appel's Repertorium, Bd. III. Abth. B. S. 646. Nr. 2283. Holzapfel'sche Scheidemünzen sind: b) ein Kreuzer, den Christian Jakob Götz in seinen Beiträgen zum Groschen-Cabinete, Bd. II. Nr. 8676 beschreibt. Hauptseite: MON. NASS. HOLTZAP. Der nassauische Löwe in einem spanischen, mit dem Fürstenhute bedeckten Schildchen. Rückseite: I — KREU — TZER mit Laubwerk umgeben, die Jahrzahl ist verwischt. c) Ein einseitiger Albus (daselbst Nr. 8677) mit der Umschrift: MONE. NASS. HOLTZAPP und dem Wapen wie auf dem Guldenstücke beschrieben. Desgleichen Nr. 8678 d) ein Doppelalbus: MONE * NASS * HOLTZAPE mit dem vorigen Wappenschilde. Rev. die Inschrift: Röschen — * II * —ALBUS | 1861 -- C * B ist mit Laubwerk umgeben. Der Doppelalbus vom Jahre 1683 ist nach des Fürsten Adolph am 19. December 1676 erfolgten Tode und wahrscheinlich auch die beiden andern kleinen Stücke b und c auf Anordnung von dessen Witwe geschlagen worden.

Deren dritte und jüngste Tochter Charlotte (geb. 28. September 1672) wurde am 12. April 1692 Leberechts Prinzen von Anhalt-Bernburg († 1727) erste Gemahlin, deren am 7. September 1693 geborner Sohn Victor Amadeus Adolph erbte von seiner Mutter († 31. Jänner 1700) die Grafschaft Holzapfel nebst der Herrschaft Schaumburg, und stiftete die Linie zu Anhalt-Bernburg-Schaumburg, deren Wohnsitz das Schloß Schaumburg an der Lahn war. Das k. k. Münzkabinet verwahrt eine sehr seltene Medaille auf den Brand des Schlosses Schaumburg *) am 21. Februar 1732: qVarta. pars. arCIs. sCsaVMbVrgensIs (sic). VI. IgnIs. et VentI. DIrepta. Der rechte Flügel des Schlosses, auf den aus Rauchwolken vier pausbackige Windgötterchen herabblasen, steht im Brande; unten schlagen vier Männer mit Hämmern auf ein herabgefallenes (Kupfer?) Dachstück; über dem rechten Schloßflügel erblickt man Sterne als Zeichen eines nächtlichen Brandes. Im Abschnitte lieset man: D.ie XXI. FEBR.uarii. Rev.: LapIs restItVenDae. partIs. qVartae. prIMVs. spe. LaetItIaqVe. IaCtVs. Das nämliche Schloß mit einem dasselbe vorn sperrenden Geländer, aus dessen Mitte Apollo, der in der erhobenen Rechten das Modell des neuen Flügels und in der gesenkten Linken eine Leyer hält, hervortritt; im Vordergrunde gewahrt man rechts und links zwei Gruppen von Arbeitern, zwischen denen rechts die Hoffnung mit dem Anker in der Rechten und links die Freude mit der Fackel in der erhobenen Linken sich über ein Tischlein die Rechte reichen. Im Abschnitte: D.ie III. IULII. Größe: 1 Zoll 7 Linien Wiener Maßes; Gewicht: 1¹/₂ Loth in Silber, geprägt. Fürst Victor Amadeus

*) Das niederhessische Schloß Schauenburg oder Schaumburg, das eine Ruine ist, kann hier nicht gemeint seyn.

starb am 15. April 1772. und ihm folgte sein ältester Sohn Karl Ludwig († 1806) und dessen Sohn Victor Karl Friedrich. Dieser starb in Schaumburg am 22. April 1812 ohne männliche Erben. Dessen älteste Tochter Hermine, geb. am 2. Dec. 1797, vermählte sich zu Schaumburg am 30. August 1815 mit Erzherzog Joseph, Palatin in Ungarn, und starb in Ofen am 14. September 1817 nach der Geburt der Zwillinge, der Erzherzogin Hermine († 13. Februar 1842) und des Erzherzogs Stephan, Palatins in Ungarn, welchem nunmehr von seiner Mutter her die Grafschaft Holzappel mit der Herrschaft Schaumburg als nassauische Standesherrschaft gehört.

IV. Des waffenberühmten Johann von Werth Freiherrndiplom und Wapen ddto. Wien 4. April 1635 und dessen adelige Abkunft.

Von Joseph Bergmann.

Dem trefflichen Professor Barthold in Greifswalde verdanken wir eine musterhafte Monographie über unsern Helden unter dem Titel: »Johann von Werth im Zusammenhange mit der Zeitgeschichte. Berlin 1826. 8.;« desgleichen hat er desselben Kriegsthaten in sein grösseres Werk: »Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab. Stuttgart 1842. 2 Bände,« an Ort und Stelle allenthalben mit seiner bekannten Meisterschaft eingewebt. Das erste Werk wollen wir beim Citiren der Kürze halber mit A, das zweite mit B bezeichnen. Desgleichen hat Freiherr von Hormayr in seinem Taschenbuche für vaterländische Geschichte 1840 unter der Aufschrift: »Lebensbilder aus den Zeitgenossen und aus der Vergangenheit,« unserm Jean de Werth einen langen Artikel gewidmet.

Nach dem Vorgange früherer Geschichtschreiber läßt Barthold in A S. 56, 206 und 215, dann in B Bd. I. 56 f. und II. 4 und 622 unsern im dreißigjährigen Kriege so berühmt gewordenen Reitergeneral Johann von Werth [1]) von katholischen Bauersleuten entweder aus dem Dorfe Wert an der Denner im Herzogthume Arschott oder im Städtchen Weert am Flusse Neer in der Grafschaft Hoorn geboren und hievon benannt seyn. Aus dem nachstehenden Freiherrndiplome, das ich den Reichsacten in der k. k. vereinigten Hofkanzlei zu Wien entnommen habe und hier nach seinem ganzen Inhalte wortgetreu mittheile, erhellet Johanns von Werth altadelige rittermäßige Abstammung aus einem friesländischen Geschlechte, welches wegen seiner Treue und Anhänglichkeit an das Erzhaus Oesterreich [2]) und des katholischen Glaubensbekenntnisses sein Haus und seine Herrschaften verlassen mußte, und sich in einem andern Orte in den Niederlanden, vielleicht in dem mit ihm gleichnamigen Städtchen Weert, niederließ. Die Gleichheit des Namens führte wahrscheinlich zur Annahme, der Namen-

---

[1]) Auch Werdt, Weerdt und Wehrt, dann im Französischen Jean de Weert geschrieben.

[2]) Friesland, das von Alters eigene Grafen hatte, kam im J. 1498 aus kaiserlichem Schutze an Albrecht den Beherzten, Herzog von Sachsen, und wurde von dessen älterem Sohne Georg dem Reichen im Jahre 1515 gegen 100,000 rheinische Gulden an Erzherzog Karl (V.) überlassen.

lose oder dunkelem Geschlechte Entsprossene habe sich zeitüblich von Weert als seinem Geburtsorte genannt. In einer Stelle des Diplomes S. 22 heißt er Johann von der Werdt, und dieß dürfte das Richtige seyn. Ein Menschenalter vor unserem Jean de Weert erscheint ein Gosse de Weerd, Rathspensionäre zu Antwerpen, als ein Gelegenheitsdichter (Versificateur) auf den Erzherzog Albrecht VII., Statthalter der Niederlande, im Jahre 1601 [1]). Ob er mit diesem blutsverwandt gewesen, vermag ich nicht zu bestimmen.

Der Ausdruck in den Geschichtsbüchern: »er sei geringer Aeltern Kind gewesen,« ist nicht so streng zu nehmen. Meines Erachtens dürfte er eher um Haus und Herrschaften gekommener, verarmter Edelleute Kind gewesen, und demnach wohl als Knabe ohne eigentliche Erziehung aufgewachsen seyn. Er ist ein Mann, der sich selbst im Sturme des Kriegslebens praktisch ausgebildet hat. Die kräftige, klare Ausdrucksweise in seinen zahlreichen Briefen, die er im Felde an den Kaiser, an den Kurfürsten Maximilian von Bayern und Andere schrieb oder schreiben ließ, ferner seine Zuschriften an die genannten Fürsten, in denen er sich einsichtsvoll, bündig, in einem edlen körnigen Deutsch über die schwierigsten Angelegenheiten des Kriegs und der Politik ausspricht, geben den günstigsten Schluß für seine Gesammtbildung. Sein fähiger Geist mag im Verkehr mit der vornehmern und vornehmsten Welt, durch mehrjährigen Aufenthalt in Paris und sein Verweilen an Höfen so manches ersetzt haben, was er nicht in der Schule gelernt hat und nicht lernen konnte. Vgl. Barthold B. Bd. I. 58. Seine Namensunterschrift, die ich in einem von ihm ausgegangenen Gesuche gesehen habe, ist in der That schlecht. Es sind große, hingeworfene, verworrene Züge, die man nur entziffert, wenn man weiß, von wem sie sind.

Laut dieses Diplomes focht er schon am 8. November 1620 in der Schlacht am weißen Berge bei Prag, wo sein gleichnamiger Vetter fiel, was meines Wissens bisher unbekannt war. Nach Barthold A S. 7 und B S. 60 nahm er als gemeiner Reiter [2]) am 22. Jänner 1622 an der Einnahme von Jülich und an der Belagerung von Bergen op Zoom Antheil. Er hatte auch einen Bruder, der im Frühling 1635 als Befehlshaber des Leibregimentes seines älteren Bruders mit dem Herzoge Karl von Lothringen den verunglückten Zug von Breisach über Mömpelgard gegen Frankreich zur Wiedereroberung Lothringens mitmachte. Er ist wohl derselbe, Namens Anton von Werth, der in der unglücklichen Schlacht bei Rheinfelden am 3. März 1638 mit so vielen andern hohen Officieren gefangen wurde. Vgl. Barthold A S. 44 und 94, dann B Bd. II. 94.

In dieser Zeit, in welcher sein Bruder den so eben erwähnten Zug gegen Frankreich machte und er nach A S. 44 zu Wien oder München im Kriegsrathe saß, nämlich am 4. April 1635, verlieh Kaiser Ferdinand II. aus höchst eigener Bewegniß ihm, der damals in kurbayerischen Diensten stand, und seinen ehelichen Nachkommen den Pannier- und Freiherrnstand für das h. römische Reich und die Erblande so, als wenn

---

1) Van Loon, Histoire métallique des Pays-Bas. A la Haye. 1732. Tom. I. p. 546.

2) Wenn er auch damals nicht mehr als ganz gemeiner Mann dienen mochte, so diente er sicherlich von der untersten Stufe hinauf. Ich sah mehrere dermalige kaiserliche Generale von hoher Geburt vor etwa 25 Jahren in Wien Wache (aber wie lange?) stehen, die sich rühmen können, von der Pique auf gedient zu haben.

schon seine vier beiderseitigen Ahnen altgeborne Frei= und Pannerherren gewesen wären, wie auch die Berechtigung, *adelige Güter* zu besitzen und sich davon zu nennen, und mehrte ihm zugleich sein *altadeliges Wapen*. Das Diplom lautet wie folgt:

»*Wir Ferdinandt der Ander* ꝛc. Bekennen für Uns, und Unsere Nachkommen am Hl. Römischen Reiche, auch Unnsere Erblichen Königreichen, Fürstenthumb vnd Landen, offentlich mit disem Brieff und thuen khundt allermennigclich. Wiewohl die Höhe der Röm: Kays: Würdigkait, darein Unns der Allmechtige Gott, nach seiner Vätterlichen fürsehung geseczt hat, durch Macht Ires erleuchten Throns mit vielen Herrlichen Edlen Geschlechtern vnd Underthanen gezieret ist, yedoch weilen solche Kays: Hochhait, ye mehr die Uhralte Edle Geschlecht Irem Adelichen fürtrefflichen herkommen, Tugenden vnd verdienen nach, mit Ehren, Würden vnd Wohlthatten begabt werden, ye herrlicher der Thron Kay: Mt: glenzet vnd scheinbarlicher gemacht würdet, auch die Underthanen durch erkandtnus Kay: Müldigkait, Zu desto mehr schuldiger gehorsamber verhaltnus, Ritterlichen redlichen Thatten vnd getrewen stätten bestendigen diensten bewegt vnd verursachet werden, vnd Wir dann auß yeczt berürtter Kay: Hochait auch angeborner güette vnd milde in gnaden vorters genaigt seindt, aller vnd yeder Unserer, vnd deß Heiligen Römischen Reichs, auch vnserer Erbkönigreich Fürstenthumb vnd Landen, Underthanen vnd getrewen, Ehr, Würde Aufnehmen vnd Wohlstandt zu betrachten vnd zu befürdern, So seind Wir doch mehrers vnd begierlicher gewogen, deren Nahmen, Stammen vnd Geschlecht in höhere Ehr vnd Würde zu erheben vnd zu seczen, deren VorEltern vnd Sy selbst von Uhralt, Adelich Rittermeßigen Standt geborn vnd herkommen, auch sich in Unsern vnd deß Hl. Reichs, sowohl als Unserer Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Landen, obligenden sachen vnd geschäfften, oder sonsten dem gemeinen wesen zum besten mit getrewen gehorsamben diensten standthafftig erzaigen, Und Wir dann gnedigclich angesehen, wahrgenommen vnd betrachtet, daß *altadelich Rittermeßige Geschlecht* vnd *herkommen*, Unsers vnd deß Reichs lieben getrewen *Johan de Werdt*, indeme seinen Vorfahrn Ihr Stammhauß von den Staaden in Hollandt eingenommen, Sy auch wegen der gegen Uns, vnd dem Hochlöblichen Hauß Össterreich erzaigter Trew vnd bestendigkeit vnd zu Unnserer allain Seeligmachenden Religion deß Catholischen glaubens erwisener eyfer vnd inbrünstigkait halber von Iren in *frißlandt* gelegenen *Hauß* vnd *Herrschafften* gewaldthattiger Weis vertrieben worden, Deßen doch alles vngeachtet, zu mehrer bezaigung Irer aufrichtig: standthafftigen Trew vnd Fidelidet, seind Sy in Unsern, vnd Unsers Hochlöblichen Hauß Oesterreichs diensten vnuerruckhter beständig verharret.

»Inmaßen dann obbemellter Johann de Werdt, sinder der in Unnserm Erbkönig Reich Böheimb entstandener Rebellion, vnter Unserer vnd der getrewen gehorsamben Chur=Fürsten, vnd Ständen Kriegsvolckh sich befunden, auch in der *vor Praag* auf dem *Weißenberg* erhaltenen Victori sich Dapffer vnd Mähnnlich erzaigt, darbei dann sein *Vetter Johann de Werdt*, sein Bluet Ritterlich vergossen, vnd das zeitliche leben mit Immerwehrendem rhum deß vnsterblichen Nahmens verwechselt hat, wie dann seithero gedachter Johann de Werdt bey allen fürgangenen Schlachten vnd Treffen seinen Heroischen Valor dergestalt erzaigt, daß er anfengelichen nach besagter Pragerischen Schlacht in die *Niederländischen Provinzen* gezogen, der vorgangenen *Schlacht* bey

Flori [1]) beygewohnt, vnd alß er hernach in die Bellaw [2]) commandirt worden, sich in vnterschiedlichen Scharmüzel Ritterlich erwisen, auch vnterschiedliche Hauptpartheyen der widerspenstigen Feinden Sieghafft erlegt, und alß Er wider heraufgefordert worden, mit dem Synodischen Regiment, von Haidelberg auß in Ober vnd Nider Elsäs gezogen, durch verschiedliche drey Paße, so die Feindt besezt gehabt durchgeschmießen vnnd alßdann besagtes Regiment bey Preysach vber die Prucken securo vbergeführt, vnd zu Vnserm, vnd der getrewen Chur:Fürsten, vnd Ständen Volech coniungirt hat, alß auch nachgehendts die Feindtsgefahr vorgebrochen vnd deß Churf: auß Bayrn L:(iebden) Lande vnd Leuth ergrieffen, hat derselbe bey Landtsgart [3]) mit Ainhundert vnd Zwainczig Pferdten, Ailf Compagnia deß Feindts Volckh, in freyem flachen Veldt, zertrent, geschlagen, vnd die Stendarten weggenommen, demnach auch hernach bey Nürnberg Vnsere Kays: vnd der getrewen Chur-Fürsten, vnd Stände Kriegs Volckh, gegen den König in Schweden vnd seinen adhaerenten, im gegenwehr gestanden, ist besagter Johann de Werdt nach Wilzburg [4]) commandirt worden, in Nortgaw auf deß Veindts vorhabende arglistige Anschläg fleißige achtung zugeben; da Er dann denselbigen zu vnderschiedlichen mahlen des Sperreutters Schaffmans Sattlers hollachische [5]) vnd des Viczthum fünff Regiment zu Roß auch zway zu Fues ganz vnd gar ruinirt, Nichtweniger auch bey Einnemmung deß Schloß Aychstätt [6]), alß der feind solches entseczen vnd succurriren wollen,

---

[1]) Zu Fleury oder Fleurus in der Grafschaft Namur, das durch die spätern Schlachten vom 1 Juli 1690, 27. Juni 1794 und 16. Juni 1814 berühmt wurde, kam es zwischen dem Grafen Ernst von Mansfeld, welcher vom Exkurfürsten Friedrich V. von der Pfalz am 23. Juli 1622 aus dem Dienste entlassen zu den Generalstaaten zog, und dem Herzoge Christian von Braunschweig einerseits und dem spanischen Corps unter dem Generale Don Cordova, der ihnen den Weg sperren wollte, andrerseits am 29. August zu einem scharfen Treffen. Herzog Christian, der um die Seinigen zu ermuthigen mit bloßen Armen gefochten hat, wurde durch die linke Hand geschossen, die ihm wegen des eintretenden Brandes nach dem Rathe der Aerzte abgenommen werden mußte. Bekanntlich ließ er sich dann einen eisernen Arm machen.

[2]) Bellaw oder Belüwe, ein District im Gelderlande, bildete ehedem das Landdrostenamt der Velüwe und das Richteramt Velüwe-Zoom. Schon Alexander Farnese schickte als Statthalter mehrere Truppen in die Velüwe gegen die Friesen, die daselbst mehrere Plätze belagerten und nahmen, dessen großes Fort mit den Truppen Roland York im J. 1587 dem Feinde verkaufte. Heinrich Graf von Berg vereinigte sich mit dem Grafen Ernst von Montecucculi, welcher im Clevener Lande mit 17,000 Mann kaiserlicher Truppen campirt hatte, am 16. Jnli 1629, und marschirte von Seite der Valüwe in der Absicht, sich des Forts Isseloord zu bemächtigen. Sie wurde von den Spaniern feindlich angegriffeu und verheert, aber wieder vom Grafen Ernst von Nassau befreit. Eine Medaille auf Velavia liberata s. in van Loon hist. métallique des Pays-Bas. À la Haye 1733. Tom. II. p. 181.

[3]) In der Handschrift ist die zweite Sylbe in Landtsperg ausgestrichen und darüber gart, also Landtsgart geschrieben, wiewohl das durchstrichene Landsberg richtiger ist.

[4]) Eine vordem ansbachische Bergfestung bei der Reichsstadt Weißenburg, die im J. 1631 von Tilly eingenommen und 1634 von den Schweden vergebens blokirt wurde. Vgl Barthold's Johann von Werth S. 25; desselben großer Krieg 1. 166.

[5]) Das ist Hohenlohische, um so mehr, da in der Handschrift die zwei vorangehenden Worte »Grauen von« ausgestrichen sind.

[6]) Herzog Bernhard von Weimar hatte am 5. Mai 1633 Eichstädt genommen und v Werth am 26. October desselben Jahres die dortige Veste wieder bezwungen. S. Barthold's großer Krieg 1 70 und 109.

demselben vorgebogen vnd im freyen Feldt mit Vierzehen seiner Truppen vnter Augen gezogen, demselben Neun vnd zwainczig Compagnia aufgeschlagen vnd Achtzehen Stendarten abgenommen. Nicht weniger alß Er mit Graff Strozzj, A° 1633 commandirt worden, deß Veindts vier Regimenter, zwischen Straubing [1]), Landaw vnd Osterhonen, geschlagen vnd zertrent. Alß Wir auch hernacher Vnsers geLebten Sohnes, deß Königes zu Hungarn vnd Böhaimb L:(iebden) zu dem Höchsten Haupt Vnserm Kays: Kriegs-Volckh bestelt vnd vorgesecz, vnd die Belägerung vor RegenSPurg [2]) angangen, hat gedachter von der Werdt, dem feindt so sich außwerts mercken laßen, mit gueter fürsichtigkeit, allen mügelichen abbruch gethan. Alß auch die sachen nach eroberung yeczt gedachter Statt RegenSPurg vnd Thonawwerth, bei Nördlingen [3]) zu ainer offentlichen Veldtschlacht, mit Vnsern, vnd deß Hl. Reichs Vheindten vnd derselben Confoederirten gerathen, ist besagter von der Werdt bey solcher Bluttigen Veldtschlacht, erzaigtes vnerschrocken: dapfferes Gemüeth dergestalt herfür geschinen, daß solches zu sein Immerwehrendem rhum, vnd allen Ritterlichen Lob- vnd Siegliebenden Soldaten zu ainem Exempel der nachuolg vorgesecz werden kann, seithero auch, als der König in Franckreich, Vns vnd daß Heylig Römisch Reich, vnd Hochlöblich Hauß Oessterreich veindlich angefallen, vnderschiedlicher Ortt vnd Pläcz, so wohl deß Hl. Rom- Reichs alß auch Vnnserer aignen Erbfürstenthumb vnd Patrimonial-Landen, sich bemächtiget, alles daß Jenige waß zu abwendung weitern vorbuchs vnd verhinderung solcher feindlichen Beginnen, vonnöten gewest, mit Heroischem wackeren Heldenmueth, ohngescheucht ainiger Leibs vnd lebensgefahr ins werkh zu seczen; Imer außeristes fleißes angelegen sein laßen, solches awch tagliches bey Tag vnd Nacht thut, auch hinfüro nach seinem ohne daß von Gott verliehenen Verstandt, vnd herzhafftiger Großmüttigkait, zu continuiren, vnaußseczlich allervnderthenigst anerpietig ist, Auch wohl thun kann, mag vnd solle.

»Hierumbeu so seind Wir auß disen oberzehlten vnd andern mehr stattlichen vrsachen billich bewögt worden mehrernanten Johann de Werdt mit Kais. gnaden zubegaben vnd fürzusehen, Vnd haben demnach mit wohlbedachtem mueth, gueten zeitigen Rath, rechten Wißen, vnd auß selbst aigner wohl affectionirter bewögnus denselben sambt seinen yeczigen gegenwerttigen vnd khünfftigen Ehelichen Leibs Erben, vnd derselben Erbenserben, Mannß vnd Frawen Personen absteigender Linien für vnd für ewigclich in den Vhraltten Standt, Ehr, Würde, Gemainschafft, Vnserer vnd deß Hl. Röm: Reichs auch vnserer Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Landen Freyherrn, freyfrawen vnd

---

1) Am 9. December 1633; vgl. Barthold I. 110 und besonders 112.

2) Regensburg, von dem Schweden Lars Kagge mit der größten Tapferkeit vertheidigt, mußte sich am 26. Juli 1634 ergeben.

3) In der folgenreichen Schlacht bei Nördlingen am 6. September 1634 befehligte v. Werth auf dem rechten Flügel und warf mit seinen Bayern die feindlichen Schwadronen, mit denen des Herzogs Bernhard von Weimar Generaladjutant Grün ihm in die Seite fallen sollte, nach vier blutigen Angriffen mit Hilfe des schweren Geschützes vom Arensberge in's Thal hinab, und der Flügel des Herzogs kam nun in eine noch schwierigere Lage. In diesem Getümmel ergab sich der schwedische Feldmarschall Gustav Horn Reitern von Werth's Regimente, was für Werth von großer Wichtigkeit war, indem er, am 3. März 1638 bei Rheinfelden gefangen, gegen ihn am 24. März 1642 auf der Brücke zu Lahr feierlich ausgewechselt wurde.

Freylin Standt, Erhebt, gewürdigt, geseczt vnd vollkommentlich einuerleibt, alß ob Sy von Iren Vier Ahnen, Vatter Muetter vnd Geschlechten zu beederseits recht altgeborne Frey: vnd Edle, auch Panerherrn vnd freyin wären.

»Erheben, Würdigen, seczen, einuerleiben gleichen und füegen Sy auch also wie obgemellt, in den Standt, Ehr vnnd Würde, Vnserer vnd deß Hl. Reichs auch Vnserer ErbKönigReich, Fürstenthumb vnd Landen, recht gebornen vnd Frey: vnd Edlen, auch Panerherrn vnd Freyin alles auß Röm: Kaiser: König: vnd Landtsfürstlicher Machtvollkommenheit wissentlich in: vnd mit krafft diß Brieffs vnd mainen seczen vnd wollen daß nun hinfüro vielbesagter Johann de Werdt, seine yezige vnd künfftige Eheliche Leibs Erben vnd derselben Erbens Erben, Mahnns vnd Frawen Persohnen, absteigender Linien, dises Nahmens, Stammens vnd Geschlechts, von Geburth, Schilt vnd Helmb, für vnd für in ewige Zeit, wie andere Freye vnd Edle, auch Pannerherrn vnd freyin sein, vnd sich Freye, auch Edle Pannerherrn vnd freyin, deßgleich auch da es Inen gefellig von allen Iren Herrschafften vnd Schlößern, so Sy yeczt haben, oder khünfftig mit Rechtmeßigem Titul vberkommen, neben Irem rhumlich hergebrachten vnd biß dato geführten Werdtischen Wappen, nennen, haißen vnd schreiben, Auch also bey Vnns, vnd Vnnsern Nachkhommen, so wohl am Hl. Reich alß auch andern Vnnsern ErbKönigReichen Fürstenthumb vnd Landen, auch von wohlgedachtem Vnserm Erzhauß Oessterreich, vnd dann ferner, auß allen Vnnsern vnd Iren Canczleyen, Hohen vnd Nidern Standts, erben dem Tittel Praedicat vnd Ehrenworth Edle Freyherrn, also geehrt, genent, erkhent, geschrieben, vnd darfür gehaltten werden, Darzu auch alle vnd yegliche gnad, Ehr, Würde, Vortheil, Freyhait, Vorgang, Standt, Session, Stimm, Altherkommen, Herrligkaiten, Praerogatiuen, Recht vnd Gerechtigkait, in Reichs, vnd andern Versamblungen, auf Beneflcien, Thumbstifften, hohen vnd Nidern Geistlichen vnd Weltlichen Ständen, auch allen andern orthen vnd Enden in allen vnd yeden Ehrlichen, redlichen sachen vnd Geschäfften haben, vnd dann Insonderhait, Frey: vnd Edle, auch Panerheirn vnd Freyin, Lehen vnd Affterlehen, zuempfangen, zuhaben, vnd zu tragen, auch alle vnd yede Adeliche Rittermeßige Lehen andere von Adel, vnd der Ritterschafft, deßgleichen all andere Lehen verleihen, vnd sich deßen frewen gebrauchen vnd genießen sollen vnd mögen, wie andere Vnsere vnnd deß Hl. Reichs, auch Vnserer ErbKönigReich, Fürstenthumb vnd Landen, Frey: auch Edle Pannerherrn vnd Freyin solches alles haben, gebrauchen vnd genießen, von Recht und gewonnheit von allermenigelicher vnuerhindert. Doch solle dise Vnsere Erhöchung vnd Befreyung, Vnns vnd dem Hl: Reich, auch Vnnsern Erbkönigreichen, fürstenthumb vnd Landen an Vnser Obrigkait, auch sonst allermenigelich an seinen Rechten, vnd Gerechtigkaiten vnuergriffen vnd vnschedlich seyn.

»Vber diß haben Wir noch ferrers auß wohlbedachtem muth, auch selbs aigner wohlaffectionirter bewögnus, oberzehlten motiuen, Ime sein zuuor Vhralt anererbtes Adelich Rittermeßiges Wappen nit allain gnedigelich bestettiget, vnd Confirmirt, sondern nachuolgendermaßen gemehrt, geziert vnd gepessert, vnd solches gedachtem Johann de Werdt, seinen yezigen vnd künfftigen Ehelichen LeibsErben, vnd derselben ErbensErben, Mannß vnd Frawen Persohnen hinfüro in ewige Zeit also zuführen vnd zugebrauchen gegönt vnd erlaubt, Nemblich ain Quartirtten Schilt, dessen hinter vnter, vnd vorder ober thail

plaw oder Lasurfarb, in welchem vnter ain, oben zway doppeltte zusammen gefüegte oder stossende Müller Eisen, in mitte derselben ein gelb oder goldtfarber rundter Ring ohne Puncten; der vorder vnter, vnd hinter ober gelb oder goldtfarb, darinnen für sich mit außgebreiten Flügeln stehend ain schwarz: gekrönter Adler, mit offenem Schnabel, roth außgeschlagner Zungen; In mitte gedachten ganzen Schilts, ein kleines weiß oder Sylberfarbes Herz Schiltl, darinnen für sich aufrechts zum grimmen geschickht, ain gelb gecrönter Lew, mit Vbersichgeworffenen doppeltten Schwanz, offenen Rachen, roth außgeschlagnen Zungen, vnd beeden außgespreiczten Prancken; auf erwehntem Quartirten Schilt, drey neben einander gestellte freye offene Adeliche gecrönte Thurnirshelm, baiderseits mit schwarzgelb, vnd plawer Helmdecken geziert, auf der Ersten hintern Cron stehendt für sich ain schwarzer gecrönter Adler mit aufgethanen flügeln, auf der mittern Cron zwischen zwayen mit den Saxen einwerts gekerten, vnd Vberzwerch in der mitte gleich abgethailtten Adlersflügeln, deren die hinter vnter, vnd vorder ober gelb, vorder vnter, vnd hinter ober aber schwarcz seind, im vordern obern schwarzen, vnd hintern obern gelben thailen ist ain plawes hercz Schiltl, darinnen ain gelber rundter Ring, erscheinet fürsich aines Mohren gestalt ohne Arm vnd Füeß, in ainem plawen LeibRockh angethan, mitten deß Leibs mit zway weißen Schlingen vmbgirt vmb den halß ein weißen Vberstulp, vnd vmb den kopff vnd Augen, mit ainem weißen zurueckh flügenden Bandt verpunden, Auf der hintern dritten vnd letztern Cron erscheint gegen dem Mohren, ohne den hintern thail ain zum grimmen geschickhter gelb gecrönter Lew, mit Vber sich geworffenem doppeltten Schwanz, offenen Rachen, Roth außgeschlagnen Zungen, vnd von sich außgespreiczten Prancken, Alßdann solch Confirmirt, vermehrt verpeßert vnd ornirtes Freyherrliches Wappen auf disem vorhergehenden Vnsers Kay: Libellsweis geschriebenen platts vnd Briefes gemahlet, vnd mit farben aigentlichen außgestrichen ist.

»Vnd gepietten darauf allen vnd yeden Churfürsten (ad longum ins Reich vnd Erblandt) Ernst: vnd Vesstigclich mit disem Brieff, Vnnd wollen daß Sy offternanten Johann de Werdt Freyherrn, auch all seine Eheliche LeibsErben, vnd ErbensErben, Mahnns vnd Frawen Persohnen, für vnd für in ewige Zeit Frey: auch Edle Pannerherrn vnd Freyin schreiben vnd nennen, Sy auch also in allen vnd yegelichen Ehrlichen, Herrlichen, Adelichen vnd Ritterlichen sachen, handlungen vnd Versamblungen auch Thumb-Stifften vnd an allen andern ortthen, nichts außgenommen, zulassen, darfür haltten, achten, erkennen vnd Ehren, auch aller vnd Jeder gnaden, Freyhaiten, Würden, Vorthailen, gewonnhaiten, Recht vnd Gerechtigkaiten, Wie vnd alß andere Recht geborne Frey: auch Edle Pannerherrn vnd Freyin im Hl: Reich, auch andern Vnnsern ErbKönigreichen, Fürstenthumb vnd Landen haben, genießen vnd gebrauchen laßen, auch hierwider nicht thun, noch daß Yemandt anderen zu thun gestatten, in kaine weise noch weege, alß lieb ainem Yeden seye, Vnnser vnd deß Reichs schwäre Vngnad vnd Straff, vnd darzu ain Poen, Remblich Ainhundert Marckh Löttiges Goldts zuuermeiden, die ein Jeder so offt Er fräuentlich hierwider thätte, Vnns halb in Vnnser vnd deß Reichs Camer, vnd den andern halben thail, vielgenantem Johann de Werdt Freyherrn, seinen Ehelichen LeibsErben, vnd derselben ErbensErben, vnd Nachkhommen, vnnachleßlich zubezahlen verfallen sein, auch nichts destoweniger diselben alle vnd Jede bey oberzehlten, Ihren Ehrnstandt, Würden, vnd Freyhaiten verpleiben, auch von Vnns, vnd Vnsern Nachkommen am Reich, Römischen Kaisern, Königen vnd Landtsfürsten geschüczt vnd gehandthabt werden sollen.

vnd diß ist Vnser Ernster vnd wohlbedachter entlicher willen vnd mainung. Zu Vrkhundt deßen haben Wir Vnsere Kais. güldine Bullam an disem Brieff daran hängen laßen, Wienn den 4. Aprilis A° 1635 Vnserer Reiche, deß Rom: im 16. deß Hungar. im 17. vnd deß Bohembischen im 18. Jahre.

Ferdinand m p.
Peter Heinrich v. Stralendorff m p.
R. Dietterlin m/p. Ad mandatum etc.
Johann Söldner m/p.

Unseres Helden fernere Thaten findet der Leser in Barthold's genannten beiden Werken und in des Freiherrn v. Hormayr's Taschenbuche ausführlich dargelegt. Ich theile dessen Wapen, wie es im Diplome so eben beschrieben wurde, und demselben in einem colorirten Entwurfe beiliegt, hier mit, welches Bartholp S. 216 nirgends auffinden konnte.



Hier wollen wir noch Einiges von seinem Porträte zu Lilienfeld und seiner Herrschaft Benatek und seinen beiden Frauen erwähnen.

Unser feuriger Kriegsmann soll nach Angabe des Herrn Ambros Becziczka *) zweimal blutige Händel bekommen haben, zu denen ihn verächtliche Anspielungen auf seine Geburt reizten und weßwegen er sich

*) Hr. Beczizka, dermaliger Abt zu Lilienfeld, schrieb: Das Decanat Wilhelmsburg mit dem Stifte Lilienfeld, Bd. VI der kirchlichen Topographie Oesterreichs. Wien 1825. S. 182 und 305; vgl. Baron von Hormayr's Taschenbuch für 1840. S. 146 f., und Barthold's Geschichte des großen deutschen Kriegs Bd. II. 641.

in Lilienfeld verborgen halten mußte. Darauf sollen folgende Verse auf seinem dort befindlichen Porträte eine Anspielung seyn. Sie lauten nach unsers verehrten Dichters Castelli Abschrift und Mittheilung aus seiner Villa zu Lilienfeld buchstabengetreu:

Wer General De Werht
Zu fues vn auch zu Pferdt
Nit hoch ausehlich ehrt
Derselbig ist nit wehrt
Daß er soll trag ei Schwerdt
Allhie auff diser Erdt.

Diese Verse tragen meines Bedünkens nicht die mindeste Anspielung auf Johann von Werth's angeblich niedrige Abkunft, sie ist nur hineingelegt. Sollte unsern kriegsmüden Helden nicht die Persönlichkeit seines Freundes, des damaligen ausgezeichneten Abtes, Cyrnelius Strauch, der unweit Cöln geboren war und schon am 23. Juni 1650 zu Wien allzufrüh starb, und die anmuthsvolle Einsamkeit jener Gegend angezogen haben? Während seines letzten dortigen Aufenthaltes 1648 schenkte er dem Abte: a) ein Gemälde von hohem Werthe, das aber nicht von Rubens, wie Becziczka und Baron von Hormayr angeben, sondern von Gerhard Honthorst aus Utrecht, v. Werth's Zeitgenossen, gemalt ist. Das Gemälde kam bei der Auflösung des Klosters im J. 1789 (das aber im J. 1790 vom Kaiser Leopold II. wieder hergestellt wurde) in die k. k. Bildergallerie im Belvedere zu Wien. Christus, von den Kriegsleuten gebunden und vor Pilatus geführt, wird von diesem, der an einem Tische sitzt, auf dem ein Licht steht, verhört. Dieses ausgezeichnete Nachtstück mit sieben Figuren ist 8′ 5″ hoch und 5′ 5″ breit, und hängt dermals im VI. Zimmer der niederländischen Schule Nr. 46. b) Einen silbernen und vergoldeten, vier Fuß hohen Pokal mit biblischen Geschichten in halberhobener Arbeit, dessen Deckel ein Rittersmann von getriebener Arbeit ziert (vielleicht Johann von Werth?). Daselbst ist auch Johann's von Werth Porträt aufbewahrt. Herr Castelli schreibt mir darüber: »Es ist ein ganz vortreffliches Bild von acht Fuß Höhe, die Figur in Lebensgröße. Werth ist ein sehr starker, dicker Mann mit einem bausbackigen Gesichte und sehr dickem Haarwulste. Er hat einen schwarzen Schnurr- und Knebelbart, einen herabhängenden Spitzenüberwurf am Halse; seine Tracht besteht in einem gelbbraunen spanischen Reitercostume, rother Feldbinde, sehr weiten Stiefeln mit Spitzen und goldenen Spornen; zu seiner rechten Seite liegt ein Harnisch auf der Erde und ein Helm mit einer blauschwarzen und zwei rothen Federn auf einem runden Tische. Mit seiner rechten Hand stützt er sich auf einen Stock, die Linke hält den Hut. Ganz unten am Gemälde rechts (vom Beschauer) stehen die obigen sechs Verse.« Der Inhalt dieser Verse, wenn sie ja mit dem Bilde gleichzeitig sind, läßt wohl bezweifeln, daß es ein Geschenk aus seiner Hand sei. Man vergleiche damit nach Barthold II. 643 v. Werth's Porträte im deutschen Florus und Theatrum Europäum; so sind auch in jenem Hause zu Köln, das er selbst erbaute und das nun eine Weinschenke ist, zwei Gemälde, deren eines ihn zu Pferd, das andere zu Fuß darstellt.

Johann von Werth, der Sohn eines verarmten Edelmannes, besaß ein Haus zu Köln (vgl. Barthold B Bd. I. 61 und II. 579 und 643), das Gut Bodenstein bei Waldsassen in der Oberpfalz, das Gut Brurain bei Bruchsal, die Herrschaft Rodenkirchen, ein prächtiges Schloß im Jülicher

Lande. Zudem schenkte ihm Kaiser Ferdinand III. am 14. October 1647 die Herrschaft Benatek im Bunzlauer Kreise in Böhmen, die er durch Ankauf des Gutes Zdonin vergrößerte. Am 2. Mai 1648 erhielt er nach den Reichsacten das Incolat im Königreiche Böhmen. Im Jahre 1651 stiftete er eine eigene Pfarre zu Neu-Benatek, die im J. 1777 zu einer Dechantei erhoben wurde. Der Unruhige erlag einem hitzigen Fieber am 12. September 1652, und fand seine ewige Ruhe in der Marienkirche zu Benatek. Er war zweimal vermählt: a) im Jänner 1637 zu Köln, seinem Lieblingsaufenthalte, mit Maria Isabella, Tochter des Grafen Georg Friedrich von Spaur und der Gräfin Barbara von Lodron, deren ältere Schwester Hieronyma Katharina mit dem S. 23 Anm.*) erwähnten Grafen Heinrich von Berg nach Hübner III. 860 vermählt war; daher vielleicht die Bekanntschaft. Sie starb nach Barthold B Bd. II. 582 und 622 im Winter nicht lange vor Werth's Flucht aus Bayern im J. 1642. b) Am 25. Juli 1648 mit der jugendlichen Susanna Maria, Tochter des am 20. Februar 1634 in den Reichsgrafenstand erhobenen obderennsischen Landeshauptmanns Hanns Ludwig von Kuefstein, Freiherrn zu Greilenstein (nicht Grillenstein) rc. Er hinterließ nach Barthold II. 642 keine Erben seines Namens, indem nach Sommer's Bunzlauer Kreise, Prag 1834, S. 65, sein einziger Sohn bereits im sechzehnten Lebensjahre gestorben war. Das Gesammtvermögen erbte demnach seine Witwe. Diese vermählte sich noch zweimal, nach Wißgrill V. 314 mit Ernest Gottfried Grafen Schütz von Leipoldsheim, Herrn auf Zittolib und Diwitz, und dann mit Franz Christoph Hartmann Freiherrn von Klarstein. Sie starb hochbetagt nach Hübner III. 864 am 13. Jänner 1697. Sommer jedoch läßt, wohl mit Recht, den Grafen Schütz, der sich im J. 1664 in der Schlacht bei St. Gotthard ausgezeichnet hatte, ihren dritten und letzten Gemahl seyn, indem er nach dem Ableben seiner Gemahlin die Herrschaft Benatek durch Erbvertrag eigenthümlich an sich brachte und sie dann seinem Sohne Ernst Jaroslav Grafen von Schütz von Leipoldsheim hinterließ, welcher am 29. September 1720 starb. Die Herrschaft Benatek gehört gegenwärtig dem Grafen Leopold von Thun-Hohenstein.

Als diese Blätter schon gesetzt, corrigirt, kurz zum Abdrucke fertig waren, erhielt ich noch von Herrn P. Wenzel Kocman, jüngst eingesetztem Administrator der Dechantei zu Benatek, wohin ich mich über unsern Johann von Werth brieflich gewendet hatte, folgende dankwerthe Mittheilungen, welche von der besondern Güte des dortigen Patronatsherrn Leopold Grafen von Thun herrühren.

General Johann Freiherr von Werth ruht in der Familiengruft der Neubenateker Schloßkirche zu Maria Geburt, hat keinen Denkstein, weil dessen irdische Ueberreste erst von dem gegenwärtigen Herrschaftsbesitzer in einen neuen Sarg eingelegt und in eine eigens vorgerichtete Nische eingemauert wurden. Es ist jedoch notorisch bekannt, daß de Werth vor beiläufig vierzig Jahren noch in einem prachtvollen zinnernen Sarge ruhte, welchen aber Uebelberathene zusammenschmelzen und Eßgeschirre, dann sechs große Kirchencandelabers daraus verfertigen ließen. Letztere befinden sich noch in obiger Kirche und nur einem Zufalle verdankt man die Erhaltung der auf dem Sarge als eigener Bestandtheil befestigt gewesenen zinnernen, 13 Zoll langen und 9 Zoll (?) breiten Originaltafel mit folgender Inschrift:

IOANNES LIBER BARO DE WERTH,
DOMINUS IN BENADEC, RODENKIRCHEN, GRAMBACH,
KELLENBERG, ERBACH ET BODENSTEIN
DUORUM IMPERATORUM
FERDINANDI SECUNDI ET TERTII
CONSILLIARIUS (sic) BELLICUS
EQUITATUS TOTIUS CAESAREI GENERALIS ET COLONELLUS.
SUI AEVI FAMOSISSIMUS
EX TERRA IULIACENSI PROGENITUS
CATHOLICA PRO FIDE FERVIDUS
IN ADVERSIS CAESARI FIDELIS
ROMANO DE IMPERIO OPTIME MERITUS
MARTIMILES (?) DOMITOR HOSTIS
CUIUS FACTA CUM ORBIS CAPERE NON POSSET
PARVA TUMBA FACIENTEM (?) CEPIT
SED NULLO ALIO QUAM MORTIS MEDIO
DUODECIMA MENSIS SEPTEMBRIS
HORA CIRCITER QUINTA MATUTINA.
ANNO 1652.
ABI LECTOR ET VALE
UTQUE ANIMAE BENE SIT PIE DEUM PRECARE.

Ein Porträt ist wohl vorhanden, aber der Zahn der Zeit hat so arg an demselben genagt, daß eine Restaurirung desselben kaum mehr möglich ist. Dessen ungeachtet stellt sich dem Beschauer noch folgendes Bild dar: Lebensgröße, groß von Statur, im damaligen Reiterkleide, Koller von lichtbraunem Leder, hohe Pauschstiefeln, ausdrucksvolles Gesicht, baarhaupt, Spitz- und Knebelbart, graues zurückgekämmtes Haupthaar, die rechte Hand gestützt auf einen langen Stab, zu seinen Füßen liegen Küraß und Pickelhaube, in einiger Entfernung sprengt ein Reitertrupp an ihm vorüber. Sprüche oder Wapen sind nicht sichtbar.

Nachdem de Werth's einziger Sohn bereits im neunzehnten Jahre [1]) zu Paris gestorben war, erbte die Witwe Susanna, geborne Gräfin von Kuefstein, die Herrschaft Benatek. Diese verehelichte sich wieder zu drei verschiedenen Malen und zwar: a) mit Franz Christoph Hartmann, Freiherrn von Klarstein, am 8. Juli 1658; b) 1680 mit Johann Caspar Saba, Grafen (?) von Saberg [2]); und endlich zum dritten Male c) am 24. Juni 1687 mit Ernst Gottfried Grafen Schütz von Leipoldsheim.

V. Klaus Dietrich, genannt Sperreuter, schwedischer, dann kaiserlicher General.

Von Joseph Bergmann.

Klaus Dietrich, genannt Sperreuter [3]), auch Speerreuter, war nach Zedler's Universal-Lexikon Bd. XXXVIII. S. 1529 ein

---

[1]) Im Pfarrbuche: Inventarium Rerum et Jurium Beneficii Neo — Benatec, im sechzehnten Jahre: »qui 16. anno aetatis suae in Bavaria obiit.«

[2]) Ueber dieses alte böhmische Geschlecht, das sich auch in Münsterberg in Schlesien niederließ, s. nur Weniges in Joh. Sinapii Schlesischen Curiositäten Bd. II (Leipzig 1728) S 632. Von diesem Johann Caspar geschieht daselbst gar keine Erwähnung.

[3]) Nach Weng's Gelegenheitsschrift. Die Schlacht bei Nördlingen und Belagerung dieser Stadt in den Monaten August und September 1634. Nebst einem Plane des Schlachtfeldes. Nördlingen 1834. 8. S. 49 hieß dieser Oberst Sperreuter zuvor Niklas Dietrich. Da er aber bei einer Affaire Gelegenheit hatte, den König Gustav Adolph, der eingeschlossen war, durch seine Tapferkeit zu befreien, gab ihm derselbe den Namen Sperreuter, weil er ihn aus der Sperre, Klemme, herausgerissen hatte (?).

livländischer Edelmann; nach des Grafen von der Decken Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, Hannover 1334, Bd. II. 267 und III. 250 aber ein geborner Lüneburger, welcher mit Begünstigung seines Landesherrn, des Herzogs Christian des Aeltern zu Celle, in schwedische Dienste (vgl. S. 32) trat, und nach Gförer's Gustav Adolph 2. Aufl. S. 734 als Oberster im J. 1639 Kolberg belagerte, dann aber den Befehl über die Belagerer verlor. Eine Nördlinger Chronik ist nach Weng S. 49 und 60 f. gar übel auf Sperreuter zu sprechen. Er hatte den Entsatz des Städtchens Rain an der Aicha (unweit des Lechs und der Donau), dessen liederliche Uebergabe an einen Haufen florentinischen Volkes der Oberste Mitschefahl oder Mützephal zu Neuburg am 5. Oct. 1632 mit dem Kopfe büßte, vernachläßigt. Darüber war der König so aufgebracht, daß er auf Sperreuter, der ihm bei Ebermergen begegnete, das Pistol richtete und mit den heftigen Worten anfuhr: »Liederlicher, leichtsinniger Bösewicht! Du sollst nicht Sperr- sondern Bärenhäuter heißen. Was machst du mir für Arbeit und Mühe. Troll' dich von meinem Angesicht, oder ich will dich wie einen Hund todschießen.« Mit diesem Schimpfe beladen mußte sich der Oberst so lange entfernt halten, bis sich des Königs Zorn wieder gelegt hatte, welcher gewöhnlich nicht lange dauerte, am wenigsten aber gegen Sperreuter, den er als seinen Befreier dankbar ehrte. Uebel berüchtigt in Nördlingen und in allen Dörfern des Rieses war Sperreuter, wie Isolani *) kaiserlicher Seits in und um Höchstädt, und wird von jenem Chronisten als einer der rohesten und gefühllosesten Menschen geschildert, indem er vor keiner Art von Grausamkeit zurückschauderte. Wo er mit seinen Reitern hinkam, wurde alles geraubt und die Menschen bis auf's Blut gequält. Weder Stand noch Alter und Geschlecht schützten vor seiner brutalen Bosheit, die mit der unersättlichsten Habsucht und Wollust verbunden war. In Wemdingen setzte er der Bürgermeisterin die Pistolen an die Stirne, weil sie ihm ihre Pflegetochter, ein Mädchen von dreizehn Jahren, nicht überlassen wollte. »Seine H** und Bubenstücke,« sagt einer der Nördlinger Chronikschreiber, »sind nicht zu erzählen. Er war ein solcher Leutschinder und Beutelräumer, daß er den Wemdingern 6000 Thaler Ranzion auspreßte. Sperreuters Soldatesca hat so ungöttlich und verteufelt gehandelt, daß sie in die Kirchen haben gebrochen, die Almosenstöcke ausgeleert und Alles gestohlen. Seine und seiner Soldaten heroische Thaten waren diese: Fressen, Saufen, H**, Spielen, Gotteslästern, Plaudern, Stehlen, Rauben u. s. w.«

Als Sperreuter, vom Herzog Bernhard von Weimar am Lech mit 2000 Mann zu Fuß und einigen Regimentern Reiter gelassen, um Augsburg lag, schreckte ihn Nachts am 3. Oct. 1633 der immerwache, kühne Jean de Werth, der von einer Berathung am Innsbrucker Hofe rasch zurückgekehrt war, aus dem Schlafe auf, zerstreute seine Truppe, nahm

*) Johann Ludwig Hektor Graf von Isolani, 1580 zu Görz geboren, war der Sohn des angeblich aus Nikosia auf der Insel Cypern herstammenden Johann Markus Freiherrn von Isolani, welcher kais. Oberstlieutenant bei Eroberung von Stuhlweißenburg 1598 von den Türken gefangen wurde und 1599 elend zu Konstantinopel starb Dieser berühmte Kroatengeneral erhielt vom K. Ferdinand II. die von den Grafen v. Oppersdorf confiscirten Herrschaften Duba (Aicha) in Böhmen und Friedstein, und am 12. März 1635 den Grafenstand; er kaufte 1636 die Herrschaft Tribuswinkel bei Baden. Er starb im März 1640 in Wien. Seine Gemahlin Margaretha Freiin von Teufel gebar ihm die einzige Tochter Isabella, die als Klosterfrau zu St. Jakob in Wien starb. Sie brachte dem Kloster die Herrschaft Duba zu.

ihm einiges Geschütz sammt allem Gepäcke nebst einer grossen Menge Pferde ab, und verschwand nach seiner Weise. Er trieb nun anderweitig sein Unwesen und die heftigen Klagen derer von Ansbach, Wemdingen, Oettingen und Nördlingen gegen ihn bei dem Herzog Bernhard, der am 13. October 1633 von Frankfurt in Nördlingen angekommen, brachten ihm nur einen blossen Verweis; denn an eine Bestrafung war nicht zu denken. Der Herzog und der Kanzler Oxenstjerna mußten den Officieren und Soldaten bei ihren Ausschweifungen so Vieles nachsehen, weil sie selten ihren Sold richtig erhielten und bei Donauwerth gänzlich aus einander zu gehen gedroht hatten. Damals galt nur Kühnheit und Tapferkeit, und Sperreuter, dem es daran nicht fehlte, erhielt anstatt der Strafe sogar Wemdingen und das Kloster Kirchheim als Gratification, und sein treuer Gehülfe Wurmbrand *) Babenhausen mit vierzehn Fugger'scheu Dörfern. Um seinen Eifer für seine evangelische Confession zu zeigen, verschloß er den Nonnen zu Kirchheim (im Oettingischen) das Kloster, das sein Eigenthum geworden war. Es hatte nämlich der schwedische Kanzler Oxenstjerna, um den Aufruhr des Heeres wegen nicht bezahlten Soldes zu beschwichtigen, unter andern dem Obersten Sperreuter dieses Kloster und dem General Altringer den Marktflecken Wallerstein nebst dem gräflichen Schlosse geschenkt. Diese wurden daher als feindliches Eigenthum von den Kaiserlichen angesehen und behandelt. Während der Belagerung von Nördlingen fielen die Reiter vom 28. August bis 1. September 1634 in diesen Flecken ein, und plünderten und verbrannten mehrere Häuser. So berichtet Weng S. 94. Warum aber der schwedische Kanzler den kaiserlichen General mit dem Markte und Schlosse Wallerstein beschenkt haben sollte, sehe ich nicht ein; dann war ja Aldringer schon am $^{22}/_{23}$ Juli desselben Jahres vor Landshut gefallen! Diese beiden Besitzungen vermochte Sperreuter im Sturme der Zeit und hauptsächlich wegen seines baldigen Uebertrittes zur kaiserlichen Fahne nicht zu behaupten.

Im folgenden Jahre 1635 finden wir Sperreuter bei der schwedisch-deutschen Armee in Westphalen und Niedersachsen. Ob er gleich ein geborner Lüneburger und ein tapferer Officier war, war ihm doch der kriegerische Herzog Georg sehr abgeneigt, indem er ihn für einen Intriganten und Spion hielt. Der Herzog glaubte, er theile dem Reichskanzler Nachrichten von dem mit, was bei seiner Armee vorging, und

*) Melchior II. von Wurmbrand zu Stuppach (bei Glocknitz) auf Vestenhof und Neudeckerhof, war der ältere Sohn des Hieronymus Herrn v. Wurmbrand († 1597), dessen schöne Medaille von Antonio Abondio ich im CXII Bande S. 24 des Anzeigeblattes in diesen Jahrbüchern beschrieben habe, und in seiner Jugend Malteserordensritter, zeichnete sich als Oberstlieutenant bei der Eroberung von Raab 1598 und in andern Feldzügen gegen die Türken aus. Er war evangelischer Confession und nahm 1608 am Congresse zu Horn Theil, und war ein Mitverbündeter derselben österreichischen Stände im J. 1619. Deshalb wurde er geächtet und seine Güter Vestenhof und Neudeckerhof 1620 confiscirt und 1628 an Hanns Balthasar Grafen von Hoyos verkauft. Er trat nun in schwedische Dienste. Nach Gfrörer's Gustav Adolph 2. Aufl. 1845 S. 189 machte dieser König zum ersten Male im J. 1627 bei der Belagerung der Stadt Wormdit (bei Braunsberg) Gebrauch von sechs ledernen Kanonen, welche unser Wurmbrand erfunden hatte; desgleichen bediente sich Herzog Bernhard von Weimar (s. Dr. Röse I. 249) zum ersten Male beim Uebergange über die Donau im October 1633 einer vom Obersten von Wurmbrand erfundenen Brücke, welche aus Seilen bestand, über welche man Bretter legte; auch hielt er sich als Gouverneur von Donauwerth und Lauingen sehr wohl. Er starb ledig, wann und wo ist mir unbekannt.

hatte ihn im Verdacht, daß er ein Spion der Kaiserlichen sei. Sperreuter hatte sich nach von der Decken II. 207 oft über H. Georg's unverdient schlechte Behandlung, wie er behauptete, bei dessen älterem Bruder, dem Herzoge Christian dem Aeltern († im Nov. 1633), beklagt. Als Oxenstjerna es für seine Plane nothwendig erachtete, den Herzog Georg, dessen Anhänglichkeit an Schweden ihm schon seit geraumer Zeit mehr als verdächtig gewesen war, vom Commando der niedersächsisch-westphälischen Armee zu entfernen, so wählte er vertrauensvoll hiezu den Generalmajor Sperreuter, H. Georg's Gegner, übertrug ihm ddto. Stade am 10. Juni 1635 das provisorische Commando über H. Georg's Armee und gab ihm auch eine ausführliche Vorschrift, auf welche Weise er die Obersten der Regimenter Georg's für die schwedische Partei gewinnen könne. Dem zu Folge gewann Sperreuter die Obersten der drei seinem unmittelbaren Befehle unterstehenden Cavallerieregimenter und ließ durch Emissäre die andern Obersten zum Aufstande gegen den Herzog auffordern. Sperreuter versprach diesen drei gewonnenen Reiterregimentern, denen er kein Geld geben konnte, bessere Quartiere, rückte deßhalb in's Lüneburgische, schrieb daselbst überall Contributionen aus und erwiderte auf die Verweise und Forderungen Georg's, die Regimenter unverzüglich in ihren verlassenen Quartierstand zurückzuführen, am 20. Juni: »Er richte seine Märsche nach den Befehlen des Reichskanzlers ein, hoffe jedoch, der Herzog werde sich mit selbigem in der Art vergleichen, daß er ferner unter seinem Commando dienen könne.« S. Sperreuter's Brief an Herzog Georg ddto. Amelingen 20. Juni 1635 in von der Decken II. S. 399 Nr. 166, vgl. daselbst S. 269. Als Herzog August, des vorerwähnten Christian des Aeltern Bruder und Nachfolger, über die Erpressungen der Sperreuterschen Truppen in seinem Lande aufgebracht, diesem als seinem gebornen Unterthan, der von seinem fürstlichen Hause so viele Wohlthaten genossen hätte, am 24. Juni schriftlich Vorwürfe machte, entschuldigte er sich mit des Reichskanzlers Befehlen und suchte die Schuld der begangenen Excesse auf die Obersten der Regimenter zu wälzen, und sagt in dem Briefe von Cassel am 30. Juni an den Herzog August Bd. II. S. 400 Nr. 167 bei v. der Decken: »Das ich solte solches (wie doch nicht geschehen) darumb nicht gethan haben, weil ich J. F. G. angebohrner Unterthan wehre, so weiß ich zwar, daß ich in Eurer fürstlichen Gnaden Landen, jedoch alß ein freyer Teutscher, vndt kein Leibeigener gebohren, aber gleichwol auch in der Cron Schweden, von dero ich auch alle weitere gnade erlangt, dienst undt Pflichten befinde. Wie hoch ich sonst mein Vaterland jederzeit geliebet, vndt demeselben treue dienste zu leisten intentionirt, wird manchen wissent seyn, wie ich aber empfangen vndt meine Treuherzigkeit augiret worden, solches ist ebenmäßig bekannt. Wünschte nun nichts weniger E. F. G. vndt Dero hochl. Haus meine unterthänige Dienstbarkeit gehorsamblich zu probiren, Zumahlen der Ursach halber, weiln mich E. F. G. in Gott ruhender Hr. Bruder Herzog Christian vermittelst Dero gnädigen recommandation in der K. Maj. zu Schweden Dienste zuerst gebracht.«

Sperreuter zeigte mit neun Obersten der niedersächsischen westphälischen Armee dem Herzoge Georg in einer Declaration vom $^{1}/_{10}$ Juli, die in von der Decken II. Nr. 172 gedruckt ist, an, daß sie laut der vorgenannten Instruction Oxenstjerna's vom $^{10}/_{20}$ Juni ihm den Gehorsam, welchen sie ihm als commandirendem schwedischen General bisher schuldig waren, aufkünden müßten. Des Herzogs Antwort vom $^{6}/_{16}$ Juli an Sperreuter und die der neun Obersten ist in Nr. 173 mitgetheilt. Er über-

nahm nun das Commando, das H. Georg am $\frac{29.\ Juli}{8.\ Aug.}$ in einem vorwurfsvollen Briefe niederlegte, hatte die für denselben schimpfliche und schmerzliche Zumuthung, daß dessen Leibregiment, das in seiner ihm eigenthümlichen Grafschaft Hoya lag, seine Quartiere verlasse, und griff bei Nienburg mit Verabredung des Commandanten und der Garnison sogar in das Eigenthum dieser herzoglichen Festung, die seit Kurzem den Schweden übergeben war. Sperreuter hatte noch am 20. September 1635 das Commando über die an den Ufern der Weser cantonirenden schwedischen Truppen und gab nach von der Decken III. 39 dem Bevollmächtigten des Herzogs August von Braunschweig-Celle Hoffnung, gegen Bezahlung einer näher zu bestimmenden Geldsumme die Festung Nienburg zu räumen; am 20. October schrieb er zurück, er müßte noch des schwedischen Reichskanzlers Erlaubniß zu dieser Räumung einholen.

Aus einem Schreiben des H. Georg an den kaiserlichen General Marchese di Carretto vom 19. Dec. geht hervor, daß Sperreuter sich damals um Aufnahme in die Dienste des Kaisers bewarb, und jener fügte bei, er halte es für seine Pflicht, ihn auf den höchst verdächtigen Charakter dieses Officiers aufmerksam zu machen; derselbe habe vierzehn Regimenter von seiner Armee den Schweden zugeführt und ihnen auch die durch ihre Lage und ihre Brücke über die Weser wichtige Festung Nienburg in die Hände gespielt. Auf diesen letzten Punct über Sperreuter erfolgte in di Carretto's Antwort vom 24. und 25. December (bei Decker Nr. 212 und 213) nicht nur keine Erwiederung, sondern der Herzog erfuhr nicht lange nachher, daß dieser General wirklich in kaiserliche Dienste getreten sei. Oxenstjerna's hochmüthiges und herrisches Wesen, das schon mehr als einen verdienten Mann aus dem Heere vertrieben hatte, wie auch die Vortheile, die den Wohlberechnenden seit dem Prager Frieden für die Gegenpartei einzuladen schienen, vermochten wahrscheinlich auch ihn in den letzten Tagen des Jahres 1635 oder in den ersten des folgenden den schwedischen Dienst zu verlassen.

Er nahm von der Krone Schweden laut des folgenden Diploms vom J. 1641 seinen schriftlichen Abschied *) und trat in kaiserliche Dienste. Im Anfange des Februars 1636 war er nach Barthold I. 339 schon übergetreten und half dem kaiserlichen Feldzeugmeister Marchese di Carretto den Generalmajor Kratzenstein über die Weser bis nach Bremen treiben und dessen Regimenter zerstreuen. Hier mochte er aus seinem Säckel ein Reiterregiment errichtet oder aus den feindlichen Trümmern verstärkt haben. Jene Angabe in Zedler, daß er nach Liefland (?) gehen und daselbst seine Güter behaupten wollte, scheint der Kürze der Zeit nach in Nichts zusammenzufallen. In diesem Jahre wurde er in Lemgo durch Verrath dortiger Bürger gefangen, bald aber nach Zedler gegen 17,000 Thaler Ranzion wieder losgelassen. Darauf blokirte er die Stadt Erfurt, rückte mit zwei Regimentern zum Duca di Savelli und Johann von Werth in's Elsaß, und nahm im Vereine mit diesen ohne namhafte Kriegsarbeit die Franzosen in den Schanzen bei Rheinau am 1. November 1637 gefangen, worauf er sich eines kaiserlichen Handschreibens zu erfreuen hatte. Am 20. Jänner 1638 erhielt er vielleicht in Folge dieses seines kriegerischen Wohlverhaltens nach den Reichsacten einen Exspectanzbrief auf Burgmilchling, von welchem das freiherrliche Geschlecht der v. Schutzbar seinen Beinamen führte. Er nahm wesentlichen

*) Somit nennt ihn Barthold II. 94 mit Unrecht einen Ueberläufer.

Antheil an der Doppelschlacht bei Rheinfelden am $^{18}/_{28}$ Februar und $\frac{21.\ \text{Febr.}}{3.\ \text{März}}$ 1633, in welcher leztern er mit Johann von Werth, Savelli und Adrian von Enkevort vom Herzoge Bernhard von Weimar gefangen wurde *). Man brachte ihn erst auf die Bergveste Hohentwiel im Hegau (Barthold II. 95), und machte ihm in seinem zweijährigen Arreste mehrere Anträge in französische Dienste zu treten, die er aber ablehnte.

Nun folgen auch kaiserliche Gnaden und Belohnungen. Schon ddto. Prag am 22. Juni 1637 wurde dem Niklas Dietrich von Sperreutt (das sein wahrer Name gewesen seyn dürfte) auf seine unterthänigste Bitte vom $^{9}/_{18}$ Juni sein altadeliges Wappen, in dessen erstem und viertem Felde ein oben gebrochener Speer zu sehen ist, bestätigt und gebessert. In seinem von Georg Scheuerle geschriebenen Gesuche ist auch die Bitte beigefügt, dem Wappenbriefe die Klausel mit inseriren zu lassen, daß er und seine ehelichen Nachkommen aller Orten, besonders in den Hochstiftern Bamberg und Würzburg, andern Freien des Reichs vom Adel gleich gehalten und zu allen Dignitäten zugelassen werden sollen und mögen. — Aus diesem schließe ich, daß er entweder von katholischen Aeltern geboren oder zur katholischen Kirche übergetreten war.

Im Eingange seines Freiherrndiploms ddto. Regensburg am 15. Jänner 1641 werden sein adeliges Herkommen, seine rittermäßigen Tugenden, Tapferkeit und Vernunft, wie auch seine getreuen, nützlichen und hocherspriesslichen Kriegsdienste, die er sowohl Kaiser Ferdinand II. und K. Ferdinand III. vielfach erzeigt und bewiesen hat, gepriesen, und besonders habe Seine Majestät von Sperreuth (sic) vernommen: »daß die in Anno 1635 zwischen hochstseliger May. vnnd L(iebden). vnnd deß Churfürsten zu Sachsen L. ein Zeittlang gepflogene Friedens Tractaten zu gewünschtem endt gebracht vnnd allenthalben in das heyl. Röm: Reich mandata auocatoria publicirt worden, hat Er seine damahls bei der Cron Schweden bediente hohe charge vnnd Commando vber 10,000 Mann, welche Er ain Zeit lang inn Nider Sachsisch: vnnd Westphalischen Craisen absolutè commandirt, alsobald verlassen vnnd bey gedachter Cron seinen schrifflichen abschiedt genohmen vnnd sich in Vnnsere würckhliche Kriegsdienst begeben vnnd auß aigenem Seckhl ein Regiment von 1000 Pferdten geworben, mit welchen Er in Anno 1636 in die Graffschaft Lippe gangen vnnd in Lemgaw (Lemgo) durch Verratherey der alda wohnenden Burgerschafft gefangen vnnd in solchem arrest 6. Monath enthalten worden, nach solcher seiner erledigung hat Er mit obgenanten seinen auß eigenem Seckhel geworbenen 1000 Pferdten neben andern Regimentern die Statt Erffurt bloquirter gehalten vnnd von dannen mit 2 Regimentern zum Duca d. Sauelli in Elsaß, alß die Franzosen am Rheinstromb albereith posto gefaßt, beordret worden, daselbsten Er gleich bey seiner Ankunfft nicht allein der Franzosen bey Rheina gemachte Schanzen ruinirt, sondern die darin gelegene Officier vnnd Soldaten gefangen bekommen, Inmassen Wir dann damahls an Ihne, zu gnedigster erkandtnus seiner trewgelaisteten dapffern Kriegsdienste ein Kays. handt- vnnd dannkbriefl abgehen lassen, Wie nun gedachte Franzosen dem Paß Rheinfelden hart zugesezt vnnd solcher Ortt eylfertig müeßte succurrirt werden, hat offtgenanter von Sperreuth seine auffs beste mundirte Soldaten

*) S. das Ausführliche in Barthold's Johann von Werth S. 88—93; desselben großer Krieg 2c. Bd. II. 83—95; Schels Bd IX 110.

geschwindt zusammen gezogen vnnd mit denselben neben andern hohen Officiren vnd dabey commandirten genanten Paß Rheinfelden nicht allein glückhlich entsetzen, sondern den Feindt also mannlich bestreitten helffen, daß es endtlich zu einer bluettigen haubtaction kommen vnnd die Victori, durch Gottes gnadenreichen Seegen auff Vnnser seitten erhalten worden, bei welcher dann der Duca d' Rouan vnnd ein Rheingraf alß deß Herzog Bernhardts zu Sachsen Weimar Gral (General) Leütenandt neben vielen Officiren vnd Soldaten todt geblieben, Erlach Schaflitzky wie auch andere Obristen gefangen vnnd alle Stuckh erobert worden, alß nun der Feindt darauff seine hin vnnd her zerstraitte Soldaten widerumb zusammen: vnnd einen succurs von etlich taussend Mann zu sich gezogen, ist es abermahl bey genantem Rheinfelden zu einem harten treffen gerathen, daß Vnnsere alda gestandene Armada durch Vnglücksfall vnnd wegen menge der Feindts Völckher in zimbliche confusion gebracht vnnd endtlich genanter Vnser Ob: Veldt-Wachtmeister neben andern hohen Officiren gefangen worden, Vnnd vnangesehen Ihme in wehrendem seinem zwey Jährigen Arrest von den Franzosen vnnderschiedtliche Ihme mit süessen Wortten vorgebildete Conditiones, sich in Ihre Dienst zu begeben, offerirt, hat Er doch solche angebottene conditiones viel lieber entrathen, alß seine gegen Vnns, das heyl. Reich vnnd Vnnser löbl. Erzhauß Oesterreich bestendig gefaßte vnderthenigste deuotion vnnd trew bey seitts setzen wollen, gestalten Er in vnderschiedtlichen Ihme anuertrawten vnnd theils mit höchster Leib vnnd Lebens gefahr zu Vnnserm gnedigsten contento vnnd seinem vnnd der seinigen vnsterblichen lob wohl verrichten Kriegs Commissionen vnnd andern rüemblichen Actionen seinen ritterlichen Heldenmuth in der thatt also hat sehen lassen, daß Er billich andern Soldaten zur rüemblichen nachfolg vorzustellen, Inmassen Er dann in solcher gehorsambisten trew in aller bestendigkeit biß in sein grueben vnaußsetzlich zu uerharren, deß vnderthenigsten erbiettens ist, auch wohl thuen kann, mag vnnd solle.«

In Anbetracht dieser ersprießlichen Kriegsdienste erhob Kaiser Ferdinand III. obgedachten Obersten Veldt Wachtmeister Niklas Dietrichen von Sperreuth, seine ehelichen Leibeserben beiderlei Geschlechtes in den Stand und Grad der alten Reichsfreiherren, Frauen und Fräulein, und stellte ihn den österreichischen erbländischen rechtgebornen Edlen, Panner- und Freiherren gleich, und zwar so, als ob sie von ihren vier beiderseitigen Ahnen rechtgeborne Freiherren, Frauen und Fräulein wären. Ferner dürfen er und seine ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechtes Edle, Panner- oder Freiherren von Sperreuth auf Wilmersdorff [1]) und Trautskirchen [2]), wie auch von allen ihren jetzt inhabenden und künftig mit rechtmäßigem Titel überkommenden (sic) Gütern sich nennen und schreiben.

Sperreuter's, des kaiserlichen obersten Feldwachtmeisters, verbessertes freiherrliches Wapen hat vier Felder mit einem Herzschildchen und wird (in neuerer Sprache) also beschrieben: Im ersten und vierten Felde steht ein aufrechter rother, mit weißen Strichen oder Streifen umwundener Speer, welcher oben über der Mitte also abgebrochen ist, daß der abgebrochene Theil mit der Spitze fast herunterhängt; das zweite oder hintere obere rothe Feld führt eine aufrechte, vor sich

---

1) Wilmersdorf auch Wilhermsdorf, ist ein evangelischer Markt nebst einem Schlosse im k. bayerischen Landgerichte Kadolzburg in Mittelfranken.

2) Trautskirchen ist ein evangelisches Pfarrdorf im k. Landgerichte Erlbach und gehört dem Freiherrn von Seckendorf.

gekehrte Mannsgestalt ohne Arme und Füße mit weißem Haare und Barte, in einem engen und der Länge nach so halbirten Leibrocke, daß die rechte Seite blau, die linke gelb ist, mit acht von solchen Farben gemachten Knöpflein geschlossen, eine rothe Kappe auf dem Kopfe mit drei herabhängenden Straußfedern, nämlich einer weißen, blauen und rothen; das dritte oder vordere untere Feld ist so quergetheilt, daß der untere größere Theil schwarz, worauf ein blauer Schild zu sehen, der obere kleinere silberfarb ist, darin drei rothe oder rubinfarbene Wecklein neben einander gestellt sind. Das schräg links halbirte Herzschildchen hat unten auf blauem Grunde eine halbe rothe Rose und oben auf rothem Grunde eine weiße halbe doppelte Lilie, beide Blumen mit gelben Bötzlein versehen. Auf dem Wapenschilde prangen zwei gegen einander gestellte, offene gekrönte Turnierhelme, zur Linken mit rothen und weißen, zur Rechten mit goldenen Helmdecken; auf dem vordern Helme sind drei Cornet mit rothen und weißen Stangen und drei Husarenfahnen an blauen und gelben Stangen; auf dem hintern die im zweiten Felde beschriebene arm- und fußlose Mannsgestalt. — Diese Erhebung wird, was auffallend ist, erst ddto. Wien 20. Mai 1651 durch ein Intimationsschreiben an Kurmainz berichtet.

Im J. 1641 wollte er nach Zedler unversehens mit 5000 Pferden in der Schweden Quartier fallen, Alles niedermachen und bei Wiesen über die Aller gehen. Sein Anschlag wurde aber bei Zeiten entdeckt und dessen Ausführung verhindert. Nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens wollte er in venetianische Dienste treten, änderte aber seinen Vorsatz und begab sich wieder nach Liefland (?), wo er sein Geschlecht mit einer von Lentersheim aus fränkischem Adel, die er 1633 geheiratet hatte, nach demselben Zedler fortpflanzte.

Ein anderes Mal wollen wir mehreres Urkundliche beibringen über die adelige Abkunft des Lothringers Johann Baptist Altringer oder Aldringen, der am 10. März 1632 in den Grafenstand erhoben wurde; dann über den Grafen Matthias Galasso oder Gallas aus Trient, und Don Balthasar von Marradas aus Valencia in Spanien, welcher mit seinen Brüdern Franz und Georg ddto. Wien 18. April 1621 Reichsgraf wurde; ferner über den Kanzler Johann Baptist Verda, nachher gewöhnlich Verdenberg (irrig Werdenberg) genannt, der aus einem alten mailändischen Geschlechte entsprossen und wahrscheinlich zu Görz geboren ist. Kaiser Ferdinand II erhob ihn am 23. Februar 1623 in den Freiherrn- und am 5. November 1630 in den Grafenstand; er starb am 15. Sept. 1648. Endlich über die vier Gebrüder: Gerhard, Hermann, Johann und Kaspar (Abt zu Strahof) von Questenberg, von denen die beiden ersten das kaiserliche Diplom vom 17. März 1627 zu Freiherren machte.

Ueber die Abkunft und Wanderungen der Langobarden.

Zweite Abtheilung.

Die Langobarden in Oesterreich.

1. Paul Diacon in seiner Geschichte der Langobarden erzählt, daß nach der Zerstörung des Rügen-Reiches an der Donau durch Odoaker im Jahre 487 n. Chr. die Langobarden aus ihren bisherigen

Wohnsitzen in das Land der Donau-Rügen vorgedrungen sind, und daß sie, weil der Boden fruchtbar war, einige Jahre daselbst gewohnt haben [1]). Daß unser heutiges Oesterreich am linken Donauufer von Rügen bewohnt gewesen, und darum Rugiland geheißen habe, ist unter den Gelehrten allgemein anerkannt, wiewohl das linke Donauufer in der Völkerwanderung noch manches andere Volk hat aufnehmen müssen, so z. B. die Heruler, Schyren oder Scheyern (Sciros), aus deren Mitte jener gefeierte Odoaker hervorgegangen, der den letzten weströmischen Kaiser, Romylus Augustulus entthront hat [2]). Minder bekannt und darum auch weniger anerkannt ist die zweimalige Anwesenheit der Langobarden in Mähren, wiewohl ein Aufsatz in dem LXXXIX. Bande dieser Jahrbücher von dem Gefertigten über die Abkunft und Wanderungen der Langobarden diesen Gegenstand in neuerer Zeit zuerst wieder zur Sprache gebracht hat. Darum wird hier die Frage wiederholt gestellt: Wo wohnten die Langobarden, bevor sie in das Donau-Rügenland einwanderten?

Daß sie in der nächsten Nachbarschaft dieses Rügenlandes ihre Wohnsitze haben mußten, wenn sie nach der Zerstörung des Rügenreiches durch Odoaker 487 n. Chr. sich desselben ohne weiteres, d. h. ohne Dazwischenkunft eines anderen näher wohnenden Volkes, bemächtigen konnten, geht schon aus der Natur der Dinge hervor und findet eben darum auch seine Bestätigung in den Nachrichten über die Wohnsitze der Barbaren dieß- und jenseits der Donau, so wie sie uns in den Schriften des Jornandes, Procopius, Eugippus und Paul Warnfrieds vorliegen und von achtbaren Geschichtforschern des achtzehnten Jahrhunderts, einem Hofrathe Jordan, Calles, von Engel u. a. m. verstanden und erklärt worden sind. Alle stimmen darin überein, daß nach der Zertrümmerung des Atilaischen Hunnenreiches die Gothen sich der Pannonien, d. h. der Ländereien zwischen der Donau, Save und dem Norikum bemächtigten, die Gepiden, deren Fürst Ardarich die Macht der Hunnen am Netad gebrochen, indem er Atila's ältesten Sohn Ellak, den Beherrscher aller Lande zwischen der March und Wolga erschlug, sich Dazien dießseits der Donau zueigneten und die Jahrgelder, welche früher den Hunnen gezahlt wurden, von Byzanz in Empfang nahmen. Die übrigen, den Hunnen nur mit Widerwillen unterthänigen Völker, wie die Heruler, Schyren, Turzelinger und Langobarden, ließen sich dort nieder, wo es ihnen zusagte und Platz für sie vorhanden war in dem aufgelösten Hunnenreiche dießseits oder jenseits der Karpathen. Denn die jüngeren Söhne und Anverwandten Atila's sahen sich genöthigt, in die östlicheren Gegenden, wo einst die Ostgothen gesessen, zurückzuweichen. Hernak, Atila's jüngerer Sohn, behauptete sich in Kleinscythien (die heutige Moldau und Walachei), von wo aus er seit 455 n. Chr. mit seinen übrigen Brüdern und Verwandten wiederholte Versuche machte, die Gothen, in denen er nur entlaufene Unterthanen sehen wollte, sich wieder zu unterwerfen. Sein erster Zug gegen König Walemir fiel unglücklich aus. Die Gothen, obwohl überfallen (denn Walemir's jüngere Brüder Theodemir und Widimir erfuhren den Ueberfall erst, nachdem die Gefahr schon vorüber war), wehrten sich tapfer und trieben die Hunnen zurück bis an die Hunnenburg

[1]) Tunc Langobardi de suis regionibus egressi, venerunt in Rugiland, quae latino eloquio Rugorum patria dicitur, atque in ea, quia erat solo fertilis, aliquantis commorati sunt annis. Pauli Diac. Gesta Langobard. Lib. I. c. XIX.

[2]) Joh. Christ. Engel, Geschichte des alten Pannoniens im 49. Theile der allg. Welthistorie. Halle 1797. S. 247.

(Hunniwar). Spätere Versuche scheinen nicht besser gelungen zu seyn, denn zum Jahre 469 n. Chr. ist verzeichnet, daß die Gothen den Kopf des hunnischen Prinzen Dencitsch nach Constantinopel schickten. Andere zwei hunnische Fürsten, Emmedzur und Ultzindur, scheinen sich mit ihren Völkern östlich von Dazien behauptet zu haben [1]). Sie waren stets, besonders als sie später Avaren genannt wurden, die treuesten Freunde der Langobarden. Damals dürfte es gewesen seyn, was Theophanes berichtet [2]), daß sich die Langobarden und Avaren (richtiger Hunnen) von den Gepiden trennten. Weil nun den Letzteren als den Befreiern der Völker vom Hunnenjoche die Vorauswahl unter den Ländern der Atilaischen Herrschaft mit allem Rechte gebührte und diese Vorauswahl nach dem Berichte des Jornandes auf das alte Dazien oder auf das schöne Land zwischen der Theis und der unteren Donau gefallen war, so scheinen die Langobarden außerhalb Dazien und Pannonien sich niedergelassen zu haben. Weil nun ferner für die letzten Lebensjahre Atila's in der Historia miscella (einer Fortsetzung des Eutropius, für deren Verfasser Paulus Diakon gilt) berichtet wird, daß diesem König der Könige auch die überaus tapferen Völker der Markomannen (Sueven) und Quaden unterworfen waren [3]), diese beiden Völker aber seit dem Beginne der christlichen Zeitrechnung dießseits der Donau zwischen der March und dem Granflusse, wie auch in Mähren und dem südlichen Böhmen unwidersprochen gewohnt haben, so kann es nicht schwer seyn, beiläufig die Gegend zu bestimmen, wo sich die Langobarden nach ihrer Trennung von den Gepiden hingewendet haben, zumal als wir aus Procopius wissen, daß die Langobarden nicht lange nachher den Herulern tributpflichtig geworden [4]). Die Heruler waren damals, nach Atila's Tode, so ziemlich die wildesten und tapfersten der Barbaren des linken Donauufers, ein hochstämmiges, unbändiges Volk, noch Götzendiener, die ihren Göttern sogar Menschenopfer brachten. Sie duldeten weder Kranke noch Greise unter sich und ließen dieselben aus der Welt schaffen. Nachdem sie zuvor den Scheiterhaufen hergerichtet, schickten sie den Schlächter, der jedoch mit dem Opfer nicht verwandt seyn durfte. Wenn dieser den Todesstreich geführt hatte, wurde die Leiche verbrannt: die Verwandten zündeten den Holzstoß an und die Frau mußte sich bald darauf am Grabe des Mannes durch den Strang hinopfern. Dieses Volk nun hatte im Verlaufe der Zeit so zugenommen, daß es allen Nachbarvölkern überlegen war, sie beraubte und unterjochte. Auch die Langobarden, damals schon Christen, sammt einigen anderen Völkerschaften, wurden von diesen Erschrecklichen zum Tribute gezwungen. Was folgt aus allem diesen? Zweifelsohne, daß die Heruler sich nach Westen der nördlichen Donau entlang ausbreiteten und sich die dort seßhaften Völker unterwarfen. Waren nun aber die Langobarden als ein dem Hunnenjoche gleichfalls entkommenes Volk einerseits in der Nähe der Heruler, denen sie Tribut zahlten, andrerseits

---

[1]) Jornandes de rebus Geticis, cap. 5, 50, 52 et 53.

[2]) Theophanes in Stritteri Memoriae populorum Danubium incolentium T. I in Gepaedicis § 2. a: Gepaedes quidem, ex quibus demum Langobardi et Abares divisi sunt, loca ad Singidunum et Sirmium posita occuparunt.

[3]) Erant siquidem ejus (Attilae) subjecti dominio .... fortissimae nihilominus gentes, Marcomanni Suevi, Quadi: praeterea Heruli, Turcilingi sive Rugi cum propriis regulis aliaeque praeter hos barbarae nationes in finibus Aquilonis etc.

[4]) Demum Langobardos, jam tum Christianos et quasdam alias gentes sibi vectigales fecerunt. Procop. de bello Gothic. lib. 2 c. 14.

in der Nähe des Donau-Rügenlandes, in das sie später einrückten, so mußten sie nach dem Befreiungskampfe am Netad die Karpathen übersteigen und in Mähren zugleich mit den aus Rußland mitgebrachten Bulgaren oder Reussen Unterkunft gefunden haben, nachdem sie früher bei Atila's Lebzeit vielleicht von der Marosch bis in die Marmarosch hinauf gewohnt hatten. Da sie nach Prokop schon Christen waren, als sie den Herulern tributpflichtig wurden, so scheinen sie das Christenthum von den Gothen angenommen zu haben, d. h. der Arianischen Irrlehre zugethan gewesen zu seyn.

2. Was die Ursache war, daß die Langobarden an die Heruler Tribut zahlten, hat uns Prokopius zwar nicht gemeldet, aber es läßt sich nicht wohl ein anderer Grund denken, als daß ihnen die Heruler bei der Besitznahme ihrer Ländereien in Mähren, d. i. in den Gegenden zwischen der Oder und March, Thaja und den Karpathen behülflich gewesen, oder ihnen dieselben abgetreten haben. — Wie aus dem Nachfolgenden erhellen wird, so zahlten die Langobarden diesen Tribut gern, wiewohl sie Christen waren, an ihre heidnischen Oberherren, deren Macht und Waffenruhm ihnen den ruhigen Besitz der mährischen Ländereien verbürgte. Ja sie erboten sich durch ihre Gesandten um das Jahr 491 n. Chr., als ihnen der Heruler-König die Freundschaft aufkündigte und sie mit Krieg überziehen wollte, lieber wegen eines größeren Zinses zu unterhandeln, um diesen verderblichen Krieg von sich abzuwenden *). Die Veranlassung aber, daß sie Mähren im Jahre 487 n. Chr. wieder verließen, nachdem sie es beiläufig seit 455, also etwa 32 Jahre besessen, war folgende:

Das linke Donauufer des heutigen Oesterreich unter der Enns beherrschte damals der Rügenkönig Feleth oder Feva (Febanus, auch Fava), und dieser an sich gutmüthige und friedfertige Fürst hatte das von ihm den Namen tragende Favianis (Wien) seinem Bruder Friedrich abgetreten, der, wie es scheint aus Uebermuth oder Armuth, die alten römischen Bewohner des Ufer-Norikums quälte und drückte. Nicht minder unbarmherzig benahm sich Gisa, Gemahlin des Königs Feletheus, eine Arianerin, gegen die römischen Christen, also daß der h. Severin, ein frommer morgenländischer Priester, der bald nach Atila's Tode in diesen Gegenden erschien und durch sein Ansehen wie ein schützender Genius über die orthodoxen römischen Christen des Ufer-Norikums wachte, sie gegen die Gewaltgriffe der Barbaren fürsprechend bei den Mächtigen des Landes vertheidigte, oder durch weisen Rath aus dräuenden Gefahren befreite. Als jedoch dieser Wundermann, dessen Bestimmung nebst der Bekehrung der Donau-Barbaren wahrscheinlich auch eine von Rom oder Byzanz her eingeleitete stille Ueberwachung derselben gewesen seyn dürfte, — im Herrn entschlafen war (482 n. Chr.), begannen die Quälereien auf's Neue, womit die römischen Colonisten dieser Gegenden von Seiten der Rugier zeitweise heimgesucht wurden. So z. B. erzählt Eugippus, daß Friedrich, der Beherrscher von Faviana (Wien), uneingedenk der Ermahnungen des h. Severin, nach dessen Tode die von dem Heiligen für die Armen zusammengebrachten Kleider, den silbernen Kelch und anderes der Kapelle zu Heiligenstadt gehörige Kirchengeräthe

*) Procopius l c. Quo Langobardi audito, mittunt, qui ex ipso Rodulfo sciscitentur supplices causam movendi contra se belli. Si qua sint fraudati vectigalium parte, spondent se illico repensuros cum magno foenore; si levius esse tributum querantur, haud grave Langobardis fore, majus pacisci. Daraus wäre zu schliessen, daß der Heruler-König Rudolf eigentlich der Landesherr von Mähren gewesen.

durch den Krieger Avicianus habe wegnehmen und das Kloster zu Sive- ring bis auf die Mauern ausrauben, dann die Beute über die Donau hinüber schaffen lassen, ein Frevel, der die Strafgerichte Gottes über das rugische Herrscherhaus herbeiführte. Denn kaum war ein Monat verflossen, als der Kirchenräuber von dem Sohne seines Bruders, dem Prinzen Friedrich, überfallen und umgebracht wurde. Diese Gräuel- scenen gelangten bald zu den Ohren Odoakers, dieses vom h. Severin gesegneten Herulerhäuptlings, der sich mittlerweile zum Beherrscher des weströmischen Reiches aufgeschwungen hatte; er nahm davon Anlaß, das Ufer=Norikum, als zum weströmischen Reiche gehörend, gegen die räu- berischen Einfälle der Donaubarbaren zu sichern und die alte Römergränze wieder herzustellen. Darüber entbrannte aber, wie Paul Warnfried be- richtet, maßlose Feindschaft zwischen Fevas Herrscherhause an der Donau und dem Heruler=Emporkömmlinge Odoaker *). Die Donau=Rügen wohnten zu Mark Aurels Zeiten in dem heutigen Oberungarn und schei- nen erst, nachdem die Reihen der Markomannen und Quaden durch die vielen Römerkriege gelichtet waren, als ehemalige Kampfgenossen Atila's zugleich mit den Herulern, Schyren oder Turcelingern weiter nach Westen gedrängt worden zu seyn. Sidonius rühmt von ihnen, daß sie kampf- lustig gewesen seien. Jedenfalls gehörten sie, wie die wilden, fast nackt kämpfenden Heruler, zu Atila's besten Kriegern. Des Feletheus Ge- mahlin hieß Gisa, und dieß scheint ein gothischer oder langobardischer Frauenname zu seyn, wenigstens kommt derselbe in der langobardischen Geschichte öfter vor.

Das Glück, welches Odoakern zum Herrn von Italien gemacht, möchte die Heruler, wie dieß bei Barbaren so der Fall ist, mit größeren Hoffnungen erfüllt haben, als dem Rugier=Fürsten lieb und für den Frieden zwischen ihm und den benachbarten Völkern, den Schyren oder Turcelingern, gut war. Denn Paul Diakon erzählt ferner, »daß Odoa- ker 487 n. Chr. die Völker, die seine Herrschaft anerkannten, als die eben genannten Turcelinger, die Heruler und jene Rügen, die er schon lange besaß, mit seinen aus Italien herbeigeführten Streitern vereinigt habe, und mit diesen Streitkräften in das Rügenland eingefallen sei.« Die Rügen, von allen Seiten, nämlich von Süden, Westen, Norden und Osten, zugleich angegriffen, wurden geschlagen, der König Feletheus sammt Gemahlin gefangen, das Land verwüstet, worauf Odoaker ge- nannten König sammt Gemahlin nebst einer Menge Gefangener mit sich führend, nach Italien zurückkehrte. So erwahrte sich, was der h. Se- verin vorhergesehen und vorhergesagt hatte: Odoaker, der von ihm ge- segnete Barbar, wurde der Rächer allen Frevels, den die Rügen an der Kapelle und dem Kloster des Heiligen verübt hatten. Der Name der Rügen verschwand aus diesen Gegenden. Zwar kehrte Friedrich, der Sohn Fevas, in sein verwüstet Erbgut zurück; aber auch Odoaker, so- bald er davon Nachricht erhielt, schickte seinen Bruder Arnulf an der Spitze eines mächtigen Heeres; also daß der Rügen=Prinz ein zweites Mal flüchtig werden mußte. Er ging nach Ober=Mösien, wo ihm der Ostgothen Fürst Theodorich eine Freistätte vergönnte. Arnulf aber raffte die noch übrigen römischen Colonisten des Ufer=Norikums zusammen, und nahm sie mit sich nach Italien. Damals wurden auch die Gebeine des h. Severin mit fortgeführt und, wie es bei Eugippus heißt, in einem

*) His temporibus inter Odoachar, qui intra Italiam per aliquot jam annos regnabat et Feletheum, qui et Feba dictus est, Rugorum regem magnarum inimicitiarum fomes exarsit. Paul. Diac. Langobard. lib. I. c. 19.

Castell (ad Montem Teletem), wahrscheinlich Monselice zwischen Este und Padua, beigesetzt. Jetzt verließen die Langobarden ihre bisherigen Wohnsitze in Mähren und zogen in das verlassene Rügenland, darin sie, weil der Boden fruchtbar war, mehrere Jahre blieben. Ueber die Langobarden herrschte damals wahrscheinlich Tato, der Sohn Claffs und Enkel Gudehok's, welcher die Langobarden aus Rußland an die Theis geführt hatte [1]).

3. Die Langobarden scheinen unter dem Namen Reußen oder Russen (Rhos) in das heutige Niederösterreich eingerückt zu seyn und sich erst nach und nach aus den höheren Gegenden des Manhart in die Ebene herabgezogen zu haben, wie dieß noch zur Stunde die Eigennamen Rausenbruck, Rußbach, Rossau nachweisen. Die Benennung Rhos scheint dieses Wandervolk beibehalten zu haben, bis sie mit Ost- und West-Rom in direkte Verbindung und Berührung kamen, wo sie dann ihren alten, den Römern nicht unbekannten Namen wieder hervorsuchten. Gleichwie ferner die Rugier als gewandte nordische Schiffsleute ihre Herrschaft über die Donau und darum auch über das römische Ufer-Norikum auszudehnen gesucht hatten, dasselbe möchten wohl auch die Langobarden oder wie sie sich nannten Rhos (Russen, Ruderer, Schiffer) angestrebt haben, denn der Wasserzoll und das Ueberfuhrgeld waren einträglich und die vielen Donauinseln nächst Favianis (Wien) scheinen diesem Bestreben eher förderlich als hinderlich gewesen zu seyn. So allein läßt sich erklären, wie Paulus Diakon schreiben konnte, daß die Langobarden im dritten Jahre, nachdem sie das Rügenland wieder verlassen und die Ebenen, Feld genannt (Marchfeld oder Lerchenfeld?), in Besitz genommen, mit den Herulern in Krieg gerathen seien, der für die Letzteren so verderblich geworden ist [2]):

Die Veranlassung zu diesem Kriege wird von Procopius anders als von

---

1) Die Chronologie oder die Ausmittelung der Jahre, in denen die von Paul Diakon genannten Langobarden-Könige regiert haben, unterliegt einigen Schwierigkeiten, welche Hofrath Jordan in seinen Originibus Slavicis ziemlich glücklich überwunden hat, weßhalb sich denn auch Herr Bibliothekar Schafarik in seinen slavischen Alterthümern (in's Deutsche übersetzt von Mosig v Aehrenfeld. Leipzig 1843 1. Bd. S. 130 u f.) darnach gehalten hat. Hofrath Jordan nimmt an, was hier gern unterschrieben wird, daß die Rügen zur Zeit Mark Aurels in der Nähe der Jazygen gewohnt, und daß sie im Verlaufe der Zeit, absonderlich durch das Vordringen der Hunnen nach Westen, in das heutige Oesterreich geschoben worden. Wenn aber Hr. Schafarik dadurch zu der Ueberzeugung gelangt ist, die sein Uebersetzer (I. Bd. S. 133) mit den Worten wiedergibt: »Die Langobarden wandten sich bald zurück in das sogenannte Rugiland im heutigen Mähren.« und S. 423: »Erst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts (nach Mannert 487, nach Anderen 491 n. Chr.) erschienen sie (die Langobarden) plötzlich in Rugiland, d h. in Mähren« u. s. f, so dürfte ihm schwer werden, diese seine Ansicht mit der des Eugippus im Leben des h Severin in Einklang zu bringen, wo das heutige Oesterreich nördlich der Donau, nicht aber Mähren, als Rugiland erscheint. Freilich möchte damals das Donauthal wie das untere Marchthal sich einigermaßen anders dargestellt haben, als dieses heut zu Tage der Fall ist. Man sehe in dieser Hinsicht den Aufsatz von Hrn. Franz von Kisch in den österr. Blättern von 1846 Nr. 76.

2) Egressi quoque Langobardi de Rugiland, habitaverunt in campis patentibus, qui sermone barbarico Feld appellantur. Quo in loco dum per trium annorum spatia morarentur, bellum exortum est etc. Paul. Diac. lib. I c. XX. Diese Stelle hat Manchen verführt zu glauben, als habe auch Paul Diakon unter Rugiland Mähren verstanden. Aber die Rügen saßen ob und unter dem Manhart, dort war das Rugenland.

Paulus Diakonus erzählt, und das Besondere dabei ist, daß nach dem Berichte des Letzteren die Schuld den Langobarden zur Last fiele, während Procopius die Ursache des Krieges lediglich den Herulern, und zwar deren Uebermuth auf den Hals schiebt. Vergleicht man die Berichte dieser beiden Geschichtschreiber mit einander und mit der oben genannten Lebensbeschreibung des h. Severin, betreffend das Ende der Rügenherrschaft, so stellt sich heraus, daß Procopius, der von der Sachlage an der norischen Donau durch den geflüchteten Rügenprinzen Friedrich unterrichtet seyn konnte, darum gegen die Heruler Partei genommen, weil die Gothen unter Theodorich um dieselbe Zeit Odoakern in Italien bekriegten, also daß die Langobarden gewissermaßen als Sekundanten der Ostgothen im Kampfe mit den Herulern angesehen werden können. In folgender Weise ungefähr erzählt Procopius die Sache: »Als Kaiser Anastasius zur Regierung gekommen war (491 n. Chr.) und die Heruler Niemand mehr hatten, den sie überfallen konnten, ruhten ihre Waffen drei volle Jahre. Allein des Friedens überdrüßig, schmähten sie unverschämt über ihren König Rodulf, traten vor ihn und nannten ihn einen Weichling, einen weibischen Fürsten u. m. dgl. Dadurch aufgereizt, entschließt sich Rodulf zu einer Unternehmung gegen die Langobarden, die ihm gar nichts gethan hatten. Ohne sie eines Versehens zu beschuldigen oder Verletzung der Verträge vorzuschützen, aus reinem Muthwillen kündigte er ihnen den Krieg an. Als die Langobarden sein Vorhaben inne wurden, schickten sie alsogleich Boten, welche die Ursache des wieder sie beschlossenen Krieges, darüber die Heruler so eben zu Rathe saßen, von Rodulf selbst sollten bittlich zu erfahren trachten. Wäre es, daß sie den Tribut nicht richtig abgeführt, so versprächen sie, das Fehlende alsogleich und mit Zinsen zu vergüten. Sei es, daß den Herulern der bisherige Tribut zu wenig dünke, so seien die Langobarden bereit, wegen einer größeren Summe zu unterhandeln.« Der Heruler-König schickte jedoch die Gesandten dräuend zurück und fuhr fort, sich zu rüsten. Nun schickten die Langobarden eine zweite Gesandtschaft, und als diese gleichfalls zurückgewiesen wurde, eine dritte und ließen sagen: »Sie könnten durchaus nicht zugeben, daß die Heruler wegen Nichts die Waffen gegen sie erheben wollten. Sie würden solchen Angreifern die Schärfe des Schwertes entgegensetzen, zwar ungern, aber von der äußersten Noth gezwungen und indem sie Gott zum Zeugen nähmen, auf dessen Wink ein schwaches Lüftchen hinreichen würde, alle Menschenkräfte zurückzutreiben. Möge er also, der dieses Krieges Ursachen erwogen, beiden Völkern durch den Ausgang des Kampfes sein Gottesurtel künden!« So die Gesandten, die da vermeinten, die Angreifer durch derlei Kraftworte zurückzuschrecken. Aber auf die Heruler machte dieß keinen Eindruck, sondern sie drängten sich, mit den Langobarden handgemein zu werden. Als sich die beiden Heere näher kamen, hing eine pechschwarze dichte Wolke über den Langobarden, über den Herulern war der heiterste Sonnenschein. Man hätte glauben sollen, die Letzteren würden sich von diesem seltsamen Naturereignisse warnen lassen. Aber die Barbaren achteten gar nicht darauf, glaubten ihrer Sache gewiß zu seyn, drangen mit der hoffärtigsten Verachtung auf ihre Gegner ein, das Vertrauen wegen des glücklichen Ausgangs auf die Menge ihrer Streiter setzend, und — wurden geschlagen. Dieß im Wesentlichen der Bericht des Procopius *) über diese Vertilgungsschlacht.

Paul Diakon schreibt über denselben Gegenstand: »Zwischen Tato,

*) De bello Gothic. lib. 2. c. 24.

dem Könige der Langobarden, und Rodulf, dem Könige der Heruler, entstand Krieg, nachdem früher die innigste Freundschaft zwischen beiden Fürsten bestanden hatte. Die Ursache des Zerwürfnisses war folgende. Der leibliche Bruder Rodulfs war als Gesandter zu Tato gekommen, um den bisherigen Frieden aufs Neue zu befestigen. Denn es scheint, Odoaker, nachdem er wider Theodorich, König der Ostgothen, 489 n. Chr. die Schlacht am Isonzo verloren, habe sich bei seinen Landsleuten an der Donau um Hülfstruppen beworben; König Rodulf aber habe sich zuvor gegen die Langobarden sicher stellen wollen, bevor er seine Streitkräfte nach Italien Odoakern zu Hülfe schickte, und die Langobarden, welche aus der feindlichen Stellung der Heruler zu den Ostgothen Nutzen ziehen wollten, haben wahrscheinlich den Besitz des Ufer-Norikums zur Bedingung des Friedens gesetzt. Als der Gesandte sein Geschäft bei dem Könige beendigt hatte, machte er sich sogleich auf die Heimreise. Sein Weg führte ihn an dem Hause vorbei, das Rumtrude, die Tochter Tatos, bewohnte. Als diese die vielen fremden Männer und das vornehme Geleite vorbeikommen sah, fragte sie, wer das wohl seyn könnte, der so ansehnliche Dienerschaft bei sich habe, und da man sie verständigte, daß es der Bruder des Heruler-Königs sei, der als Gesandter bei ihrem Vater gewesen und nun in seine Heimat zurückkehre, schickte die Prinzessin sogleich Jemand von den Ihrigen ihm nach und ließ ihn bitten, sich einen Becher Wein bei ihr gefallen zu lassen. Der Gesandte, nichts Arges wähnend, folgte der Einladung. Er war klein von Person und die hochmüthige Königstochter sah verächtlich auf ihn herab und spottete über ihn. Der Prinz, sich schämend und empört ob so unwürdiger Behandlung, vergalt Gleiches mit Gleichem und versetzte die Prinzessin in noch größere Verlegenheit, also, daß diese wüthend vor Zorn den inneren Schmerz kaum zu bewältigen vermochte und zu dem Verbrechen schritt, das sie im Sinne hatte. Sie stellte sich nämlich geduldig und heiter, besänftigte den Heruler durch freundliche Worte und hieß ihn niedersitzen. Der Sitz, den sie ihm anbot, war so gestellt, daß er das Fenster im Rücken hatte, das sie ihm zu Ehren, eigentlich aber, um nicht Verdacht zu erwecken, mit einem kostbaren Vorhange bedeckte. Unterdessen gab sie ihren Dienern den Befehl, den Gast, wenn sie dem Mundschenk das Zeichen zum Einschenken geben würde, mit ihren Lanzen von rückwärts zu durchbohren. Wie sie befohlen hatte, so geschah es auch; der Gesandte erhielt mehrere Wunden, stürzte durchbohrt zur Erde und gab seinen Geist auf. Als dem Könige Rodulf dieses klägliche Ende seines Bruders hinterbracht wurde, seufzte er schwer auf vor Schmerz und entbrannte so von Zorn, daß er den Tod seines Bruders zu rächen schwur, das eingegangene Bündniß mit Tato zerriß und ihm den Krieg ankündigte.« Wer sieht nicht aus diesem Berichte die gewissenhafte Wahrheitsliebe des langobardischen, wenn gleich späteren Geschichtschreibers gegenüber dem gleichzeitigen gefeierten und in der Sache dennoch unwahren Geschichtschreibers der Gothen? Was aber konnte die Prinzessin Rumtrude zu einem so schrecklichen, völkerrechtswidrigen Verbrechen verleitet haben? Sollten die Bitterkeiten, womit ihr der herulische Prinz ihre maßlose Ungezogenheit vergolten, die Mordgedanken herbeigeführt haben? Oder war das völkerrechtswidrige Benehmen der langobardischen Prinzessin gegen den herulischen Prinzen vielleicht die Folge eines früheren Verhältnisses oder Ereignisses, dabei Rumtrude betheiligt war? Wir wissen, daß sich Friedrich, der Sohn des unglücklichen Rügenkönigs Feleth, zum Ostgothenkönige Theodorich geflüchtet und demselben auf seinem Zuge nach Italien wider Odoaker Hülfe geleistet,

entweder um seine Aeltern aus der herulischen Gefangenschaft zu befreien, oder im Dienste Theodorichs wieder zu Macht und Ansehen zu gelangen. Vielleicht war der Rügenprinz Friedrich, dem Faviana gehörte, bevor das Rügenreich zerstört wurde, gar schon mit Rumtruden, der langobardischen Prinzessin, verlobt gewesen, und die Geliebten waren durch Odoakers Einfall in das Rügenland auseinander gerissen worden, also daß während Friedrich im Heere Theodorichs an den Herulern in Italien Rache nahm, seine Verlobte durch oben erzählte That ein Gleiches zu thun sich erkühnte und zwar in dem Augenblicke, als zwischen Langobarden und Herulern ein das persönliche Interesse der Liebenden wenig berücksichtigender Friede geschlossen worden. Auch liegt die Vermuthung sehr nahe, Rumtrude sei von ihrem Vater dem Bruder Rodulfs zugesagt worden, ohne sie vorher um ihre Zustimmung befragt zu haben. — Wie dem immer sei, so viel ist gewiß, daß die Gräuelthat verübt wurde, bevor Friedrich der Rüge von Theodorich zu Odoaker überging. Den Ausgang der Schlacht zwischen Langobarden und Herulern erzählt Paul Diakon folgendermaßen: »Die beiden Heere trafen im freien Felde auf einander. Rodulf ordnete die Schlacht, blieb aber im Lager und unterhielt sich mit Spiel an der Tafel sitzend, denn er zweifelte gar nicht, daß die Seinigen den Sieg davontragen würden; denn die Heruler waren geübt im Kriegführen und berühmt durch die vielen Niederlagen, die sie den Völkern ringsum beigebracht hatten. Sie waren gewohnt, bis an die Hüften (die sie bedeckten) nackt zu fechten, entweder um gewandter zu streiten oder weil sie die vom Feinde erhaltenen Wunden nicht achteten. Ihr König, der solchen Streitern blind vertraute, hielt es für überflüssig, selbst nachzusehen, sondern befahl nur Einem von der Dienerschaft, auf einen Baum zu steigen und ihm den Sieg der Seinigen zu verkünden, ihm mit dem Verluste des Kopfes dräuend, wenn er melden würde; daß die Heruler die Flucht nähmen. Als dieser nun bemerkte, daß die Schlachtordnung der Heruler wanke und umwende, als er sah, daß sie von den Langobarden so zu sagen erdrückt wurden, antwortete er auf die Frage des Königs, was seine Heruler machten? mit den Worten: Sie kämpfen sehr gut. Nicht eher wagte er, was er sah, zu berichten, als bis die ganze Schlachtlinie dem Feinde den Rücken zukehrte. Da endlich brach er in die Worte aus: Wehe dir, unglückliches Herulerland! der Zorn des Herrn hat dich erreicht. Bei diesen Worten fragte der erschrockene König: Was? fliehen denn meine Heruler? Worauf Jener entgegnete? Nicht ich, sondern du, o König, hast es gesagt. Nun geriethen, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, Alle in Verwirrung, und unschlüssig, was zu thun sei, wurden sie von den Langobarden überfallen und zusammengehauen. Der König wurde niedergemacht, ohne irgend eine tapfere That gethan zu haben. Das herulische Heer floh nach allen Seiten. So schwer lastete der Zorn des Himmels auf diesem Volke, daß sie von panischem Schrecken ergriffen die grünen Leinfelder für fließendes Wasser ansahen und wie Schwimmer zu thun pflegen ihre Arme ausstreckten, als wollten sie sich durch's Wasser schwimmend retten. Sie wurden aber von den feindlichen Schwertern eingeholt und kamen elendiglich um. Nach diesem Siege theilten die Langobarden die ungeheure Beute, die sie im Lager fanden. Tato bemächtigte sich des Banners Rodulfs und des Helmes, den derselbe in der Schlacht zu tragen pflegte. Seit jener Zeit verlor sich der Ruhm herulischer Tapferkeit dergestalt, daß sie ohne König fortzogen. (Ein Theil, wie Procop versichert, wanderte an der Donau hin bis in die Nähe der Gepiden, und setzte, um nicht länger von diesen gehudelt

zu werden, über die Donau, wo sie von Kaiser Anastasius aufgenommen wurden; der andere Theil gelangte durch die slavischen Nationen hindurch bis zu den Avaren und Dänen und schiffte nach der Insel Thule, wo sie sich niederließen.) Die Langobarden hingegen wurden reich und vermehrten ihre Streitmacht mit den verschiedenen Völkerschaften, die sich ihnen unterwarfen, also daß sie von dem an zum Kriege herausforderten und den Ruhm ihrer Waffen nach allen Seiten hin verbreiteten« [1]).

Dieser Sieg der Langobarden wird gewöhnlich in das Jahr 493 n. Chr. gesetzt. Alles, was wir darüber wissen, wohlerwogen, scheint der Kampfplatz im Marchfelde gewesen zu seyn. Die Langobarden kamen dadurch in den Besitz des ganzen linken Donauufers von der Wachau angefangen bis an den Granfluß. Aber Tato erfreute sich seines Sieges über die Heruler nicht lange; denn er wurde von Wacho, dem Sohne seines Bruders Zuchil, und durch seine dritte Frau, Saling, Schwiegersohn des erschlagenen Heruler-Königs Rodulf, angefallen und um's Leben gebracht; ein Beweis, daß die Blutrache bei den Langobarden streng gehandhabt wurde. Als Rächer Tatos trat zwar sein Enkel Hildechis auf, wurde aber von Wacho überwunden und floh zu den Slaven und endlich zu den Gepiden, bei denen er bis zu seinem Lebensende als Prätendent der langobardischen Krone verharrte. König Wacho oder Waces, dem die Wachau in Niederösterreich ihren Namen verdankt, hatte in erster Ehe Ranigunden, die Tochter des Königs der Thüringer, zur Frau gehabt; in zweiter Ehe vermählte er sich mit Austrigosa, der Tochter des Gepiden-Königs, mit der er zwei Töchter gezeugt hatte, Wisegrat, die er an Theudebert, König der Franken, und Walderade, die er an einen andern König der Franken, Guswald vermählte, welcher sie jedoch später einem seines Gefolges, dem Garibald, abtrat. Von seiner dritten Frau, der Herulerin Saling, hatte er einen Sohn, Walther genannt, der nach ihm über die Langobarden herrschte, aber schon nach sieben Jahren seiner Regierung starb [2]). Da sich König Wacho auch die Sueven unterwarf (nicht die Bewohner des heutigen Schwabens, sondern die Sueven, sonst Markomannen und Quaden genannt, welche mehr als 300 Jahre die Donaulinie gegen die Römer vertheidigt hatten, zuletzt aber geschwächt, ihren Nacken unter das Joch der Hunnen beugen mußten, aus dem sie in die Gewalt der Heruler kamen) und volle achtzehn Jahre (von 497—515 n. Chr.) regierte, so ist dieser Fürst, wie für Mähren, wo noch einige Ortschaften seinen Namen tragen [3]), so noch mehr für Oesterreich eine merkwürdige Persönlichkeit, zumal als sich unter ihm und seinem Sohne vorbereitete, was später zur Ausführung kam, die Besitznahme der Pannonien und des Ufer-Norikums, so wie das würdevolle Verhältniß der Langobarden zum byzantinischen Hofe. Zwar dürfte für den Anbau des Landes so viel nicht geschehen seyn, weil die römischen Colonisten fehlten und die Langobarden ein unstätes Kriegervolk waren, das die von den Herulern verwüsteten Ackergründe durch leibeigene Knechte bewirthschaften ließ, oder sie an windische Grundholden gegen Zinsung vergabte. Daher die zunehmende slavische Bevölkerung auf dem linken

---

1) Paul. Diac. Langobard. l. I. c. XX.

2) Ibid. l. c. c. XXI et XXII.

3) Watsch, Waschowitz, Watschenowitz, Watzanowitz, die vielen Wazan, Wachtel u. a. m.

Donauufer von Mähren [1]) her, wo die Langobarden früher gewohnt und ihre Gründe ebenfalls durch slavische Grundholden haben bestellen lassen. Denn die slavische Bevölkerung in den Karpathen (die Carpen oder Cirpen, Serben) hatte in eben dem Maße zugenommen, als die Markomannen und Quaden durch die endlosen Römerkriege zusammengeschmolzen waren.

Selbst das katholische Christenthum, das an dem h. Severin einstens eine Stütze in den Donaugegenden gehabt, scheint sich unter Papst Symmachus und dem Erzbischof Theodor von Lorch, wenn auch nur kümmerlich fortgepflanzt zu haben [2]). Ob aber Fabiana (Wien) damals noch einen Bischof hatte, wie zu den Zeiten Severins, in dessen Lebensbeschreibung ein Bischof Mamertinus zu Fabiana vorkommt, der früher Tribun daselbst gewesen war, muß aus Mangel an hinreichenden Beweisen dahingestellt bleiben, wiewohl in neuester Zeit Hr. Director Arneth in seiner Geschichte des Kaiserthums Oesterreich (Wien 1827) diesen Mamertin als Bischof von Wien aufführt, und zwar eben für die Zeit, als Theodorich Pannonien und das Norikum mit seiner Herrschaft über Italien vereinigt hatte, also daß Wien (Fabiana) eigentlich Theodorichen gehorcht hätte, es wäre denn, daß sich die Langobarden eben so wie die Rügen und Heruler dieser Stadt bemächtigt hätten, was freilich nicht sehr unwahrscheinlich ist.

4. Gleichwie das schnelle Emporkommen Odoakers den Neid der Rugier und Gothen erweckt hatte, also scheint das Glück und der Wohlstand der Langobarden unter König Vaces oder Wacho der Gegenstand des Neides für die Gepiden gewesen zu seyn, zumal als der langobardische Prinz und Prätendent Hildechis nichts versäumt haben dürfte, den König Wacho und dessen Sohn bei den Gepiden in ungünstiges Licht zu setzen, wozu es übrigens nicht an Ursache fehlte. So berichtet Procop [3]), daß Wacho einen seiner Neffen, mit Namen Risiulf, der ihm nach dem Tode gesetzlich in der Regierung hätte folgen sollen, fälschlich eines Verbrechens beschuldigt und des Landes verwiesen habe, um seinem eigenen Sohne Walthari die Nachfolge zu sichern. Dieser Risiulf, Sohn Tato's, sei hierauf mit einigen Getreuen zu den Warnen geflohen und Wacho habe sich's Geld kosten lassen, daß derselbe bei jenen Barbaren um's Leben kam. Von dessen zwei hinterbliebenen Söhnen wurde der Eine durch eine Krankheit dahingerafft, der Andere, obengenannter Ildegis oder Hildechis, rettete sich dadurch, daß er zu den Slaven flüchtete [4]). Dieß alles läßt vermuthen, daß in dem langobardischen Herrscherhause sich verderblicher Familienzwist eingestellt hatte, was zum Theil daher kam, weil die Langobarden während ihres langen Herumtreibens unter den Slaven sich auch slavische Frauen beigelegt hatten, dadurch in den meisten Edelgeschlechtern jene nationelle Mischung entstand, welche die Langobarden von anderen rein deutsch gebliebenen Wandervölkern

---

1) Die älteste Slavencolonie Oesterreichs dürfte Krems seyn und aus Kremsir in Mähren stammen.

2) Beweis dessen soll das Schreiben des Papstes Symmachus (498—514) an den Erzbischof Theodor von Lorch seyn, so wie er sich bei Labbeus T. V, bei Hansiz in seiner Germania sacra, bei Hundius in Metrop. Salisburg., endlich selbst bei Calles in dessen Annal. Austriae aufgenommen findet.

3) De bello Gothic. lib. III.

4) Ibid. Cod.

unterschied. Eine Art Sympathie für die Slaven war der ganzen Nation eigenthümlich, denn sie hatte die Brauchbarkeit derselben an der Wolga und March durch eigene Erfahrung kennen gelernt. Wacho jedoch scheint durch seine drei deutschen Frauen und seine Verwandtschaft mit dem fränkischen Königshause mehr zu den Deutschen gehalten zu haben, und das war der Grund, daß seine Legitimität angefochten und daß er selbst in späterer Zeit noch, wie z. B. von König Rotharis, als Usurpator betrachtet wurde. Als er daher um das Jahr 519 n. Chr. starb, gelangte sein Sohn Walthar zwar auf den Thron, jedoch unter der Vormundschaft Audoins, welcher in den sieben Jahren bis zum Tode seines königlichen Mündels alles anwendete, um den gefährlichen Prätendenten, obigen, zu den Slaven geflüchteten Prinzen Ildegis unschädlich zu machen und sich selbst den Weg zum Throne zu bahnen. Als das geeignetste Mittel hiefür erschien die Gunst des byzantinischen Hofes. Diese also trachtete sich Audoin durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu erwerben. Die günstigste Zeit für solches Bestreben war der Regierungsantritt des Kaisers Justinian. Dieser talentvolle Fürst, der sich vom gemeinen Hirten und Soldaten durch seine Tapferkeit, seinen richtigen Blick in die damaligen Zeitverhältnisse, wie durch seine Rechtgläubigkeit bis zur höchsten Würde aufgeschwungen hatte, war als Jüngling von seinem Oheim, dem Kaiser Justin, als Geißel zu König Theoderich, dem Ostgothen, nach Italien geschickt worden, wo er Gelegenheit hatte, die Regierungsmaximen dieses Fürsten zu beobachten, so wie die Lage der Dinge im Abendland zu studieren. Ihm konnte nicht entgehen, wie daß die rechtgläubigen Abendländer mit stillem Widerwillen das Joch der arianischen Gothen sich gefallen ließen, und er erkannte auf den ersten Blick in den Langobarden am linken Donauufer das Volk, das am geeignetsten schien, das byzantinische Interesse in den Donaugegenden zu vertreten und zu fördern. Weil nun in den letzten Tagen des Kaisers Anastasius die Donaubarbaren in Dacien, d. h. die Gepiden (von Marcellin Geten genannt), vielleicht um sich ihre Jahrgelder zu sichern, verwüstend bis nach Thessalien vorgedrungen waren, geraubt und geplündert und die Beute sammt einer Menge gefangener Oströmer über die Donau nach Dacien geschleppt hatten, so war dieß eine günstige Gelegenheit für Justinian, der auf dem Punkte stand, der Reichsgehülfe seines Oheims zu werden, den Gepiden die Jahrgelder zu entziehen und sie den dienstwilligen Langobarden zuzuwenden; ja als er 526 n. Chr. Kaiser geworden, ihnen überdieß das Ufer-Norikum sammt den festen Plätzen an der pannonischen Donau zur Bewachung anzuvertrauen, und sich durch diese Maßregel ein mächtiges, kriegsgeübtes Volk zu befreunden, das zwischen Gothen und Gepiden in der Mitte, gegen Beide gleich gut zu brauchen, weil immer schlagfertig war. Zwar bekannten sich die Langobarden zum Arianism, wie die Ostgothen, von denen sie das Christenthum empfangen hatten*), aber ihre Bekehrung zum orthodoxen Glauben dürfte mit zu den geheimen Bedingungen gehört haben, unter denen ihnen die festen Plätze an der pannonischen Donau sammt den römischen Bewohnern orthodoxen Glaubens anvertraut wurden. Und wenn ihnen

*) Als nicht zu übersehender Beweis dessen möchten die Benennungen Gothel und Göthe für Pathe im Volksdialekte der Deutschen Oesterreichs und Westmährens gelten können; denn wer möchte in Abrede stellen, daß es Gothen waren, welche den Langobarden zu Gevatter gestanden, und daß solche Gevatter ihre Täuflinge Gotln, so wie diese ihre Pathen Göthen nannten?

Procopius *) zur Last legt, »daß sie, kaum zum Besitze von Pannonien gelangt, sich Streifereien in das Illyrikum und nach Dalmatien, ja bis vor die Thore von Epidamnus (Durazzo) erlaubt, Beute gemacht, Gefangene fortgeschleppt, ja daß sie, wenn ihnen derlei Gefangene entwischt und in ihre Heimat zurückgekehrt waren, diese auf ihren Streifereien neuerdings aufgesucht und als entlaufene Leibeigene fortgeführt haben, ohne daß sich ihnen Jemand widersetzte (weil sie vorgaben, sie thäten dieses im Bündnisse mit den Römern und für dieselben);« wenn, sage ich, Procopius dieß den Langobarden zur Last schreibt, so sieht jeder Unbefangene, daß selbst die Ostgothen schon auf die Langobarden eifersüchtig waren und gegen sie Partei machten. Denn es gehört eben nicht viel Scharfsinn dazu, diese Streifereien der Langobarden als das zu erkennen, was sie eigentlich waren, nämlich als auf byzantinisches Geheiß unternommene Recognoscirung des Norikums, Illyriens, Dalmatiens, oder als eine Art Kriegslist behufs künftiger Unternehmungen wider die Ostgothen in Italien. Man hat bisher geglaubt, daß die Langobarden, als sie 526 n. Chr. unter Audoin auf das rechte Donauufer mit byzantinischer Bewilligung übersetzten, das Rügenland gänzlich aufgegeben; eine Ansicht, welche schwer zu vertreten seyn dürfte. Die Langobarden, als sie sich von den Gepiden trennten, zogen über die Karpathen in die Weichsel- und Oder-Gegenden. Diese Länder hatten einst die Hunnen, namentlich Atila's liebster Sohn Ellak, besessen. Diese von Slaven bewohnten Länder betrachteten sie demnach eben so als ihr von den Hunnen überkommenes Eigenthum, wie die Gepiden sich Dazien, die Gothen Pannonien als Atila's Verlassenschaft zugeeignet hatten. Von den Herulern unterstützt hatten sie sich Schlesien und Mähren oder das Land hinter den Karpathen unterworfen, während die Heruler mit Rügen, Turcilingen oder Schyren ziehend, sich zwischen der Donau und den Karpathen ausbreiteten und die Reste der alten Quaden und Markomannen unter ihr Joch beugten. Für den ruhigen, weil von Herulern gewährleisteten Besitz Mährens zahlten sie den Herulerzins. Als sie in das Donau-Rügenland 487 n. Chr. einwanderten, traten sie darum ihre Rechte auf ihr mährisches Eigenthum nicht ab, denn wie wir oben gesehen haben, so erboten sie sich vor dem Kriege mit den Herulern 493 n. Chr. sogar größeren Zins zu zahlen. Die langobardischen Edelfamilien blieben also, obgleich das langobardische Heer mit dem Könige Rugiland in Besitz genommen hatte, noch fort und fort im Besitze ihrer Burgen und Ländereien in Mähren, ja sie zogen von daher Grundholden für ihre neuerworbenen Besitzungen im Rugenlande. Auch der Sieg über die Heruler und die neue Acquisition des Herulerlandes änderten nichts in dem alten Rechts- und Sachbestande, so lange sie denselben bewältigen, d. h. vertheidigen konnten. Warum hätten sie auch ihren Besitz des Rügenlandes aufgeben sollen, so lange sie nicht daraus verdrängt oder vertrieben wurden? Sie blieben also noch immer die Landesherren im heutigen Oesterreich dießseits der Donau wie in Mähren, und dieß letztere um so mehr, als sie durch Besiegung der Heruler und Sueven (d. h. der Markomannen und Quadenreste, die da nach Vertreibung der Heruler wieder unabhängig geworden zu seyn vermeinten) sich zum mächtigsten unter den Donauvölkern hinaufgearbeitet hatten; wie denn jener langobardische Prinz Risiulf bis zu den Warnen flüchten mußte, um vor der Macht des Langobardenkönigs sicher zu seyn. Nun läßt sich zwar nicht in Abrede stellen,

*) De bello Gothic. lib. III. c. 33.

daß die eigentlichen Langobarden, d. h. die deutschen Bestandtheile dieser Nation, unmöglich hinreichen konnten, so ausgedehnte Länder wie Mähren, Oesterreich, das Ufer-Norikum und die Pannonien militärisch zu bewachen und zu bewältigen; man vergesse aber nur nicht, daß die Langobarden ein Mischvolk waren, das aus russisch-bulgarischen und deutschen Elementen zusammengesetzt war, und daß diese Grundelemente noch slavische Grundholden aus den Karpathen, so wie rugische, markomannische und quadische Grundbesitzer unter sich aufgenommen und mit sich verschmolzen hatten, und man wird es begreiflich finden, daß es ihnen auf diese Art durchaus nicht an kräftigen und kampflustigen Dienstmannen fehlen konnte, um den eingegangenen Verpflichtungen hinsichtlich der Pannonien zu genügen. Beweis dessen ist jener langobardische Flüchtling Ildegis, Sohn des Risiulf, der zu den Slaven entflohen war und beim Ausbruche des Krieges zwischen Langobarden und Gepiden mit einer Menge Slaven zu den Gepiden eilte, um vereint mit denselben wider Audoin zu streiten. Darum möchte der Zulauf zu den Langobarden, seitdem sie Jahrgelder bezogen und mächtig geworden waren, bald größer als der Bedarf gewesen seyn. Die Hunno-Avaren blieben ohnedem ihre allzeitgetreuen Bundesgenossen.

5. Durch den Tod Walthars 526 n. Chr. war das verletzte langobardische Thronfolgegesetz versöhnt, aber nicht auch die Spaltung des Nationalgefühls zwischen Deutschen und Slaven behoben: denn war auch mit dem Sohne Wacho's das fränkische und herulische Interesse am langobardischen Hofe erstorben, so war durch Audoin's Erhebung auf den langobardischen Thron die slavische Nationalität neuerdings gekränkt worden, denn Audoin verdankte seine Erhebung mehr dem gothisch-thüringischen Einflusse als dem Staatsgrundgesetze: er war nämlich mit Rodelinden, Tochter Hermanfrieds, Königs der Thüringer, und Schwester Amalafried's aus königlich gothischem Geblüte, vermählt, die ihm den berühmten Alboin gebar. Daher die Machinationen des langobardischen Prinzen Hildechis oder Ildigisal unter den Slaven, zu denen er entflohen war, und zwar, wie es scheint, im Einverständnisse mit dem gepidischen Herrscherhause, das sich an dem byzantinischen Hofe von Audoin übervortheilt sah, weil Kaiser Justinian den Langobarden die Jahrgelder verwilligte, welche seit Attila's Tode den Gepiden gezahlt worden waren. Wir sehen hier das germanische Staats- und Völkerrecht zusammt den politisch-diplomatischen Beziehungen der Halbbarbaren an der Donau zu der ost- und weströmischen Civilisation gleichsam in der Kindheit. Was immer für Slaven es gewesen, zu welchen jener langobardische Prätendent Hildechis seine Zuflucht genommen, ob Anten oder Wenden, Bulgaren, d. h. russische Slaven (Ρως), waren es jedenfalls; denn von einer solchen Mutter oder Großmutter stammte Hidelchis, der Sohn Risiulph's [1]). Und so erklärt sich, warum seit Justinian's Regierungsantritte Jahr aus Jahr ein diese Slaven, d. h. Bulgaren unter dem Namen Hunnen, über die Donau setzten und in das oströmische Reich einfielen [2]): sie sollten gleichsam für die Gepiden den Beweis führen, daß die Hülfsgelder bei den Gepiden und Bulgaren (Slaven) besser angewendet gewesen wären. Das aber war der Grund, daß der neue Longobardenkönig Audoin seine Residenz oder

1) Risiulph, d. i. = Rüse-, Riese-, Reussen- oder Russenhülfe, war der legitime Erbe vieler Ländereien am Riesengebirge, das wahrscheinlich von ihm oder seinen Landsleuten den Namen trägt.

2) Schafarik's Slavische Alterthümer II. Bd. S. 153.

vielmehr sein Hauptquartier auf das rechte Donauufer so schnell als möglich verlegte, denn die Slaven in den Karpathen, die wahrscheinlich auch für Hildechis Partei machten, bedrohten ihn nicht weniger als das oströmische Reich. Wenn also nicht schon früher (nach der Zerstörung des Rügenreiches), so gewiß im Jahre 526 n. Chr. ist es gewesen, daß Wien in die Hände der Langobarden fiel. — Dieser Platz, schon von Mark Aurel als das anerkannt, wozu ihn die Vorsehung in der Weltgeschichte bestimmt hat, in strategischer wie in commerzieller Hinsicht eine Art Mittelpunkt zu seyn zwischen Süd und Nord, Ost und West, mochte zu Audoin's Zeit noch immer ein ansehnlicher Ort mit einem befestigten Castelle zwischen der Wien und Donau und einer an der Wien hinauflaufenden windischen Vorstadt gewesen seyn; denn eben diese Lage eignete Wien zum Stapelplatze für alle Waaren und Erzeugnisse, welche von Norden nach Süden und von Süden nach Norden Donau abwärts und aufwärts gingen. Hier war die bequemste und doch leicht zu vertheidigende Ueberfuhr im Krieg und Frieden; wer im Besitze dieses Punktes war, hatte den Schlüssel in's Norikum und nach Pannonien, nach dem Weltmarkte Aquileja und der Weltstadt Rom. Durch die Uebernahme der Pannonien kamen die Langobarden wieder in die Nachbarschaft der Gepiden und es begannen Neckereien, wie sie an den Gränzen barbarischer Völker häufig vorkommen, die aber bei der Eifersucht der Gepiden in einen furchtbaren Krieg sich auszuwachsen drohten, wiewohl Kaiser Justinian sich angelegen seyn ließ, mit beiden Parteien, so oft sie ihn um Vermittelung ihrer Streitigkeiten angingen, den Frieden zu bewahren. Also hatte er sich herbeigelassen, jenen von den Langobarden geschlagenen Herulern, welche zu den Gepiden geflüchtet waren, aber von diesen allerhand Hudeleien erdulden mußten, über (am rechten Ufer) der Donau, bei Singidunum in Dazien, Plätze anzuweisen, die früher den Gothen gehört hatten; ja ein guter Theil dieser Heruler wurde sogar gegen Stipendien unter dem Titel von Bundesvölkern in seine Dienste genommen. Demungeachtet fuhren dieselben fort, das Illyrikum und Thracien auf ihren Raubzügen auszuplündern. Dergestalt waren die Langobarden, als sie Pannonien in Besitz genommen, auch diesen ihren alten Feinden wieder näher gekommen; Ursache genug, sich mit ihren Beschwerden über diese Nachbarn fleißig an den byzantinischen Hof unmittelbar zu wenden und dergestalt zugleich die Umtriebe und Winkelzüge der Gepiden vor dem Kaiser aufzudecken. Da Paul Diakon über diese Dinge nicht klar und ausführlich genug ist, so müssen die Berichte Prokops über Gepiden und Langobarden um so sorgfältiger erwogen und chronologisch geordnet werden, weil nur dadurch der Zusammenhang der Ereignisse zwischen dem Jahre 526 und 550 n. Chr. begriffen und das Fehlende in Warnefrieds Langobarden-Geschichte nachgewiesen wird. Auch bei den Gepiden war durch Verletzung der Thronfolgeordnung der Friede unter den Großen des Reiches gestört: denn nach dem Ableben des Königs Elemund war Thurisend oder Thorismund zur Krone gelangt und Elemunds Sohn Ustrigoth, freilich noch Jüngling, hatte sich zu den Langobarden flüchten müssen; also daß sich hier ein ähnlicher Zustand der Dinge, nämlich eine Art Spaltung in der Nation, wie bei den Langobarden eingestellt hatte. Dieser Prätendent deckte natürlich an Audoin's Hofe eben so die Blößen Thurisends auf, wie es Ildegisal bei den Slaven und Gepiden gethan, um die Regierung Audoin's verhaßt zu machen oder doch herabzusetzen. Beide Parteien hatten ihre Vertreter am Hofe zu Byzanz; Gesandte gingen hin und her. Immer mehr erhitzten sich die Leidenschaften und die Begierde, sich mit einander

zu messen, wurde nur noch von der Besorgniß unterdrückt, daß man nach Jahre langen Rüstungen dennoch nicht stark genug sei, den Gegner mit Erfolg anzugreifen. Weßhalb sich Langobarden und Gepiden alle Mühe gaben, den Kaiser auf ihre Seite zu ziehen. Die Gesandten beider Nationen trafen in Byzanz zusammen und Justinian entschloß sich, beide Theile zu hören und darnach sich selbst zu entscheiden. Die Langobarden wurden zuerst bei ihm eingeführt und ließen sich also vernehmen: »Erwäget doch ja, daß früher, als noch die Gothen Dazien rechts der Donau gegen Zins inne hatten, die Gepiden es niemals wagten über den Fluß zu setzen, sondern sich mit dem linken Ufer aus Furcht vor den Gothen begnügten. Als sie dann Bundesgenossen und Freunde der Römer wurden, erhielten sie jährlich von den früheren Kaisern und auch von Deiner Freigebigkeit ansehnliche Geldhülfe. Nun möchten wir sie doch selbst gefragt haben, was sie denn wohl den Römern Gutes dafür erwiesen? Sie werden sicher nichts, weder Kleines noch Großes vorweisen können. So lange sie weder Grund noch Gelegenheit hatten, Euch zu schaden, verhielten sie sich zwar ruhig, aber mehr nothgedrungen als aus freiem Willen. Denn auf das linke Ufer hattet Ihr Verzicht geleistet, vom rechten Ufer hielt sie die Furcht vor den Gothen zurück. Die Gepiden, o Kaiser, haben Sirmium von Euch und schleppen Römer in ihre Gefangenschaft; sie rühmen sich, das ganze Dazien dießseits der Donau in ihre Gewalt gebracht zu haben. Aber in welchem Kriege, den sie für Euch oder mit Euch oder gegen Euch geführt, sind sie jemals Sieger gewesen? Für welche Schlacht sind sie mit jenem Lande belohnt worden? Dennoch hatten sie häufige Löhnung und lange vorher, wir denken es gar nicht, von welcher Zeit, Jahrgelder empfangen.« So die Langobarden. Andern Tages wurden die Gesandten der Gepiden vorgelassen, welche unter Anderm auch dieses vortrugen: »Es sei billig, darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Freundschaft der Langobarden mit den Römern noch neu und so zu sagen von gestern her datire, während zwischen Römern und Gepiden die Verbindung und die Freundschaftsverhältnisse alt sind. Jetzt aber, da der Krieg vor der Thüre ist und sie (die Langobarden), ihrer Schwäche sich bewußt, gern den Schritt zurück thun möchten, kommen sie zu Euch, und warum? damit Ihr Römer für sie gegen alle Billigkeit den Krieg führt, als dessen Ursache diese Diebe das uns von Euch verliehene Sirmium mit noch einigen andern Städten Daziens anführen. Das Römerreich hat doch so viele Städte und Provinzen übrig, welche Du Völkern nach Belieben zutheilen und zur Wohnung anweisen kannst, wie Du denn, o Kaiser, wirklich den Franken, Herulern, ja den Langobarden selbst so viele Städte und so große Länderstrecken gegeben, daß man sie kaum zählen kann.« Dieß die Worte der Gepiden, welche der Kaiser jedoch nach langer Ueberlegung unverrichteter Sache zurückschickte, während er mit den Langobarden ein Bündniß schloß und ihnen mehr als 10,000 Reiter unter dem Befehle des Constantin Buza und Aratius zu Hülfe sendete. Diesen schloß sich noch Johannes, der Schwestersohn des Vitalianus, an, dem der Kaiser den Auftrag gegeben hatte, daß er nach Beendigung des Kampfes mit den Gepiden sich sogleich auf den Rückweg nach Italien begebe, woher er gekommen war. Noch fügte der Kaiser die 1500 verbündeten Heruler hinzu, welche Philemuth befehligte.

Dr. Franz Joh. Richter.

(Der Schluß folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

